

NICOLA VOLLKOMMER

SAMMELBAND

Die
Cornwall
Saga

Wie Möwen im Wind



Die Rückkehr des Erben

 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

Die beiden Romane dieses Sammelbandes sind das erste Mal 2015 (Wie Möwen im Wind) und 2017 (Die Rückkehr des Erben) bei der SCM Verlagsgruppe GmbH erschienen. Für die überarbeitete Fassung wurden Figurengestaltung, Erzählperspektiven und Zeitabläufe überarbeitet und konkretisiert und die Romane wurden sprachlich geschliffen. Der Handlungsablauf ist überwiegend gleich geblieben zum Original.

Das Gedicht von Samuel Taylor Coleridge auf S. 320 f. heißt im Original *The Nightingale: A Conversation Poem*, Übersetzung: Brunnen Verlag GmbH

Das Lied auf S. 378 f. ist ein Kindheitsgedicht von Carol Bogan, aus einer privaten Sammlung der Autorin, Titel: *A Little Bird's Song*, Übersetzung: Brunnen Verlag GmbH



© 2025 Brunnen Verlag GmbH, Gießen

Die Nutzung von Bild-, Sprach- und Textdaten für sog. KI-Trainings und ähnliche Zwecke ist nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung erlaubt.

Gottlieb-Daimler-Straße 22, 35398 Gießen

www.brunnen-verlag.de; info@brunnen-verlag.de

Lektorat der überarbeiteten Fassung: Carolin Kotthaus

Umschlagfoto: Arcangel.com / Marc Owen und AdobeStock

Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger

Satz: Brunnen Verlag GmbH

Druck: CPI Books GmbH

ISBN Buch 978-3-7655-2193-5

ISBN E-Book 978-3-7655-7747-5

www.brunnen-verlag.de

NICOLA VOLLKOMMER

Die *Cornwall*-Saga

Wie Möwen im Wind

Prolog

Die Küste bei Cornwall, England 1820

Ein gewaltiges Krachen zerriss die Luft und erschütterte das Schiff. Der Kapitän wurde gegen die Wand der Kabine geschleudert. Sein Kopf stieß gegen etwas Hartes, und ein stechender Schmerz durchschoss seinen Körper. Die Laterne, die von der Decke hing, schaukelte von einer Seite zur anderen. Die Kerze erlosch und die kleine Kajüte, die unter dem Krachen und Reißen unzähliger Holzbretter hin und her schwankte, wurde in Dunkelheit getaucht.

„Gott im Himmel, hilf mir!“ Er kroch auf allen vieren Richtung Tür und zog sich mühsam am Türrahmen hoch. Der Boden schien unter seinen Füßen hin und her zu rollen. Sein Kopf hämmerte, er rang nach Luft.

Von außen schlug etwas mit mächtiger Wucht gegen das Fenster der Kabine. Die dicken Scheiben barsten in Splittern nach innen und eine Flut von eiskaltem Wasser platzte herein. Der Kapitän hatte sich inzwischen über die Türschwelle geschleppt. Er versuchte, die Tür gegen die Gewalt der Wasserfluten zu stemmen. Umsonst.

Er drehte sich um. Halb schwimmend, halb strampelnd bewegte er sich durch das Wasser, das aus allen Richtungen ins Schiff strömte, bis zur Leiter, die aufs Deck hinaufführte. Er klammerte sich an die Reling, während das tosende Wasser seine Hüften umspülte. Kein Passagier war weit und breit zu sehen – immerhin! Sie hatten seinen Befehlen Folge geleistet und waren aufs Deck geeilt.

Oben herrschte blanke Panik. Seile wurden in Eile heruntergelassen,

Passagiere und Seemänner klammerten sich an alles, was Halt zu bieten schien. Das Kreischen von Frauen und Kindern hob sich kurz vom Heulen der Windböen ab und wurde vom tobenden Gewitter wieder verschluckt. Ein gerissenes Tau flatterte im Wind. Das zerfetzte Segel schlug in alle Richtungen.

„In die Rettungsboote!“, schrie der Kapitän, als ob nicht jeder schon mit aller Macht versuchen würde, sich von dem sinkenden Schiff zu retten. Er warf einen Blick nach hinten und sah im schwachen Schein der schaukelnden Laternen, wie das Achterdeck des Schiffes mit einem gewaltigen Stöhnen langsam wegbrach. Das Vorderdeck beugte sich nach vorne. Ein Kind verlor seinen Halt und stürzte schreiend in die eiskalten, dunklen Wassermassen.

Ein grauer Wasserberg, höher als der Mast, raste auf das Wrack zu. Für die Rettungsboote war es zu spät. „Wer schwimmen kann, springe! An Brettern, Fässern und Seilen festhalten!“ Er brüllte so laut, dass es ihm in der Kehle wehtat, mehr aus einem ohnmächtigen Instinktgefühl heraus als aus der Hoffnung, dass ihn irgendjemand hören würde. Der Wind verschlang sofort jeden Laut, der aus seinem Mund kam.

Die Wellen krachten auf das Vorderdeck, das schräg wie ein Hausdach geneigt war. Für einen Moment schien die Zeit stillzustehen. Ein milchiger Halbmond blickte zwischen den schwarzen Wolken hervor und der Wind schwieg für einen Augenblick, der dem Kapitän wie eine Ewigkeit vorkam.

Er blickte hoch. Durch die Gischt und den treibenden Regen sah er in der Ferne die schwarzen, zackigen Umrisse einer Felswand, die in die Höhe ragte wie ein lauender Titan, bereit zu springen und sein Opfer unter sich zu zerdrücken. Unten am Ufer rannten winzig aussehende schwarze Gestalten mit Lichtern in den Händen hin und her. Ein Hoffnungsschimmer flackerte in ihm auf. Jemand hatte Alarm geschlagen und Hilfe geholt!

Wie ein blutrünstiger Jäger, der seiner Beute einen schadenfrohen Todeshieb versetzt, entfesselte der Sturm alle Kräfte, die er noch aufbringen konnte, und schlug ein letztes Mal zu. Ohrenbetäubend, langsam, mit der Würde eines Feldherrn, der bis zuletzt tapfer gegen eine Übermacht gekämpft hat und schließlich kapituliert, sank die *Flying Gull* in ihr wässriges Grab. Der Kapitän wurde mitgezogen.

Ein dröhnendes Rauschen füllte seine Ohren und tobte in seinem Kopf. Gegenstände, die mit in die Tiefe gerissen wurden, schlugen gegen seinen Körper. Er steuerte fieberhaft mit seinen Armen gegen den Sog und versuchte, seinen Körper nach oben zu bewegen. Seine Lungen brannten und waren dem Bersten nahe.

Plötzlich stießen seine Hände an etwas Hartes, Spitzes. Es war ein Felsen. Er fasste tastend danach, klammerte sich daran und zog sich nach oben. Mit einem letzten Kraftakt stieß er seinen Kopf durch die tosende Oberfläche der Wellen und japste nach Luft. Er blickte um sich. Das Wasser war an dieser Stelle noch tief, aber die Lichter am Ufer waren näher, er hörte Stimmen. Gott sei Dank. Es würde Überlebende geben.

„Maggie, Maggie – warte!“, schrie er. „Ich komme! Sag Jake, dass Vater bald heimkommt!“

Ein Stück Holz trieb an ihm vorbei. Er warf sich darauf und fing an, mit seinen Armen und Füßen in die Richtung zu rudern, wo er Stimmen vernahm.

„Da lebt noch einer!“

Zwei Gestalten ruderten in einem kleinen Boot durch die Wellen auf ihn zu. Die Rettung nahte! Doch was war das?

Im Licht der Laternen, die einer der Männer hochhielt, sah er die Klinge eines Messers schimmern.

„Da schwimmt einer! Schnappen wir ihn!“

„Was zum ...? Nein, Nein!“, schrie der Kapitän, als er begriff, was die vermeintlichen Retter beabsichtigten.

Er drehte sich im Wasser auf den Rücken, umklammerte das Stück Holz mit einem Arm und paddelte mit dem anderen Arm um sein Leben – rückwärts, aufs offene Meer zu.

Fünf Monate später

Charlottes Eintritt ins Leben war alles andere als leicht.

„Mrs Earling, Sie strengen sich überhaupt nicht an! Wie können Sie dieses Gebrüll hören und nichts dagegen tun?“

„Weil es zu meiner Aufgabe gehört, dieses Gebrüll auszuhalten!“ Die Hebamme richtete sich auf und stützte die Arme in die Hüften. „Hören Sie um Gottes willen damit auf, die ganze Zeit hin und her zu laufen, Mrs Gibbs! Durch das Geklapper Ihrer Schlüssel kommt das Kind auch nicht schneller zur Welt.“

Die Worte wurden eher ausgespuckt als gesprochen. „So wie Sie herumjammern und nervös mit Ihren Schlüsseln spielen, könnte man meinen, Sie liegen in den Wehen und nicht Lady Agnes!“, fuhr sie die Haushälterin an. „Haben Sie noch nie eine Geburt gesehen?“

Mrs Gibbs verschränkte die Arme und tippte mit einem Fuß auf den Boden. „Auf so eine herrische Stimme höre ich nicht!“, antwortete sie.

Mrs Earling wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn, murmelte etwas über Bedienstete, die das einfache Denken nicht beherrschten, und beugte sich über ihre Patientin. Mit einem feuchten Tuch tupfte sie das schweißgebadete Gesicht um die weit aufgerissenen Augen ab, die ängstlich zur Decke des Himmelbetts starrten. Plötzlich rang die stöhnende Frau nach Luft, griff nach dem Arm der Hebamme und krallte sich daran fest. Ihr Atem kam in kurzen Stößen.

„Bald haben Sie es geschafft, Mylady“, sagte Mrs Earling, „halten Sie nur durch. Gleichmäßig atmen!“ Sie blickte hoch. „Stehen Sie nicht da wie ein dummes Schaf, Mrs Gibbs! Holen Sie Wasser, wischen Sie den Boden, öffnen Sie das Fenster, bringen Sie frische Laken! *Tun* Sie gefälligst irgendwas, damit ich nicht wahnsinnig werde! Wenn dieses Bett sich in einen Sarg verwandelt, dann sind Sie schuld!“

Mrs Gibbs öffnete ihren Mund und klappte ihn wieder zu. Schließlich fand sie ihre Sprache wieder. „Wissen Sie eigentlich, mit wem Sie reden, Mrs Earling? Ist Ihnen bewusst, dass ich als Haushälterin dieses Anwesens Ohren und Augen für Lady Agnes bin und dass nichts in diesem Haus meiner Aufmerksamkeit entgeht?“

„In dem Fall wird es Ihrer Aufmerksamkeit auch nicht entgangen sein, dass Ihre Lady sich gerade in großer Not befindet. Ungeachtet, wie viele Haushälterinnen und enge Vertraute von Lady Agnes in der Gegend herumschwirren – bis diese Not gelindert ist, führe ich in diesem Raum Regie, nicht Sie!“

Mrs Gibbs biss sich auf die Lippen und marschierte zum Fenster.

Die stickige Luft hing wie ein schwerer, unsichtbarer Nebel über dem Bett. Sie roch nach abgestandenem Kräutertee, vermischt mit dem Duft der Lavendelblüten, die in den Tüchern gelegen hatten. Lady Agnes liebte Lavendel. Mrs Gibbs zog den Vorhang zur Seite. Ein Luftzug bewegte sich, kaum spürbar, in den Schatten des riesigen Schlafgemachs. Hier hatte Lady Agnes Greenwold seit Wochen still gelegen und kaum das Tageslicht erblickt. Nun wandte sie ihren Kopf zum Licht und atmete tief ein.

Zwei Möwen schossen laut schreiend über das Haus Richtung Meer.

Eine Wespe flog durch den offenen Fensterspalt und torkelte wie betrunken gegen den Porzellankrug, der neben den Handtüchern auf dem Tisch stand. Es war einer der schwülsten Tage des Altweibersommers, der auf wochenlangen Sommerregen gefolgt war.

Das Pfeifen eines Gärtners drang durch das offene Fenster. Von der fernen Wiese klang das fröhliche Treiben der Apfelernte. Männer vom Dorf schüttelten die Bäume mit langen Stangen, Kinder schrien und sprangen um die Wette, um ihre Körbe mit Obst zu füllen.

Das Summen der Wespe, die Rufe der Männer, das Lachen der Kinder, der Duft des Sommerlieders, der durch das offene Fenster wehte, das Rauschen des Meeres in der Ferne: Jedes Geräusch, jeder Geruch war wie ein Bote aus einer anderen Welt, in der das Leben noch in geordneten, vertrauten Bahnen lief. Sie schienen die geplagte Frau für kurze Zeit zu besänftigen. Die Qualen, die ihre Züge verzerrt hatten, ließen nach, sie keuchte und ihr Atem wurde ruhig.

Aber die Entspannung währte nicht lang.

Plötzlich warf sie sich auf die Seite, krümmte sich und schrie vor Schmerz auf.

„Dieses Kind reißt mich in Stücke!“, kreischte sie. „Mrs Earling, helfen Sie mir, ich kann nicht mehr!“

„Ruhig, ruhig, Mylady, bald ist es so weit!“

Draußen hörte der Gärtner auf zu pfeifen. Er legte die Schere, mit der er die verblühten Rosen abgeschnitten hatte, auf den Boden, bekreuzigte sich, schüttelte den Kopf und fing wieder an zu schneiden, als hinge sein Leben davon ab.

„Mrs Gibbs, halten Sie ihre Beine fest! Es kommt gleich noch eine Welle!“

„Ich tue schon mein Bestes, Mrs Earling“, blaffte die Haushälterin.

Die Hebamme wischte sich die Schweißperlen von der Stirn, dieses Mal mit einem Tuch. Die Gebärende gab einen letzten, markerschütternden Schrei von sich. Danach wurde sie still, während Mrs Earling mit flinken Bewegungen ein zappelndes und nach Luft schnappendes Bündel emporhob. Sie klopfte dem Neugeborenen auf den Rücken, tupfte es mit warmem Wasser ab und wickelte es in eine Decke.

„Mylady, wollen Sie Ihre Tochter nicht willkommen heißen?“, fragte sie.

Die erschöpfte Frau stöhnte. Sie drehte den Kopf zum Fenster und starrte reglos in den Himmel. Dann schüttelte sie den Kopf. „Nein.“

Sie wandte sich Mrs Gibbs zu. „Holen Sie meinen Mann und wecken Sie mich, wenn er kommt.“

„Sofort, Mylady.“

„Sie bringen das Kind eilends zur Amme“, warf Mrs Gibbs der Hebamme in einem forscheren Ton zu. „Frances holt frische Wäsche. Ich kümmer mich um Lady Agnes. Wir brauchen Ihre Dienste nicht mehr.“

Ohne einen Blick auf das neugeborene Kind zu werfen, verschwand die Haushälterin durch die Tür. Das Klappern ihrer Schlüssel war immer noch zu hören, lange nachdem sie gegangen war.

Ein einziger, schauerlicher Schrei einer Silbermöwe begrüßte die Ankunft der kleinen Lady Greenwold.

„Keiner freut sich. Ich schließe daraus, es ist wieder ein Mädchen“, sagte Frances, das Hausmädchen, das ins Zimmer geschlichen war und neugierig auf das kleine Bündel in Mrs Earlings Arm blickte. Sie wischte sich verstoßen eine Träne aus dem Auge.

„Reden wir über etwas anderes, Frances“, seufzte Mrs Earling, während sie den weinenden Säugling in der Armbeuge schaukelte und mit der freien Hand das Fenster schloss. „Hast du es bemerkt? Die Jungvögel sind ausgeflogen und ihre Nester sind leer. Das Weibchen sucht nach seinen Jungen.“

„Es sieht nach Regen aus“, fügte Frances hinzu.

„In mehr als einer Hinsicht, Franny“, war die müde Antwort. „Richte das Zimmer und schaue nach Lady Agnes, bis Mrs Gibbs wiederkommt, dann kannst du gehen. Lady Agnes hat die Geburt überstanden.“

Den Säugling immer noch im Arm, warf Mrs Earling einen letzten Blick auf ihre Patientin, zupfte die Bettdecke zurecht, griff nach ihrem Mantel und Hut, verließ den Raum und eilte die große Treppe zum Haupteingang von *Birch Hollow* hinunter.

Der Weg zum Dorf hatte sich in eine Schlamminne verwandelt, so stark trommelte der Regen auf die Wiesen, Wälder und Straßen. Unter dem Umhang drückte sie das Kind fest an ihren Körper und hoffte, das verzweifelte Schreien dadurch zur Ruhe zu bringen. In der anderen Hand trug sie eine Laterne.

Ein Blitz erhellte für einen flüchtigen Moment den Kirchturm und die Dachgiebel des Dorfes, auf das die Hebamme zueilte. Das ferne Brausen aufgebrachtener Meereswellen vermischte sich mit dem Prasseln der Regenfluten, als ob Meer und Himmel sich verschworen hätten, ihren angestauten Zorn in einem einzigen Ausbruch auf diesen abgelegenen Strich Landschaft auszuschütten.

Mensch und Vieh waren längst in Deckung gegangen, als die einsame Gestalt durch den Schatten des Kirchturms huschte, auf die Silhouette eines Häuschens zu, das sie im Licht der Laterne gerade noch ausmachen konnte.

Sie klopfte hastig an die Tür und stürzte hinein, ohne auf eine Antwort zu warten. Drinnen warf sie ihren Umhang mit einer kurzen Schulterbewegung nach hinten, ungeachtet der Regentropfen, die in alle Richtungen flogen und Pfützen auf dem Steinboden des schmalen Flurs hinterließen.

„Maggie, bist du wach?“, rief sie durch den Flur, „ich habe ein Geschenk für dich!“

Das einzige Lebenszeichen von ihrem Mann, das Lady Agnes Greenwold an dem Abend vernahm, an dem ihre zweite Tochter zur Welt kam, war das Klappern von Pferdehufen auf der Zufahrt. Es wurde immer leiser, bis es vom Sausen des Windes und vom Rauschen der Birken verschlungen wurde.

Natürlich will er von diesem elenden blutigen Häufchen Kind nichts wissen, dachte Lady Agnes. Wenn es ein männliches kleines Wesen gewesen wäre,

hätte sein Gesicht kurz aufgeleuchtet, dann wäre er losgaloppiert, um die gute Nachricht in alle Welt zu verbreiten, dass er einen Erben hatte.

Jetzt hatte sie den Schrecken hinter sich. Immerhin. Hatte diesen Klumpen, der schwer wie ein Stein in ihrem Bauch hing, aus ihrem aufgeblähten Körper herausgedrückt. Sie musste jetzt versuchen, möglichst bald zu alter Frische zurückzufinden. Mit diesem Gedanken schlief sie ein.

Kapitel 1

Fast zehn Jahre später

„Was machst *du* denn hier?“ Das Letzte, was Jake Fenton in diesem Teil des Gestrüpps erwartet hatte, war ein kleines Mädchen, das sich halb hinter einem Baum versteckte. Beinahe wäre er mit ihm zusammengeprallt.

„Das könnte ich genauso gut fragen! Kannst du nicht aufpassen?“

Das Mädchen griff in die Tasche seiner Schürze, die wie ein Vorhang um seinen dünnen Körper hing, suchte vergeblich nach einem Taschentuch und wischte seine Nase stattdessen mit dem Handrücken ab.

„Du hast geweint“, bemerkte Jake. Er trat einen Schritt näher und musterte neugierig ihr Gesicht.

„Na und? Hast du noch nie jemanden weinen gesehen?“ Das Mädchen drehte sich um, verbarg das Gesicht hinter den verschränkten Armen und redete weiter, mehr zum Baum als zu dem Jungen. „Ja, komm nur, mach dich über mich lustig. Erzähl allen im großen Haus und im Dorf, was für eine Heulsuse ich bin!“

Die Kleine fing an, hemmungslos zu schluchzen. Als wäre sie erleichtert, dass sie nicht länger versuchen musste, eine tapfere Miene zu bewahren.

Jake schüttelte den Kopf, streckte eine Hand aus, um ihr tröstend die bebenden Schultern zu tätscheln, zog sie aber wieder zurück.

„Ist schon gut. Warum in aller Welt sollte ich irgendjemandem erzählen, dass du eine Heulsuse bist?“, fragte er stattdessen. „Wer bist du überhaupt?“

Sie hörte schlagartig auf zu weinen, blieb einen Augenblick still und wirbelte plötzlich herum. „Du weißt nicht, wer ich bin?“, fragte sie.

„Nein“, erwiderte Jake mit einem Achselzucken, „woher denn auch?“

Sie machte einen Schritt auf ihn zu, schniefte und hob ihr Kinn. „Ich bin Lady Georgiana Mathilda Franziska Greenwold.“

Er stieß einen leisen Pfiff aus und bot ihr feierlich seine Hand. „Erfreut, Sie kennenzulernen, Mylady. Ich heiße Jake Fenton. Ich bin der neue Stallmeister.“

Zu seiner Bestürzung stampfte Lady Georgiana mit dem Fuß auf den Boden und heulte wieder los.

„Um Himmels willen – habe ich etwas falsch gemacht?“, fragte er.

„Ach, lass mich in Ruhe und kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten!“

Sie drehte sich um, lehnte sich an den Baumstamm und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Ob ich es will oder nicht, jetzt bist du meine Angelegenheit!“ Jake setzte sich auf den alten Baumstamm, der quer über dem grasbewachsenen Boden im Birkenwald lag. „Ich bleibe hier sitzen, bis du mir sagst, warum du weinst. Ich kann so stur sein wie du.“

Es war ein paar Augenblicke still. Als Jake beobachtete, wie Lady Georgiana mit einem verstohlenen Blick nach hinten prüfte, ob er immer noch da war, erhellte sich seine Miene.

„Sag mal, Lady Georgiana, magst du Möwen?“

„Ach, lass die Lady weg“, erwiderte sie mit hängendem Kopf.

Als Antwort ergriff Jake ihre Hand und zog sie mit sich aus dem Dickicht. Er hielt vor einer alten Mauer an, die mit verwilderter Clematis bewachsen war. Sie erinnerte an Tage, in denen dieser Teil des Anwesens ein gepflegter Garten gewesen war.

Ein einzelner Strang wilden Weins hob sich rotleuchtend vom feuchten Dunkelgrün des Mooses ab und schlängelte sich lässig über das Klettergewächs, bevor er in einer Ritze zwischen den grauen Steinen verschwand. Verblühte Stockrosen wuchsen kreuz und quer entlang der Mauer,

verfangen in den stacheligen Brombeerranken am Fuß einer sanften, grünen Anhöhe. Oben am Hang ragte ein alter Turm in die Höhe.

„Zum Turm darf ich aber nicht hin!“

Jake drehte sich um und sah seine Begleiterin zum ersten Mal im Licht der Nachmittagssonne. Ein Blick reichte, um ein rundes Gesicht, Sommersprossen auf einer kleinen Stupsnase, die rot war vom Weinen, zwei eng geflochtene, hellbraune Zöpfe und eine mit Grasflecken verschmierte Schürze aufzunehmen, die viel zu groß war. Eine elegante Lady gab sie nicht gerade ab.

„Du bist aber klein!“, sagte er und als er sah, wie ihre Oberlippe wieder zu zittern begann, erklärte er schnell: „Ich meine, dein Name klingt älter.“

„Ich bin zehn Jahre alt!“

Für ein zehnjähriges Mädchen war sie in der Tat klein und drahtig, aber Jake hielt es für klüger, diesen Eindruck für sich zu behalten.

„Schau, Lady Georgiana, das Nest ist nicht weit von hier, links. Zum Turm gehen wir nicht.“

Schon zog er sie den grasbewachsenen Hügel hoch. Rechts von ihnen sank die Wiese ab und bildete eine Mulde, auf deren anderer Seite die alte Turmruine stand, die sie von der Mauer aus gesehen hatten. Der Weg nach links stieg immer steiler an, bis sie ein kleines Plateau erreichten, das von schwarzen Felsen durchzogen war.

„Dort oben sind die Reste von Möweneiern. Die Jungen sind geschlüpft und üben ihre ersten Segelflüge über dem Meer.“

„Bist du wirklich nur ein einfacher dummer Stallbursche?“, fragte Lady Georgiana außer Atem, während sie mit seinen langen Schritten mitzuhalten versuchte.

„Muss man dumm sein, um ein Stallbursche zu sein?“

„Na ja, die, die ich kenne, sind klein, breit und dunkelhaarig, und sie reden nicht. Sie sind nicht groß, dünn, gesprächig und blond wie du.“

Jake verkniff sich ein Lachen.

„Na, dann darfst du jetzt einen Stallburschen kennenlernen, der schlaksig, blond, redselig und ganze achtzehn Jahre alt ist. Und übrigens bin ich Stallmeister und nicht Stallbursche!“

„Achtzehn Jahre? So alt schon?“

„Sehe ich nicht so alt aus? Oh, schau mal, hier ist das Nest. Hinter diesem Felsbrocken.“

Wenig später streichelte Lady Georgiana mit zitternder Hand die winzigen flaumigen Federn, die verlassen im Nest steckten und in der Brise wehten. Jake beugte sich über ihre Schulter und nahm den Rest einer Schale zärtlich in die Hand.

„Wo sind die Küken jetzt?“

„Sie gleiten über das Land, so weit das Auge sehen kann. Komm, ich zeig's dir.“

Jake führte sie zum Rand des Plateaus, sprang auf einen der flachen Felsen und schaute zu, wie sie sich abmühte, ihm zu folgen. Hilfe wollte sie offensichtlich nicht.

Die Landschaft lag ausgebreitet vor ihnen. Auf der anderen Seite der alten Gartenmauer ging das bewaldete Gestrüpp fast unmerklich in die gepflegte Schönheit des Parks über. Birken standen dicht beieinander und bildeten den Kern des Waldes, an dessen Rändern riesige alte Esskastanien mit wundervoll gewundenen Stämmen standen. In weiter Ferne erstreckten sich Obstwiesen und Stoppelfelder bis zum Horizont. Voll behangene Rebstöcke schmiegt sich an die zum Meer gewandten Südhänge.

Jake fing an zu erzählen, während ein milder Spätsommerwind über ihre Gesichter strich. Er beschrieb die Lebensrhythmen der Möwen. Danach redete er von den Ulmen, Birken und Eichen, die den Park umgaben, von den sanften Hügeln, zwischen denen das Dorf Hipperclove lag und den zackigen Felsen, die das Dorf und seine Umgebung vom Meer trennten und der Sage nach von Riesen und Geistern bewohnt waren. Lady Georgiana hörte gebannt zu.

„Im Herbst zieht die Landschaft ihr schönstes Kleid an“, sagte er ehrfurchtsvoll. „Der Herbst ist außerdem eine feine Zeit fürs Weinen, weil er der beste Tröster ist.“

Er sprach mehr zu sich selbst als zu Lady Georgiana. „Bewahre also all deine Tränen, wenn möglich, für den Herbst. Die Schatten sind länger und dunkler, die Sonne aber goldener. Wenn ich sehe, wie der Septemberglanz der aufgehenden Sonne die Landschaft mit warmem Licht überflutet und den Morgentau auf den Spinnenfäden erleuchtet, sodass sie wie winzige Lichterketten auf den Hecken aussehen, dann muss ich wieder fröhlich werden.“

„Weinst du auch manchmal?“, fragte Lady Georgiana.

„Gelegentlich“, antwortete Jake. „Zum Beispiel, als ich letzte Woche liebe Menschen weit weg in Schottland verlassen musste, um nach *Birch Hollow* zu kommen.“

„Wir sind also beide neu in *Birch Hollow*.“

„So scheint es. Und wer neu ist, ist einsam. Und wer einsam ist, kann, wenn er es will, Freunde überall in der Natur entdecken: Bäume, Felsen, Möwen. Dann nimmt er Worte und malt Bilder mit ihnen und danach ist er nicht mehr so einsam.“

„Deshalb kannst du so schön erzählen“, bemerkte Lady Georgiana. „Übrigens, nennst du mich bitte Charlotte?“

Jake drehte sich rasch zu ihr um und starrte sie an. „Du heißt Charlotte?“ Er hielt inne, als ob er versuchen würde, Puzzlestücke in seinem Gedächtnis miteinander zu verbinden.

Lady Georgiana redete unbeirrt weiter. „Meine Mutter – die Mutter, bei der ich bisher wohnte – nennt mich Charlotte, und sie hat mich lieb. Meine anderen Eltern nennen mich Lady Georgiana, aber ich heule, wenn jemand Lady Georgiana zu mir sagt. Ich bin artig, wenn man mich Charlotte nennt.“

„Daraus soll man schlau werden?“

„Du musst nicht schlau werden, nur machen, was ich sage!“

„Du bist aber eine Dame, die weiß, was sie will“, sagte er schmunzelnd.

„Oh! Der Gongschlag! Ich muss weg! Ich bekomme Ärger, wenn Vater erfährt, dass ich mit einem gewöhnlichen Stallburschen geredet habe!“

Der Zauber der Herbstidylle war gebrochen.

„Ich bin der Stallmeister, nicht der –“

Doch ohne einen Blick zurück rannte Lady Georgiana schon den Hang hinunter. Bis die Kirchenglocke im nahe gelegenen Dorf fünfmal geschlagen hatte, war sie über die Mauer geklettert und in den Birkenwald verschwunden. Jake schüttelte den Kopf.

Noch lange, nachdem Lady Georgiana außer Sichtweite war, blieb sein Blick auf das Gestrüpp, die Mauer und die Birken gerichtet. Irgendetwas rührte sich in seiner Seele. Er hatte das Gefühl, dass ein unsichtbarer Faden sein Schicksal mit dem des Mädchens verband. Als wären sie zwei Herbstblätter vom selben Zweig, die der Wind auseinandergetrieben und auf weit voneinander entfernte Felder geweht hätte.

Er setzte sich ins Gras und musterte die dunklen Wolken, die über den Horizont geschlichen waren. Sie waren noch nicht nah genug, um die sonnengebadete Landschaft in ein düsteres Grau zu verwandeln. Ein kaum erkennbarer Hauch von Orange schimmerte durch das Laub. Als hätte ein Künstler mit seiner Pinselspitze winzige pastellene Spuren auf die grüne Kulisse der bewaldeten Hänge getupft und sie dann zärtlich gestreichelt.

Noch wartete die Landschaft mit angehaltenem Atem auf einen geheimen, für menschliche Ohren nicht hörbaren Startschuss. Dann würde sich das gewaltige Naturschauspiel entfalten – eine Farbenschau in satten Mischungen von Gold, Rot und Orange.

Strahlend, leuchtend, himmlisch.

Ein letzter Ausbruch von Leben, bevor der Winterfrost monatelang wie eine steife Decke über dem ganzen Panorama liegen würde.

Rauch aus den Schornsteinen des Herrenhauses schlängelte sich träge in die Luft und mischte sich mit dem Rauch, der aus dem Garten stieg. Der Gärtner schien einen Sturm zu befürchten und trug einen Armvoll Blätter in die Scheune, bevor der Wind sie aufwirbeln konnte. Bald trübte ein grauer Dunst das Grün der Landschaft und die Luft wurde kühl.

Ein ferner Donnerschlag riss Jake aus seiner Grübeleien. Er stand auf, schüttelte Grasreste von seiner Jacke und marschierte den Hang hinunter. Anstatt zum Stall zu gehen, in dem er neben dem Pferdewirt Frederick ein Zimmer über der Scheune bewohnte, bog er auf der anderen Seite des Birkenwaldes nach rechts und lief mit raschem Schritt über die Brücke Richtung Dorf.

„Ich muss mit Mutter reden“, murmelte er.

Dickon zögerte, bevor er klopfte. Aus der Bibliothek drangen Stimmen durch die geschlossene Tür in den Flur. Der Diensthote sah sich vorsichtig um, dann legte er sein Ohr an die Tür.

„Ich werde mein Recht geltend machen, das ist dir wohl klar, Cousin!“

Eine fremde Stimme. Der Besuch musste überraschend gekommen sein. Die übliche Bestellung von Apfelwein für Gäste hatte es nicht gegeben, nachdem die Bediensteten die Räder der Kutsche auf dem Kies in der Zufahrt gehört hatten.

„Beides falsch, Malcolm. Weder ist es dein Recht noch ist es mir klar. Im gleichen Maß, wie dein Whiskykonsum gewachsen ist, hat deine Intelligenz abgebaut.“

Das war Lord Greenwold. Geschäftlich, eiskalt, souverän.

„Aber zum Glück nicht so stark, dass ich die Gesetze des Landes nicht mehr kennen würde, Winston! Verwandtschaft ist Verwandtschaft. Um Blutsbande kommt kein Lord von *Birch Hollow* herum – und sei er noch so erhaben! Du hast damals durch Lug und Trug vom Bürgermeister einen Sondererlass für dich hergezaubert, damit deine Töchter dich beerben können. Aber der Bürgermeister ist nun tot, das Dokument konnte nach dem Brand nicht mehr gefunden werden. Dein Versuch, sein Verschwinden zu verheimlichen, war vergeblich. Selbst der kleinste Stalljunge weiß, dass deine Sonderregelung damit hinfällig ist. Deine Töchter gehen im Falle deines Todes leer aus. Hoffentlich hast du schon reiche Männer für sie in Aussicht. Ansonsten bin ich dein Nachfolger. Einen männlichen Erben aus dem Nichts hervorbringen, kann nicht einmal ein Lord Greenwold.“

Die Stimme klang spöttisch und schadenfroh. Der Besucher wusste offensichtlich, dass er damit bei Lord Winston auf einen empfindlichen Nerv traf.

Dickon wartete gespannt auf die Reaktion seines Herrn. Ein vollblütiger adliger Wutausbruch würde ihm Stoff liefern, um die Dienerschaft in der Küche einen Abend lang in seinen Bann zu ziehen. Türknallen, Gebrüll, das Hämmern mit den Fäusten auf dem Tisch, hin und wieder eine gebrochene Glasscheibe – das alles hatte Lord Greenwold in seinem Repertoire. Doch dieses Mal hatte sich der Lord im Griff. Er hatte wohl gelernt, lieber auf langfristige Rache zu setzen.

„Natürlich kenne ich die Gesetze des Landes, Cousin“, gab er kontrolliert und gefasst zurück. „Aber dieser Teil des Landes unterliegt anderen Gesetzen, und die bestimme ich. Möchtest du eine Zigarre?“

„Nein, ich möchte mein Recht. Ich will Klartext, feste Garantien. Lang genug redest du nun schon um den heißen Brei herum.“

„Warum hast du es plötzlich so eilig?“

„Ich hatte es schon immer eilig. Ich will dir nur die Mühe sparen, nach einem anderen Erben zu suchen. Ich will meine Zukunft planen. Ein Gentleman braucht seine Sicherheiten, Winston. Du bist nicht mehr der

Jüngste und ich brauche Zeit, um mich mit deiner freundlichen Unterstützung in meine Aufgaben als zukünftiger Herr von *Birch Hollow* hinein-zufinden.“

Die Stimmen wurden leiser, offensichtlich wandten sich die beiden jetzt mehr zum Kamin hin. Dickon drückte sein Ohr fester an die Tür. Lord Winston stand bestimmt am Fenster. Er rauchte seine Zigarren gerne am offenen Fenster stehend.

„Meinst du wirklich, ich lasse mein Anwesen, mein Vermögen, alles, was meine Vorfäter sich in drei Generationen mühsam erarbeitet haben, in den Händen eines trinksüchtigen Grünschnabels, der alles in Grund und Boden wirtschaftet?“

„Mein Rechtsanwalt wird es anders sehen. Glaub mir, er wird wissen wollen, woher ein Schurke aus der Provinz, der sich adelig nennt, sich das Recht nimmt, die Gesetze dieses Landes willkürlich zu den eigenen Gunsten zu ändern, nur weil er keine Söhne hat! Du wirst von mir hören, Cousin!“

Die Stimmen waren wieder laut und aufgeregt. Dickon sprang von der Tür zurück und stürzte ans andere Ende der Eingangshalle. Als ein korpu-lenter Herr, nicht älter als dreißig, mit geballten Fäusten und zusammen-gebissenen Zähnen aus der Bibliothek stürmte und die Tür hinter sich zuschlug, war er längst damit beschäftigt, eine Messinglampe am anderen Ende der Eingangshalle zu polieren.

Er drehte sich um und mimte Überraschung. „Ach! Sie sind es, Sir Forsythe-Drake! Gehen Sie schon? Ihr Mantel, Sir! Ich helfe Ihnen!“

Dickon blickte in zwei kleine, rastlose Augen. Sie wirkten verloren in den aufgedunsenen Falten eines runden Gesichts, das selbst für den be-leibten Umfang des Gentlemans zu groß erschien. Sir Forsythe-Drake roch nach Whisky.

„Was glotzt du, Junge? Sind alle Bediensteten hier so schamlos wie du? Oder bist du überhaupt ein Diensthote? Siehst ja aus wie ein kleiner Stall-junge, der sich aus Versehen hier rein verirrt hat!“

„Wie ein kleiner Stalljunge, der sich aus Versehen hier rein verirrt hat?? Mit meinen 22 Jahren? Bei allem Respekt, Sir, da muss ich protestieren! Ich Sorge höchstpersönlich für Lord Winstons Wohlergehen, Sir! Und auch für das Wohlergehen seiner Gäste!“ Dickon bäumte sich auf, während er

sprach. „Deshalb dachte ich, ich könnte einen Kamm und etwas Pomade für Ihre Haare holen, Sir. Ich helfe Ihnen gerne, sich frisch zu machen.“

„Meinst du, ich bin für eine Schönheitsbehandlung hergekommen, Junge?“

Als der Besucher aufbrauste, schienen seine Augen in den Gesichtsfalten gänzlich unterzugehen, bis sie nicht mehr zu sehen waren.

„Her mit dem Mantel. Zuerst der linke Ärmel. Merk es dir ganz genau. Denn du wirst in Zukunft noch sehr oft Gelegenheit haben, mir in meinen Mantel zu helfen. Gewöhn dich besser gleich daran. Jetzt der Hut. Nein, keine Begleitung nach draußen. Nicht heute.“

Dickon hörte die Schritte des Besuchers auf dem Kies, das Wiehern seines Pferdes und die Stimme von Frederick, der dem Kutscher den Weg nach Newquay erklärte. Erst nachdem das Geklapper der Hufe und das Knirschen der Räder auf der Zufahrt nicht mehr zu hören waren, näherte er sich wieder der Bibliothek, um seinen eigentlichen Auftrag auszuführen.

Ein Dunst von Zigarrenrauch hing in der Luft. Dickon setzte mehrmals an, bevor seine Fingerknöchel die Tür endlich berührten. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen und klopfte leise.

„Herein!“, kam es schroff von innen.

Lord Greenwold stand mit verschränkten Armen am Kamin. Eine dünne Rauchspirale stieg von einer halb gerauchten Zigarre in die Luft, die in einem Aschenbecher auf dem Kaffeetisch lag. „Was gibt es?“

Offensichtlich war ihm nicht nach Plaudern zumute.

„Frances fragt, ob sie das Kind wieder nach Hause schicken soll, Mylord.“

„Welches Ki... Ach, *das* Kind. Das Kind *ist* zu Hause, Dickon!“, fauchte Lord Greenwold. „Sonst noch was?“

Er marschierte zum Fenster. Sein bohrender Blick glitt über den gepflegten Rasen, der von Nebelschwaden umhüllt war.

„Die kleine Lady scheint es anders zu sehen, Mylord.“

Lord Greenwold drehte sich um. Vereinzelte Sonnenstrahlen durchdrangen plötzlich die dunklen Wolken, die über den Park zogen, und stahlen sich durch die Fenster. Die Silhouette des hochgewachsenen Herrn von *Birch Hollow* ließ die Selbstsicherheit eines Mannes erkennen, der sich in den besten Jahren befand und es zu großen Errungenschaften gebracht hatte. In seiner Stimme klang eine Autorität durch, die keine Widerrede duldete.

„Die kleine Lady hat das zu meinen, was ihr Vater meint! Schau nach dem Kamin, Dickon, es wird heute Nacht stürmisch. Und überlass mir gefälligst meine Familienangelegenheiten.“

„Verzeihen Sie, Sir. Ich wollte Sie nur informieren, Mylord.“ Dickon war schlau genug, um seinen Herrn nicht weiter zu provozieren.

Lord Greenwold schloss das Fenster, lief zum Kamin und deutete ungeduldig auf das leere Weinglas, das auf dem kleinen Tisch neben seinem Sessel stand.

„Entschuldigung, Mylord!“ , sagte Dickon hastig und füllte das Glas aus einem danebenstehenden Krug nach. Er zog Lord Greenwolds Sessel in die Nähe des Kamins und klopfte die Kissen zurecht.

„Wenn du fertig bist, darfst du gehen, Dickon. Einen Tee wünsche ich heute nicht.“

Dickon zögerte.

„Was gibt’s denn noch, Junge?“

„Die eigentliche Frage, die ich stellen will ...“ Dickon holte tief Luft. Warum gab es keine ungefährliche Art, unbequeme Informationen loszuwerden?

„Sie wünschen sich vermutlich eine neue Gouvernante, oder Sir? Miss Smithson hat gekündigt. Lady Georgiana hat sie in die Hand gebissen und ihr ins Gesicht gesagt, dass sie die hässlichste Frau der Welt sei, weil sie Warzen am Kinn habe, aus denen schwarze Haare wachsen. Danach hat Lady Rosalinde gedroht, Lady Georgiana die Zöpfe abzuschneiden. Sie wollte ihre Schwester außerdem erdrosseln, ihre Puppe enthaupten und sie samt ihrer Puppe in den Keller sperren. Als Antwort hat Lady Georgiana Lady Rosalindes neuen seidenen Schirm in den Fluss geworfen. Die Seide ist ruiniert. Wir mussten nach dem Arzt senden, weil Lady Rosalinde so außer sich war. Sie wälzte sich schreiend auf dem Boden und drohte, bewusstlos zu werden. Sie musste Beruhigungsmittel einnehmen. Wir machen es im Dorf bekannt, dass die Stelle wieder frei ist.“

Mit einem einzigen atemlosen Wortschwall war er seine Nachricht losgeworden.

Lord Greenwolds Gesichtszüge verhärteten sich. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, presste dann aber die Lippen zusammen und machte zwei Schritte in die Mitte des Raumes, wo er die noch schwelende Zigarre in den Aschenbecher drückte. „Wo ist das Kind?“

Dickon trat instinktiv einen Schritt zurück. Seine Hand tastete hinter seinem Rücken nach der Türklinke. Der Lord murmelte noch etwas, das Dickon nicht verstand, und starrte auf den Boden.

Dickon zögerte. „Die Kleine hat sich in ihr Zimmer eingeschlossen und weigert sich, herauszukommen. Sie schreit, dass sie wieder nach Hause möchte und dass sie nicht mehr auf den Namen Georgiana antworten wird, weil sie Charlotte heiÙe. Mrs Gibbs kümmert sich um Lady Rosalinde. Frances ist ratlos und auÙer sich.“

„Genug, Dickon!“

Lord Greenwold machte auf dem Absatz kehrt und marschierte zur Tür hinaus, ohne den Diener eines weiteren Blickes zu würdigen. Seine Tritte auf den Marmorstufen der großen Treppe dröhnten durch den Flur, scharf und zackig wie ein Widerhall des eiskalten Zorns, der in seinen stahlgrauen Augen stand.

Dickon schüttelte den Kopf. Er hoffte für Lady Georgiana, dass der Ärger des Lords sich legte, bis er oben ankam.

Er warf einen verstohlenen Blick um sich, führte die immer noch leicht glimmende Zigarre mit einer flinken Bewegung zum Mund und zog genüsslich daran, bevor er sie endgültig löschte. Danach legte er frische Kohlen auf den Feuerrost im Kamin und kratzte die Asche, die darunterlag, mit der Schaufel heraus. Die Bibliothek war Lord Greenwolds Refugium. Abends mochte er es warm.

An diesem Abend verzichtete der Lord auf seinen üblichen Platz vor dem knisternden Feuer in seiner Bibliothek. Die Dämmerung war hereingebrochen und die Temperatur schlagartig zurückgegangen, als er das Haus verlassen hatte. Oben am Himmel ballten sich Gewitterwolken zu gewaltigen, dunklen Türmen in die Höhe. Donner grollte in der Ferne. Der Gutsherr blickte besorgt auf das bedrohliche Schauspiel, das sich über ihm entfaltete, und beschleunigte seine Schritte. Erste Regentropfen platschten auf den gepflasterten Weg, der von der Tür des Herrenhauses nach links über den Rasen zu den Pferdeställen führte.

„Kein langer Ritt, aber ein schneller, Frederick. Bring mir Tedwin, er

ist schnell wie der Wind. Übernachtung in St. Ives. Ja, auch bei Gewitter. Hören Sie auf, mich anzustarren und richten Sie den Sattel. Volle Montur heute!“

Lord Greenwold trieb sein Pferd mit dem Eifer eines Mannes an, der um Leib und Leben kämpft. Der Hengst kannte den Weg gut, auch bei trübem Licht und prasselndem Regen. Plötzlich schleuderte der Sturm einen gezackten Blitz an den pechschwarzen Himmel, der die Silhouette der Stadt St. Ives mit ihrem Kirchturm und den Dächern erhellte. Ein Donnerschlag knallte durch die Luft. Das Pferd bäumte sich auf und stellte sich wiehernd auf die Hinterbeine.

„Was hast du bloß, verdammtes Tier?“ Lord Greenwold schlug dem Hengst auf die Flanke, der daraufhin im Galopp weiterpreschte.

Kurze Zeit später hielten Pferd und Reiter vor dem *Barrel and the Bottle*, einem Gasthaus in der Mitte von St. Ives.

„Mr Linreed erwartet Sie, Mylord“, verkündete der Diensthote, der aus der Tür gerannt kam, sobald er die Hufe auf dem Kopfsteinpflaster gehört hatte. Schon sprang Lord Greenwold die zwei Stufen zur Haustür hoch.

„Ich übernachtete. Reiben Sie das Pferd ordentlich trocken, Sam!“, rief er über die Schulter zurück.

Lord Greenwolds Stammplatz befand sich in der hinteren Ecke der Trinkstube im Schatten eines dicken Samtvorhangs, der das Fenster zum Hinterhof des Gasthauses zur Hälfte verdeckte. Seinem Ruf als Mann des Volkes, der es nicht für unter seiner Würde hielt, sich in der Schankstube unter das Arbeitsvolk zu mischen, wurde er gerne gerecht.

Der muffige Geruch, eine Mischung aus kaltem Stein und uralter polierter Eiche, war im hinteren Teil des Raums am intensivsten. Bald nach der Ankunft des Lords wurde die Luft von Zigarrenrauch überlagert. Regen prasselte gegen das Fenster. Der feuchte Mief von Schweiß und durchnässten Mänteln hing in der Luft. Die Kerze auf dem Eichentisch tauchte die Gesichter der zwei Männer, die einander gegenüber saßen, in orangefarbenes Licht, und die Biergläser auf dem Tisch warfen flackernde Schatten.

Die Feldarbeiter am anderen Ende der Wirtsstube waren in Hochstimmung. Unter lautstarkem Gelächter leiteten sie das Ende eines langen Tages auf den Obstwiesen mit großzügigen Schlucken aus Krügen mit frischem Apfelmose ein. Den beiden Gentleman schenkten sie keine Be-

achtung. Die Stammkunden hatten sich längst an den Anblick des hochgewachsenen Gutsherrn in Gehrock und Hut gewöhnt, der immer am gleichen Platz am hinteren Tisch saß, mitten im Qualm von Zigarrenrauch und verstrickt in ernste Verhandlungen mit Geschäftspartnern.

Der Wirt war stolz auf seine vornehme Kundschaft. Mit eiserner Konsequenz beachtete er das oberste Gebot im Umgang mit dem Adel: Discretion. Das Gerücht, dass Lord Greenwold ein eigenes Zimmer oben in *The Barrel and the Bottle* gemietet hatte, bestritt er nicht. Böse Zungen behaupteten, der Adlige verköstige nicht nur Geschäftspartner unten in der Stube, sondern gern auch Damen im oberen Gemach.

„Der Plan läuft, Lord Greenwold?“

Der junge Mann, der auf den Lord gewartet hatte, fuhr sich mit der Hand nervös durch die blonden Haare, beugte sich nach vorn und stützte seine Ellbogen auf den Tisch.

„Sonst hätte ich Sie nicht hierherbestellt, Mr Linreed!“

„Und warum auf einmal so eilig, Mylord?“

Der Gutsherr lehnte sich in seinem Stuhl zurück und zog an seiner Zigarre.

„Ich habe in den sauren Apfel gebissen und das Mädchen nach *Birch Hollow* geholt.“

Er blies den Rauch langsam aus.

„Sieh mal einer an. Und Sie sind von seiner Anmut geblendet.“

Lord Winston erstickte beinahe an seiner Zigarre. Er hustete, lachte hämisch, hob sein Bierglas zum Mund und nahm einen großen Schluck. Er wischte sich den Mund mit einem Tuch ab und stellte das Glas auf den Tisch.

„Nein, mein Freund. Von seiner Hässlichkeit!“

„Was, Sie wollen mir eine hässliche Braut unterjubeln? Und wenn sie bis dahin schön wird und ein anderer sie begehrt? Sie ist noch jung.“

„Schön wird sie nie. Aus matten Augen werden keine reizvollen. Stupsnase bleibt Stupsnase. Sommersprossen verschwinden nicht mit den Jahren. Und die Haare – dünn und fad. Pah! Dass das kleine Weib von mir stammen soll ...? Ich erkenne aufkeimende weibliche Reize, wenn ich sie sehe. Hier wittere ich keine.“

„Und ich soll sie in zehn Jahren zur Frau nehmen.“

„Noch früher, wenn es sein muss. Sagen wir, in acht Jahren. Welche Weiber Sie sich am Ende ins Bett holen, das bleibt Ihre Sache.“

Mr Linreed trommelte in Gedanken versunken mit den Fingern gegen den Bierkrug.

„Sie denken wirklich, das lässt sie mit sich machen, Mylord?“

Der Wirt brachte einen zweiten Krug Bier und Lord Greenwold gab Mr Linreed ein Zeichen zu schweigen, bis er sich wieder entfernt hatte. Dann erst gab er eine Antwort.

„Sie wird keine andere Wahl haben, Mr Linreed. Manieren hat sie keine, wird sie auch nicht haben. Eine Frau aus dem Dorf hat sie großgezogen. Ihr ordinäres Verhalten passt zum unansehnlichen Äußeren. Schlau ist sie nicht. Ich Sorge dafür, dass es so bleibt. Sie wird wahrscheinlich eine ungeschliffene, aber eingebildete Landpomeranze werden. Für einen Bauern zu fein, für einen Grafen zu grob. Wie geschaffen für eine Spielfigur auf meinem Schachbrett.“

Er lachte schadenfroh, bis ein Hustenanfall ihn überkam, er sich verschluckte und nach Luft ringen musste. Mr Linreeds Blick fiel auf eine Narbe an der rechten Seite seines Halses. Die Haut war an dieser Stelle glatt, schimmerte rötlich-lila und spiegelte den Kerzenschein wider. Das von grauen Strähnen durchzogene Haar des Lords war nach hinten gekämmt, immer noch feucht vom Regen. Seine Gesichtszüge wirkten müde im gedämpften Licht, aber seine Augen blitzten scharf und energisch, während er weiterredete.

„Und dann eines Tages, zu der Zeit, wenn das hungrige Herz eines jungen Weibes nach Liebe zu lechzen beginnt, tritt ein großer, blonder Gentleman in ihr Leben, verdreht ihr den Kopf und wirbt um ihre Hand. Die Aussicht auf feine Abendroben, modische Hüte und den Neid ihrer ganzen Bekannten lässt sie natürlich nicht kalt. Bis dahin ist aus dem spärlichen und samtweichen Haarwuchs an Ihrem Kinn, Mr Linreed, ein stattlicher Bart geworden, und Ihre bleichen, dünnen Arme haben sich in vorzeigbare Muskeln verwandelt. Warten Sie nur ab, wie sie förmlich dahinschmilzt, wenn Sie Ihren Mund auf ihre Lippen drücken und ihr ewige Liebe schwören!“

Es war kurz still.

„Ich will es schriftlich, Mylord.“

Lord Greenwold bückte sich und kramte in seiner Tasche nach einer Ledermappe.

Das hämische Glitzern in seinen Augen entging dem jungen Mann nicht. „Warten Sie, Mylord. Was ist mit dem Gesetz des Landes? Und Ihrem nächsten männlichen Verwandten?“

„Ha! In acht Jahren sind *Sie* mein nächster männlicher Verwandter, mein Freund. Blutsverwandtschaft hat hier nichts zu sagen. Ein Schwiegersohn ist in diesem Fall so gut wie ein Sohn. Die Obrigkeiten sind froh, wenn das Anwesen im bisherigen Sinn weitergeführt wird. In anderen Küstenstädten treiben Schmuggler ihr Unwesen und lösen Kleinkriege und Anarchie aus. Dass bei uns Ruhe und Ordnung herrschen, ist den Ratsherren in Truro, St. Austell und St. Ives nicht entgangen. Solange das der Fall ist, drücken sie bereitwillig beide Augen zu und überlassen uns unsere Erbangelegenheiten selbst. Sie sind mit Wichtigerem beschäftigt. Außerdem sind wir hier nicht in London, Mr Linreed. Diese Küste ist ein rauer Landstrich und folgt ihren eigenen Gesetzen.“

Er warf dem jungen Mann einen vielsagenden Blick zu.

„Und der Fluch, Mylord?“

„Ach, der hat nichts als Vorteile gebracht. Diesen Quatsch soll die Bevölkerung ruhig weiter glauben. Es gibt keinen besseren Nährboden für satte Umsätze als ein Aberglaube, der keine Fragen stellt. Aus dem ‚verfluchten Land‘ ist ein ergiebiges Paradies geworden. Ganz Hipperclove lebt von unserer Obsternte, Mr Linreed.“

„Und wenn Ihnen ein männlicher Erbe geboren wird, Sir? Lady Greenwold ist noch jung.“

Lord Winston winkte den Wirt zum Tisch. „Tintenfass und Schreibfeder, Herr Wirt.“

„Sofort, Mylord.“

„Hören Sie mir gut zu, Junge.“

Der Lord beugte sich nach vorne über den Tisch. Seine Stimme verriet eine Spur von Ungeduld. „Es gab einmal ein Testament, das, in der Abwesenheit eines männlichen Nachkommen, meinen Töchtern das Erbrecht von *Birch Hollow* zusprach. Dieses Testament verschwand, als der Flügel des Hauses abbrannte, in dem meine Mutter lebte. Es gibt keine Kopie davon. Es war selbstverständlich meine feste Absicht, einen männlichen

Erben zu zeugen. Stattdessen gebar mir meine Frau eine Tochter, zwei tote Söhne und noch eine Tochter. Einen weiteren Sohn wird es nicht geben. Das Einzige, was meine Frau und ich gemeinsam haben, ist eine abgrundtiefe Abscheu vor dem Gedanken, auch nur für eine weitere Nacht das Bett zu teilen. Diese Ehe existiert nur auf dem Papier.“

„Wenn Sie Ihre Erbfolge in diesem gesetzlosen Teil des Landes selber bestimmen können, dann ernennen Sie doch einen illegitimen Sohn zum Erben, Mylord.“

Lord Greenwold schlug mit beiden Handflächen auf den Tisch. „Machen Sie keine Witze, Mr Linreed. Meine Bastarde bleiben soweit wie möglich aus dem Spiel. Sie existieren nur, wenn ich will, dass sie existieren. Solch einen Skandal kann selbst ich mir nicht leisten. Außerdem verlangt das Anwesen nach einem Nachkommen, der die Geschäfte kennt und das Vermögen verwaltet. In acht Jahren sind Sie sechszwanzig und Lady Georgiana achtzehn – ein Traumpaar. Bis dahin haben Sie Ihr Handwerk gelernt und meine Tochter ist froh über jeden Gentleman, der auch nur einen Blick in ihre Richtung wirft.“

„Und Lady Rosalinde? Sie ist immerhin die Ältere.“

Lord Winston machte eine abfällige Handbewegung. „Lady Rosalinde ist ein verhätschelter Dickkopf. Sie hat nichts als Seifenblasen und Watte in ihrem Gehirn. Mit ihrem goldenen Lockenkopf, den großen blauen Augen und einer wohlgeformten Gestalt wird sie irgendeinen Grafen an Land ziehen, der ihr hinterherläuft und dumm genug ist, sich von ihren Reizen betören zu lassen. So einer ist zu riskant als Nachfolger. Ich brauche jemanden, der vom selben Holz wie ich geschnitzt ist. Sonst noch Einwände?“

Lord Greenwold lehnte sich zurück und wartete, bis der Wirt Tintenfass und Schreibfeder auf den Tisch gelegt hatte. Es war ein paar Augenblicke lang still.

„Ich soll also die Last Ihres Erbes auf mich nehmen, dazu eine hässliche Tochter, die kein anderer will –“

„Und dafür bekommen Sie ein Vermögen, das Ihre Freunde gelb vor Neid werden lässt, Ihren Verwandten schlaflose Nächte bereitet und Ihre Feinde das Zittern lehrt. Wer mich beerbt, erbt die Geheimnisse, die mich und meine Vorväter reich gemacht haben. Die Welt liegt Ihnen zu Füßen.“

Er hielt kurz inne. „Und wenn nicht Ihnen, dann meinem Cousin Malcolm Forsythe-Drake. Kaum eine Woche vergeht, in der er nicht versucht, seinen Anspruch geltend zu machen. Erst heute stand er bei mir in der Bibliothek.“

„Deshalb so eilig. Verstehe.“

„Wenn Sie Nein sagen, schicke ich die Kleine zu ihrer Bäuerin zurück. Der viele Ärger, den sie mir macht, wenn sie im Herrenhaus bleibt, muss wenigstens für etwas gut sein.“

Lord Greenwold hob sein Bier zum Mund. Bevor er einen Schluck nahm, blickte er Mr Linreed über den Rand des Glases direkt in die Augen. „Übrigens, eine unerwünschte Braut kann, wenn nötig, beseitigt werden, nachdem sie ihren Zweck erfüllt hat.“

Das kalte Glitzern stand in seinen Augen. Sein Gesicht war rot angelaufen, die Narbe am Hals pulsierte. Er leerte sein Glas und wischte sich den Mund noch einmal mit dem Tuch ab. „Und wenn Sie sehr viel Glück haben, verlieben Sie sich in das Mädchen!“

Beide Männer lachten laut.

Das Dokument wurde unterzeichnet. In zweifacher Ausfertigung. Es machte Mr Linreed zum rechtmäßigen Erben von *Birch Hollow* – Gut, Vermögen und Tochter mit eingeschlossen. Ein fester Händedruck besiegelte das Abkommen und der junge Mann staunte über den glücklichen Zufall, der ihn als Kind aus bescheidenen Verhältnissen zum zukünftigen Inhaber von *Birch Hollow* und zum vermögendsten Mann in ganz Cornwall machen sollte.

Kapitel 2

Zwei Monate später

In der Küche von *Birch Hollow* herrschte Feierabendstimmung nach langen Arbeitstagen. Die Apfelernte war in vollem Gange. Auf verschwitzte Stunden auf den Obstwiesen folgten Abende in der feucht-fruchtigen Kühle zwischen den dicken Steinmauern der Wirtschaftsräume. Große Berge von Äpfeln lagen in Körben neben der Tür, die zum Gemüsegarten führte.

Die Aussicht auf Apfelkonserven und Apfelwein, auf dampfenden *Apple Pie* und heißen Apfelauflauf in den kalten Wintermonaten beflügelte die fleißigen Hände. Helfer vom Dorf waren in *Birch Hollow* eingetroffen, um schadhafte Obststücke auszulesen und faule Stellen auszuschneiden. Nichts wurde verschwendet. Mostäpfel wurden für die Weinfässer, angeschlagene Obststücke als Futter für die Pferde ausgesondert. Die Bediensteten des Herrenhauses arbeiteten bis in den Abend hinein.

„Gott sei Dank, gerade noch rechtzeitig vor dem Gewitter! Sogar Mrs Gibbs wird's schwer haben, ihre Krallen auszufahren, wenn sie sieht, wie viel wir geschafft haben!“ Harriet, der Köchin, war die Erleichterung ins Gesicht geschrieben. Sie schleppte einen vollen Korb in die Mitte der Küche.

Dickon und Franny zogen zwei Holzstühle heran und stürzten sich auf das frisch geerntete Obst, während Harriet Einmachflaschen zum Reinigen bereitstellte.

„Mrs Gibbs soll sich von der Küche fernhalten“, sagte Franny. „Je weniger sie sich hier unten sehen lässt, desto besser können wir arbeiten, findet ihr nicht auch? Sie soll sich um Lady Agnes kümmern. Es bringt mich zur Weißglut, wie sie im ganzen Haus herumgeistert, als ob ihr alles gehören würde.“

„Mrs Gibbs wird sogar im Himmel beim lieben Gott herumgeistern, als ob ihr alles gehören würde“, warf Dickon ein und bekreuzigte sich

spöttisch. „Wenn sie überhaupt dort hinkommt, was ich nicht hoffen will. Ob schwarze, bis zum Kinn zugeknöpfte Kleider vom lieben Herrgott zugelassen werden?“

„Pass bloß auf, dass *du* dort hinkommst, du Lästermaul“, rügte Harriet und schüttelte ihr Messer in seine Richtung.

„Nach so einem schwülen Spätsommer wird der *Cider* besonders süß sein.“

Ihr beiläufiger Ton verriet, dass ihr in Wirklichkeit etwas anderes auf dem Herzen lag und sie nur auf einen Wink der anderen wartete.

Dickon schnitt schließlich das Thema an, das alle beschäftigte. „Sag mal, Franny, stimmt es, dass er ihr eine ordentliche Tracht Prügel verpasst und sie grün und blau geschlagen hat?“

„Wer wen?“, fragte Franny. Sie warf einen unschuldigen Blick in die Runde und zog eine Augenbraue hoch. Ihre Hände, die mit flinken Bewegungen Äpfel sortierten, wurden keinen Moment langsamer.

„Lord Greenwold die kleine Lady, du Dummerchen!“ Dickon legte sein Messer auf den Boden. „Spann uns nicht auf die Folter, Franny. Ich will es wissen.“

„Warum redest du plötzlich so leise?“, sagte Franny lächelnd und schob eine verwaiste Strähne ihrer lockigen dunklen Haare unter ihre Haube. „Mach lieber die Tür für Frederick und Jake auf. Ich höre Stiefel im Gang.“

Doch das war nicht nötig. Die Tür wurde bereits von der anderen Seite geöffnet. Frederick zog seine Jacke aus und klopfte die Regentropfen ab, bevor er sie an einem Haken neben der Tür aufhängte.

„Jake ist zu seiner Mutter gegangen. Ich leiste euch Gesellschaft und helfe mit den Äpfeln.“

„Du meinst, in Wirklichkeit willst du Neuigkeiten erfahren“, warf Dickon ein.

„Hältst du mich für so vorwitzig?“, gab Frederick zurück. „Nein, ich wollte euch mit meiner üblichen Selbstlosigkeit unter die Arme greifen. Aber wenn es Neuigkeiten gibt, raus damit!“ Er zog seine Gartenhandschuhe aus und wärmte seine Hände am Herd, unter dem noch Reste von Kohle glühten.

Dickon zog einen Schemel für ihn heran und reichte ihm ein Messer. „Die Kleine sah beim Dinner gefasst aus, nicht so, als ob sie Prügel eingesteckt hätte. Sie hatte nur geschwollene Augen“, erzählte er.

„Ach ja? Seit wann fällt es dir auf, wenn eine Dame weint?“ Wieder zog Franny die Augenbraue hoch. Die Haarsträhne war erneut aus der Haube gerutscht. Dieses Mal schob sie sie nicht zurück, sondern drehte sie um einen Finger.

„Bei bestimmten Damen würde es mir sehr wohl auffallen.“ Dickon blinzelte Franny zu, während er sich an Frederick wandte.

„Zurück zu den Neuigkeiten“, sagte er. „Heute bekam Lord Greenwold von einem aufgebrachteten Gentleman Besuch. Es ging um einen Erbstreit, den Lord Greenwold gewinnen wird, weil er immer gewinnt. Danach durfte ich ihm die Nachricht überbringen, dass Miss Smithson gekündigt hatte. Und so, wie Mylord da aus der Bibliothek gestürmt ist, muss ein ordentliches Gewitter über Lady Georgiana hereingebrochen sein. Ihr wollt sicher wissen, wie sich das Gespräch angehört hat.“

„Wir haben wohl keine andere Wahl“, kommentierte Harriet trocken. Dickon erhob sich und ahmte jede Geste, den Tonfall und sogar die Körperhaltung von Lord Winston so glaubwürdig nach, dass die Bediensteten sich vor Lachen krümmten.

Plötzlich kniff er die Augen zusammen, fuhr mit den Händen durch seine Haare, bis sie zerzaust waren, blickte hektisch hin und her und sagte: „Darf ich mich vorstellen? Ich bin Sir Forsythe-Drake. Euer zukünftiger Lord von *Birch Hollow*. Ich habe einen schwabbeligen Mund, fette Backen und blonde, verschwitzte Haare, aber ich verspreche euch, hier wird Zucht und Ordnung herrschen! Schaut meine eiserne Faust an! Ihr seid alle zu faul geworden!“

Er blickte die anderen mit großen Augen an und seine Stimme nahm einen gespenstigen Klang an. „Kein Gelächter mehr in der Küche! An Regentagen werden wir alle zusammen mit den Mönchen heulen!“

Harriet ließ ihr Messer fallen und riss die Augen auf. „Dickon, wie kannst du nur! Wenn Mrs Gibbs das hört und dich verrät, bist du deine Arbeit los. Du weißt, dass die Mönche Pech bringen! Fließt gar keine Gottesfurcht mehr in deinen Adern, du elender Witzbold?“

Zur Antwort griff Dickon nach zwei Äpfeln und jonglierte mit ihnen, bevor er sich wieder hinsetzte und weiter sortierte.

„Es kümmert mich keinen Deut, was der Drache Gibbs meint. Wenn du Lord Greenwolds neue Kutsche und seine Vollblutpferde ‚Pech‘ nennst, dann möchte ich auch das Pech haben, das die Mönche bringen!“

„Du forderst das Schicksal mit deiner Dreistigkeit heraus, Junge!“, drohte die Köchin.

„Der Lord wollte seine Sporen“, warf Frederick hastig ein, bevor Harriet wieder schelten konnte. „Wenn er so reitet, wie er losgesprungen ist, dann habe ich nachher Arbeit, das Pferd wiederherzustellen.“

„Die Tochter hat mehr zu fürchten als die Pferde, glaubt’s mir!“, sagte Dickon. Es war kurz still.

„Er will sie hierbehalten.“ Franny war plötzlich ernst. Alle Augen richteten sich auf sie.

„Auf einmal? Das Mädchen interessiert ihn doch die Bohne!“, erwiderte Frederick.

„Ich ahne nichts Gutes. Er ist nur wohlwollend, wenn es ihm etwas bringt“, fuhr Franny fort.

„Zuckerbrot und Peitsche. So machen es diese machthungrigen Herren. So hat er wohl vor, das Kind auf die Spur zu bringen. Schläge – und dann Zugeständnisse. Beispielsweise darf Maggie sie auf einmal besuchen, aber nur wenn sie –“

„Was für einen Unfug erzählst du da, Frances?“ Mrs Gibbs hagere Gestalt stand in der offenen Tür. Sie hatte sich unbemerkt herangeschlichen.

Franny zuckte zusammen, schlug sich die Hand auf den Mund und drehte sich um. „Mrs Gibbs, wir unterhalten uns nur –“

„Ich schlage vor, dass wir diesen Tag nun abschließen“, unterbrach die Haushälterin sie erneut. „Es wird euch interessieren, dass Lord Greenwold auf einer Geschäftsreise ist. Er lässt ausrichten, dass Lady Georgiana trotz ihres unangebrachten Verhaltens hierbleiben wird. Es gibt keinen Grund zur Aufregung.“

Ihr Ton wurde bissig. „Verstanden, Dickon? Es gibt kein Drama. Es tut mir leid, dich enttäuschen zu müssen. Und Frances, wenn ich noch einmal mitbekomme, dass du Gerüchte verbreitest, dann hat das Folgen“, fügte sie mit einer drohenden Miene hinzu. „Auch verstanden? Ihr wisst ja, ein Wort von mir zu Lady Agnes genügt und ihr könnt alle gehen.“

Damit drehte sie sich um und verschwand. Der Klang ihrer Schlüssel halte durch den Gang, bis eine Tür in der Ferne zuknallte und Stille zurückließ. Sämtliche Hände ruhten verschreckt, jeder blickte nach unten vor sich auf den Tisch.

Schließlich löschte Harriet eine der Kerzen und nahm die andere in die Hand. „Wenn ihr Licht für den Gang nach oben braucht, müsst ihr jetzt mitkommen.“

„Unheimlich“, flüsterte Dickon Franny zu. „Genauso eine stürmische Nacht war es damals, als die Kleine geboren wurde. Da haben die Mönche auch geheult!“

„Von Mönchen solltest du lieber die Finger lassen.“

„Aber von dir nicht, falls ich dir gerne einen Gutenachtkuss geben würde?“ Dickon schien nie lang zu brauchen, um sich von Mrs Gibbs' Angriffen zu erholen.

Franny errötete. „Dickon, ich bin nicht die Sorte Mädchen für so etwas. Ich bin mit meinen siebenundzwanzig Jahren doch schon bald eine alte Jungfer. Aber wenn du aufhörst, ein eitler Spötter zu sein und ein ordentlicher Kerl wirst, der eine Familie ernähren kann, dann wird irgendeine hübsche Frau ein Auge auf dich werfen.“

Sie warf ihm einen koketten Blick zu und eilte leichten Schrittes hinter Harriet und Frederick her. Das Licht der schwindenden Kerze flackerte schwach an den steinernen Wänden.

Dickon zog die Tür der Küche hinter sich zu und folgte den anderen. „Und ob ich eine Familie ernähren kann. Ich werde es dir beweisen“, murmelte er vor sich hin, „warte nur ab!“

Als sich Jake mit festen Schritten auf dem Kopfsteinpflaster seinem Elternhaus näherte, ging dort bereits die Tür auf.

„Was, lauerst du schon die ganze Zeit hinter der Tür?“, fragte er lachend, als er seine zierliche Mutter in den Arm nahm und ihren Kopf an seine Brust drückte.

„Ich warte den ganzen Tag auf den Klang deiner Schritte. Ich erkenne sie schon aus der Ferne. Dein erster Besuch war so kurz. Hinein mit dir, Junge, ein Unwetter ist im Anmarsch.“

Jake bückte sich durch die niedrige Haustür und betrat hinter Maggie die kleine Wohnstube. Mutter und Sohn setzten sich an den Küchentisch. Maggie blickte ihren Sohn mit leuchtenden Augen an.

„Und wie waren die ersten Tage in *Birch Hollow*, Jake? Erzähl mir alles!“

Ihr Blick war forschend auf sein Gesicht gerichtet, und sie lächelte, als er sich nach vorne beugte und ihre Hände in die seinen nahm.

„Sie waren gut, Mutter“, versicherte er ihr. „Aus Lord Winston werde ich nicht schlau, aber er muss großes Vertrauen in mich haben. Ich habe meine eigene Werkstatt in der Scheune neben den Pferdeställen und darf der Mann für alles sein. Ich werde ihm zeigen, wie gut ich Wagen, Gartenwerkzeuge und Ackergeräte instand halten kann und wie flink ich Kupfer, Messing und Eisen hämmern und biegen kann. Bald wird er sich fragen, wie er jemals ohne mich ausgekommen ist!“

„Dann hat es sich gelohnt, dich so viele Jahre zu entbehren, damit du ein ordentliches Handwerk lernst, mein Sohn.“

„Und wie es sich gelohnt hat, Mutter! Du wirst es nicht bereuen. In Onkel Theodors Schmiede habe ich gelernt, Metall zu bearbeiten, und in Edinburgh brachte man mir bei, was Pferde brauchen. Lord Greenwolds Hengste und Stuten sind bei mir in den besten Händen und ich werde seine Kutschen pflegen, dass sie in ihrer Pracht glänzen!“

Maggie schwieg und zeichnete mit einem schmalen Finger die Holzlinien auf dem Tisch nach. Sie wirkte älter als ihre vierzig Jahre. Ein paar lockige, graue Strähnen, in denen noch Spuren von blond zu sehen waren, schauten unter ihrer weißen Haube hervor.

„Freust du dich nicht, Mutter?“

„Lord Greenwold weiß, wann er einen guten Mann vor sich hat. Ist recht so. Sind alle Fenster oben zu? Die Wolken kippen alles runter, was sie haben.“ Maggie stand abrupt auf. Sie holte einen Korb Wolle, der neben dem Kamin stand, und stellte ihn auf den Tisch.

Jake lächelte und begab sich nach oben, um nach den Fenstern zu schauen. Als er die Treppe wieder herunterkam, war Maggies ganze Konzentration auf einen Wollstrumpf gerichtet, den sie mit den flinken Bewegungen ihrer Stricknadel bearbeitete. Jake setzte sich.

„Ich hoffe nur, dass er mein anderes Kind so wohlwollend behandelt wie dich“, sagte Maggie. „Charlotte wurde über Nacht weggeholt. Nicht lange, bevor du nach *Birch Hollow* kamst.“

Die Stricknadeln bewegten sich plötzlich schneller. Maggie wischte hastig eine Träne weg.

Jake zögerte. „Mutter, du hast immer wieder Kinder an deinem Tisch ernährt und sie an ihre Eltern zurückgegeben. Warum bist du dieses Mal so traurig?“

Maggie seufzte. „Sie ist nicht irgendein Kind, Jake. Sie wurde mir in die Arme gelegt, als ich mein eigenes verloren habe. Ich vergesse immer wieder, dass sie gar nicht unter meinem Herzen herangewachsen ist.“

Sie legte ihre Stricknadeln auf den Tisch und blickte ihren Sohn scharf an. „Hast du sie gesehen, Jake?“

„Wir sind uns heute begegnet.“

„Hast du sie wiedererkannt?“

„Nicht sofort. Nicht mit den engen Zöpfen. Erst als sie mich bat, sie Charlotte zu nennen, ging mir ein Licht auf.“

Maggie hob eine Stricknadel auf und drehte sie in ihrer Hand. „Zöpfe. So was Unpassendes.“ Sie blickte wieder zu Jake hoch. „Wusste sie, wer du bist?“

„Sie war so sehr mit dem eigenen Kummer beschäftigt, dass sie nichts Genaueres fragte, Mutter. Ich hatte sie beim Dorffest einmal auf dem Schoß, da kann sie höchstens fünf Jahre alt gewesen sein. Danach zog ich ja nach Schottland.“

„Und? Erzähl mir von ihr, schone mich nicht.“ Ihre Stimme zitterte.

Jake erhob sich und ging vor dem Kamin hin und her, während er von Charlottes Tränen und von ihrem gemeinsamen Ausflug zu den Möwenestern erzählte.

Maggie stützte ihre Ellbogen auf den Tisch und drückte sich die Finger an die Schläfen. Plötzlich griff sie nach seiner Hand. „Jake, halte Augen und Ohren offen! Sorg dafür, dass sie nicht zu Schaden kommt!“

Er drückte ihre Hand fest und ihre Gesichtszüge entspannten sich. Sie stand auf, füllte einen Kessel mit Wasser aus einem Krug und setzte ihn auf ein Gitter, das über dem Feuer im Kamin hing. Bis sie anfang, Tassen und Teller aus dem Schrank neben dem Kamin zu holen, piff der Wind schon durch den Schornstein und der Regen donnerte auf das Dach.

Jake schürte das Feuer im Kamin. „Gut, dass ich diese Nacht bei dir bin, Mutter.“

Maggie zündete eine Kerze an und stellte sie auf den Tisch. „Immer wenn es draußen stürmt, kommen die Träume. Mal versuche ich, ertrin-

kende Kinder aus den Trümmern eines sinkenden Schiffes zu holen, mal klammere ich mich an ein Stück Holz und ringe nach Luft, mal höre ich die Stimme deines Vaters irgendwo unter den Trümmern. Und gerade, wenn ich meine, ihn gefunden zu haben, ist er wieder fort. Oder ich sehe ihn eine Sekunde lang im Licht eines Blitzschlags oben auf der Felswand mit einem kleinen Bündel im Arm. Er dreht sich um und verschwindet.“

Jake trat zum Fenster, während sie redete, und drückte sein Gesicht gegen die Scheibe. Eine Schwere legte sich auf seine Seele, er fühlte wieder die erdrückende Leere, die sein junges Herz erfüllt hatte, als ihm dämmerte, dass sein Vater nie zurückkommen würde. Er dachte an die durchheulten Nächte, seine Versuche, tapfer zu sein, um seine Tränen vor seiner verzweifelten Mutter zu verbergen. Hinter dem Licht der Kerze, das sich in der Fensterscheibe spiegelte, trieben nun heftige Windstöße den Regen von draußen gegen das Glas.

„Seit Lord Greenwold Charlotte ins Herrenhaus geholt hat, treiben immer wieder neue Bilder durch meine Seele, Jake. Eine junge Frau auf der Flucht. Ein Gewitter. Sie wirft verängstigte Blicke hinter sich, sie stolpert über Steine und Geröll, schreit um Hilfe. Sie hat Blutflecken auf ihrem Rock, ihre Füße sind nackt, ihre Haut ist wund und aufgerissen.“

„Soll ich heute Nacht an deinem Bett sitzen, Mutter? Es betrübt mich, dich so gequält zu sehen.“

Maggie kniff die Augen zu. Ihre Hände hingen schlaff an ihrer Seite herab, ihre Wangen waren feucht. Sie redete wie in Trance. „Was hat das alles zu bedeuten, Jake?“, flüsterte sie.

„Dass du müde bist und dir nicht zu viele Gedanken machen sollst, Mutter“, antwortete Jake. Er küsste sie auf die Stirn und goss Tee in ihre Tasse.

Nichts deutete am nächsten Morgen auf das Gewitter und die Ereignisse des vorigen Tages hin, als Jake über die Brücke schlenderte, die zum Pfad nach *Birch Hollow* führte. Der klare, wolkenlose Himmel war wie gespült, geschrubbt und frisch gestrichen. Das Grün der Wiesen und das Blau des Flusses leuchteten heller, das Schwarz der Felswände, die das Anwesen von der Küste trennten, schimmerte dunkler als sonst.

Jake blieb auf der Höhe der gewölbten Brücke stehen und ließ seinen Blick über die Landschaft schweifen, die seit einer Woche wieder seine

Heimat war. In der Morgensonne war das Farbenspiel des Herbstes in vollem Gange.

Der Duft von reifem Obst, die Rufe der jungen Möwen auf den Felsvorsprüngen – alles schien die Heiterkeit des bevorstehenden Erntefestes widerzuspiegeln. Schattierungen in Bronze, Gelb, Rot und Grün hoben sich an den Böschungen und Wäldern vom Braun der Felder ab. Der Adlerfarn auf den Hängen, die zu den Felswänden hinaufführten, begann sich gelb zu färben. Jake schaute zu seiner Rechten, wo das Wasser der Moseley in einen Weiher floss. Die Oberfläche des kleinen Sees war mit einem goldbraunen Puder bedeckt. Es war der Blütenstaub des Heidekrauts, den der Wind von den Hängen herübergeweht hatte.

Ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus. Alles, was seinem Blick begegnete, weckte Erinnerungen in ihm. Hier hatte er seine früheste Kindheit verbracht. Im Weiher hatte er nach Hechten geangelt. Am flachen Ufer war er durch das Schilfdickicht bis zu den Felsen gerannt, an denen er hochgeklettert war, um nach verlassenen Möwennestern zu suchen. Einmal war er bis zum höchsten Gipfel der Bergkette gestiegen. Er hatte auf die steile, glatte Felswand auf der anderen Seite hinuntergeblickt und voller Ehrfurcht dem Krachen gewaltiger Wassermassen gegen die Klippen gelauscht.

Allgegenwärtig waren auch die Erinnerungen an seinen Vater. Ein schmerzhafter Stich schoss durch sein Herz. Er erinnerte sich, wie aufgeregt er jedes Mal war, wenn die Nachricht Hipperclove erreichte, dass die *Flying Gull* mit ihrer stolzen Fracht von Tabak, Seide und Baumwolle aus den Kolonien im Hafen von St. Ives eingelaufen war. Wie stolz hatte er als kleiner Junge zu dem groß gewachsenen, von der Sonne gebräunten Schiffskapitän aufgeblickt, den er Vater nennen durfte. Mit einem Kloß im Hals dachte er an den erschütternden Tag zurück, an dem er erfahren hatte, dass sein Vater nie wieder zurückkommen würde. Seine glückliche Welt war mit einem Schlag zusammengebrochen. Die Leiche war noch warm gewesen, als sie auf den Felsen geborgen wurde.

„Nein, in diese Richtung lasse ich meine Gedanken nicht treiben“, sagte er sich entschlossen. Trübsal blasen passte nicht zu diesem sonnigen Morgen und schon gar nicht zu einem Neuanfang, der so viel Hoffnung in sich trug.

Stattdessen wandte Jake seine Gedanken seiner Mutter zu. Sobald er genug gespart hatte, würde er für sie ein schönes Haus bauen und mit ihr zusammenziehen. Damit wäre sie nicht mehr auf ihre Einkünfte als Amme und Pflegemutter angewiesen, und er würde ihr die Jahre zurückerstatten, in denen sie auf ihn verzichtet hatte. Jakes Hoffnung auf Wohlstand und Erfolg waren nicht unbegründet. Lord Greenwold bezahlte großzügig. Dem Gutsherrn war viel daran gelegen, seine Vollblutpferde in guten Händen zu wissen, und Jake hatte ihm mit seinem blonden Lockenschopf, seinem aufrechten Gang, dem klaren Blick und der ehrlichen Art offenbar auf Anhieb gefallen. Ein fröhliches Pfeifen hinter ihm unterbrach seine Träumereien.

„Guten Morgen, Jake! Na, wie bekommst dir die Meeresluft nach so einer langen Abwesenheit?“

Jake drehte sich um und legte grüßend den Finger an den Hut.

„Ach du bist es, Franny! Zu früher Stunde schon unterwegs! Gib mir einen deiner Körbe und wir gehen ein Stück gemeinsam.“

Außer Atem setzte Franny zwei Körbe voller Pflaumen auf den Boden. „An exakt dieser Stelle, mitten auf der Brücke, halte ich auch immer an“, erklärte sie. „Luft holen und den Blick über die Bäume und Wiesen gleiten lassen, das passt gut zusammen. Wie ich sehe, hattest du die gleiche Idee, obwohl du kaum eine Woche hier bist.“

„Du vergisst, dass ich hier aufgewachsen bin, Franny! An einem Tag wie heute verstehe ich, warum *Birch Hollow* als Schmuckstück unter den Herrenhäusern in Cornwall gilt. Es ist so friedlich hier.“

Beide blickten unwillkürlich zum Fachwerkhaus, das durch die Bäume hindurch sichtbar war. Seine Backsteine leuchteten zwischen dicken grauen Balken in der Morgensonne rötlich hervor und gaben dem Anwesen den Anschein einladender Wärme. Eine Kletterrose, die auf beiden Seiten des Eingangs wuchs, leuchtete scharlachrot in der Herbstsonne.

Mitten in einer Senke hinter ihnen lag das Dorf Hipperclove, dessen Kirchturm seinen Schatten auf den Fluss warf, der sich durch den Weiher und zwischen den Bäumen zum Meer hinbewegte. Das Geschnatter von Enten und Schwänen übertönte das Geplauder der Dorffrauen, die ihre Schürzen schrubbten.

„An einem Tag wie diesem würde man nie auf den Gedanken kommen, dass ein Fluch auf dem Land liegt“, sagte Franny.

„So? Wirft das rachsüchtige Kloster mit seinen ehemaligen Bewohnern seinen Schatten nicht mehr auf uns?“, scherzte Jake.

Franny hob einen Korb auf, Jake trug den anderen, und sie gingen langsam auf die Bäume zu, die den Fluss vom Park trennten.

„Kommt drauf an, wen du fragst“, antwortete Franny. „Lord Winston will vom Kloster nichts wissen. Er erzählt, dass der erste Lord Greenwold das Grundstück mit Herrenhaus und Kloster in einem Kartenspiel gewann, als der ursprüngliche Besitzer, Lord Tremethyk, es als Scherz in einer betrunkenen Männerrunde zum Gewinn eingesetzt hatte – Adelstitel und Wappen eingeschlossen.“

„Die alten Leute im Dorf erzählen eine andere Geschichte“, sagte Jake.

„Ihre Geschichte ist die wahre“, nickte Franny. „Sie haben Oliver Cromwell und seinen republikanischen Truppen, die die Mönche vertrieben und das Kloster zerstörten, bis heute nicht verziehen. Lord Tremethyk eignete sich das verwüstete Land vom Kloster an. Als aber der letzte noch übrig gebliebene Mönch bei seiner Flucht laut schrie: ‚Eines Tages wird der Fluss seinen Tribut fordern!‘ und sich in die Moseley stürzte, geriet Lord Tremethyk in Panik. Er verkaufte das ganze Anwesen zu einem Schleuderpreis an Lord Greenwolds Urgroßvater.“

„Kein Wunder, dass Lord Winston vom Kloster nichts wissen will“, bemerkte Jake.

Sie hatten den Park erreicht. Jake blickte nach links. Der Turm, einziger Überrest des alten Klosters, war gerade noch über den Bäumen sichtbar, unter denen er Charlotte am Tag davor getroffen hatte.

„Dennoch hält er am Turm fest“, sagte Franny nachdenklich. „Jede Greenwold-Generation redet davon, ihn abzureißen, aber keiner tut es. Lord Greenwolds Mutter wollte ihn unbedingt loswerden, und es muss einen Dauerstreit zwischen den Eheleuten gegeben haben, bis sie im Brand ums Leben kam. Das war vor meiner Zeit.“

„Davon hat meine Mutter schon mal erzählt ... Dorfgerede.“

„Mit einer Greenwold-Dame würde ich nicht tauschen wollen“, sagte Franny energisch, während sie Jake den Korb aus der Hand nahm. „*Birch Hollow* zerstört sie alle.“ Sie nickte ihm lächelnd zu und verschwand in Richtung des Kücheneingangs.

„Das scheint meine Mutter auch zu befürchten“, murmelte Jake. In

Gedanken versunken ging er zum großen Haus, um zu prüfen, ob die Dachrinne, die er am Vortag befestigt hatte, den Sturm überstanden hatte. Er blieb vor der eichenen Doppeltür des Herrenhauses stehen und blickte hoch. Über dem Eingang war das Familienwappen der Greenwolds in Stein gemeißelt: ein Schiffsanker, umgeben von einer Kette. Die Worte „Fürchte Gott“, vor Verwitterung kaum lesbar, waren in einem Bogen am oberen Rand zu erkennen.

„Die Schrift muss nachgebessert werden. Irgendwo in der Werkstatt wird es sicher einen Meißel und ein anderes passendes Werkzeug geben“, sagte Jake zu sich selbst.

Kapitel 3

„Georgiana, was hast du hier zu suchen?“

„Ich heiße nicht Georgiana, ich heiße Charlotte.“

„In diesem Haus heißt du Georgiana! Was hast du hier zu suchen, Georgiana?“

In Charlottes Augen flackerte Trotz auf. „Ich, Charlotte, warte auf den Unterricht, Mrs Gibbs. Franny sagte, heute ist Französischtag im Blauen Salon. Das ist hier der Blaue Salon und ich will Französisch lernen.“

„Und hat dir Franny nicht zufällig gesagt, dass dieser Unterricht nichts für dich ist?“

Als Antwort schob Charlotte ihr Kinn vor, schwieg grimmig und setzte sich trotzig an das Schülerpult am Fenster. Mrs Gibbs seufzte tief. „Schon bald wirst du selber darauf kommen, dass Französisch nichts für ein Mädchen ist, das in einer Hütte im Dorf aufgewachsen ist, Georgiana. Schau dich nur an und vergleiche dich mit deiner Schwester. Wer würde denken, dass ihr verwandt seid? Denk ja nicht, dass deine Rückkehr nach *Birch Hollow* dir das Recht auf Allüren gibt.“

„Ich weiß nicht, was Allüren sind. Ich will Französisch lernen.“

„Mir war bei deiner Geburt schon klar, dass du in diesem Haus ein Fremdkörper bist“, fuhr Mrs Gibbs unerbittlich fort. Sie holte ein Tintenfass und Bücher aus dem Schrank.

„Du hättest hören sollen, wie deine Mutter vor Schmerzen geschrien hat! Dein Vater wollte dich nicht einmal sehen. Ich musste ihn trösten, als er erfuhr, dass du ein Mädchen warst. Und was für eins! Dünn, schwächlich, winselnd. Warum hat er dich zurückgeholt? Das ist für uns alle hier ein Rätsel.“

Ihre Stimme war kontrolliert, berechnend, eiskalt. Jedes Wort war genau überlegt und geladen mit unverhohlenem Hass. Jeder Satz traf ins Schwarze. „Und als ich dich wiedersah, erkannte ich dich sofort. Aus so einem Säugling musste natürlich so ein Balg werden. Grob, frei von Manieren und ohne die geringste Spur von der Anmut eines Kindes, das in gutem Haus großgezogen wurde. Und jetzt muss ich zusehen, wie Lady Rosalinde vor Kummer über deine Anwesenheit schier krank wird.“

Charlottes Gesicht wurde rot. Sie versuchte, die Tränen zurückzudrängen, die in ihren Augen aufstiegen. Mrs Gibbs genoss die Wirkung ihrer Worte.

„Aber sie hat den Streit angefangen, nicht ich!“, platzte es aus Charlotte heraus. „Und übrigens hat sie mir gesagt, dass Sie, Mrs Gibbs, hier nichts zu melden haben, weil Sie nur die Haushälterin sind. Und dass Männer vor lauter Angst Schüttelfrost bekommen, wenn sie Sie nur anschauen. Deshalb haben Sie nie geheiratet.“

„Ha, du weißt gar nichts über mich, du unverschämte kleine Göre! Ich bin weit mehr als nur die Haushälterin. Wenn du denkst, du kannst mich mit deinen halb garen Beschimpfungen beleidigen, dann irrst du dich!“, antwortete Mrs Gibbs. „Du bist hier diejenige, die nichts zu melden hat! Wo waren wir? Ach ja, falls du wissen willst, wie eine Lady aussieht, dann schau dir deine Schwester an und lern von ihr, statt sie zu ärgern. Sie hat diese gewisse selbstbewusste Ausstrahlung. Man spürt, dass sie weiß, wessen Tochter sie ist. Und du? Schon dein Aussehen verrät, dass du in bäuerlichen Kreisen großgeworden bist, ganz zu schweigen von deinem ungestümen Verhalten. Und so eine will Französisch lernen! Dass ich nicht lache!“

Charlotte beobachtete Mrs Gibbs, wie sie zum Fenster ging, ihren Schlüsselbund in die Hand nahm und anfang, die Schlüssel nacheinan-

der durch ihre Finger gleiten zu lassen. „Lady Agnes’ Boudoir, Rosalindes Schlafgemach, die Bedienstetenräume, Küche, Weinkeller“, flüsterte sie. Sie schien sich Charlottes Anwesenheit nicht mehr bewusst zu sein.

„Lord Greenwolds Bibliothek.“ Bei diesem Schlüssel hielt sie inne. Er lag abgesondert von den anderen in ihrer hohlen Hand und sie strich sanft mit den Fingern darüber. Mit einem fernen Blick starrte sie nach draußen.

„Armer Winston“, fuhr sie fort, „was hast du alles erleiden müssen. So gerne hätte ich dich ...“

Plötzlich schien sie sich wieder zu erinnern, wo sie war. Sie drehte sich um. „Na los! Mach, dass du hier rauskommst, Kind, und beeil dich!“

„Keine Sorge, ich bin schon längst unterwegs!“, kam es von der anderen Seite der Tür.

„Charlotte, um Himmels willen, was in aller Welt ...?“

Maggie hatte gerade ein Staubtuch vor der offenen Haustür ausgeschüttelt, als Charlotte um die Ecke gestürmt war und sich gegen sie geworfen hatte. Feste schlang sie nun ihre Arme um sie und verbarg ihren Kopf in Maggies Schürze.

„Ich muss da weg“, schluchzte sie, „so schnell wie möglich. Ich halte es keine Minute länger aus. Ich sterbe, wenn ich da wieder hinmuss.“

Maggie schob sie sanft zurück, nahm ihren Kopf in beide Hände und blickte in rot umrandete Augen und ein von Tränen verschmiertes Gesicht.

„Aber Charlotte, das geht nicht. Lord Greenwold hat ausdrücklich verboten, dass du zu mir kommst. Sonst gewöhnst du dich nicht an dein neues Zuhause. Du bist erst ein paar Tage dort. Es wird mit der Zeit bestimmt besser. Du darfst nicht einfach weglaufen. Das bringt nur noch mehr Ärger.“

Charlotte klammerte sich fester an Maggies Schürze. „*Birch Hollow* wird nie mein Zuhause werden“, schniefte sie, „hier ist mein Zuhause.“

„Ach, Charlotte, komm erst einmal ins Haus.“

Maggie warf einen besorgten Blick auf die Straße, zog Charlotte sanft durch den Eingang und schloss die Tür hinter sich. „Du liebe Zeit, Kind, du zitterst am ganzen Leib und dabei sind noch nicht einmal die ersten Herbstwinde gekommen!“

Sie legte eine Woldecke um Charlottes Schultern, führte sie zu einem niedrigen Fußschemel und setzte sich in den Schaukelstuhl daneben. Während sie Charlottes Kopf streichelte, schloss sie die Augen und murmelte ein Gebet.

Das Schluchzen ließ allmählich nach. Charlotte putzte sich die Nase mit dem Taschentuch, das Maggie ihr gereicht hatte, und fing an zu erzählen. Wie sie Miss Smithson gebissen hatte, von Rosalindes Drohungen, ihre Puppe zu verstümmeln, von dem Schirm, den sie in den Fluss geworfen hatte, vom Französischunterricht, an dem sie nicht teilnehmen durfte.

Aus dem stotternden Wirrwarr, der aus dem aufgewühlten Herzen herauspurzelte, konnte sich Maggie, die all die Jahre Charlottes einzige Orientierung im Leben gewesen war, bald ein Bild der Lage machen. Sie erfuhr von dem geschäftstüchtigen Vater, der kaum anwesend war, von der Mutter, die ihrem Kind nur Eiseskälte und Verständnislosigkeit entgegenbrachte, von Mrs Gibbs, der Charlottes Anblick ein Dorn im Auge war, von Rosalinde, die keine Rivalin dulden wollte.

„Und trotzdem ist es deine Familie. Ich durfte dich nur für ein paar Jahre ausleihen“, seufzte Maggie schließlich.

„Nein, es ist nicht meine Familie, *du* bist meine Familie.“

Sie ließ ihren Tränen wieder freien Lauf.

„Und ich hatte trotz allem so sehr gehofft –“, setzte Maggie an, bevor Charlotte sie unterbrach.

„Maggie, du hast gesagt, Gott hinterlässt überall Spuren, man muss nur nach ihnen suchen. Aber das stimmt nicht. Gott hat keine Spuren in *Birch Hollow* hinterlassen, Maggie. Ich finde ihn dort nicht! Die Bibelgeschichten sind wahr, wenn ich bei dir bin, aber nicht dort!“

Maggie bückte sich und holte eine halb gestrickte Socke aus dem Wollkorb, der zu ihren Füßen lag. Ihre Stricknadeln bewegten sich, während sie sprach. „Meinst du, Charlotte, dass Königin Esther Gottes Spuren im Palast des grausamen heidnischen Königs gefunden hat, als sie gegen ihren Willen dorthin gesandt und von ihrem geliebten Mordechai weggerissen wurde?“

Charlotte dachte nach. „Natürlich! Sie hat ein ganzes Volk gerettet. Gott selber hat sie dort hingeschickt.“

„Aber am Anfang wusste sie das nicht, Charlotte. Erst als Mordechai ihr sagte: ‚Vielleicht hat dich Gott gesandt, für solch eine Zeit wie diese‘,

hat sie geahnt, dass Gott seine Finger im Spiel hatte. Was könnte das für dich bedeuten?“

„Dass Gott auch bei mir seine Finger im Spiel hat? Nein, Maggie. Nicht in *Birch Hollow*.“

Es klopfte an der Haustür.

Maggie schrak zusammen und ließ ihre Stricknadeln in den Korb fallen. Sie legte ihre Arme um Charlotte und flüsterte ihr ins Ohr. „Wem sagst du das, mein Kind? Weißt du nicht, dass ich Nacht um Nacht wach liege und mit dem lieben Gott ringe? Warum musste er mir meinen kostbarsten Schatz wegnehmen? Und dennoch und gerade jetzt fordert er unser Vertrauen.“

Sie holte tief Luft und ging zur Haustür. Es war Franny.

Mit einem erleichterten Aufschrei griff Franny Charlotte, die sich hinter Maggie versteckte, an beiden Schultern. „Kind, wie konntest du mir das nur antun? Was hätte ich Lord Greenwold gesagt, wenn du unter meiner Aufsicht verlorengegangen wärst? Wir müssen sofort zurück nach Hause! Wenn dein Vater erfährt, dass du mir ausgebrochen bist, bin ich meine Arbeitsstelle los!“

Es gab hastig gewechselte Worte zwischen Franny und Maggie, dann nahm das Dienstmädchen Charlotte mit, obwohl diese sich mit aller Kraft wehrte.

Maggie blieb an der Haustür stehen, tupfte ihre feuchten Augen mit einem Taschentuch und sah Franny und Charlotte nach, bis sie außer Sichtweite waren. Mit schweren Schritten kehrte sie in die Wohnstube zurück und sank in ihren Schaukelstuhl.

Ein Jahr später

Lady Agnes streichelte den seidenen Stoff des roten Abendkleids, das auf ihrem Bett lag. Eine frische Herbstbrise bauchte die weiße Gardine vor dem offenen Fenster auf. Lavendelduft füllte den Raum.

Sie hielt inne, und ein flüchtiger Schatten huschte über ihr Gesicht. „Elf Jahre. Ist die Geburt schon so lange her?“

„Exakt elf Jahre, Mylady.“

„Und seit einem Jahr plagt sie uns hier im Haus mit ihrem lästigen Geschnatter. Frances beklagt sich immer noch, dass das Kind ungerecht behandelt wird. Dabei sollte es für jeden Blick dankbar sein, der in seine Richtung geworfen wird. Dieses Dienstmädchen mischt sich viel zu viel ein.“

Mrs Gibbs holte zwei verbrauchte Handtücher aus dem angrenzenden Badezimmer und legte sie in einen Wäschekorb neben dem Bett. „Mylady, ich befürchte, eine Ihrer schwermütigen Launen kommt über Sie. Schauen Sie lieber, was ich für Sie mitgebracht habe. Ich sollte Ihnen doch etwas besorgen, das Sie aufmuntert. Ich denke, ich habe Ihr Geld gut investiert. Sie werden nicht enttäuscht sein!“

Die Haushälterin griff in eine Schachtel, die auf dem Boden lag, und nahm behutsam ein Etui heraus. Sie legte es auf das Bett und öffnete es mit glänzenden Augen. Auf einem tiefroten Kissen aus Samt glitzerten ein mit Edelsteinen besetzter Halsreif und dazu passende Ohrhinge.

„Sehr schön, Mrs Gibbs. Das haben Sie gut ausgesucht. Woher bekommt man die Energie, an Einkäufe, Geld, Kleidung und Essen zu denken, wenn die dunklen Regungen der eigenen Seele jede Kraft verzehren, die man besitzt? Sie führen mein äußeres Leben, ich führe mein Inneres. Wo wäre ich bloß ohne eine Gehilfin, der ich nicht nur mein volles Vertrauen schenken kann, sondern die auch noch umfassend für mich sorgt?“

„Es ist mir eine Ehre, Ihnen zu Diensten zu stehen, Mylady.“

„Ist schon gut. Schmeichelei brauche ich nicht. Was haben Sie sonst noch, Gibbs?“

„Wollen Sie die Hüte sehen, Mylady?“

Auf die Hüte folgten bunte Abendschuhe, noch mehr Schmuck, neue Abendroben. Ein elegantes Stück nach dem anderen trug Mrs Gibbs in den Ankleideraum nebenan.

Lady Agnes verfolgte jede Bewegung mit wachsamen Augen. „Das Kleid lassen Sie hier, Gibbs.“

Sie hob das rote Kleid aus Seide vom Bett auf, trat zum Spiegel und hielt es an ihren Körper. Eine zierliche Gestalt schaute ihr aus dem Spiegel entgegen. Selbst in ihrem weiten Schlafrock wirkte Lady Agnes zerbrechlich. Sie legte das Kleid auf die Kommode unter den Spiegel und schob ein paar verirrte Locken in den silbernen Kamm zurück, der ihre dunkelblonden

Haare lose zusammenhielt. Riesige blaugrüne Augen beherrschten ein Gesicht, dessen spitzes Kinn und schmale Nase den Eindruck einer Porzellanpuppe erweckten. In all ihrer Zerbrechlichkeit besaß sie gleichzeitig einen Hauch von Härte.

„Wollen Sie jetzt Ihren Tee, Mylady?“, fragte Mrs Gibbs, nachdem sie die Einkäufe auf verschiedene Kleiderschränke, Regale und Schubladen verteilt hatte. „Sie sind rastlos, Mylady. Kann ich Ihnen sonst noch etwas bringen?“

Ohne eine Antwort zu geben, wanderte Lady Agnes mit verschränkten Armen zum Fenster. Sie blickte abwesend auf die gezackte Silhouette der Felsvorsprünge vor dem roten Himmel. Die untergehende Sonne warf feurige Lichtzungen, die die Wolken am ganzen Himmelsgewölbe entzündeten und in ein Kunstwerk aus Gelb und Rot verwandelten.

Ihr Blick fiel auf den Turm, der wie ein Mahnmal am entferntesten Rand des Anwesens stand, genau an der Stelle, wo die sanfte, grüne Mulde des Parks und seiner Wälder abrupt endete und die Felsen begannen. Der Efeu, der den Turm bedeckte, schimmerte grün im Abendlicht. Wo früher ein Fenster gewesen war, starrte nun ein gähnendes Loch wie ein totes Auge ohne Lider und Wimpern vom roten Himmel auf *Birch Hollow* herunter.

Sie betrachtete die schwarzen Felsen die, zuerst klein, dann – je höher der Anstieg, desto größer – wie eine Kaskade aus Stein bis zum gezackten Bergkamm reichten, der den Blick zum Meer versperrte. Wie dunkle Riesen wachten die größeren Felsen über den Rand der zivilisierten Welt und markierten den Anfang des gigantischen, ungezähmten Küstengerölls. Als hätte ein Ungeheuer der Urzeit die Felsen in einem Wutausbruch an den steilen Hang geschleudert, wo sie dann Wurzeln schlugen und nun für alle Ewigkeit festhingen.

„Ihr Tee, Mylady?“, fragte Mrs Gibbs noch einmal.

Lady Agnes schauderte, riss ihren Blick von der Klosterruine und drehte sich um.

„Bringen Sie mir das Übliche, Gibbs.“

„In Ordnung, Mylady.“

„Eine Tochter, zwei tote Söhne und vor exakt elf Jahren noch einmal eine Tochter.“ Mrs Gibbs hielt an der Tür inne. Ihre Herrin starrte wieder aus dem Fenster.

„Wie bitte, Mylady?“

Lady Agnes murmelte weiter, mehr zu sich selbst als zu Mrs Gibbs.

„Einen Gott, der grausame Streiche mit meinem Schicksal spielt, kann ich nur verachten. Was hat er bloß gegen mich?“

Ein Schatten flog über ihr Gesicht und seine Konturen verhärteten sich zu einer verbitterten Miene. Ihre Gesichtszüge wirkten wie aus Stein gemeißelt, ihre Wangen waren hohl und blass. Mrs Gibbs zögerte. Sie holte tief Luft und musterte mit einem Flackern in den Augen das tiefe Dekolleté von Lady Agnes' Nachthemd, das unter ihrem offenen Schlafrock sichtbar war.

„Ihr Gatte hat sich von Ihnen abgewandt, Mylady“, sagte sie leise. „Für eine anmutige Dame in den besten Jahren gibt es aber andere Möglichkeiten, wieder Lebensfreude zu finden. Das Haus in Mayfair Lane ist bald bezugsfertig.“

Lady Agnes blickte sie überrascht an.

„Entschuldigen Sie meine Direktheit, Mylady, ich dachte nur, ein Tapetenwechsel ... Sie wissen, was ich meine“, fügte Mrs Gibbs hastig hinzu. „Ich bringe gleich den Tee.“

Sie wandte sich um und verließ den Raum.

Das Wiehern der Pferde erklang durch das offene Fenster. Die Abende wurden kürzer und Frederick nutzte die letzten Tage im Freien. In Spalier liefen die edlen Hengste dem Pferdewirt hinterher. Die Vollblüter, deren Stammbaum bis zu den Gründerhengsten aus dem frühen 18. Jahrhundert zurückverfolgt werden konnte, waren der ganze Stolz des Herrn von *Birch Hollow*.

Lady Agnes hasste die Tiere.

„Vor elf Jahren“, grübelte sie laut vor sich hin, „habe ich meine letzten Hoffnungen begraben.“

Lord Greenwold war überzeugt gewesen, dass dieses Kind ein Sohn sein würde. Eine Wahrsagerin auf dem Markt in St. Ives hatte ihm geschworen, das Kind würde ein Junge. Obwohl er normalerweise kein abergläubischer Mensch war, hatte er seine Frau daraufhin in ihr Zimmer verbannt, monatelang, in völliger Dunkelheit, wie es die Könige machten, wenn sie einen Thronfolger brauchten: Viel Dunkelheit, dann wird es ein Junge.

Das Ergebnis war ein unerwünschtes Mädchen und noch mehr Dun-

kelheit. Seit der Geburt von Lady Georgiana hatte er kaum mehr ein Wort mit seiner Frau gesprochen.

Sie nahm eine geöffnete Halskette in die Hand, ließ die Perlen durch ihre Finger gleiten und auf ihren Schoß fallen. Ihr Zorn hatte sich im Laufe der Jahre nicht gelegt. Er fraß sich immer weiter nach innen und wartete nur auf einen kleinen Riss in der makellosen Fassade, um den Staudamm zu sprengen. Schon jetzt reichte der Schatten einer fernen Erinnerung, um in ihrer geplagten Fantasie finstere Landschaften aus der Vergangenheit wachzurufen.

Wild, lebendig, bedrohlich waren die Bilder, die sie heimsuchten. Sie vereinnahmten ihre Seele, machten sie missmutig und unberechenbar. Ihre inneren Wunden waren auch nach Jahren noch so blutig und rau wie am ersten Tag.

Sie hasste ihren Ehemann mit jeder Faser ihres Wesens. Die spindeldürre Tochter mit ihren Sommersprossen, großen Augen und flachen Zöpfen war zum Symbol für die erdrückende Grausamkeit ihrer zerbrochenen Träume geworden. Beide Gestalten – ihr Ehemann und ihre Tochter – verschmolzen in ihrer Fantasie mit den roten Feuerzungen der untergehenden Sonne. Und wie immer, wenn der innere Zorn sie überkam, füllte sich der verborgene Sumpf in ihrer Seele weiter mit giftigem Hass.

Sie stand auf, ging zum Schminktisch, legte sich die Perlen an die weiche, blasse Haut ihres Halses und musterte ihr Profil von verschiedenen Seiten im Spiegel. Danach fuhr sie mit der Hand über die samtene Oberfläche des roten Kleides, das immer noch auf dem Bett lag. „Auch nach so vielem Leid bin ich nicht ohne Reize“, flüsterte sie. „Ich werde mit meinem Mann abrechnen.“

Es klopfte an der Tür. Es war Mrs Gibbs mit dem Abendtee. „Sie sehen wieder heiter aus, Mylady. Das ist erfreulich.“

„Ich habe einen Beschluss gefasst. Wir fahren nach London. Das Landleben ist eintönig. Ich brauche Abwechslung, Gibbs. Packen Sie meine Sachen für übermorgen. Die Einrichtung für das Haus in Mayfair Lane muss fertig werden und ich werde die Arbeit beaufsichtigen. Lord Greenwold wird froh über meine Abwesenheit sein.“

„In Ordnung, Mylady.“ Mrs Gibbs stellte das Tablett mit dem Tee auf die Kommode.

„Sie rufen mich, wenn Ihnen etwas fehlt, Mylady? Übrigens ...“

„Ja, Gibbs?“

„Es geht um Frances. Sie trotz meiner Anweisungen. Lady Georgiana ist unter Frances' Aufsicht schon wieder ausgebrochen und musste zurückgeholt werden.“

„Warum holt man die kleine Hexe überhaupt zurück? Soll sie meinetwegen ihre Kuhmilch bei der Bäuerin trinken. Aber ihr Vater will sie partout hierhaben ... Das heißt aber nicht, dass wir freundlich zu ihr sein müssen, nicht wahr, Gibbs? Sie dürfen sie ruhig weiter spüren lassen, dass sie hier nicht willkommen ist. Entlassen Sie Frances, wenn Sie schon dabei sind.“

„Ja, danke, Mylady. Ich ziehe mich jetzt zurück.“

Mrs Gibbs machte sich auf den Weg zu ihrem Zimmer. Aber nicht ohne einen Umweg am Schlafgemach von Lord Greenwold vorbei, an dessen Tür sie ein Päckchen hinlegte. Bei ihren Einkaufstouren in Lady Agnes' Auftrag blieb immer genug Geld für Lord Greenwolds Lieblingszigarren übrig.

Die Tropfen im Gras funkelten wie winzige Edelsteine, als Franny früh am Morgen die Dienstbotentür leise hinter sich schloss, durch den Gemüsegarten schlich und schnellen Schrittes durch den Park zum Wald eilte. Sie überquerte die Brücke über den Fluss und lief am Ufer entlang, wo die Moseley Richtung Meer strömte. Hier floss das Wasser noch friedlich. Doch je mehr sich der Fluss der Küste näherte, desto schneller toste der Strom durch das immer enger werdende Flussbett, bis er schließlich über Geröll und Steine sprudelte, sich in einen Wasserfall verwandelte und durch zerklüftete Felsen hindurch ins Meer donnerte.

Lauter als das ferne Rauschen der Wassermassen war an diesem Teil des Flusses das hektische Schnattern der Enten. Die Morgensonne glitzerte auf den Wasserwirbeln, die auf den Felsen tanzten und schäumten. Außer Atem hielt Franny an und blickte um sich. Ein leiser, tiefer Pfeifton kam hinter einem Felsen hervor.

„Da bist du, Dickon! Warum so geheimnisvoll und warum treffen wir uns hier draußen?“

„Weil ich sonst nie die Chance habe, mit dir alleine zu sprechen.“

Er winkte ihr zu, sich neben ihn auf den Felsen zu setzen.

„Hast du Ärger mit Mrs Gibbs, Dickon, oder was ist das Problem? Ich muss mich beeilen. Lady Agnes will nach London und ich soll ihre Sachen für die Reise richten.“

„Ich habe keinen Ärger mit Mrs Gibbs, aber du sehr wohl, Franny.“

„Was meinst du?“

„Sie will dich entlassen und ich habe eine Lösung.“

Franny starrte Dickon an und schüttelte den Kopf. Während sie nach Worten rang, folgte ihr Blick einer Ente, die über die Steine in den Fluss watschelte und versuchte, zum anderen Ufer zu gelangen. „Seit Charlottes letztem Ausbruch tobt Gibbs“, erklärte Dickon. „Hast du sie gestern nicht gehört?“

„Natürlich nicht. Wenn Gibbs wegen mir tobt, dann macht sie es hinter meinem Rücken“, antwortete Franny. „Und ich lausche nicht an Türen wie gewisse andere Bedienstete in *Birch Hollow*“, fügte sie in einem scharfen Tonfall hinzu.

„In diesem Fall war es nicht nötig, Franny. Sogar der Gärtner hat gehört, dass die aufmüpfige Frances schon viel zu lange über die Stränge geschlagen habe, dass das Fass übergelaufen sei, genug sei genug, und so weiter.“

Franny kämpfte mit den Tränen. Dickon rückte näher und hielt ihr ein Taschentuch hin. Tränen hatte er erwartet. Dass sie ihn ungeduldig von sich stoßen würde, nicht.

„Und du hast mich hierhergelockt, um mir zu verkünden, dass ich in Birch Hollow nicht mehr erwünscht bin? Du hättest wenigstens so tun können, als ob es dir etwas ausmacht! Und übrigens, Mrs Gibbs hat mich schon Dutzende Male entlassen, seit ich hier bin. Aber Lord Greenwold hat es immer wieder rückgängig gemacht. Ich weine nicht wegen mir, ich weine wegen Charlotte.“

Dickon stand mit einem Ruck auf, blickte auf Franny hinunter und holte tief Luft.

„Franny, umso schlimmer. Hör mir zu. Ziehen wir von hier weg. Verlassen wir *Birch Hollow*. Gemeinsam. Nie wieder müssen wir Mrs Gibbs' wüste Töne im Ohr haben. Ich habe so lange gewartet. Ich kann mir meine Zukunft ohne dich nicht vorstellen. Du wirst nicht jünger, Franny. Gönn

dir was. Wir können doch einen kleinen Hof kaufen, gemeinsam eine Familie gründen und unser Glück suchen.“

Er redete leidenschaftlich, sein Gesicht war feurig rot geworden.

Franny sprang auf und machte einen Schritt zurück. Ihr Mund stand offen und sie stemmte ihre Hände in die Hüften. Als ihr Zorn endlich Worte fand, kamen diese in einem kaum zu stoppenden Schwall, bei dem ihre Stimme immer schriller wurde.

„Das kann doch nicht dein Ernst sein, Dickon! Du meinst, ich würde die kleine Lady tatsächlich im Stich lassen, um meine Haut zu retten? Du bist unverschämt! Dass ich nicht jünger werde, weiß ich selber!“

„So hab ich es nicht gemeint, Franny“, versuchte Dickon sie zu beschwichtigen. „Hast du dir nie überlegt, dass du nie heiraten wirst, wenn du hierbleibst? Du solltest dankbar sein, dass einer dich haben will!“

Franny presste den Kiefer zusammen und verpasste ihm eine derart saftige Ohrfeige, dass er vor Schreck nach hinten stolperte und sich schockiert die Wange hielt.

„Das ist meine Dankbarkeit. Für den großzügigen Mann, der mich alte Jungfer vor der Schande der Ehelosigkeit retten will. Hast du erwartet, dass ich zu deinen Füßen niedersinke und sie dir küsse? Weiß du was? Es gibt Mädchen im Dorf, die auf genau so eine große Rettung warten! Mrs Gibbs' Peinigungen sind mir lieber als so ein unverschämtes Heiratsangebot!“

Dickon verzog das Gesicht und rieb die Stelle, an der Frannys Hand gelandet war. „Franny, beruhige dich“, stöhnte er.

„Und außerdem, seit wann hat ein Faulenzer wie du die Mittel, einen Hof zu kaufen? Du kannst dir nicht mal neue Schuhe leisten, so schnell verschwindet der kleine Verdienst, den du einsteckst.“

Dickon griff nach Frannys Arm. Sie zuckte vor seiner Berührung zurück, schob beide Hände hinter den Rücken und blitzte ihn mit feurigen Augen an.

„Du willst mir tatsächlich eine Abfuhr erteilen, Franny?“

„Tatsächlich. Unglaublich, nicht wahr? Ich wette, Lisbeth vom Gemüsemarkt hast du auch deine ewige Liebe geschworen. Meinst du, ich habe nicht gesehen, wie du mit ihr geturtelt hast, als sie gestern die Kartoffeln gebracht hat? Für dich ist das Leben ein einziger Spaß. Die Flüche der Mönche sind für dich ein Witz, du machst dich über Harriet lustig, du

ziehst an Charlottes Zöpfen, du prahlst jedes Mal, wenn du die Schnallen von Lord Greenwolds Schuhen polierst, dass du auch eines Tages solche Schuhe anziehen wirst. Und jetzt soll ich mich geehrt fühlen über das Angebot, eine ungewisse Zukunft mit einem unsteten, dämlichen Zirkusclown und eitlen Pfau wie dir zu teilen? Nein, danke!“

Dickon hatte sich wieder hingesetzt. „Und das ist dein letztes Wort?“

„Mein allerletztes Wort. Werde erwachsen, bevor du wieder eine Frau beleidigst!“

Die Demütigung saß. Dickon rieb schweigend über seine gerötete Wange, während Franny mit festen Schritten durch das Schilf am Ufer der Mosely zurück nach *Birch Hollow* marschierte.

Die einsame Ente, die sie beobachtet hatte, watschelte inzwischen am anderen Ufer entlang, über einen Haufen Weidengeäst und Reisig, hüpfte weiter stromaufwärts wieder ins Wasser und schwamm gegen den Strom zum Weiher auf der anderen Seite der Brücke.

Mrs Gibbs hatte Kissen um den Kopf ihrer Herrin herumgelegt, um das Poltern der Kutsche abzdämmen. Franny starrte abwesend aus dem Fenster in die einbrechende Dunkelheit hinein. Nachdem Mrs Gibbs sich vergewissert hatte, dass Lady Agnes eingeknickt war, brach sie das eisige Schweigen, das bis dahin in der Kutsche geherrscht hatte.

„Welche Laus ist dir über die Leber gekrochen, Frances?“, zischte sie. „Du hast nicht einmal ein Guten Tag über die Lippen gebracht. Ist es etwa Liebeskummer? Oder hattest du keine Lust auf eine Reise nach London? Morgen darfst du mit Frederick gleich wieder zurück. Ihr kommt dann wieder, wenn die Heimfahrt feststeht. Wasch die Vorhänge in Lady Agnes’ Schlafzimmer, während wir weg sind.“

„Ich habe weder Liebeskummer, noch bin ich abgeneigt, nach London zu reisen, noch gehen meine Gemütsschwankungen Sie überhaupt etwas an.“

Beide Frauen blickten stur nach vorne.

„Dein Ton ist frech und unverfroren“, kommentierte Mrs Gibbs herablassend.

„Ihr Ton war ebenfalls frech und unverfroren, als Sie mich vorgestern

entlassen haben. Ist das jetzt Ihre Lieblingsbeschäftigung geworden? Da ich bald arbeitslos bin, kann Ihnen gleich sein, in welchem Ton ich mit Ihnen rede.“

„Arbeitslos, was für ein Quatsch! Lord Greenwold entscheidet über das Kommen und Gehen in seinem Haus, nicht ich. Du bist ihm zu nützlich. Er wird wieder deine Rettung sein, das wissen wir doch beide. Sonst würdest du jetzt nicht in dieser Kutsche sitzen. Hör auf, Georgiana zu verhätscheln und meine Anweisungen zu missachten, dann wird von einer Entlassung keine Rede mehr sein.“

„Dann wird es vermutlich erst dann keine Entlassung mehr geben, wenn mich Lady Charlotte nicht mehr braucht.“ Die Worte „Lady Charlotte“ betonte sie.

Der immer heller werdende Schein von Gaslampen durch die Fensterscheiben deutete darauf hin, dass sie den Vorort der Großstadt erreicht hatten. Ein leichter Nieselregen fiel. Franny wischte mit der Handfläche über die beschlagene Fensterscheibe, um einen Blick auf die Häuser zu werfen, die, je weiter sie fuhren, umso größer und prunkvoller emporragten.

„Ein Gentleman war hier und wollte Lord und Lady Greenwold sprechen“, begrüßte sie der Hausdiener, der aus der hoch gebauten, schmalen Stadtvilla in Mayfair Lane eilte, sobald die Pferde angehalten hatten und Frederick vom Sitz gesprungen war. „Er sagte, er würde morgen wiederkommen.“

„In Ordnung, Magnussen“, sagte Mrs Gibbs, die aus der Kutsche gestiegen war. „Lady Agnes reist allerdings ohne den Lord. Sie braucht ihre Ruhe nach der langen Reise. Sie entscheidet morgen, ob sie den Besuch empfängt.“ Die Entscheidung erübrigte sich.

Als Lady Agnes und Mrs Gibbs am nächsten Morgen in Mantel und Hut die Wohnräume im ersten Stock der Villa verließen und die Treppe herunterkamen, wartete bereits ein korpulenter Herr in einem dunklen Frack in der Eingangshalle. Er untersuchte gerade die Mahagonikommode, die neben den breiten Türflügeln des Haupteingangs stand. Als er die beiden Frauen hörte, drehte er sich schlagartig um, nahm den Zylinder vom Kopf und verbeugte sich. Ein Geruch von Zigarren und Whisky umgab ihn.

„Ich freue mich, Sie zu sehen, Lady Greenwold. Ich wollte Sie schon gestern aufsuchen und hoffe, dass Ihnen mein Erscheinen nicht lästig ist.“

„Mein Mann hat mich nicht begleitet, Sir. Und mit mir werden Sie wohl kaum vorliebnehmen wollen. Wir haben zu tun. Kommen Sie wieder, wenn Lord Greenwold in London ist.“

Der Besucher machte einen Schritt auf Lady Agnes zu und musterte sie mit einem anerkennenden Blick.

„Mit Ihnen zu sprechen, wäre mir genauso ein Vergnügen wie mit Ihrem ehrenwerten Gatten, Mylady“, bemerkte er mit leiser Stimme. „Vielleicht sind Sie zu einer Begegnung mit mir eher geneigt, wenn ich Ihnen verrate, dass ich ein enger und langjähriger Weggefährte Ihres Gatten bin. Und dass ich mich der angenehmen Aussicht erfreue, in Zukunft häufiger mit Ihrer Familie zu tun zu haben. Aus diesem Grund möchte ich mich Ihnen bekannt machen.“

„Darf ich fragen, mit wem ich es zu tun habe?“

Er war einen weiteren Schritt auf Lady Agnes zugegangen, stand nun direkt vor ihr und schaute ihr zuversichtlich in die Augen. Seine klare Rede stand in starkem Kontrast zu seinen rot angelaufenen Augen und zerzausten blonden Haaren. Sein offenes Jackett gab den Blick frei auf eine Weste, die seine füllige Taille nur mithilfe einer Reihe angespannter Knöpfe zusammenhielt.

„Sie gestatten, Sir Malcolm Forsythe-Drake. Ich bleibe nur kurz, Mylady. Als ich erfuhr, dass Ihr ehrenwerter Gatte ein Stadthaus erworben hat, verspürte ich den Drang, Ihnen meine Aufwartung zu machen und Sie in der Großstadt willkommen zu heißen.“

Mit einer galanten Bewegung nahm er ihre Hand und küsste sie.

Lady Agnes presste ihre Lippen zusammen und blickte auf den Boden. „Gibbs, Sie gehen heute alleine in die Stadt.“

„Jawohl, Mylady.“

Nachdem Mrs Gibbs ihr aus dem Mantel geholfen und ihr Hut und Handschuhe abgenommen hatte, bedeutete Lady Agnes dem Besucher, ihr die Treppe hinauf zu folgen.

Mrs Gibbs blieb eine Weile abwesend an der Haustür stehen und blickte ihnen nach, auch nachdem sie verschwunden waren. Plötzlich lächelte sie, nahm ihre Tasche in die Hand, und marschierte zuversichtlich zur Haustür hinaus.

Kapitel 4

Frühjahr 1834

„Guten Nachmittag, kleine Lady! Wie komme ich zu dieser Ehre?“

Jake blickte vom Sattelbock hoch, auf dem er einen von Lord Greenwolds hochwertigen Pferdesätteln reinigte.

„Woher weißt du, dass ich es bin? Ich kam leise wie eine Katze!“

„So was spüre ich.“

„Und was willst du heute machen, wenn du mit der Arbeit fertig bist?“

„Was soll ich denn wollen?“

„Du sollst Bücher holen und mit mir in der Frühlingssonne lesen wollen!“

„Dann nichts wie los!“, grinste Jake. „In Gesellschaft so einer feinen, erwachsenen jungen Dame Bücher zu lesen, ist mir ein Vergnügen!“

„Sehe ich wirklich erwachsen aus?“, fragte Charlotte mit großen Augen. Als Antwort richtete sich Jake auf, legte sein Tuch hin und zählte stirnrunzelnd seine Finger.

„... zehn, elf, zwölf, dreizehn. Meiner Rechnung nach siehst du nicht nur erwachsen aus, sondern du bist erwachsen. Im Herbst wirst du vierzehn Jahre alt! Aber bevor wir lesen, muss ich meine Arbeit fertig machen.“

Charlotte setzte sich lachend auf einen Holzschemel, während Jake sein Tuch in einer Schale Wasser anfeuchtete, Sattelseife hineinrieb und anfangs die Sitzfläche und die kleinen Satteltaschen des Sattels zu bearbeiten.

„Du wolltest mich als Nächstes fragen, was wir lesen werden“, sagte sie.

„Natürlich wollte ich das!“, neckte Jake, „erzähl mal.“

„Ich lese gerade in den *Kinder- und Hausmärchen* die Geschichte von dem kleinen Mädchen, das für ihre Stiefschwestern arbeiten musste und nicht zum Ball gehen durfte. Aschenputtel heißt sie.“

„Und woher hast du das Buch?“, fragte Jake neugierig, ohne von seiner Arbeit aufzublicken.

„Rosalinde hat es weggeworfen, weil sie die Rapunzel-Geschichte nicht

mag. Sie ist auf alle blonden Prinzessinnen eifersüchtig und will nicht, dass irgendjemand hübscher ist als sie. Ich hab es aus dem Mülleimer in der Küche geholt. Von deutschen Dichtern ist es, alle lesen es gerade.“

„Ich prüfe nachher, ob es was Ordentliches ist.“

„Ach, Jake. Rosalinde liest die ganze Zeit unordentliche Dinge. Du hast selber gesagt, dass ich kein Kind mehr bin!“

Jake schmunzelte. Seinen Komplimenten zum Trotz war Charlotte immer noch klein und schmal für ihr Alter. Mit ihren straff geflochtenen Zöpfen, ihren ungelenken Bewegungen und einer Schürze, die immer eine Nummer zu groß und dazu noch dreckig war, wirkte sie jünger als ihre dreizehn Jahre.

„Für mich bleibst du die kleine Charlotte und ich Sorge dafür, dass du anständig erzogen wirst. Was hast du diese Woche in der Bibel gelesen?“

„Etwas Ähnliches wie Aschenputtel.“

„Aschenputtel? In der Bibel?“

„Eine ganze Reihe ähnlicher Geschichten. Isaak, Jakob, Josef, David, Jesus – sie hatten alle missratene Geschwister.“

Jake lachte laut, drehte den Sattel auf dem Bock um und rieb am Sattelblatt und unter der kleinen Satteltasche. Charlotte hatte ein zweites Tuch von der Holzbank genommen und reinigte das Leder auf der anderen Seite.

„Muss ein Sattel denn so viele Schichten haben?“, seufzte sie.

„Ja, Gott sei Dank!“, ermahnte sie Jake. „Sattelhorn, Taschen, Steigbügel, Gurt – davon leben Burschen wie ich. Wenn ein Pferd und seine Ausrüstung nicht so kompliziert wären, wäre ich ohne Arbeit. Nur noch eine Schicht Öl, dann die Metallteile, danach sind wir fertig.“

„Ich darf aber nicht nach Fisch stinken.“

„Fischöl ist ein Wundermittel, Charlotte. Es dringt tief in die Faser ein und macht sie weich und geschmeidig. Es schützt auch die Haut des Pferdes davor, unter dem Sattel wund und brüchig zu werden. So bleibt alles länger erhalten – Sattel, Pferd, und meine Hände auch. Aber ich schrubbe sie gründlich, bevor wir lesen“, setzte er grinsend hinzu. „Deine Mutter wird nicht wissen, dass du mit einem öligen Stallburschen zusammen warst.“

Charlotte machte es nichts aus zu warten. Sie liebte den kühlen Schatten der Werkstatt und den Duft von Leder, Heu, Holz, feuchtem Gras und

Sattelseife. Und nebenan im Stall gab es den Geruch von Pferdeschweiß, das Klappern des Zaumzeugs, wenn die Pferde von der Wiese hereingeführt wurden, das Malmen der starken Kiefer, die neugierigen Blicke aus den großen Augen, das Schnauben aus den Nüstern, das im Winter wie Dampf aussah.

Während Jake die Metallteile des Sattels polierte, legte sie sich auf einen Heuballen, ihre Arme hinter dem Kopf verschränkt und die Beine übereinander gekreuzt. Sie blickte auf einen kleinen Schlitz an der Holzdecke, durch den ein hartnäckiger Sonnenstrahl seinen Weg in die düstere Scheune fand und einen Lichtkreis auf den staubigen Boden warf.

Als Jake endlich Tücher, Wasserschale, Seife und Ölflasche auf einem Regal über dem Sattelbock verstaute, war Charlotte fast eingeschlafen. Sie sprang freudig auf, als Jake sich über sie bückte und ihr Gesicht mit einem Grashalm kitzelte.

Bäume beschatteten den Weg am Fluss entlang und schimmerten hellgrün in der Frühlingssonne. Bald erreichten sie den Birkenwald. Jake marschierte mit großen, festen Schritten, Charlotte hüpfte und erzählte, mal neben ihm her, mal um ihn herum.

„Hast du noch nie den Frühling gesehen? Du springst herum wie eine verspielte Fee!“, neckte er sie.

„Genau das ist es“, antwortete sie. „Jedes Jahr ist es so, als hätte ich den Frühling noch nie gesehen. Der braune, eisig zugeknöpfte Winterboden sieht unendlich tot aus, ich kann mir nie vorstellen, dass da auch nur die winzigste Pflanze jemals wieder herauswachsen kann!“

Sonnenstrahlen glitten über den Waldboden, und durch das zarte Grün der Silberbirken war ein wolkenloser Himmel sichtbar. Der feuchte Boden war ringsumher mit Primeln übersät und der Lärm des rauschenden Flusses füllte ihre Ohren. Krokusse und Märzenbecher spielten Ringelreihen um die Birken herum. Charlotte suchte nach Worten, um die sich entfaltende Schönheit zu beschreiben.

„Es ist, als würde die ganze Welt aus einem Tiefschlaf aufwachen“, seufzte sie. „Sogar die trübe Wintersonne zieht sich ein neues Kleid an und wird golden und strahlend. So wie eine Sonne sein sollte. Hast du nicht gefühlt, wie die Strahlen dein Gesicht gestreichelt haben? Mit einem weichen, warmen Kuss?“

„So ähnlich war es wohl, denke ich. Du wirst richtig poetisch, Charlotte.“

„Heute *muss* man poetisch sein. Das habe ich von dir gelernt. Bilder malen mit Worten. Blühendes Leben lauert überall unter der Oberfläche, versteckt in Samenkörnern und Blumenzwiebeln. Auf einmal schickt die Sonne einen heimlichen Gruß, und die ganze Schöpfung wird entfesselt. Ist es nicht so?“ Sie lachte. „Es dauert nicht mehr lang, dann schleudert eine unsichtbare Hand über Nacht Löwenzahn und Gänseblümchen wie kleine Sterne über den Rasen. Erst kommen die Pastellfarben – gelb, grün, rosa und blau –, und dann werden sie immer kräftiger, bis die Sommerhitze ihren Gipfel erreicht und die Natur ihre ganze Pracht ausgebreitet hat.“ Sie begleitete ihre Worte mit einer entsprechenden Handbewegung. „Und dann ist schon wieder der Herbst da, voll, satt und warm. Seine Farben sind ... sie sind in die Jahre gekommen, aber dafür umso schöner.“

Sie genoss das Staunen in Jakes Gesicht, als er ihrer fantasievollen Beschreibung lauschte.

„Keine Sorge, Jake. Irgendwann gehen sogar mir die Worte aus.“ Schon war sie wieder unterwegs und untersuchte die jungen Weißdornblätter, die aus dem feuchten Grün des sprießenden Grases hervorguckten.

Jake zupfte an einem Stück abgestorbener Rinde, zerbröselte es in seiner Hand und dachte an den Tag zurück, an dem er Charlotte weinend aufgefunden hatte. Auch damals hatte er auf dem Baumstamm gesessen, auf dem er sich jetzt niederließ. Damals hoffte er, dass sie mit ihm reden würde. Inzwischen hörte sie fast gar nicht mehr auf zu reden.

Sein Versprechen an Maggie, dass er nach Charlotte schauen würde, hatte er sich zu Herzen genommen. Es war einfacher gewesen, als er befürchtet hatte. Lord und Lady Greenwold schien nicht viel an ihrer jüngeren Tochter zu liegen. Der Unterricht in Musik, Französisch und Literatur mit der Gouvernante war nur für Rosalinde vorgesehen. Auch die Ausflüge in den Park mit dem Zeichenblock und den Aquarellfarben blieben ihr vorbehalten. Zu Einkaufsfahrten nach St. Ives wurde Charlotte nicht eingeladen, sie erhielt die abgetragenen Kleider ihrer großen Schwester.

So blieb es Jake überlassen, ihr beizubringen, wie aus einem Spaziergang eine Entdeckungsreise werden konnte, wie ein gutes Buch sich als Tür in eine andere Welt erwies, wie die edelste Musik und Poesie in den Stimmen von Wind, Wellen und Vögeln verborgen waren und die Natur herrliche

Kunstwerke malte, die kein Künstler mit noch so feinen Aquarellfarben nachahmen konnte.

Charlotte, die außer von Franny und Jake von allen im Herrenhaus nach wie vor Lady Georgiana genannt wurde, pendelte Tag für Tag zwischen der Küche, in der sie sich morgens bei Franny aufhielt, und dem herrschaftlichen Salon, in dem sie bei den vornehmen Mahlzeiten ihrer Familie erwartet wurde, hin und her.

Lord Greenwold war häufig auf Geschäftsreise und Lady Agnes hielt sich, wenn sie nicht in London war, in ihren eigenen Räumen auf. Oft empfing sie Besuch aus anderen Herrenhäusern in der Gegend.

Wann immer sie konnte, rannte Charlotte zur Werkstatt oder zum Pferdestall und suchte Jake. Wenn er bei der Arbeit war, hielt sie sich mit einem Buch in seiner Nähe auf und schaute zu, wie er auf einem Hufeisen hämmerte, das in der Kohle des Ofens rot glühte, oder wie er eine Tür reparierte oder ein Pferd nach dem Ausritt trocken rieb.

Am glücklichsten war sie, wenn Jake in die Hände klatschte und seine Schürze an den Nagel hängte. Bei diesem Signal sprang sie auf die Füße und fragte: „Was willst du heute machen, Jake?“ Darauf folgte seine Antwort: „Was soll ich wollen?“ Anschließend kletterte er, wie auch an diesem Tag, die Leiter hoch zu seinem Zimmer und kehrte mit einer Ledertasche voll abgegriffener Bücher unter dem Arm zurück.

Charlottes Stimme unterbrach seine Grübeleien.

„Jake, hörst du noch zu? Du hast gesagt, dass wir eines Tages zum Turm gehen. Können wir das nicht heute tun? Bitte!“

„Nein, Charlotte! Wenn du größer bist. Du weißt, dass dein Vater es nicht gerne sieht.“

„Aber ‚nicht gerne sehen‘ ist nicht gleich ‚verbieten‘. Er denkt, ich habe Angst vor den Geistern. Aber ich habe keine Angst.“

„Trotzdem solltest du nichts tun, was dein Vater nicht möchte. Außerdem brüten die Möwen bald, wir wollen sie nicht stören. Erzählst du mir stattdessen von deinem Buch?“

Charlotte holte das Märchenbuch aus ihrer Tasche und war schon bald

in eine andere Welt vertieft. Mal las sie vor, mal erzählte sie mit Ergriffenheit von der Einsamkeit eines Mädchens, das seine Mutter verloren hatte, in die Obhut einer kaltherzigen Stiefmutter gegeben worden war und in die Küche verbannt wurde.

„Ihre Stiefschwestern plagten sie ununterbrochen. Spielten ihr stolz auf den Musikinstrumenten vor, die Aschenputtel nicht einmal anfassen durfte, zeigten ihr die hübschen Sachen, die sie in St. Ives gekauft hatten.“

„Moment, Charlotte. Das mit St. Ives steht da nicht drin.“

„Aber hier drin steht das, hier in meinem Herzen, Jake!“

Sie klopfte auf ihre Brust, ließ das Buch ins Gras sinken und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Jake legte seine Hand auf ihren Arm.

„Komm Charlotte, entdecken wir ein bisschen mehr vom Frühling! Wenn das Buch dich traurig macht, solltest du es nicht lesen!“

„Nein, verstehst du das nicht? Es ist meine Geschichte, nur meine ist schlimmer. Aschenputtel wusste wenigstens, dass ihre echte Mutter sie geliebt hatte und dass die Stiefmutter nicht ihre echte Mutter war. Meine echte Mutter hasst mich!“

Während sie erzählte, pflückte Jake Schneeglöckchen und kleine Narzissen, die in der Nähe des Baumstammes wuchsen, auf dem sie saßen. Er band sie mit einem Grashalm zusammen zu einem Strauß.

„Sieh es anders, Charlotte“, tröstete er sie. „Wenn schon deine ausgelebte Mutter dich über alles liebt, dann musst du eine ganz besondere Person sein. Sie hat dir sogar das Lesen und Schreiben beigebracht, du kannst es besser als Rosalinde!“

„Aber Maggie sagt, ich soll Lady Agnes lieben, und ich kann sie nicht lieben, Jake! Ich bin sogar froh, dass sie immer öfter nach London fährt. Manchmal schaue ich sie beim Abendessen an und wünsche mir, sie wäre nicht meine Mutter. Irgendwann halte ich es nicht mehr aus. Dann tobe ich herum und werde, wie Mrs Gibbs es sagt, ‚auf unerträgliche Weise ungenießbar‘.“

Jake seufzte. Charlotte bekam zwar keine Zuwendung von ihrem Vater, eine gehörige Portion von seinem Temperament besaß sie aber trotzdem.

„Mein Vater sagt, wenn ich brav sei, würde ich eines Tages reich sein“, fuhr Charlotte fort. „Ein vornehmer Mann werde mich trotz meiner Hässlichkeit und Wildheit heiraten. Er meint, ich sei schlau, auch ohne Unter-

richt. Das bewundere er. Maggie sagt, dass es nicht wichtig sei, hübsch zu sein, aber das sagt sie nur, um mich zu trösten. Wenn ich zwischen Schlau- und Hübschsein wählen könnte, würde ich mich fürs Hübschsein entscheiden. Ist das böse?“

„Wahre Schönheit kommt von innen, Charlotte, das weißt du.“

„Aber das stimmt nicht, Jake. Meine Seele kann innen drin noch so hübsch sein, das ändert nichts an den abstehenden Ohren und der Stupsnase! Und in diesen ewigen Schürzen sehe ich scheußlich aus!“

„Kann es sein, dass du dich zu sehr mit deinem Äußeren beschäftigst, meine Kleine?“

Charlotte war in voller Fahrt und ließ sich nicht vom Thema abbringen.

„Meine Mutter sagte gestern zu Franny, ich würde nach meiner Großmutter väterlicherseits kommen, die auch als Kind stupsnasig und sommersprossig war und ein ganz böses Ende nahm, aber sie wollte mir nicht sagen, welches. Vorgestern meinte Dickon, man könnte an meinen abstehenden Ohren die Wäsche zum Trocknen aufhängen und der liebe Herrgott hätte aus Versehen einen Haufen Stroh in meinen Kopf gesteckt anstatt Haare.“

„Dickon darf man nie ernst nehmen. Und übrigens: Warum muss stupsnasig und sommersprossig gleichbedeutend mit hässlich sein?“, beharrte Jake.

„Weil hübsch das ist, was Rosalinde ist: Ihre Haare sind blond und lockig, sie hat blaue Augen und anliegende Ohren. ‚Kokett‘ nennt Mrs Gibbs sie. Kokett ist, wenn sie ihre Haare lose über den Schultern trägt und sie auf einmal nach hinten schüttelt und verführerisch blickt. So wie ich das gerade mit meinem Zopf mache. Kein Mann wird diesem Blick widerstehen, meint Mrs Gibbs.“

Jakes drehte sich empört zu Charlotte hin.

„Was weiß Mrs Gibbs darüber, was Männer mögen? Und seit wann hörst du auf sie?“

„Sie weiß eine ganze Menge! Sie weiß immer, wer mit wem was hat und nicht haben soll, und wer am besten zu wem passen würde, und was Männer und Frauen miteinander machen, wenn sie alleine sind und sich ausziehen.“

Jakes Kinnlade fiel herunter, und er rang nach Worten.

„Hör mal zu, Charlotte. Halt dir die Ohren zu, wenn Mrs Gibbs so etwas erzählt. Es gehört sich nicht, dass sie so mit dir redet. Und versuche ja nicht so zu sein wie Rosalinde!“

„Aber genau das möchte ich, Jake. Ich will feine Kleider aus Samt und Seide anziehen, schöne Hüte aufsetzen, eine Hochsteckfrisur mit Perlen drin haben und von allen bewundert werden! Meine Mutter ist dunkelblond mit grün-blauen Augen, und Mrs Gibbs sagt, sie hat früher jedem Mann den Kopf verdreht und tut es immer noch. Und sie sagt, dass ich dieses Problem nicht haben werde.“

„Sei froh darüber, Charlotte“, erwiderte Jake. Er legte ihr sanft die Hände auf beide Schultern. „Hör zu, meine Kleine. Bald bist du eine Dame. Die Zeit vergeht schnell, und die Welt da draußen ist bitterböse. Versprich mir, dass du Themen, die mit jungen Männern zu tun haben, immer mit mir besprichst, ja? Gibst du mir dein Wort?“

Charlotte löste sich von ihm und schaute verwundert in sein Gesicht.

„Klar, Jake, hoch und heilig und bei den Gräbern der Mönche.“

„Charlotte! Wer hat dir so einen gotteslästerlichen Quatsch in den Mund gelegt?“

„Was ist da falsch dran? Mein Vater sagt das. Dickon auch!“

„Charlotte, so etwas darfst du nie wieder sagen, verstanden? Wenn du etwas versprichst, dann machst du es, weil du in deinem Herzen einen Beschluss gefasst hast, dem du treu sein willst. Dazu brauchst du keinen Schwur und keine heiligen Mönche.“

Als er sah, dass ihr Tränen in die Augen stiegen, legte er einen Arm um ihre Schultern und drückte sie an sich. „Ach komm, ich wollte dich nicht schon wieder tadeln!“

Charlotte legte ihren Kopf an seine Schulter und blieb ein paar Augenblicke lang still. Plötzlich richtete sie sich wieder auf und warf einen verstohlenen Blick auf ihn. „Du bist auch blond und hast große blaue Augen. Franny meint, es gäbe kein Mädchen im Dorf, das nicht in deine Richtung schielen würde.“

Jake warf seinen Kopf nach hinten und lachte laut. „Franny sollte sich schämen!“

„Nein, nicht schimpfen, bitte nicht. Es war meine Schuld – ich habe sie gefragt! Welche heiratest du? Ich sage es niemandem, versprochen. Du

bist für mich wie ein Bruder und Brüder und Schwestern haben keine Geheimnisse. Ich habe gesehen, wie du mit Lisbeth geplaudert hast. Magst du sie?“

Jake räusperte sich und blickte verlegen in die andere Richtung. „Du bist aufdringlich, Mylady. Lisbeth ist nett und ich rede gerne mit ihr. Vielleicht wird eines Tages tatsächlich eins von den Mädchen aus dem Dorf meine Braut werden, aber jetzt noch nicht. Und du als meine ganz besondere Schwester wirst die Erste sein, die davon erfährt. Versprochen!“

„Siehst du, Jake? Lisbeth hat auch blonde Locken und blaue Augen. Alle hübschen Leute, die ich kenne, haben blonde Haare und blaue Augen.“

Er zog scherzhaft an ihren beiden Zöpfen und drückte einen Finger auf ihre Nase. „Ich habe eine Idee, Charlotte.“ Seine Augen leuchteten. „Du kommst morgen Nachmittag in den Pferdestall, sobald Franny dich nicht mehr braucht. Ich zeige dir was.“

„Erzähl es mir gleich, sonst kann ich vor Aufregung nicht schlafen, Jake!“

„Du solltest Geduld lernen. Wenn ich es dir gleich verrate, ist es keine Überraschung mehr.“

Die Glocke der Dorfkirche schlug fünf. Jake erhob sich, streckte Charlotte die Hand entgegen und zog sie hoch. „Du musst gehen! Hier, ein Frühlingsstrauß für dich! Bis morgen!“

„Die Zeit vergeht nicht schneller, wenn du dauernd nach der Uhrzeit fragst und keine Minute stillsitzt. Man braucht dich nur anzublicken und man wird unruhig!“, schimpfte Franny.

„Warum geht die Uhr so elend langsam, wenn man auf etwas Schönes wartet?“, stöhnte Charlotte.

„Jake sollte in Zukunft lieber auf Überraschungen verzichten, vor allem an so einem wichtigen Tag. Hilf mir, die Obstkisten hineinzutragen, die Tischdecken zu bügeln und die Servietten zu falten, dann ist der Tag im Nu vorbei“, schlug Franny vor.

„Ich hätte wissen können, dass du etwas Dummes wie Arbeit vorschlagen würdest.“

„Tja, am schnellsten verfliegen die Minuten, wenn man sich fleißig beschäftigt“, antwortete Franny.

Es herrschte große Aufregung in *Birch Hollow*. Rosalinde war siebzehn Jahre alt geworden und sollte zum ersten Mal in der Gesellschaft vorgestellt werden. Zusätzliche Bedienstete aus Hipperclove waren eingetroffen, um den Hausangestellten bei den Vorbereitungen für ein üppiges Bankett zu helfen. Ein französischer Koch, eigens zu diesem Anlass aus London angereist, hatte in der Küche die Regie übernommen.

„Wenn meine Kochkünste für die Lady nicht gut genug sind, dann soll sie mir doch gleich kündigen“, tobte Harriet. „Die ausländischen Besserwisser und ihre *Potages, Hors d'oeuvres, Coq-au-Vins* und *Entrées* können mir gestohlen bleiben! Meine Zwiebelsuppe hat für ein ordentliches Fest bisher auch gereicht, oder nicht?“

Doch Lady Agnes liebte alles, was Französisch war. Die Verbindung der Greenwolds zur Londoner Gesellschaft hinterließ immer mehr modische Spuren in *Birch Hollow*, angefangen von den Stoffen, mit denen die prunkvollen Möbel im Speisesaal überzogen wurden, bis hin zu den Gerichten, die Harriet seit Neuestem für Lady Agnes zubereiten musste.

Das Menü für das große Fest bestand nun aus Favoriten aus der Pariser Küche: *Entrecôte double*, grilliert und aufgeschnitten, mit *Sauce béarnaise* und Kräuterbutter, dazu zarteste Stücke vom Rind, tranchiert und flambiert; gedämpfte Zanderfilets mit einer Weißweinsosse und als Krönung des Festmahls die feinsten Desserts: gefrorenes Erdbeermousse, frischer Fruchtsalat, Sorbets mit Wein und marinierte Beeren mit *Vanilleglace*.

„Warum immer diese französischen Delikatessen?“, seufzte Franny. „Eine gute, kräftige Suppe mit Gemüse aus dem Garten würde reichen. Wäre gesünder für die Gäste, und würde uns eine Menge Zeit sparen!“

Endlich war es Nachmittag geworden und Charlotte raste zum Pferdestall, froh darüber, dem hektischen Treiben in der Küche entkommen zu können. Sie fand Jake über Tedwins Hinterbein gebeugt, mit dem Rücken zum Kopf des Pferdes. Mit der einen Hand hielt er einen Huf auf sein Knie gestützt, mit der anderen Hand schabte er ihn aus. Seine Schulter stemmte er gegen Tedwins Bauch und hielt so sein Gleichgewicht.

„Jetzt schon?“, rief er ihr entgegen.

„Jetzt schon?“, regte sich Charlotte auf. „Den ganzen Tag habe ich die Minuten gezählt!“

Jake bückte sich wieder und schabte weiter. „Noch eine letzte Minute darfst du zählen. Ich war mit Tedwin in St. Ives, um einiges für die Schmiede zu kaufen und meinen Onkel zu besuchen. Die Hufe sind völlig verdreckt.“

„Ich wünschte, ich dürfte auf Tedwin reiten.“

„Vielleicht, wenn du größer bist und deinen Vater lieb fragst.“

Jake richtete sich auf, drehte sich zu Charlotte um und tätschelte Tedwins Rücken. „Damit mein Plagegeist mich endlich in Ruhe lässt, liebes Pferd, gehe ich jetzt auf Schatzsuche.“

Er klopfte Dreck und kleine Steine vom Hufauskratzer, schlug eine Bürste gegen seinen staubigen Oberschenkel und wusch seine Hände in einem Wassereimer, der vor Tedwins Stall stand.

Endlich bedeutete er Charlotte, ihm zu folgen. „Diese Überraschung muss schnell gehen. Es treffen heute Abend Kutschen mit Vierergespannen ein. Ich muss das Kutschenhaus noch fegen und bereit machen.“

„Bei schönen Sachen hat man es immer eilig“, seufzte Charlotte.

„Aber die schnellen Überraschungen sind die schönsten, Charlotte! Warte hier unten.“

Jake kletterte die Leiter zu seinem Zimmer hoch. Als er wenige Augenblicke später herunterkam, hielt er unter einem Arm etwas, das wie ein Holzrahmen aussah, in eine Woldecke gehüllt. Mit der anderen Hand hielt er sich am Geländer fest.

„Komm zum Licht rüber“, sagte er geheimnisvoll.

Die Sonne strahlte durch die staubigen Fensterscheiben, während Jake einen Zipfel der Woldecke nach dem anderen zur Seite zog und ein Gemälde auspackte, das er ins Licht hielt. „Wen erkennst du da?“, fragte er.

Charlottes Atem stockte. „Das bin doch ich!“, rief sie.

Sie blickte, wie in einem Spiegel, in ein Gesicht, das ihrem fast gleich war. „Ich habe aber keine Perlenkette um den Hals und trage keinen Spitzenkragen. Nein, natürlich bin ich das nicht, ich bin nie gemalt worden.“

Vergnügt beobachtete Jake ihre Reaktion. „Denk an unser Gespräch zurück. Deine Mutter hat dir gesagt, dass du deiner Großmutter väterlicherseits wie aus dem Gesicht geschnitten bist. Auf diesem Bild siehst du

deine Großmutter, als sie etwa so alt war wie du jetzt. Siehst du die niedliche Stupsnase? Und die Sommersprossen?“

Charlotte folgte fasziniert den Bewegungen von Jakes Finger. „Aber ihre Haare sind schöner als meine, Jake. Und sie hat keine abstehenden Ohren.“ Enttäuschung schwang in ihrer Stimme mit.

„Ihre Haare sind nur anders frisiert“, wandte Jake ein. „Sie decken die Ohren ab und sind locker nach hinten zusammengebunden.“

„Dir fällt so was auf? Aber das erlaubt mir Mrs Gibbs nicht. Sie flicht meine Haare in engen Zöpfen und zerzt alles streng nach hinten. Gerade hinter meinen Ohren macht sie die dicksten Flechtknoten. Sie sagt, so ziemt es sich für ein Mädchen in meinem Alter.“ Charlotte konnte ihre Augen nicht von dem Bild abwenden.

„Aber das Beste kommt noch, Charlotte!“

Auf der Wolldecke lag ein zweites Bild, das er nun neben das erste legte.

„Kann es besser werden? Wer ist das, Jake?“, flüsterte sie.

„Rate mal“, flüsterte er zurück.

„Auch meine Großmutter?“

„Auch deine Großmutter. Auf diesem Bild ist sie achtzehn und steht kurz davor, deinen Großvater zu heiraten. Ich glaube, das Kleid ist sogar ihr Hochzeitskleid.“

Charlotte konnte ihre Augen nicht schnell genug bewegen, um die feinen Gesichtszüge aufzunehmen, die sie aus dem Gemälde anschauten. Sanfte, braune Locken, mit Perlen übersät, umrahmten zwei große, nussbraune Augen. Ein zierlicher Mund verriet den leisesten Hauch eines schüchternen Lachens. Die Stupsnase war noch erkennbar, auch ein paar Sommersprossen, aber in dieses Gesicht passten sie.

„Was denkst du?“, fragte Jake leise.

„So wunderschön kann eine Frau sein“, hauchte Charlotte voller Ehrfurcht, „auch ohne blonde Haare und blaue Augen.“

Sie blickte noch einmal auf das Gesicht. Es schien ihr, als ob das Lächeln der Großmutter einen Gruß aus vergangenen, glücklicheren Zeiten in den trüben Alltag der Enkelin hineinschicken wollte.

„Sie strahlt etwas Liebliches aus, etwas Verletzliches. Ich glaube, wir hätten uns gemocht.“

„Ein anderes Mal erzähle ich dir mehr über sie. Jetzt packen wir sie wieder

weg. Und jedes Mal, wenn dir jemand sagt, du seist hässlich, denkst du an die Bilder.“

„Können wir sie aufhängen? In meinem Zimmer, wo ich sie jeden Tag anschauen kann?“

„Nein, das können wir nicht. Früher hingen sie im Eingangsflur des großen Hauses. Dein Großvater mochte die Bilder aber nicht und ließ sie nach ihrem Tod abhängen.“

„Wo hast du sie gefunden?“

„Ich sollte eine Kammer im Dachboden leer räumen. Die zwei Ölgemälde habe ich natürlich nicht weggeworfen. Sie bleiben oben in meinem Zimmer und du darfst sie ab und zu anschauen, wenn du versprichst, nicht eitel zu werden. In Ordnung?“

Charlotte nickte energisch. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, küsste ihn auf die Wange und flüsterte „danke“. Dann rannte sie aus dem Stall.

Kapitel 5

„Franny, darf ich auf der Empore sitzen und zuschauen, wie die Damen und Herren tanzen?“

„Du darfst dieses Konfekt in den Eingangsflur tragen für den Sektempfang. Leg es in Kreisen in diese Schale, mit den Pfefferminzblättern dazwischen, wie eine Schnecke. Mrs Gibbs richtet dort die Blumen. Frag sie, ob du zuschauen darfst.“

Charlotte nahm das Konfekt und die Schale und rannte die Treppe hinauf. „Mrs Gibbs, ich bin bald vierzehn und Rosalinde durfte schon mit zehn.“

„Durfte was?“

„Bei Abendbällen zuschauen. Darf ich? Bitte, bitte, Mrs Gibbs? Ich verhalte mich still wie eine Maus. Niemand sieht mich, versprochen!“

„Du kennst die Antwort, Georgiana. Ein entschiedenes Nein.“

„Aber warum durfte Rosalinde immer zuschauen und ich nicht?“

„Weil du uns nur in Verlegenheit bringst.“

„Dort oben sieht mich doch niemand.“

Mrs Gibbs wandte sich von dem Blumengesteck ab, das sie gerade gerichtet hatte, drehte sich zu Charlotte um und zischte: „Sag mal, Kind, verstehst du das Wort Nein nicht? Und jetzt sieh zu, dass du verschwindest. Die Empore bleibt geschlossen, damit du nicht auf eine deiner widerborstigen Ideen kommst.“

Mit zusammengepressten Lippen arrangierte Charlotte das Konfekt in der Schale und stellte das fertige Werk auf den Tisch, auf dem die Sektgläser in sauberen Reihen standen. Anschließend ging sie die große Treppe hoch, die zu den Schlaf- und Ankleideräumen von Lady Agnes und Rosalinde führte. Rosalindes Tür stand offen.

„Die Haarspange sitzt zu tief, Franny. Hast du noch nie von einer Hochsteckfrisur gehört?“

Rosalindes Stimme war gereizt. Jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, sie um einen Gefallen zu bitten.

„Wer ist an der Tür, Franny? Schau sofort nach.“

Es war zu spät für eine Flucht.

„Ich bin es, Rosalinde.“

„Du hast mich ‚Lady Rosalinde‘ zu nennen, Georgiana.“

„Lady Rosalinde. Gestern habe ich deine Französischaufgaben für die ganze Woche erledigt. Leihst du mir deinen Schlüsselbund?“

„Wo willst du hin?“

„Geht dich nichts an. Du hast versprochen, dass du mir auch einen Gefallen tun wirst. Für eine Woche Französisch möchte ich nun für einen Tag deine Schlüssel.“

Heute war Rosalinde offenbar nicht nach Großzügigkeit zumute.

„So, meinst du, mich geht es nichts an? Benütze doch den Haupteingang, der ist heute Abend offen.“

„Du weißt, dass das Haus voller Gäste ist und dass ich nur durch die Küche hinauskomme.“

„Tja, das hättest du dir vorher überlegen sollen. Erst gestern hast du mich beleidigt.“

„Nur weil du mich einen schleimigen Blutegel genannt hast, der besser zurück in den Fluss kriechen soll! Dann hast du mich gezwickt und gesagt,

du kannst es immer noch nicht glauben, dass ich deine Schwester bin. Ich wäre der widerlichste Abschaum, den du je gesehen hättest, und mit den knochigen O-Beinen würde ich ein schlimmes Ende nehmen.“

„Das waren nichts weiter als Feststellungen, du dummes Ding“, antwortete Rosalinde, „du bekommst den Schlüsselbund nicht und auf deine Hilfe bei den blöden Französischaufgaben kann ich in Zukunft verzichten. Bald heirate ich einen reichen Mann. Was brauche ich da französische Verben und Grammatik? Ich lasse dir meine Bücher als Trostpreis da.“

Ihre Stimme war eiskalt.

„Der Dummkopf, der dich heiratet, wird sicher schnell darauf kommen, dass du nur Schaum und Luft im Schädel hast!“, rief Charlotte erbost.

Der Schuh, der in ihre Richtung geschleudert wurde, traf den Türrahmen, nachdem sie sich mit einem flinken Sprung außer Reichweite gebracht hatte.

Sie schleppte sich mit traurigen Schritten eine weitere Treppe hinauf in das kleine Dachzimmer, das ihr Zuhause war, und warf sich auf ihr Bett.

Falls Rosalinde Aufregung vor ihrem großen Auftritt verspürte, ließ sie es durch nichts erkennen, als sie neben ihrer Mutter vor den eichenen Türflügeln von *Birch Hollow* stand, um die eintreffenden Gäste zu empfangen. Sie war eine Augenweide in Himmelblau und strahlte die kühle Souveränität einer jungen Frau aus, die wusste, wie man die Blicke auf sich zieht.

Eine Fülle von eleganten Falten aus zarter, weicher Seide, mit einer silbernen Brosche unter ihrer Brust lose zusammengefasst, schmückte ihre schlanke Form. Auf der Brosche spiegelte ein einzelner Diamant den Schein der Leuchten wider, die aus dem Flur strahlten. Der weite Ausschnitt ihres Kleides, in der kühlen Luft im Eingang von einem silbernen Schultertuch verhüllt, war mit weißer Spitze verziert.

Zum Tanzen würde sie das Tuch entfernen, um ihre Schultern, deren Haut klar und makellos wie Elfenbein war, zur Schau zu stellen. Ihre am Hinterkopf hochgesteckten blonden Locken fielen in einer einzigen Kaskade auf ihren Rücken hinunter.

Lord Greenwold, der seinen Damen den Vortritt ließ und die Gäste erst in der Eingangshalle begrüßte, musterte seine Tochter mit Genugtuung von der Seite. Um sie musste er sich keine Sorgen machen. Bald würde ihre Schönheit in vornehmen Häusern für regen Gesprächsstoff sorgen und die Gentlemen würden Schlange stehen, um ihr den Hof zu machen.

Sein Blick schweifte über die Zufahrt, die mit Fackeln umsäumt war. Pferde wieherten, Diensthofen hasteten hin und her, eine Kutsche nach der anderen hielt vor der großen Doppeltür an, entlud ihre bunte Fracht von plaudernden, lachenden, in Tüll, Seide, Samt, und Federn gehüllten Damen. Gentlemen in dunklem Frack und Zylinder riefen den Pferdewirten Anweisungen zu, bevor sie ihrer jeweiligen Dame galant den Arm boten.

Lord Greenwold stand im Zenit seines Erfolgs. Zu seinen Festen kam alles, was Rang und Namen hatte. *Birch Hollow* war längst nicht mehr das abgelegene Anwesen in der Nähe von Hipperclove, über das ein altertümlicher Mönch einen Fluch ausgerufen hatte, sondern die erste Adresse der Grafschaft Cornwall.

Der gesellschaftliche Aufstieg der Familie Greenwold hatte sich bis in die feinsten Kreise Londons herumgesprochen. Unter Lord Greenwolds illustren Gästen befanden sich Namen wie Baron Whitfield, regelmäßiger Besucher am Hof des Königs, Mr Hugh Larson, erster Vorsitzender der East India Company, Mr Synclad Naylor und die Flathornfamilie, Neureiche aus der bürgerlichen Mittelklasse, die ihr Vermögen in den Zinnbergwerken von Cornwall gemacht hatten. Mr Richard Trevithick, Eisenbahnpionier, Erfinder und Ingenieur, war zum ersten Mal bei den Greenwolds zu Tisch.

Getränkeshändler aus Frankreich interessierten sich für Lord Greenwolds Methoden, Wein herzustellen. Pferdezüchter aus Italien bestaunten seine Vollblüter und nahmen die lange Reise auf sich, um satte Preise für seine Fohlen anzubieten. Alles, was Lord Greenwold anfasste, verwandelte sich in Gold.

Er blickte hinüber zu den Pferdeställen, wo Jake sich, schwer beladen mit einem Pferdegeschirr, um die Tiere der Gäste kümmerte und zwischen den stampfenden Hufen und dampfenden Nüstern der Pferde hin und her eilte. An dieser Seite war ein Anbau für weitere Zuchthengste und Stuten geplant. Ein neuer Pferdejunge musste angestellt werden.

Der Lord hatte eine Landauer Kutsche als Geschenk für Rosalinde anfertigen lassen und bei dieser Gelegenheit auch das Kutschenhaus erweitert. Mit dem Viersitzer würde sich seine Tochter an den bevorstehenden Sommertagen der Welt standesgemäß präsentieren können. Das Verdeck der Kutsche ließ sich je nach Bedarf öffnen oder schließen, was ideal für Sommerausflüge war.

Lord Greenwolds Augen ruhten auf seiner Gattin, die neben Lady Rosalinde stand. An diesem Abend erinnerte sie ihn mit ihren leuchtenden Augen an das bezaubernde Mädchen, das er sich vor vielen Jahren ohne Zögern zur Frau genommen hatte. Mit leichter Wehmut musterte er die fließenden Kurven ihres roten Abendkleides. Als sich ihre Blicke flüchtig trafen, begegnete ihm jedoch nur Kälte.

Seine schweifenden Gedanken wurden unterbrochen, als ein Gast ihn leicht an den Ellbogen tippte.

„Mr Linreed, Sie sind es!“, rief Lord Greenwold und streckte ihm die Hand hin. „Wir haben uns lange nicht mehr gesehen, mein Freund.“

„Und wer ist meine Zukünftige, Lord Greenwold? Nicht die anmutige Dame, die an der Tür steht, schätze ich?“

Beide lachten.

„Die Kleine wird noch nicht auf die Gesellschaft losgelassen, das hat noch Zeit.“

„Hat sie sich immer noch nicht in eine Schönheit verwandelt?“

„O nein, ganz und gar nicht. Aber in drei Jahren wird sie Ihnen zu Füßen liegen, Mr Linreed. Bis dahin ist mein Pferdegestüt das berühmteste in ganz Europa und eine Einladung nach *Birch Hollow* die höchste Auszeichnung, die ein adliger Herr in England erhalten kann. Ein Hoch auf die Zukunft!“

Die zwei Männer hoben ihre Sektgläser.

„Und Ihre liebenswerte Frau ist mit den Entwicklungen zufrieden?“, fragte Mr Linreed mit einem Blick in Lady Agnes' Richtung.

„Unsere Partnerschaft hat für sie nur Vorteile, das weiß sie genau“, antwortete Lord Greenwold verächtlich. „Als Gegenleistung für das Vermögen, das sie mit in die Ehe gebracht hat, hat sie uneingeschränkten Zugang zu meinem Einfluss, und davon macht sie regen Gebrauch, glauben Sie mir. So sorgen wir gemeinsam dafür, dass die harmonische Fassade nicht bröckelt

und steigern stetig das Ansehen von *Birch Hollow*, das Sie, Mr Linreed, erben werden. Demnächst erweitere ich die Dienerschaft um zwei neue Dienstmädchen. Lady Agnes bekommt eine Kammerzofe, damit Mrs Gibbs sich noch stärker um die Verwaltung des wachsenden Haushalts kümmern kann. Auch an einen Butler mit guten Referenzen muss ich denken, ich halte in London schon Ausschau. Der Flügel des Hauses, der damals abgebrannt ist, wird wieder aufgebaut, damit wir das neue Hauspersonal unterbringen können. Wie Sie sehen, habe ich große Pläne, Mr Linreed. Bald werden wir den Herrschaften von Chatsworth House, Highclere Castle und Langley in nichts mehr nachstehen. *Birch Hollow* ist weit mehr als ein veredelter Bauernhof in der Provinz, mein Freund! Unser Anwesen erringt sich seinen Stammpfad unter den ganz Großen!“

„Die Mönche meinen es offensichtlich gut mit Ihnen“, witzelte Mr Linreed.

„Und folglich auch mit Ihnen, Mr Linreed. Ein Hoch auf die Mönche!“
Sie hoben noch einmal ihre Sektkgläser.

Charlotte vergrub ihr Gesicht ins Kopfkissen und kämpfte verzweifelt gegen die aufsteigende Panik an, die sie zu überwältigen drohte. Das kleine Zimmer fühlte sich wie ein Gefängnis an und verstärkte das bedrückende Gefühl in ihrem Innern, dass sie aus jeder menschlichen Gemeinschaft, die sie kannte, ausgesperrt war.

In diesem Moment rannte Franny bestimmt wie ein aufgeschrecktes Huhn hin und her, in den Händen Platten voller Köstlichkeiten, und schimpfte über die groben Manieren der Diener, die vom Dorf gekommen waren. Harriet beklagte den fehlenden Seelenadel der französischen Köche. Und Jake war sicher damit beschäftigt, die edlen Rösser der vornehmen Gäste trocken zu reiben und ihnen frisches Heu zu bringen. Charlotte konnte förmlich vor sich sehen, wie er die Räder der Kutschen schrubhte und Schalen mit Obst und eine Sektflasche als Erfrischung für die Heimfahrt hineinlegte.

Maggie dagegen saß wahrscheinlich an ihrem Herd und strickte Socken für arme Kinder, bis die Kerze heruntergebrannt war. Das Wachs tropfte

sicher schon auf den Holztisch, weil sie zu sparsam war, um eine neue anzuzünden. Wer von ihnen würde auch nur einen Gedanken an Charlotte verschwenden?

Es war inzwischen stockdunkel geworden. Als sie sich vom Bett erhob, hörte sie das Rattern von Rädern in der Zufahrt und die aufgeregten Stimmen von Gästen, die verspätet eintrafen. Sie zog ihre Pantoffeln über die Füße und tastete sich mit den Händen an einer Kommode und einem Schrank entlang bis zum Fenster, das sich auf halber Höhe in der Dachschräge befand. Im Winter blieb es geschlossen, weil es keine Glasscheibe hatte. Seine einzige Abdeckung war eine Holzklappe, die im Sommer auf einen Stock gestützt wurde, um Helligkeit und Luft ins Zimmer zu lassen.

Ein schwaches Licht fiel durch die Ritzen am Rand der Öffnung, genug, um die Umrisse eines Stuhls sichtbar zu machen, der unter dem Fenster stand. Charlotte kletterte auf den Stuhl, schob die Holzklappe hoch und fixierte sie. Sie stützte sich mit den Armen auf die Kante zum Dach, hievte den Rest ihres schmalen Körpers hoch und zog ihre Beine nach. Im Nu saß sie am Rand des offenen Fensters. Sie streckte die Beine nach vorne auf die Dachziegel, während der aufgeklappte Holzladen wie ein kleines Dach über ihren Kopf ragte. Kein Platz im ganzen Anwesen bot eine bessere Aussicht auf die umliegende Landschaft.

Rechts ragte die Turmruine in die Höhe. Gegen das Licht des aufsteigenden Vollmonds konnte Charlotte schattige Umrisse von Fledermäusen ausmachen, die wie winzige schwarze Pfeile durch das klaffende Loch im Turm in alle Richtungen schossen. Wie oft hatte sie hier gesessen und gehofft, dass sie die Geister der Mönche sehen würde. Vielleicht flüchteten sie oder lösten sich in Luft auf, sobald sie sich beobachtet fühlten. Einmal, als sie nachts auf das Dach geklettert war, hatte sie Lichter am Turm gesehen. Aber vielleicht hatte sie es auch nur geträumt.

Direkt vor ihr warf das Mondlicht einen weißen Schleier über die Birken, Ulmen und Eichen, die den Fluss auf beiden Seiten wie finstere Wächter säumten. Die Brücke konnte Charlotte nicht sehen. Sie hörte das Plätschern des Wassers aus der Ferne und die Gutenachtrufe der Enten. Direkt unter ihr erklangen die gedämpften Geräusche des Festsaaes, den die Gäste nach und nach füllten – Musik, Gelächter, das Klappern von

Tellern. Der Geruch von Zigarren und Öllampen stieg durch die offenen Terrassentüren nach oben.

Auf ihrem einsamen Sitz, weit entfernt von den Abendgeräuschen, denen sie lauschte, fühlte sich Charlotte wie auf einem anderen Planeten. Fragen über Fragen stiegen in ihrer jungen Seele auf, die angefangen hatte, ihr Leben mit erwachsenen Augen zu betrachten. Umstände, die sie bisher einfach so hingenommen hatte, wurden zu nagenden Rätseln.

„*Mir war bei deiner Geburt schon klar, dass du in diesem Haus ein Fremdkörper bist.*“ Die Worte aus Mrs Gibbs Mund hatte Charlotte nie vergessen. Warum war sie nicht gewollt? Warum hatten ihre Eltern sie weggegeben? War es wirklich so, wie ihr gesagt worden war, dass Lady Agnes zu krank gewesen war, um einen Säugling zu versorgen? Bisher hatte Charlotte ihre Mutter als kerngesund erlebt. Warum hatte man sie zurückgeholt, wenn sie dann nur mit ansehen musste, wie ihrer hübschen Schwester jeder Wunsch von den Augen abgelesen wurde, während sie zu den Bediensteten abgeschoben wurde? Was bedeuteten die forschenden Blicke und besorgten Fragen von Maggie jedes Mal, wenn sie ihre Pflegemutter besuchte? In Charlottes Ratlosigkeit mischte sich Zorn über all die Ungewissheiten, die sie plagten.

Und was war in der Zukunft zu erwarten? Jake würde Lisbeth oder ein anderes hübsches Mädchen aus dem Dorf heiraten. Maggie würde rund um die Uhr kleine Jäckchen und Strümpfe für ihre blonden, blauäugigen Enkelkinder stricken und Charlotte darüber vergessen.

Rosalinde würde einen ihrer vielen Verehrer heiraten und ebenso blonde Kinder auf die Welt bringen. Franny würde einen netten Mann vom Dorf finden. Lord Greenwold würde immer reicher werden und Lady Agnes immer mehr Kleider, Schmuck und schöne Dinge ansammeln, um sie mit Mrs Gibbs zusammen zu bestaunen.

„Und ich?“, seufzte Charlotte leise. „Ich bin von Anfang an eine Außenseiterin gewesen und werde es bleiben. Und wenn ich tatsächlich, wie Rosalinde gesagt hat, als schleimiger Blutegel zurück ins Wasser krieche, dann wird es keinem auffallen. Schließlich hat sich der Mönch damals auch in die Fluten gestürzt, als er keine Hoffnung mehr hatte.“

Mrs Gibbs würde von ihrem Tod erfahren und keine Miene verziehen, nicht einmal blinzeln. „Das hässliche Kind hatte sowieso keine Zukunft“,

hörte Charlotte sie in ihrer Fantasie sagen, „mit diesen abstehenden Ohren und den schrecklichen Sommersprossen. Dieses Ende ist keine Überraschung.“ Und sie würde den Kopf schütteln und mit der Zunge schnalzen.

Es wurde kühl und dunkle Wolken trieben über den Mond hinweg. Unten wurden einige Fenster zugezogen, der Lärm der Festgesellschaft klang auf einmal fern und matt. Charlotte nahm stattdessen das ferne Rauschen der Wellen hinter den Felsen wahr. Sie schauderte, kletterte in ihr Zimmer zurück und zog den Holzladen herunter.

Ein trübes Licht von den Öllampen, die von unten durch das Treppenhaus einen Schimmer nach oben warfen, schien in ihr Zimmer hinein, als sie die Tür einen Spalt öffnete. Sie zog ihre Schuhe an, warf ein Tuch über ihre Schultern und huschte auf Zehenspitzen die Treppe hinunter. Mit etwas Glück würde sie sich unbemerkt aus dem Haus stehlen können. Sie wollte zum Fluss oder sogar zum Turm – Hauptsache irgendwohin, wo der Lärm der Festlichkeiten ihre Ohren nicht mehr erreichte.

Als sie an dem Gang vorbeikam, der zu Rosalindes Räumen führte, hielt sie plötzlich inne und blickte sich um. Die Tür zu Rosalindes Ankleideraum stand offen. Sie nahm sich eine der Leuchten von der Wand und trat leise durch die Tür. Wo sie auch hinschaute – auf den Stühlen, auf dem Boden, über den Sessellehnen –, überall lagen Kleider, Spitzentücher, Schuhe, Federschmuck, Schleifen und Unterröcke. Charlotte schob das Durcheinander von Lockenwicklern, Cremes, Salben und Kämmen auf der Spiegelkommode zur Seite, um Platz für die Lampe zu finden, und setzte sich auf den Schemel, der vor der Kommode stand.

Sie blickte sich prüfend im Spiegel an und sagte dann zu sich: „Diese fürchterlichen Zöpfe kommen weg und Mrs Gibbs kann zur Hölle fahren!“ Rasch legte sie die Hände zusammen, blickte nach oben und fügte hinzu: „Auch wenn ich so etwas nicht sagen darf. Tut mir leid, lieber Gott.“

Dann zog sie langsam und genüsslich die Klammern aus ihren Zöpfen und befreite eine Haarsträhne nach der anderen. „Und jetzt ein paar Locken, wie bei Großmutter. Nur ein Versuch“, murmelte sie.

Sie griff in einen der Töpfe. Aus dem gekräuselten Haar, das die Zöpfe hinterlassen hatten, sonderte sie ein paar Strähnen aus, tränkte diese in Öl und wickelte sie um ihre Finger, um Locken daraus zu machen, die ihre Schläfen umrahmen sollten.

„Wenn schon, denn schon“, flüsterte sie weiter und griff zur Puderdose. Sie tupfte das bleiche Pulver in ihr Gesicht und verteilte danach großzügig Rouge auf ihren Wangen und Lippen.

Nachdem sie die Verwandlung im Spiegel begutachtet hatte, stand sie auf und zupfte an den Bänden ihrer Schürze. Bald lagen Schürze, Rock und Bluse in einem Haufen auf dem Boden. Sie zog ein schimmerndes gelbes Kleid über den Kopf, das Rosalinde zugunsten einer Kreation in Blau abgelehnt hatte. Ein Spitzenkragen, eine Perlenkette und zierliche silberne Schuhe mit hohen Absätzen vervollständigten Charlottes Aufmachung.

Schritte im Gang und das plötzliche Klappern eines Schlüsselbundes rissen Charlotte aus ihrem Rausch. Ihr Herz fing an zu rasen. Sie blies die Kerze im Glas aus, schlich zur Tür hinaus und eilte, so schnell sie konnte, zur großen Treppe, um den Schritten zu entkommen. Ob durch den Geruch der ausgeblasenen Kerze misstrauisch geworden oder ob durch die Bewegungen im Gang beunruhigt – Mrs Gibbs ging immer schneller.

Hastig zog Charlotte die geliehenen Schuhe aus und nahm sie in die Hand, um die Treppe hinunterrennen zu können. Die Eingangshalle war leer. Die Gäste waren schon alle zum Dinner versammelt und durch die halb offene Tür zum Festsaal sah Charlotte Bedienstete, die zwischen den Tischen und dem Gang zur Küche hin und her eilten, beladen mit Tellern, Schalen und Tablett.

Charlotte witterte ihre Chance. Sie hob den viel zu langen Rock vom Boden weg und schoss über die Marmorfliesen zur offenen Tür, die in den Park führte. Abrupt hielt sie an. Zwei Herren standen mit dem Rücken zu ihr vor dem Haus und unterhielten sich angeregt, umgeben von qualmendem Zigarrenrauch. Hinter sich hörte sie Mrs Gibbs außer Atem die Treppe herunter hetzen. Charlotte steckte in der Falle.

Später hätte sie nicht mehr erklären können, was in diesem Moment in ihrem Kopf vor sich ging. Ob es angestaute Wut, ein Schrei nach Zurechtweisung oder ein Anflug von Hass gegen ihre Familie war oder einfach das Gefühl, dass sie nichts mehr zu verlieren hatte – sie wusste nicht, was sie derart um den Verstand gebracht hatte. Vielleicht hatten die Bilder ihrer Großmutter schlummernde Sehnsüchte in ihrem hungrigen Herzen geweckt. Auf jeden Fall gab sie sich einen Ruck, marschierte schnurstracks

zur Tür des Festsalles und trat erhobenen Hauptes hinein. Das Klappern des Geschirrs und das Summen der Stimmen verstummten auf Anhieb. Jedes Auge war auf sie gerichtet.

„Du lieber Himmel! Was zum ...“ Lord Greenwold hatte den Saal mit seinem Freund Mr Linreed hinter Charlotte betreten und geriet völlig außer sich.

Im hellen Schein der Kronleuchter bot Charlottes Anblick ein seltsames Spektakel, das mit dem Erscheinungsbild ihrer Großmutter auf dem Gemälde wenig gemeinsam hatte. Ihre langen, krausen Haare flogen in alle Richtungen, die Schminke in ihrem Gesicht war in der Hektik der Flucht verschmiert, das viel zu lange Kleid zerrissen. Die Schuhe hielt sie immer noch in einer zitternden Hand.

„Guten Abend, lieber Vater, guten Abend, verehrte Gäste. Ich möchte Sie alle in unserem edlen Haus begrüßen und meine Freude zum Ausdruck bringen, dass ich mich heute in dieser Gesellschaft in aller Förmlichkeit vorstellen darf.“

Sie sprach laut und klar und mit einer Unerschrockenheit, die sie selber verblüffte. Doch weiter kam sie nicht.

Rosalinde schrie auf, als sie ihr Kleid erkannte und sank stöhnend und zitternd zu Boden. Andere Damen erhoben sich von ihrem Platz und kreischten auf. Mrs Gibbs kam mit Riechsalz in der Hand angerannt, die Herren lachten höhnisch. Mit dem höflichen Tischgeplauder war es vorbei. Jetzt herrschte ein aufgeregtes Durcheinander von lauten Stimmen. Das erste Frühlingsfest in *Birch Hollow* versprach, in den folgenden Monaten für lebhaften Gesprächsstoff an den Festtafeln der vornehmen Häuser zu sorgen.

„Du elende kleine Ratte! Bist du völlig irrsinnig geworden?“, presste Lord Greenwold zwischen den Zähnen hervor, während er Charlotte halb schleppend, halb tragend aus dem Saal entfernte.

Zum ersten Mal fiel Charlotte auf, wie groß die Narbe an seinem Hals war, die nun rot leuchtete und energisch pulsierte. Je mehr sie versuchte, sich freizustrampeln, umso fester wurde sein Griff. Er zog sie in die Nähe einer Fackel am Eingang, umklammerte ihre Schultern so fest, dass es ihr wehtat, und startete ihr ins Gesicht.

„Willst du uns zum Gegenstand des Gespöts im ganzen Land machen?“

„Nein, ich will weg von hier. Ich will zurück zu Maggie!“

„Und meinst du, sie würde dich nehmen, du kleine Hexe? Wer will schon ein Mädchen, das sich wie ein Straßenluder aufführt, sich zum Narren macht und seine ganze Familie in Verlegenheit bringt? Wo bleibt deine Dankbarkeit, wo der Respekt vor deiner Abstammung? Ist da keine Wertschätzung für die Großzügigkeit deiner Eltern, die dich hier in Wohlstand und Komfort beherbergen, obwohl du es weißt Gott nicht verdient hast?“

Seine Stimme wurde lauter und hysterischer und mit jedem Satz schüttelte er Charlotte so fest, dass sie vor Schmerz aufschrie. Mrs Gibbs eilte atemlos zu ihnen.

„Mrs Gibbs, wie ist es möglich, dass eine Tochter von mir hier herumstreunt, angezogen wie eine billige Zirkuskünstlerin?“, fuhr er sie an. „Schaffen Sie das Kind sofort von hier fort. Morgen werden wir ein paar Worte miteinander wechseln!“

„Es war ein schreckliches Missgeschick, Mylord! Die Kleine sollte in ihrem Zimmer bleiben. Ich lief sofort nach oben, als ich Geräusche hörte, aber es war zu spät. Sie hat eine Spur der Verwüstung in Lady Rosalindes Zimmer hinterlassen und ist davongelaufen. Man kann sie keinen Augenblick lang unbeaufsichtigt lassen. Es wird nie wieder passieren, Mylord, ich verspreche es Ihnen!“

„Sorgen Sie dafür, dass das Kind für heute Abend weggesperrt wird, und morgen reden wir über weitere Maßnahmen.“

„Nein, nicht wegsperren! Bitte nicht wegsperren, Mrs Gibbs!“

Es half kein Bitten und Betteln. Mrs Gibbs packte Charlotte grob an den Schultern und schob sie ohne ein weiteres Wort vor sich die Treppe hinauf.

Mr Linreed hatte das Debakel von der Tür aus mit Vergnügen beobachtet und wandte sich nun Lord Greenworld zu. „So, so, und das ist vermutlich meine zukünftige Braut. Sie hat Pfiff und Biss. Ich glaube, ich brauche noch eine Zigarre, Mylord.“ Er grinste. Noch war das Mädchen ein Kind – aber was für eine Braut würde sie abgeben, wenn sie mit solch einer rebellischen Art heranwuchs? Andererseits ... er mochte kleine Katzen, die

sich nicht alles gefallen ließen ... Und mit dem richtigen Speck würde er sie sicher zähmen können.

„Keine Sorge, Mr Linreed“, antwortete Lord Greenwold, während er seinen Begleiter wieder nach draußen führte. „Ihre Erziehung ist in guten Händen. Heute die härteste Peitsche, danach das süßeste Zuckerbrot. Das Mädchen braucht offensichtlich etwas väterliche Zuwendung. Bald wird es mir aus der Hand fressen. Hier, Ihre Zigarre.“

Franny klopfte leise. Es kam keine Antwort. Sie warf einen flüchtigen Blick über die Schulter und klopfte erneut, dieses Mal lauter.

„Wer ist da?“, kam eine gedämpfte Stimme aus dem Zimmer.

„Ich bin es. Franny.“

„Mrs Gibbs hat abgeschlossen. Du darfst nicht rein.“

Franny drehte den Schlüssel im Schloss und öffnete die Tür. Sie steckte ihren Kopf ins Zimmer und trat auf Zehenspitzen ein. Sie setzte sich auf die Bettkante und legte ihre Hand auf die Bettdecke, unter der sich eine kleine Form versteckte, die von Schluchzern geschüttelt wurde.

„Charlotte, beruhige dich!“

Das Schluchzen wurde heftiger.

„Bitte nicht anfassen, es tut so weh“, stotterte Charlotte zwischen Tränen in ihr Kopfkissen hinein.

Franny legte ihren Kopf und einen Arm sanft auf den Rücken des Mädchens und schaukelte es sanft vor und zurück.

„Jetzt erzähl mal“, flüsterte sie, als das Schluchzen einem gelegentlichen Erzittern gewichen war. „Hier, ein Taschentuch. Alle Tränen, die noch drin sind, weinst du heraus, dann suchen wir nach einer Lösung. So wie immer.“

„Aber es sind dieses Mal zu viele Tränen, Franny, endlos viele. Eine Lösung gibt es nicht. Ich will sterben.“

Die Weinkrämpfe begannen von Neuem.

„Dann weinen wir in Etappen. Für heute reicht es, morgen darfst du wieder weinen.“

Charlotte drehte den Kopf und schlug mit ihren Füßen die Bettdecke

zurück. Franny blickte in ein geschwollenes Gesicht und schrak zurück, als ihr Blick auf die purpurfarbenen angelaufenen Striemen fiel, die Charlottes tränenverschmierte Wangen auf beiden Seiten bedeckten.

„Du meine Güte“, hauchte sie fassungslos und zog den Kopf des Mädchens sanft an ihre Schulter, wo sie mit der Hand durch das verschwitzte Haare fuhr. „Wer hat dir das angetan, Kleine?“ , murmelte sie.

„Eine Seite Mrs Gibbs und die andere Seite Rosalinde. Hinten auf meinen Schultern mein Vater, mit der Reitpeitsche“, antwortete Charlotte. Sie fing wieder an zu weinen. „Aber das ist nicht das Schlimmste, Franny“, sagte sie und klammerte sich an Franny fest. „Ich darf Maggie nie wiedersehen. Mein Vater meint, ihr schlechter Einfluss macht mich böse, und sie wird sowieso nichts mehr mit mir zu tun haben wollen. Das ertrage ich nicht, Franny. Niemand will mich. Und die einzige Person auf der Welt, die mich mag, darf ich nie mehr sehen.“

Franny löste sich behutsam aus Charlottes Griff und stand auf. „Ich bin gleich wieder da, bleib sitzen, wo du bist, und bewege dich nicht von der Stelle.“ Sie eilte aus dem Raum und zog die Tür hinter sich zu. Wenige Minuten später kehrte sie mit einem Tablett zurück, auf dem neben zwei Keksen eine Schale warmes Wasser, ein Topf Wundsalbe und ein Becher heißer Tee standen.

„Das Wichtigste zuerst, Charlotte. Es beißt, wenn ich die wunden Stellen berühre, aber danach fühlst du dich besser. Die Striemen auf deinem Gesicht sind nicht tief, sie werden schnell heilen.“

Sie tupfte Charlottes Gesicht mit einem feuchten, warmen Tuch ab, wischte die Tränen weg und kämmte die losen, verschwitzten Haare mit ihren Fingern nach hinten. Danach zog sie Charlotte sanft das Nachthemd über den Kopf. Der Lord hatte sich mit der Reitpeitsche nicht zurückgehalten. Franny schüttelte entsetzt den Kopf und hielt einen leisen Aufschrei zurück. Blut war nicht geflossen, aber die Haut an Charlottes Schultern war geschwollen und rot.

„Du wirst eine Weile auf dem Bauch schlafen müssen“, sagte sie mitleidvoll. „Jetzt hol tief Luft, ich trage die Kräutersalbe auf, das lindert den Schmerz. Nach ein paar Tagen wird es dir besser gehen, warte nur ab.“

Schließlich hielt sie den Becher an Charlottes Mund und drängte sie zu trinken und danach an den Keksen zu knabbern.

Zuerst zögerlich, dann immer flüssiger erzählte Charlotte von ihrem Abstecher ins Zimmer ihrer Schwester und von dem plötzlichen Drang, einmal im Leben fein auszusehen wie Rosalinde, von den Schritten im Gang und der Flucht nach unten.

„Ich wollte mich im Park verstecken und später bei Tedwin im Stall schlafen. Aber da standen mein Vater und ein komischer Mann. Und dann war mir auf einmal alles egal. Rosalinde tobt immer noch wie ein wildes Tier, weil ich ihr Kleid zerrissen habe. Mrs Gibbs denkt, ich hätte all das absichtlich gemacht. Sie sagt, ich sei schon immer auf Rosalinde eifersüchtig gewesen. Ich glaube, es hat Mrs Gibbs richtig Spaß gemacht, mich schreien zu hören, als sie zuschlugen.“

„Das glaube ich sofort.“ Franny nickte.

„Sie will Maggie und Jake erzählen, wie missraten ich bin. Und dann werden sie bestimmt nichts mehr mit mir zu tun haben wollen und ich bin ganz alleine in der Welt!“

Charlottes Stimme wurde immer hysterischer.

„Schhhh, nur ruhig, Kind. Erstens, echte Freunde hören nicht auf, Freunde zu sein, nur weil man etwas Dummes gemacht hat. Zweitens, manchmal tust du verrückte Dinge, weil du dir vorher keine Gedanken darüber gemacht hast, wie gestern Abend. Haben wir nicht vereinbart, dass du immer zu mir kommst, *bevor* du etwas Dummes machst und wir denken gemeinsam darüber nach? Denken funktioniert besser zu zweit.“

„Aber du bist nie da, wenn ich kurz davor bin, etwas Dummes zu tun.“

„Dann geh in Zukunft auf Nummer sicher und tu gar nichts, bis ich da bin. Und jetzt spielen wir unser Spiel. Wir beruhigen uns bei heißem Tee und Keksen und denken eine Weile zu zweit darüber nach, wie es weitergehen soll.“

Charlotte schnäuzte sich, während Franny die Augen fest zukniff, die Stirn runzelte und den Kopf fest mit beiden Händen umfasste.

„Komm schon, Charlotte! Kopf runter und festhalten! So geht Denken am besten!“

Fast hätte Franny Charlotte trotz ihrer Schmerzen ein Lächeln entlockt. Das Mädchen schloss seine Augen und nahm den Kopf in beide Hände.

Kapitel 6

London, Frühjahr 1834

„Zum ersten Mal meldet er sich zu einem Abendbesuch, Mrs Gibbs. Woher weiß er immer, dass ich in der Stadt bin? Kaum bin ich angekommen, steht er prompt am nächsten Tag vor der Tür.“ Lady Agnes warf Mrs Gibbs einen fragenden Blick zu.

„Es spricht sich herum, wenn Sie nach London reisen, Mylady. Sie sind nicht unbekannt. Sir Forsythe-Drake und Sie haben gemeinsame Freunde.“ Mrs Gibbs' Stimme war gewohnt sachlich und ruhig.

„Aber dem Gentleman liegt viel daran, nicht bekannt werden zu lassen, dass er hin und wieder einen Nachmittagstee mit mir einnimmt. Mein Gatte würde es nicht dulden, das weiß er.“ Mrs Gibbs zündete die Wandleuchten des kleinen Salons an und zog den dicken Vorhang zu. Ein Duft von französischem Parfüm und Lavendel füllte den Raum und die Samtbezüge der Kissen schimmerten im Licht der Kerzen.

„Er erfreut sich Ihrer Gesellschaft, Mylady. Wundern Sie sich? Wie oft habe ich Ihnen gesagt, dass Sie nur einen Raum betreten müssen und schon ruhen die Blicke der versammelten Herren anerkennend auf Ihnen. Und manche Blicke wie die von Sir Forsythe-Drake bleiben die ganze Zeit auf Sie gerichtet.“

Sie stellte eine Blumenvase auf den kleinen Couchtisch und holte zwei Weingläser aus dem Gläserschrank. „Und was halten Sie von ihm, Mylady?“

Lady Agnes dachte einen Augenblick nach. „Eine ehrliche Antwort? Er ist aufdringlich, schmeichlerisch und riecht unangenehm nach Alkohol und Zigarren. Seine Lippen sind fett und feucht, seine Wangen und Augen laufen immerzu rot an, die Knöpfe an seiner Weste platzen fast ab, so fettleibig ist er.“ Sie schüttelte den Kopf. „Er hat ständig den gleichen glatten Gesichtsausdruck. Sein Grinsen kommt mir selbstgefällig vor. Nachmittags kann ich ihn gerade noch so ertragen. Aber ein Abend in seiner Ge-

sellschaft kommt mir eine Nummer zu ... intim vor. Der Gedanke daran widert mich an.“

„Wenn das so ist, Mylady, dann räume ich die Weingläser sofort ab“, erwiderte Mrs Gibbs eifertig. „Der Nebel draußen ist dick wie Erbsensuppe, es ist eiskalt und es nieselt, Mylady. Vielleicht schickt er sowieso seinen Diener und sagt den Besuch ab.“

„Das glaube ich nicht.“ Lady Agnes winkte ab. Sie setzte sich aufrecht aufs Sofa und verfolgte Mrs Gibbs mit den Augen, während diese eine leere Teetasse, eine Untertasse und einen Teller auf ein Tablett stapelte.

„Und es wäre andererseits auch wieder schade. Ich mag den Mann nicht sonderlich, aber er scheint mir eine echte Verehrung entgegenzubringen. Nach dem Ärger in der Ballnacht bekäme mir ein Abend mit Wein und etwas Vertraulichkeit vielleicht sogar gut. Das Leben in *Birch Hollow* verdrießt mich. Sobald Rosalinde unter der Haube ist, ziehe ich nach London. Zum Glück hat Georgianas Auftritt keinen negativen Einfluss auf den Strom von Rosalindes Verehrern gehabt.“

„Nichts verwandelt ein monotones Dasein schneller in ein heißes Abenteuer als gedämpftes Kerzenlicht in einer stürmischen Nacht, Mylady. Und unvorteilhafte männliche Körpereigenschaften verlieren ihre abstoßende Wirkung, wenn es dunkel wird und der Wein seine Wirkung entfaltet.“

„Sie klingen, als wüssten Sie, welche Gedanken mir in diesen Tagen durch den Kopf gehen“, sagte Lady Agnes mit einem forschenden Blick.

Mrs Gibbs senkte rasch die Lider. „Sie haben vielleicht mehr mit Sir Forsythe-Drake gemeinsam, als Sie denken, Mylady“, antwortete sie. „Selbst beim Sektempfang in Park Lane, als Sie kein Wort miteinander wechselten, folgte er jeder Ihrer Bewegungen mit seinen Blicken. Das hatte etwas Sehnsüchtiges, beinahe Gieriges an sich.“

Sie redete mit dem gleichen ausdruckslosen Ton, mit dem sie das Wetter kommentiert hatte.

Lady Agnes hob eine Augenbraue, fuhr mit der Hand über den weichen Samt der Lehne und schob nachdenklich die Kissen zurecht.

Mrs Gibbs zögerte und Lady Agnes sah sie erwartungsvoll an. „Wenn ich es sagen darf, es gibt eine Leidenschaft, die tiefer verbindet als der sinnliche Rausch der körperlichen Vereinigung, Mylady.“

„Und die wäre?“

Mrs Gibbs stellte das Tablett auf dem Tisch ab und zeichnete die zierliche Kurve der Porzellانتasse mit einem Finger nach. Ein grimmiges Licht flackerte in ihren Augen auf. „Zwei Körper vereint in gemeinsamer Rache“, sagte sie. Ihre Stimme war fast ein Flüstern geworden, aber immer noch emotionslos.

„Mrs Gibbs, Sie erstaunen mich.“

„Ich lege Ihr rotes Kleid heraus, Mylady“, antwortete Mrs Gibbs, „und stelle drei Flaschen vom besten Wein für den kleinen Tisch bereit.“

„Sie können Ihrem Kutscher sagen, dass er heute Abend nicht mehr gebraucht wird, weil Magnussen Sie später nach Hause bringt, Sir“, begrüßte Mrs Gibbs Sir Forsythe-Drake später am Abend an der Haustür.

„Ich bin Ihnen zutiefst verpflichtet, Mrs Gibbs“, antwortete der Besucher mit einer Verbeugung und einem wissenden Blick. Sein Atem roch nach Whisky und er hatte sich stark parfümiert. Er wirkte nervös.

„Ich eigne mir die Lady und hoffentlich das Vermögen an und breche so diesem pompösen Idioten das Genick, Mrs Gibbs. Sie dürfen dann die Scherben aufsammeln und ihn trösten.“ Er drückte der Haushälterin einen Geldschein in die Hand und Mrs Gibbs führte ihn zur Treppe.

Lady Agnes erhob sich von der Couch und trat ihrem Gast mit ausgestreckten Händen entgegen, als er das Wohnzimmer betrat.

„Mylady, Sie sehen bezaubernd aus!“, rief er mit leuchtenden Augen.

„Nach Ihrem Whisky wünschen Sie sicher ein Glas französischen Wein, Sir Forsythe-Drake“, schlug Lady Agnes vor. Sie führte ihren Besucher zum Sofa und lud ihn ein, neben ihr Platz zu nehmen.

„Immer noch böse auf mich, Franny?“

„Vielleicht.“

„Gehst du wenigstens mit mir zum Haus zurück?“

„Warum sollte ich?“

„Weil ich mich aufrichtig entschuldige?“

Franny hielt an und wartete, bis Dickon sie eingeholt hatte. Die Bediensteten von *Birch Hollow* waren auf dem Rückweg von ihrem sonntäglichen Kirchgang.

„Können wir wieder Freunde werden, Franny?“

Dickon versuchte, ihren Gesichtsausdruck unter dem großen Strohhut zu deuten, den sie sonntags zur Kirche trug. Sein Blick blieb an den roten Schleifen hängen, die auf beiden Seiten des Huts herunterhingen. Er versuchte, nicht darauf zu achten, wie hinreißend sie in ihrer Sonntagskleidung aussah. Schon in ihrem ältesten Arbeitskittel fand er sie unwiderstehlich.

„Du könntest mir einen Gefallen tun.“

„Immer gern! Und der wäre?“, fragte er.

„Charlotte darf das Haus nicht verlassen. Sie wird wahnsinnig, wenn sie Maggie nicht sieht. Ich habe ihr versprochen, einen Weg zu finden, sie ins Dorf zu bringen. Lord Greenwold ist auf Reisen, Mrs Gibbs und Lady Agnes sind in London. Hoffentlich gefällt es ihnen dort und sie bleiben länger. Nimm die Kleine mit, wenn du die Mehlsäcke am Mittwoch mit dem Wagen holst. Sorg dafür, dass du für deine Einkäufe so viel Zeit wie möglich brauchst.“

„Und die Gegenleistung?“

„Wir sind wieder Freunde, aber kein Wort mehr von Heirat. Und wenn du noch einmal sagst, ich sei zu alt, um einen Mann an Land zu ziehen, kannst du dir einer weiteren Ohrfeige gewiss sein. Und noch eine Sache ...“

Die hochgezogene Augenbraue zeigte sich wieder. War der Blick spöttisch, neckisch oder nur fragend?

„Wenn ich mitbekomme, dass du dir auch nur einen einzigen Scherz mit dem Kind erlaubst oder es hänselst wegen Haaren, Nase, Ohren oder eines anderen Körperteils, dann rede ich nie wieder ein Wort mit dir. Und wenn ich schon dabei bin: Kein Wort mehr über die Mönche! Und lass die arme Harriet in Ruhe.“

„In Ordnung, Franny.“

Dickon seufzte und folgte mit wehmütigem Blick den roten Bändchen, die hin und her wippten, während Franny mit festem Schritt und schwingendem Gang vor ihm über die schmale Brücke ging. Plötzlich hielt sie an und drehte sich um.

„Und noch eine allerletzte Sache, Dickon.“

„Die wäre?“

„Wenn ich solche Dienste für Charlotte regelmäßig in Anspruch nehmen dürfte, wäre ich dir in alle Ewigkeit dankbar.“

Ein kurzes Lächeln blitzte in ihren Augen auf. Sie drehte sich wieder um, und ihr Schritt wurde schneller, bis sie im Wald verschwunden war.

Birch Hollow, einige Wochen später

„In einer Stunde bin ich wieder da, Mylady“, erklärte Dickon Charlotte. Einige Wochen waren vergangen und ihre Wunden waren so weit geheilt, dass sie ihr Bett verlassen konnte.

Er wartete, als Charlotte an der Tür des kleinen Hauses am Straßenrand klopfte und diese von innen aufgemacht wurde. Der Wagen schirmte sie vor neugierigen Blicken von der Straße ab. Maggie stieß einen Freudenschrei aus, als sie Charlotte sah, und zog sie in eine innige Umarmung. Charlotte hörte, wie sich Dickon mit einem „Bis in einer Stunde, Ma'am“ verabschiedete und blickte zu ihm. Er tippte sich an seinen Hut, sprang auf den Wagensitz und trieb das Pferd mit den Zügeln an.

Charlotte löste sich aus Maggies Umarmung, sprang davon und untersuchte jeden Winkel des kleinen Hauses, um sicherzustellen, dass alles beim Alten war und dass sich auch in ihrem kleinen Zimmer unter dem Dach nichts geändert hatte.

Danach setzte sie sich auf ihren Schemel, während Maggie sich mit ihrem Strickzeug in den Schaukelstuhl lehnte.

„Der Frühling ist zwar gekommen, aber es ist in diesen Steinmauern nach wie vor kühl“, seufzte Maggie.

„Aber du wolltest sicher nicht über das Wetter reden, Maggie! Du hast gehört, was am Ballabend passiert ist.“

„Ja sicher. Im ganzen Dorf gibt es seit Tagen kein anderes Gesprächsthema.“

„Mein Vater meint, du würdest mich nie wiedersehen wollen, aber Franny hat gesagt, ich solle es ihm nicht glauben.“

Charlotte vergrub ihr Gesicht in Maggies Schürze, legte ihre Arme um Maggies Beine und versuchte, nicht zu weinen. Maggies Kleider waren

aus grober Baumwolle, vom vielen Waschen abgenützt und blass, doch sie rochen angenehm nach Seife.

„Die Geschichte, die ich dir jetzt erzählen werde, musst du sorgfältig in deinem Herzen aufbewahren“, sagte Maggie, „und sie dir jedes Mal in Erinnerung rufen, wenn du traurig bist. Wie als ob man leckere Sachen in eine Tasche packt, um sie herauszuholen, wenn man später Hunger hat.“

„Kenne ich sie?“

„Ein wenig. Es ist die Geschichte, die mich immer, wenn ich traurig bin, daran erinnert, dass uns in dieser Welt kleine Momente des Lichts geschenkt werden, die sich auch in der Dunkelheit lange halten.“

„Du bist manchmal traurig? Du bist immer so friedlich, Maggie.“

„Friedlich zu sein ist nicht etwas, was man *ist*, sondern etwas, was man *lernt*.“

Maggies Finger bewegten sich flink an den Stricknadeln.

„Es war einmal eine stürmische Nacht. Kein Mensch traute sich in die dunklen, windigen Straßen hinaus“, erzählte sie. „Eine junge Frau saß in einem Schaukelstuhl in ihrer Wohnstube. Mit den Händen im Schoß und ihrem Kopf nach hinten auf die Lehne gestützt, wippte sie vor und zurück und stöhnte. Der alte Stuhl quietschte mit jeder Bewegung ihres Fußes. Ihre Augen starrten auf die schwarzen Balken der niedrigen Decke. Das plötzliche laute Klopfen an der Haustür nahm sie nicht wahr. Eine einzige Kerze flackerte auf, als eine Windböe durch die geöffnete Tür wehte, und warf Lichtgestalten an die Wand. Ein Haufen müder Asche glomm im Kamin.“

Maggie hielt inne. Ein paar Sekunden lang war nur das Klicken der Stricknadeln zu hören. Und das Quietschen des Stuhls, den Maggie mit einer sanften Bewegung ihres Fußes vor und zurück schaukelte.

Charlotte blickte hoch in ihr Gesicht. Sie liebte Maggies Geschichten. „Du erzählst unsere Geschichte, Maggie. Aber anders als bisher. Heute kann ich richtig *fühlen*, wie es war.“

„Dann erzähle ich besser weiter. ‚Bleib sitzen, Maggie, und schau her‘, sagte die Frau, die die Wohnstube betreten und sich nun neben die junge Frau hingekniet hatte. ‚Gott weiß, das arme verwaiste Ding braucht eine warme Brust und ein schlagendes Herz.‘ Zwei Arme streckten sich zunächst zögerlich, dann gierig nach dem Bündel aus, das ihnen gereicht

wurde. ‚Ach du lieber Himmel‘, schluchzte die junge Frau, als ihre Besucherin das Tuch zärtlich zur Seite schob und die winzigen Gesichtszüge im schwachen Licht der Kerze sichtbar wurden. Der Säugling war vor Erschöpfung eingeschlafen. Die plötzliche Stille, die Wärme am Kamin und die gedämpften Stimmen der beiden Frauen ließen ihn nun wieder leicht aufwachen. Die winzigen Lippen zitterten, die Augen zogen sich zusammen, der kleine Körper spannte sich an.“

Maggie hielt inne und ihre Stimme wurde leise. Sie hatte aufgehört zu stricken, lehnte sich beim Erzählen nach vorne und streichelte Charlottes Haare.

„Kaum auf diesem Planeten erschienen, wollte das kleine Wesen sich auf die einzige Art, die es kannte, gegen seinen unwirtlichen Empfang wehren: durch ein kräftiges Gebrüll. Für die junge Frau war es der Klang, nach dem sie sich in ihren Fantasien am meisten gesehnt hatte. ‚Nur zu, gib ihr, was sie braucht, Maggie‘, forderte die Besucherin sie auf und half der fassungslosen Frau, das Kind an ihre Brust anzulegen. Ein lautes Saugen, Seufzen, Ziehen, der winzige Körper entspannte sich. Die junge Frau beugte sich über das kleine Gesicht und konnte ihr Glück nicht fassen. Heiße Tränen benetzten das Tuch, die flaumigen dunklen Haare, die entblößte Brust, während hungrige Arme den kleinen Körper umschlangen und seine Wärme aufsaugten.“

Maggies Stimme war tränenerstickt. Sie schluckte, bevor sie den Faden der Erzählung wieder aufnahm.

„Die Elemente tobten draußen, das Gewitter schlug Kapriolen mit den Bäumen und Dachziegeln, die Finsternis legte sich wie eine schwere Masse auf die Häuser des kleinen Dorfes. Und das Herz einer jungen Mutter, die ihr eigenes neugeborenes Kind am Tag davor in ein Tuch gewickelt und in die Erde gelegt hatte, fing wieder an zu schlagen. Freude leuchtete in ihren Augen auf, die müde geworden waren von der endlosen Suche nach einem Sonnenstrahl in einer nicht enden wollenden Finsternis. Als die Besucherin sich zum Gehen wandte, schliefen beide fest, immer noch im Schaukelstuhl. Der Hauch eines Lächelns lag auf den Lippen der jungen Frau, ein Friede ruhte auf dem Gesicht, das seit Monaten nur Tränen gekannt hatte. Von der Kerze war nur noch ein Stummel übrig. Das Licht flackerte noch einmal auf und erlosch. Die

rote Glut im Kamin beleuchtete die Konturen einer alten Truhe, auf der eine Wolldecke lag. ‚Das reicht sicher für eine windige Nacht‘, sagte die Besucherin, während sie die Decke auf die schlafende Frau und das Baby legte und die Enden in den Ritzen des Stuhls feststopfte. Sie küsste beide, flüsterte die Worte ‚der Segen Gottes sei auf euch‘, legte ihren feuchten Umhang um ihre Schultern, zog die Tür hinter sich zu und verschwand hinaus in die dunkle Nacht.“

Charlotte blickte in Maggies feuchte Augen hoch. Maggie hatte ihre Stricknadeln auf ihren Schoß gelegt und wickelte eine lose Strähne von Charlottes Haaren abwesend um ihren Finger. „Es war ein Wunder, mein Kind. Ich hatte eine kleine Charlotte verloren, und der liebe Gott gab sie mir am nächsten Tag zurück.“

„Und so gut kannst du dich an alles erinnern, Maggie?“

„Nein, mein Kind! Es war alles wie ein Traum oder wie ein Dämmerzustand zwischen Wachsein und Schlafen. Die Besucherin, die mir das winzige Kind brachte, wurde zu meiner besten Freundin. Stundenlang redeten wir über jene Nacht, sie erzählte mir jedes Detail, immer wieder, wir schrieben alles auf.“

„Um ja nichts zu vergessen?“

„Um mich in den vielen dunklen Stunden, die folgten, daran zu erinnern, dass Gott mich nicht vergessen hatte!“

Sie plauderten eine Weile über lustige Vorfälle aus Charlottes ersten Jahren. Maggie erzählte ihr von ihrem ersten Zahn, ihren ersten Worten, wie sie laut gelacht hatte, als ein Schmetterling eines Tages in die Küche hineingeflattert kam und sie versuchte, ihn einzufangen. Die Stunde verging wie im Flug.

Die Kirchenglocke schlug. Charlotte verbarg ihren Kopf wieder in Maggies Schürze. „Bald kommt Dickon zurück, Maggie. Warum geht die Zeit so schnell vorbei, wenn ich hier bin? Wie geht die Geschichte weiter?“

„Das Mädchen wuchs auf und brachte Sonnenschein in das Leben der trauernden Mutter. Jeder Tag war ein Geschenk, vor allem, weil die Mutter wusste, dass ihr das Mädchen jederzeit wieder weggenommen werden könnte.“

Maggie tätschelte Charlottes Zöpfe und nahm ihre Stricknadeln wieder in die Hand. „Und leider kam der Tag auch. Aber ich ahnte, dass meine

Charlotte stark genug sein würde, um alles zu tragen, was auf sie zukommen würde.“

„Endet die Geschichte glücklich, Maggie?“

„Das wird das Mädchen selber entscheiden müssen.“ Maggie spielte wieder mit Charlottes losen Haaren, dieses Mal wickelte sie die Strähne um die Stricknadel herum und ließ sie immer wieder fallen.

„Mein Vater sagt, ich werde eines Tages feine Abendroben und Diamanten tragen und ein vornehmer Mann wird mich heiraten.“

Maggie warf ihr einen scharfen Blick zu und runzelte die Stirn.

„Ist was, Maggie?“

„Nichts. Nur ein flüchtiger Gedanke.“

Sie rutschte von ihrem Stuhl auf den Boden und legte ihre Arme um Charlotte. Plötzlich wurde ihre Stimme eindringlich. „Charlotte, meine Liebe, halte dich ganz fest an Jake und an Franny. Versprich es mir. Vergiss nicht, Gott jeden Tag um Hilfe zu bitten, wenn Schatten und eisige Winde kommen.“

„Aber Maggie, du redest, als ob du dann nicht mehr hier wärst! Ich werde immer gleich zu dir kommen, wenn ich Hilfe brauche!“

Maggie blickte über Charlottes Schulter, als könnte sie dort für einen flüchtigen Moment etwas sehen, was für andere Augen unsichtbar war. „Wir wissen nie, wann der Meister uns ruft. Deshalb lebe so, dass er jederzeit rufen könnte. Bleib wahrhaftig und wachsam. Bald bist du kein Kind mehr, Charlotte. Eines Tages musst du selber ganz alleine entscheiden, welche Wege du gehst. Und der richtige Weg wird nicht immer der einfachste Weg sein.“

Es trat eine nachdenkliche Stille ein. Plötzlich war das Rumpeln von Holzrädern auf dem Kopfsteinpflaster draußen zu hören. Es verstummte, und kurz darauf klopfte es an der Tür.

„Ich muss gehen, das wird Dickon sein.“

Maggie drückte Charlotte an ihre Brust, und hielt sie kurz fest bevor sie ihr in den Wagen half.

„Hinten bei den Mehlsäcken, Kleine“, rief Dickon. „Mach es dir gemütlich und halte dich versteckt. Befehl von Franny!“ Dann rumpelte der Wagen los. „Ich bringe sie bald wieder, Ma’am!“, warf er Maggie über seine Schulter zu, als er wegfuhr.

Maggie ließ sich in ihren Schaukelstuhl fallen und wurde von einer Welle der Verzweiflung überflutet. Das Gepolter des Fuhrwerks wurde immer leiser. Wie sehr hasste sie dieses Geräusch! Die unfertigen Socken lagen im Korb zu ihren Füßen, und ihre Hände ruhten träge auf den Lehnen des Stuhls. Die Erinnerungen, die sie für Charlotte zu einer spannenden Erzählung verwoben hatte, brannten weiter in ihrer Seele und wollten noch einmal durchlebt werden.

Seit jenem Morgen waren alle Erinnerungen an die Vergangenheit in „davor“ und „danach“ eingeteilt. Vor Charlotte und nach Charlotte. Sie griff nach einem abgenützten kleinen Buch, das auf der Kommode neben dem Herd lag. Jedes Detail hatte sie darin festgehalten, jedes Detail las sie sich jetzt vor, während sie vor- und zurückschaukelte.

Das Begräbnis ihrer neugeborenen Tochter, ein Tag vor Charlottes Ankunft. Die Eindrücke waren in ihr Bewusstsein eingemeißelt. Der Geruch von frisch umgegrabener Erde, der Morgentau auf dem Gras, die monotone Stimme, die die Gebete sprach, die federleichte, winzige Form, eingehüllt in eine Decke, die als Grabtuch diente. Der weiche, träge Händedruck des Priesters. Peters Händedruck dagegen war immer fest, griffig, stark gewesen.

Zwei Narben klafften nun im grünen Rasen des Friedhofs: das kleine, frisch ausgehöhlte Loch und das lange Grab daneben, über dem erste Ansätze von Gras wuchsen. Dort lag der Mann, für dessen Liebe sie die Aussicht auf eine sorglose Zukunft als Tochter aus gutem Haus in den Wind geschlagen und das ungewisse Leben an der Seite eines Schiffskapitäns auf sich genommen hatte. Sie hatte es nie bereut. Auch dann nicht, als sie nach seinem Tod immer wieder mitleidvolle Blicke trafen, die sagen wollten: „Das hast du jetzt davon.“

Wieder spürte sie die strahlende Sonne auf ihrem Gesicht, hörte den fröhlichen Klang des Erntefestes auf den Wiesen, der mit den Trauergästen auf dem Friedhof einen grausamen Spott trieb. Der Klang lud mit aller Kraft zum Leben und Feiern ein, während sie, Maggie, in einen dunklen Abgrund starrte. Sie war am Grabesrand stehen geblieben und hatte zugehört, wie die Erde in das Loch bröckelte und das Weiß des Tuches nach und nach verschwand, während das Grab zugeschaufelt wurde.

Auf einmal, gestern Nacht, mitten in die stürmische Dunkelheit hinein, hat der Himmel mich geküsst, las Maggie ihre Aufzeichnungen von damals.

Zum ersten Mal seit Peters Tod habe ich lang und fest geschlafen. Ein kühler Luftzug wehte heute Morgen durch die Stube und holte mich aus meinen Träumen. Ich griff instinktiv nach der Decke, die fast auf den Boden gerutscht war. Ich spürte einer dumpfen Erinnerung nach, öffnete die Augen, schob meine ungekämmten Haare hinter die Ohren, rückte meine Haube zurecht und blickte nach unten. Dort regte sich meine neugeborene Tochter, drehte ihren Kopf hin und her und fing an zu wimmern.

Mit einem Ruck war ich wach. Es war doch kein Traum!

Ich hob das Kind zärtlich auf meine Schulter, schaukelte es sanft hin und her und drückte den flaumigen Kopf an mein Gesicht. Dieses Gefühl werde ich nie vergessen.

Der Sturm hat sich ausgetobt. Schon früh sandte die Morgensonne einen zögerlichen Gruß durch mein kleines Fenster und beleuchtete die Kohlenschaufel, die neben dem Feuerrost lag. Der Regen hat einen frischen, kühlen Geschmack in der Luft hinterlassen und ein Gefühl, das mir mitten in der zermürbenden Trauer verlorengegangen ist:

Hoffnung.

Maggie seufzte, klappte das Buch der Erinnerungen zu und legte es in die Schublade der Kommode zurück.

Sie legte ihren Kopf nach hinten und döste ein. In ihrem halb wachen Bewusstsein konnte sie den Klang, den ihre Ohren bis heute jeden Tag herbeisehnten, so deutlich hören, als wäre er real:

Peters schweren Schritt auf den Steinfliesen im Flur. Der Geruch von Meersalz, Öl und dem Flachs der Bootsseile würde auf einmal den Raum füllen. Sie würde aufspringen, sich in seine Arme werfen, sein Gesicht betasten, seine Augen küssen, sich über seinen Schiffsbart lustig machen. Er würde ihre zierliche Gestalt mit seinen Armen umfassen und einen Freudentanz durch die kleine Stube machen.

Seine Stimme hatte sie noch im Ohr, als hätte sie sie gestern das letzte Mal gehört. Er würde um sich blicken und fragen: „Und wo ist mein blonder Zwerg geblieben?“

„Welcher Zwerg, Peter? Hast du vergessen, dass er inzwischen ein kräftiger junger Mann geworden ist?“, sagte sie nun laut vor sich hin.

Ein Klopfen an der Tür holte Maggie ruckartig in die Gegenwart zurück.

Das wird Lydia sein – ich habe ganz vergessen, das Wasser für den Tee zu kochen, dachte sie. Sie wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel, erhob sich aus ihrem Schaukelstuhl, legte das Tagebuch in die Schublade zurück und strich ihren zerknitterten Rock zurecht. Dann öffnete sie die Tür.

Lydia Earling blickte ihr prüfend entgegen und sagte: „Du hast zu viel nachgedacht und brauchst frische Luft, das sehe ich dir an. Du holst jetzt deine Haube – draußen ist es noch frisch. Später trinken wir dann unseren Tee. Gehen wir Richtung Meer oder Richtung Wiesen?“

Ihr Ton war so bestimmend, dass Maggie sich nicht traute, ihr zu widersprechen. „So weit weg vom Meer wie möglich“, murmelte sie, als sie die Bänder ihrer Haube unter dem Kinn zusammenband und mit ihrer Freundin das Haus verließ.

Maggie blickte ängstlich zu den zackigen Felsspitzen hinauf, die auch von ihrer Haustür aus sichtbar waren, bevor Lydia sie am Ellbogen griff und in die andere Richtung zog.

„Ich habe in meinem Tagebuch gelesen, Lydia. Plötzlich war es, als ob Peter vor mir stehen würde.“ Maggie zögerte kurz und wandte sich plötzlich ihrer Begleiterin zu. „Warum musste er sterben, Lydia? Er kannte diese Küste so gut. Keiner konnte glauben, dass ausgerechnet die *Flying Gull* untergegangen war. Wie konnte er das Schiff bei einem Gewitter nur so nah an die Felsen lassen? Er war nie fahrlässig! Immer, wenn er hier Land ansteuerte, orderte er alle Wachleute mit Lampen und Ferngläsern an Deck. Vielleicht ist die Küste an dieser Stelle wirklich verflucht.“

Sie ließen die letzten Häuser von Hipperclove und die Schatten der gewaltigen Felsen hinter sich. Wiesenschaumkraut wuchs in weißen Tupfen auf den Feldern. Beim Anblick der Schlüsselblumen und Veilchen, die den Wegrand auf beiden Seiten schmückten, wurde Maggie innerlich wieder ruhig.

„Ach Maggie, auch ohne irgendeinen Hokuspokus von Flüchen hat das Meer ein Eigenleben und gehorcht weder den Regeln der Jahreszeiten noch den Erkenntnissen des besten Kapitäns. Die Felsen sind auch bei gutem Wetter tödlich, das hast du immer gewusst. Ein kleiner Spalt in den Holzbalken genügt, um auch die mächtigste Königin der Meere in die Tiefe zu reißen. Die *Flying Gull* hat eine sperrige Ladung übers Wasser

geschleppt – all die Baumwolle und Seide, der Kakao und Tabak. Auf's Meer zu fahren, bleibt ein Wagnis. Mit der Gefahr habt ihr damals gelebt. Und nun musst du nach Peters Tod weiterleben, Maggie. Ich weiß, dass dir Mitleid gerade nicht weiterhilft – dennoch habe ich Mitleid, glaube mir.“

Sie blieben stehen und beobachteten eine Gruppe junger Lämmer, die sich unter den blühenden Kirschbäumen tummelte.

„Es tut mir leid, Lydia, ich belästige dich stets mit den gleichen Gedanken und Fragen, immer wieder.“

„Du kannst mich belästigen so viel du willst, wenn es dir hilft, Maggie.“

„Ich weiß, dass Unglücke passieren. Warum sollten nur andere davon betroffen sein und ich nicht? Damit kann ich mich abfinden. Aber Lydia, kurz vor seinem Tod versuchte er, Offizier Bingham etwas zu sagen, als sie ihn bei Ebbe auf dem Geröll bei Sedgeworth Cove fanden. Was wollte er sagen? Und die Stiche an seinem Rücken, ich hab sie gesehen. Es waren keine klaffenden Wunden, wie Felsspitzen sie verursacht hätten, dazu waren sie zu sauber. Wenn sie ihn nur früher gefunden hätten!“

„Mag sein, dass Piraten oder Schmuggler am Werk waren und das Schiff gekapert haben. Wie dem auch sei – eine undurchdringliche Wand des Nichtwissens trennt uns von den Geschehnissen in jener Nacht, und wir müssen uns immer wieder dazu durchringen, nach vorn zu blicken. Kein ‚wenn doch nur‘ bringt uns weiter, Maggie. Fragen wir lieber: Was ist jetzt? Charlotte braucht dich, gerade jetzt, wo sie es im Herrenhaus so schwer hat. Irgendwann wird Jake ein Mädchen aus dem Dorf zur Frau nehmen und dann wirst du Enkelkinder haben, an denen du dich erfreuen kannst.“

„Wenn Charlotte nicht da wäre, würde ich denken, dass mein Anteil an Glück in diesem Leben schon vorbei wäre, Lydia“, antwortete Maggie. „Seitdem sie nicht mehr bei mir wohnen darf und nicht mehr für Ablenkung sorgt, denke ich immer öfter an Peter. Ohne ihn führe ich ein Leben in der Dämmerung. Mein Leib existiert hier unten, meine Seele schreit danach, ihm hinterherzueilen.“ Lydia legte ihren Arm um Maggies Schulter während sie weiterliefen.

Ein Wegweiser nach Sedgeworth Cove zeigte nach rechts. Hier kreuzte der schmale Weg, auf dem die beiden Frauen gegangen waren, die breite Straße, die von der Südküste Cornwalls nach St. Ives führte. Die Fischer-siedlung, bei der die felsigen Klippen sanften Hängen wichen und flache

Wellen an einen sandigen Strand schwappten, war an sonnigen Tagen ein beliebtes Ausflugsziel für vornehme Familien. Maggie und Mrs Earling schauten eine Weile zu, wie offene Kutschen voll lachender Kinder und plaudernder Damen an ihnen vorbeifuhren.

„Dort gingen wir samstags oft hin, um mit Jake Muscheln zu suchen“, erzählte Maggie. „Und dort sammelten sich alle Bergungskräfte, nachdem sie Peter entdeckt hatten. Sie fanden sonst nur noch verstreute Balken, Unrat und Trümmerteile, so sagte Offizier Bingham damals. Und zwei aufgedunsene Leichen, die Gliedmaßen gespreizt, die Gesichter nach unten gewandt.“

Maggie sah, wie Lydia Earling schwer schluckte und sich kurz schüttelte.

„Maggie, deine Fantasie treibt ein übles Spiel mit dir. Komm, gehen wir nach Hause und trinken unseren Tee.“ Bestimmt hakte sie sich unter und führte Maggie auf dem Weg, den sie gekommen waren, zurück ins Dorf.

Kapitel 7

„Frances weigert sich, einen Koffer für das Kind zu packen, Mylord.“

Lord Greenwold strich sich nachdenklich übers Kinn, bevor er den Kopf hob.

„Und was schlagen Sie vor, Mrs Gibbs?“

„Dass Sie nicht nur Georgiana, sondern auch Frances in die Irrenanstalt einweisen lassen, Mylord! Ich habe Ihnen oft gesagt, dass diese Frau mit ihrer spitzen Zunge für jeden eine Plage ist, der mit ihr zu tun hat.“

Lord Greenwold verschränkte die Finger, starrte aus dem Fenster der Bibliothek und verzog keine Miene. Nach einigen Augenblicken wandte er sich an Mrs Gibbs.

„Wir machen es anders“, erklärte er mit Entschlossenheit in seiner Stimme. „Solange Menschen nützlich sind, halte ich es nicht für sinn-

voll, mich ihrer zu entledigen. Und eine Irrenanstalt – das wäre zu grausam, meinen Sie nicht? Ich fürchte, Sie werden Frances' Aufsässigkeit noch eine Weile ertragen müssen. Wenn ich Georgiana wegbringe, gerät Frances außer Kontrolle. Diesen Ärger werden wir zunächst einmal vermeiden.“ Mrs Gibbs verdrehte resigniert die Augen und seufzte.

Lord Greenwold setzte sich in seinen Sessel und nahm das halb leere Whiskyglas in die Hand, das auf dem Tisch stand.

„Skandale auszusitzen ist eine durchschnittliche Kunst, die die meisten Menschen meines Ranges gelernt haben. Es gibt aber eine höhere Kunst, und die beherrsche nur ich.“

Er nahm einen Schluck aus dem Glas und wischte sich den Mund mit einem Taschentuch ab.

„Diese Kunst heißt: Skandale in den Dienst des eigenen Erfolgs zu stellen. Es gibt in dieser Welt nur zwei Gruppen: Gewinner und Verlierer. Ich gehöre zur ersten Gruppe und habe vor, dort zu bleiben.“

Er stand auf, setzte sein Glas auf den Tisch, trat näher zu Mrs Gibbs und flüsterte ihr ins Ohr: „Und auch Sie werden Ihre Belohnung für sämtliche Unannehmlichkeiten bekommen, meine Liebe, keine Sorge.“

Er strich ihr kurz über die Wange und verließ mit schnellen Schritten den Raum. Mrs Gibbs sog seufzend die Luft ein und blieb eine Weile wie angewurzelt stehen. Schließlich nahm sie mit zitternder Hand das Glas, aus dem Lord Greenwold eben getrunken hatte, hob es an den Mund und drückte einen zärtlichen Kuss auf den Rand, an dem noch Spuren von Lord Greenwolds Lippen sichtbar waren.

In den folgenden Tagen verbreitete sich im Dorf das Gerücht, dass Lord und Lady Greenwolds jüngere Tochter eine seltene Krankheit hätte, die zu Ausbrüchen von Geistesverwirrung führe. Anstatt das Kind zum traurigen Dasein in der Abgeschiedenheit einer Irrenanstalt zu verurteilen, hätten die Greenwolds mit der für sie typischen Großzügigkeit beschlossen, es bei sich zu behalten und aus elterlicher Pflichterfüllung die damit verbundene Belastung in Kauf zu nehmen. So könne sich das Kind der Obhut treuer Bediensteter erfreuen, die es nie aus den Augen ließen. Diese Entscheidung stieß weit und breit auf Anerkennung.

Seit dem Skandal am Ballabend hatte Jake Charlotte nicht mehr zu Gesicht bekommen. Eines Tages suchte er sie im Garten auf, wo sie die harte Erde eines Gemüsebeetes mit einer Hacke bearbeitete, um sie aufzuweichen und mit frischer Erde zu vermischen.

Ihre Zöpfe steckten unter einem Kopftuch, ihr Gesicht war von der Anstrengung rot und verschwitzt, ihre Schürze dreckig. Sie warf Jake einen kurzen Blick zu und wandte sich mit frischer Energie ihrer Arbeit zu. Es dauerte einige Augenblicke, bis sie innehielt und die verlegene Stille durchbrach.

Sie richtete sich auf und rümpfte die Nase. „Schau nicht so abfällig, Jake. Du hast immer gesagt, dass Hände, die hart arbeiten, die schönsten sind. Mir gefällt es, im Garten zu arbeiten. Warum bist du so lange weggeblieben?“

„Weil es schwierig war, dich zu finden. Und ich schaue nicht abfällig, sondern anerkennend.“

Jake griff nach der Schaufel, die neben Charlotte auf dem Boden lag, und fing an, größere Erdschollen zu zertrümmern. „Welche Pflanzen kommen denn hier rein?“, wollte er wissen.

„Möhren.“ Ihre Stimme klang plötzlich weicher. „Aber noch nicht. Die Erde muss zuerst aufgelockert werden. Das mache ich gerade. Danach kommen Pferdeäpfel drauf.“

„Tedwin wird sich freuen, dass seine Pferdeäpfel dir so nützlich sind.“

Eine Weile lang hackten sie schweigend nebeneinander her, beide in Gedanken vertieft. Jake schleuderte kleine Steine zur Seite und riss das Unkraut aus. Nach einigen Minuten legte Charlotte ihre Hacke auf den Boden, hockte sich hin und zerpflückte ein Löwenzahnblatt, das Jake ausgegraben hatte, langsam in winzige Stücke.

„Was denkst du gerade, Jake?“

„Was soll ich denken?“, fragte er zurück.

„Du sollst dich fragen, wie du mich am besten über mein Verhalten belehren und mich vor allen Übeln der Eitelkeit warnen kannst und wie du mir sagen sollst, dass ich mich vor den Tücken dieser Welt in Acht nehmen soll. Und du sollst mich fragen, was ich aus der Sache gelernt habe.“

Jake richtete sich auf, schüttelte den Kopf und lehnte sich auf seine Schaufel. „Ja, so ähnlich, aber mit mehr Mitgefühl und Liebe. Ach, Charlotte, ich hätte dir die Bilder von deiner Großmutter nie zeigen

sollen. Ich habe Gedanken in deinen Kopf gesetzt, die nicht hilfreich waren. Verzeih mir bitte.“

Charlotte wischte den Schweiß von ihrer Stirn und hinterließ dabei eine Spur Blumenerde. Sie stützte ihre Hacke an die Mauer, die den Gemüsegarten vom Rest des Parks trennte.

„Ich verzeih dir ganz bestimmt nicht. Ich danke dir dafür, weil die Bilder von meiner Großmutter unbeschreiblich schön sind, und ich habe sie in meinem Gedächtnis so sorgfältig aufbewahrt, dass ich sie zu jeder Zeit anschauen kann, auch ohne sie vor mir zu haben.“ Sie schob ihre Unterlippe vor, und eine Spur von Trotz schwang in ihrer Stimme mit.

Jake seufzte und wechselte das Thema.

„Franny hat mir erzählt, was Mrs Gibbs und Rosalinde und dein Vater mit dir gemacht haben ... Sind deine Schwellungen abgeklungen?“

„Franny hat mich gesund gepflegt. Dafür, dass ich einen dunklen Schandfleck auf den makellosen Ruf von *Birch Hollow* hinterlassen habe, wie Mrs Gibbs mich täglich belehrt, geht es mir bestens.“

Jake deutete auf die Kante eines nahe gelegenen Rosenbeetes. Sie legten ihre Werkzeuge auf die Erde und setzten sich. Charlotte blinzelte in die Morgensonne, die ihr direkt ins Gesicht schien. Jake schaute sie besorgt von der Seite an, während sie seinem Blick auswich.

„Unten in der Küche bei Harriet geht es lustig zu, Jake. Es sollte eine Strafe sein, dass ich fast keinen Kontakt mehr zu meiner Familie habe und auch meine Mahlzeiten bei den Bediensteten einnehme. Ist es aber nicht. Seitdem meine Eltern mich für geisteskrank erklärt haben, ist das Leben einfacher geworden, und solange Maggie und Franny mich lieben, bin ich glücklich. Und ich habe einen neuen Freund. Dickon und ich unterhalten uns lang und ernst über alle möglichen Themen, wenn er mich mit dem Wagen nach Hipperclove mitnimmt und wenn ich ihm bei der Arbeit helfe. Er zieht nicht mehr an meinen Zöpfen. Wie du siehst, brauche ich kein Mitleid und auch keine Belehrungen!“

Sie warf einen schüchternen Seitenblick auf Jake. „Und wenn ich weiß, dass du nicht böse auf mich bist, dann bin ich wieder ganz glücklich, nicht nur fast glücklich.“

„Charlotte, ich war nie böse auf dich. Ich habe mir Tag und Nacht Sorgen um dich gemacht.“

Charlotte hob den Kopf und küsste ihn auf die Wange. „Franny sagt, man braucht nur wenige liebe Freunde, um glücklich zu sein. Ich bin froh, wenn du einer davon bist. Nur ...“

Sie zögerte und stocherte mit einem Zweig in der Erde.

„Nur was?“

„Mein Vater. Ich würde alles dafür geben, dass er mich liebt. Ich träume davon, ihn sagen zu hören, dass er stolz auf mich ist. Aber jetzt bin ich weiter davon entfernt als je zuvor.“

Der Zweig, mit dem Charlotte Furchen durch die Erde zog, zerbrach. Sie warf ihn auf den Boden und stützte ihre Ellbogen auf die Knie.

„Kannst du mir sagen, was ich falsch gemacht habe, dass meine Eltern mich so hassen, Jake?“

Nachdem Jake ein paar Augenblicke nach einer Antwort gesucht hatte, wandte er sich Charlotte zu und legte seine Hand auf ihren Arm. „Du hast nichts falsch gemacht, Charlotte. Manchmal spielen unsichtbare Kräfte in unserem Leben mit, von denen wir keine Ahnung haben. Du musst tapfer sein und vertrauen.“

„Und wie und wem soll ich vertrauen, wenn ich nicht weiß, welche unsichtbaren Kräfte sich gegen mich verschworen haben und warum? Mein Leben ist bedeutungslos. Ich bin ein Niemand, weniger als ein Niemand. Welche Kräfte sollten sich für mich interessieren?“

„Das haben die Helden in deinen Büchern auch gedacht. Denk nur an Aschenputtel – oder an David aus der Bibel. Sie wurden gehasst, abgelehnt, im Stich gelassen. Aber letztlich hat sich ihr Geschick gewendet und sie haben viel Gutes erlebt. Vielleicht geht es dir auch so. Und vielleicht gewinnst du – wenn du geduldig bist – eines Tages auch das Herz deines Vaters.“

„Dazu bräuchte ich eine gute Fee, wie Aschenputtel.“

„Oder den Gott der Bibel, wie David.“

„Der hat bisher nichts für mich getan. Die Fee wäre mir lieber.“

„Charlotte, ich glaube, Gott hat schon viel für dich getan, du siehst es nur nicht. Aber es geht auch nicht darum, wer was für dich tut, sondern wer wirklich wahr ist. Aschenputtel ist ein Märchen, Davids Geschichte dagegen steht in einem Geschichtsbuch. Also, ich würde auf das Geschichtsbuch setzen.“

„Wie langweilig“, seufzte Charlotte. Sie starrte nachdenklich vor sich.

„Morgen stehe ich bei Sonnenaufgang auf und will etwas Spannendes unternehmen“, sagte Jake. Er zwang sich, das beklommene Schweigen mit einem heiteren Ton zu durchbrechen.

„Was soll ich wollen, Charlotte?“

Ihre Augen leuchteten auf. „Du sollst auf Möwensuche gehen wollen! Und auf dem Rückweg am Turm vorbei!“

„Die erste Hälfte ist richtig, die zweite falsch!“, sagte Jake. „Generell würde es der kleinen Lady Greenwold besser geziemen, sich weniger für diesen Turm zu interessieren. Es ist Brutzeit und die Möwen bauen ihre Nester“, erklärte er weiter. „Wenn ich eine Begleiterin mitnehme, muss diese wissen, wie man leise auf Zehenspitzen läuft und sich so still verhält, dass selbst der aufmerksamste Vogel nicht merkt, dass sie da ist.“

„Genau so eine Begleiterin hast du, Jake, versprochen!“ Sie grinste.

„Und mein Begleiter muss wissen, dass er mich nicht belehren oder tadeln darf“, fügte sie hinzu.

„Auch versprochen!“, erklärte Jake.

Charlotte drehte vor lauter Freude eine Pirouette, nahm ihre Hacke wieder in die Hand und schlug sie mit energischen Stößen in die harte Erde. Ein Lächeln umspielte Jakes Lippen, als er langsam aufstand und zurück zu seiner Werkstatt schlenderte.

Kurz bevor er außer Hörweite war, drehte er sich noch einmal um und rief: „Charlotte!“

Sie richtete sich erwartungsvoll auf.

„Nur um das klarzustellen: Du bist kein Niemand!“ Er winkte ihr zu und verschwand, während sie ihm verdutzt nachblickte.

„So früh schon unterwegs?“

Charlotte schrak zusammen, als sie sich in die Küche stahl und von seiner Stimme begrüßt wurde. „Dickon, ach du bist es. Keine Sorge, Franny hat es erlaubt.“

„Wenn Franny es erlaubt, muss es nicht nur richtig, sondern förderlich und angenehm sein und dazu beitragen, die Welt zu verbessern. Ich richte dir Brote, wenn du möchtest. Gib deine Tasche her.“

„Auch für Jake eins, bitte.“

Dickon schmierte Fett auf die frischen Scheiben, die er aus dem Vorratsraum holte, legte eine dicke Portion Käse, Schinken und eingemachte Zwiebeln dazwischen, packte die Brote in ein frisches Tuch und verstaute sie in Charlottes Tasche. Er hoffte insgeheim, dass sie Franny erzählen würde, wie fachmännisch und flink er ein Picknick vorbereiten konnte.

„Zwei Äpfel?“

Er wartete nicht auf eine Antwort, sondern verschwand in den Obstkeller und erschien wieder mit zwei der besten Obststücke der letzten Ernte.

„Danke, Dickon!“, rief Charlotte und eilte in den Garten.

Dickon wartete, bis sie außer Sichtweite war, schlich in den Garten und pflückte Blausterne, Vergissmeinnicht und Duftveilchen aus dem Blumenbeet, das an der Steinmauer entlang angelegt war. Als Franny später in der Küche erschien, um den Morgentee für Lady Agnes zu richten, fand sie ihren Arbeitsplatz am Tisch mit Blumensträußchen in Blau und Lila geschmückt. Mittendrin lag ein Päckchen.

„Für mich?“, fragte Franny mit hochgezogenen Augenbrauen, als Dickon die Küche betrat.

„Pack es aus“, drängte er mit einem breiten Grinsen im Gesicht. Aus mehreren Schichten weichem Papier, die Franny sorgsam entfernte, kam ein kleines Etui aus feinem Holz zum Vorschein.

„Mahagoni!“, rief sie verwundert, „und eine winzige Palme in Elfenbein hineingearbeitet! Dickon, woher in aller Welt –“

„Öffne es, Franny!“

Franny nahm mit weit aufgerissenen Augen den zierlichen Deckel ab und zog eine cremefarbene Perlenkette aus einer seidenen Hülle.

„Dickon, so etwas darfst du mir nicht schenken. Es ist viel zu edel! Und es hat dich ein Vermögen gekostet!“

„Für dich ist nichts zu edel“, wandte Dickon ein. „Neulich hast du erzählt, wie hübsch Lady Rosalinde aussah, als sie zum Gartenfest ihre neuen Perlen trug. Diese Kette ist ähnlich, gefällt sie dir, Franny?“

„Ach Dickon, es macht mir Sorgen, wenn du dir so eine Mühe machst, mir zu gefallen. Das Seidenpapier und das Mahagonietui wären Geschenk genug für mich gewesen! Du musst mir sagen, woher du das Geld für so eine feine Kette hast, sonst nehme ich sie nicht an.“

„Zieh nicht so eine Grimasse, Franny. Ich fahre Kisten voller exklusiver Waren für Lord Greenwold nach Newquay und St. Ives und manchmal ist er so zufrieden mit mir, dass er mir erlaubt, mir etwas davon auszusuchen. So bin ich an die Kette gekommen. Lord Greenwold ist in letzter Zeit un-
gemein freigiebig.“

„Seine Geschäfte scheinen gut zu laufen. Aber dass er dir erlaubt, etwas so Kostbares zu nehmen, das ist allerhand!“

Sie drapierte ein Spitzendeckchen auf ein Tablett und stellte feines Porzellan darauf. Danach goss sie das dampfende Wasser aus dem Kessel in die Teekanne und fing an, feine Scheiben vom Brot abzuschneiden.

„Komm, ich helfe dir“, sagte Dickon eifrig.

Franny übergab ihm das Brotmesser, verschränkte ihre Arme und schaute ihm zu. „Dickon, bitte versuch nicht, mir zu gefallen. Ich habe Angst, dass du dies tust, weil du später eine Belohnung von mir erwartest.“

„Irgendetwas von dir zu erwarten, wäre eine Anmaßung – das ist mir klar. Aber hoffen darf ich doch, oder? Mich bemühen, deine Gunst zu gewinnen?“

„Ich verstehe immer noch nicht, was du in mir siehst, Dickon“, seufzte Franny, während sie zuschaute, wie er sich am Brot bediente. „Wir kennen uns schon viel zu lang – und ich bin ganze fünf Jahre älter!“

„Gerade weil wir uns so lange kennen, Franny, bist du mir so sehr ans Herz gewachsen, dass ich dich nicht wieder abschütteln kann! Soll ich dir sagen, was ich alles an dir liebe?“

„Ach, lieber nicht!“ antwortete Franny. „Mach Charlotte glücklich, bring Maggie Gemüse, aber ...“, sie legte den Kopf ein wenig schief und lächelte, „... tu es nicht meinetwegen, sondern weil du ein guter Mensch sein willst!“

„Manchen Frauen kann man gar nichts recht machen“, murmelte Dickon, während er Lady Agnes' Frühstücksbrote mit dünnen Gurkenscheiben belegte.

Immerhin hatte Franny das Geschenk nicht abgelehnt. Mit einem Kribbeln im Herzen sah er, wie sie ein Veilchen von seinem Blumenstrauß trennte und es neben Lady Agnes' Teller legte.

Es war ein windstillere Tag unter bedecktem Himmel. Tauben gurrten ihr schläfriges Aufwachtlied auf den Dachgiebeln von *Birch Hollow*, die roten Backsteine schimmerten in einem warmen Bronzeton in der Morgensonne. Charlotte hüpfte durch den Park auf den Birkenwald zu. Die Weidenbüsche im Dickicht waren mit dicken goldenen Kätzchen besetzt, die wie unzählige farbige Lämpchen im Unterholz leuchteten. Bienen summteten um sie herum, fleißig auf der Suche nach Blütenstaub. Der süße Duft von Sommerlieder füllte die Luft.

Im Wald wartete Jake. Als sie zu ihm rannte, griff er nach ihrer Hand und zog sie durch den verwilderten Garten, über die Mauer und den Hang hinauf. Der zögerliche Frühlingsanfang war vorbei. Sanfte Pastellfarben, durch die ersten warmen Sonnenstrahlen des neuen Jahres aus der Reserve gelockt, hatten sich in eine bunte Symphonie von leuchtendem Blau, Grün, Rot und Lila verwandelt. Blaukissen überzogen die alten Steine der Mauer wie ein prächtiger Teppich. Brombeerranken griffen in alle Richtungen um sich. Die Wiese war mit Anemonen und Primeln übersät, die ihre Blüten zur Sonne hielten.

„Ich bin schneller als du!“

Charlotte ließ Jakes Hand los und raste den Hang hoch. Außer Atem holte er sie ein, schnappte wieder ihre Hand und zog sie in sicherem Abstand am Turm vorbei.

„Und jetzt sei ruhig. Hier bleiben wir sitzen und warten, ob es etwas zum Schauen gibt“, wies er sie an. Er zog seinen Rucksack von seinem Rücken und holte ein langes Rohr heraus.

„Ein Fernrohr!“, staunte Charlotte.

„Früher hat man Schiffe auf dem Meer damit gesichtet. Jetzt hat es eine neue Verwendung gefunden. Schau, da sind sie.“

Jake lag auf dem Bauch im Gras und deutete Charlotte an, sich neben ihn zu legen. Er zeigte ihr, wie sie ihre Ellbogen auf den Boden stützen und mit beiden Händen das Glas vor ein Auge halten konnte, während sie das andere Auge fest zukniff.

„Sie bauen ihr Nest. Manchmal bauen sie ein neues. Die zwei Faulpelze dort haben eins von letztem Jahr übernommen und dichten es mit Moos und Gras ab. Bis Mitte Mai wird das Weibchen zwei bis drei Eier gelegt haben.“

„Und wann kommen die Kleinen?“

„Einen Monat später. Die Eltern setzen alles daran, das Nest zu schützen. Es ist gar nicht so einfach. Möwen sind zwar Gemeinschaftswesen, aber unberechenbar. Manchmal klauen sie unbewachte Eier aus anderen Nestern oder bedienen sich, wenn ihr eigenes durch ein Gewitter weggeschwemmt wird, an einem benachbarten Möwennest.“

„Jetzt sehe ich ihre Körper, Jake. Oben grau und unten weiß und die Flügelspitzen schwarz, die Beine rosa.“

„Und wenn du das Rohr stillhältst, siehst du einen roten Punkt an ihrem Schnabel.“

„Wofür ist er?“

„Die Küken picken ihn an, wenn sie Hunger haben und die Mutter holt dann halb verdaute Reste aus ihrem Magen. Rund um die Uhr gibt es was zu fressen.“

„Die haben aber liebe Eltern!“, sagte Charlotte.

Etwas später packte sie die Frühstücksbrote aus. Sie aßen stillschweigend, während die Morgensonne die Landschaft in einen rosa Schein hüllte, der sich nach und nach in Gold verwandelte.

Jakes Augen waren nach links auf den Turm gerichtet, der sich wie ein Mahnmal in den Himmel reckte. Ganz gleich, mit welchem schöpferischem Genie und in welcher Jahreszeit die Landschaft ihre Farben, Klänge und Formen zu einem Kunstwerk bildete – der Turm blieb unberührt davon. Er fügte sich nicht in das Farbenspiel der Natur. Er stand wie in einer anderen Welt, die ihren eigenen Regeln folgte, brütend und schweigsam da: ein Hüter von finsternen Geheimnissen, der den Beobachter unter allen Umständen davon abhalten wollte, sich über irgendetwas zu früh zu freuen.

Charlotte hielt ihr Gesicht zur Sonne gerichtet. Der laute Ruf der Möwen, der fast wie Gelächter klang, füllte plötzlich die Luft.

„Das war das Zeichen, dass unsere Tagesarbeit beginnt. Komm, wir müssen los.“

„Aber jetzt dürfen wir kurz beim Turm anhalten, nicht wahr?“, fragte Charlotte.

„Kurz.“

„Warum magst du den Turm nicht, Jake?“

„Sei nicht so neugierig, Mylady. Renn lieber los. Du darfst einmal um den Turm herumlaufen und kommst danach gleich wieder. Ich warte hier.“

Charlotte stürmte freudig den Hang hinunter. Plötzlich hörte Jake sie laut seinen Namen schreien. Eilig rannte er ihr hinterher.

„Jake, schnell! Schau her!“ Charlotte zeigte auf frische Fußspuren, die sich deutlich im schlammvermischten Gras neben den mit Efeu bewachsenen Steinen abzeichneten.

„Ich dachte, niemand traut sich hierher, weil die Ruine von Gespenstern bewohnt ist“, sagte sie mit gesenkter Stimme. „Aber hier war jemand. Vielleicht waren es die Geister der Mönche!“

Jake antwortete nicht. Stattdessen ging er nachdenklich um den Turm herum und ließ den Blick zum gähnenden Fensterloch hochwandern. Eine Möwe flog plötzlich wie ein Pfeil von dem Felsvorsprung, auf dem sie ihr Nest baute, und setzte sich auf den Rand des gähnenden Lochs. Ihr lachender Ruf klang höhnisch, schadenfreudig. Dunkle Wolken häuften sich am Himmel über den Felsvorsprüngen und verbargen die Sonne.

Jake sog scharf die Luft ein und knöpfte seine Jacke zu. „Es könnten die Hausierer gewesen sein, die gestern durch Hipperclove gekommen sind“, schlug er vor. „Sie haben bestimmt hier übernachtet, im Windschatten des Turms. Sie wissen, dass sie hier nicht gestört werden.“

„Schade. Also nicht die toten Mönche?“

„Nein, Charlotte! Irgendwo unter unseren Füßen liegen sie begraben, und das ist auch ihr gutes Recht. Aber dass sie nachts aufstehen und um den Turm herum Reigen tanzen, das glaube ich nicht! Komm, wir gehen zurück. Treffen wir uns morgen Nachmittag zur Lesestunde?“

Kapitel 8

Später Frühling 1834

Milde Brisen zogen tagelang über das Land, Vorboten des bevorstehenden Sommers. Eines Abends wurden sie plötzlich von schwarzen Wolken überrollt, die vom Meer aufstiegen und drohten, das, was von der zarten Pracht der Apfel- und Kirschblüten noch übrig war, mit einem Schlag zu nichtezumachen. In Hipperclove waren die Straßen am frühen Abend wie leer gefegt, die Tiere in ihren Ställen untergebracht, Türen und Fenster fest verschlossen und alle Vorhänge zugezogen.

Nicht nur die peitschenden Meeresböen machten der Bevölkerung Angst. Alte Sagen behaupteten, dass Geister in stürmischen Nächten durch das Krachen der Donnerschläge entfesselt würden, um ihr altes Revier heimzusuchen. Fast jeder wusste von seltsamen Gestalten zu erzählen, die aus geheimen Verstecken krochen und gesichtet worden waren, wie sie schreiend durch die Obstwiesen rannten. Augenzeugen gab es keine. Mal wusste man es von einer alten Tante, mal von einem Greis aus der Nachbarschaft, mal von einer Cousine, die es von ihrer Großmutter erfahren hatte.

Maggie machte sich auf eine unruhige Nacht gefasst. „Schotten dicht machen und Segel einziehen, würde Peter jetzt sagen“, murmelte sie.

Eine Windböe piff durch den Schornstein und wühlte die Glut im Kamin auf. Maggie schob frische Kohlen auf das Feuer, legte eine Wolldecke um ihre Schultern und setzte sich in den Schaukelstuhl. Die Kerze würde genug Licht geben, um einen Strumpf zu Ende zu stricken und anschließend die schmale, steile Treppe zu beleuchten, die zu ihrer Schlafkammer führte.

Ihre Stricknadeln klickten im Halbschatten des beginnenden Abends miteinander um die Wette, als ob sie das Garn in Eile schlucken wollten, bevor das Gewitter losbrach. Manche ungeweihte Träne und mancher unterdrückte Seufzer war in die weichen Jacken und Wollsocken hineingestrickt worden, die arme Kinder im Winter warmhalten sollten.

Als die Kerze fast niedergebrannt war, stopfte sie ihre Stricksachen zurück in den Korb, nahm das Licht in die Hand, legte das Gitter vor die Kohle, die noch im Kamin glühte, und schleppte sich mit müden Füßen die Treppe hinauf ins Schlafzimmer. Ihr war schwindelig, die Haut in ihrem Gesicht war warm, ihr Kopf dröhnte.

In den Genuss eines erholsamen Schlafes war Maggie seit Tagen nicht gekommen. Auch in dieser Nacht glitt ihr Bewusstsein in eine Dämmerung zwischen Schlafen und Wachen. Es war, als ob die Regengüsse, die gegen die Fensterscheibe hämmerten, sich mit aller Macht in ihre Seele drängen und dort ihr Unwesen treiben wollten. Mitten in der Nacht setzte sie sich in ihrem Bett auf. Sie war schweißgebadet und zitterte am ganzen Leib.

Felsige Klippen, bedrohlich und schwarz, standen an ihrem Bett, beugten sich über sie, näher, immer näher an ihr Gesicht. Bald würden sie auf sie stürzen und sie lebendig unter sich begraben. Meereswogen tanzten schadenfreudige Reigen, groteske Fratzen sprangen aus dem Wasser und grinsten sie an. Sie verschwanden wieder und nahmen Charlotte als Beute mit. Irgendwo ragte der Turm der Mönche in die Höhe und eine Fledermaus flog direkt auf sie zu. Sie wollte um Hilfe schreien, aber die Stimme blieb in ihrem Hals stecken.

Dann hörte sie einen Schrei, der nichts mit den finsternen Gestalten und Geräuschen zu tun hatte, die sie in ihren Träumen heimsuchten. Sie versuchte fieberhaft, ihn in ihrer inneren Welt einzuordnen, in der sich die Grenzen zwischen Fantasie und Wirklichkeit aufgelöst hatten. Auf einmal lockerte sich die Erstarrung in ihrem Hals. Sie schrie aus voller Kehle:

„Peter, ich komme! Warte, halte durch, ich hole dich!“

Doch dann rief sie sich selbst zur Besinnung. Sie hatte sich das alles eingebildet, sie musste sich ein Fieber eingefangen haben. Peter war seit fast vierzehn Jahren tot!

Tränen liefen über ihr Gesicht. Der immer wiederkehrende Albtraum hatte sie heimgesucht: Peter, der verzweifelt um sein Leben kämpfte und nach ihr schrie. Und danach kamen wie immer das Wachwerden und die erschütternde Erkenntnis, dass er weg war. Unwiederbringlich weg.

Ein lautes Klopfen an der Haustür holte sie mit einem Ruck vollends in die Wirklichkeit zurück. Sie stolperte aus dem Bett, zog einen Überwurf über ihr Nachthemd und tastete im Dunkeln nach dem Treppengeländer.

Bis sie die Tür erreichte, war aus dem Klopfen ein verzweifertes Hämmern geworden, das die ganze Diele erschütterte.

„Machen Sie auf, machen Sie auf!“

Es war die heisere Stimme eines Mannes, halb schluchzend, halb flehend. Mit zitternder Hand zündete Maggie eine Kerze an, drehte den Schlüssel und zog die schwere Holztür nach innen. Ein Windstoß schleuderte einen Regenschwall direkt in den Hausflur und löschte die Kerze. Maggie hielt sich am Türrahmen fest, während sie einen groß gebauten Mann durch den Eingang zog und die Tür hinter ihm schloss.

„Ein Schiff ... auf Grund gelaufen, Ma'am“, brachte er keuchend hervor. „*Santa Dominica* – nach Spanien. Menschen leben noch ... sie brauchen Hilfe ... Piraten! Bald zu spät, bitte ...“

Sein Englisch hatte einen starken Akzent. Während er sprach, führte Maggie ihn, vorsichtig durch die Dunkelheit tastend, in die Wohnstube.

„Keine Zeit, kein Feuer! Sie ... holen Sie Hilfe.“

Die Dringlichkeit seiner Stimme, der verzweifelte Griff seiner Finger an ihrem Oberarm, sein keuchender Atem, der Geruch von Schweiß, vermischt mit Salzwasser, die triefende Nässe seiner Kleider, der ausländische Klang seiner Worte: All das ließ keinen Zweifel daran, dass es an der Küste eine Katastrophe großen Ausmaßes gegeben hatte.

Ein Handelsschiff aus den Kolonien, dachte Maggie. Sie zündete die Kerze wieder an und zog ihrem Gast eine Decke über den Schoß, während er erschöpft in den Schaukelstuhl sank.

„Ich komme gleich wieder, so schnell ich kann. Versuchen Sie, sich warmzuhalten, Sir. Ich lasse Ihnen die Kerze hier.“

Im matten Kerzenschein fiel ihr auf, wie dunkel das Regenwasser war, das vom Kragen des Seemannes auf die helle Wolledecke heruntertropfte. Sie fasste an seine Stirn und zuckte zusammen. Die dunkle Masse war nicht etwa sein Haar, das ihm ins Gesicht fiel, sondern Blut, das klebrig und schwarz aus einer klaffenden Wunde floss.

Eilig drückte sie ihrem Besucher ein Tuch in die Hand und flüsterte ihm zu: „Halten Sie es an Ihren Kopf, um den Blutfluss zu stoppen!“

Danach griff sie nach ihrem Regenschirm, zündete eine Laterne an und rannte in die stürmische Nacht hinein, ohne zu wissen, wohin.

Der Pfarrer!, fiel ihr plötzlich ein. Mit schnellen Schritten eilte sie an

der Kirche vorbei. Das Pfarrhaus lag auf der anderen Seite. Zu ihrer Erleichterung war Licht im Fenster zu sehen.

„Gott sei Dank, Sie sind wach, Herr Pfarrer!“, rief sie, als die füllige Form des Geistlichen an der Tür erschien.

„Ein Schiffbrüchiger ... bei mir im Haus. Ein Schiff ist auf Grund gelaufen ... Menschen in Not ... Santa Dominica nach Spanien ... Klingt nach Piraten! Bitte ... tun Sie etwas!“ Zwischen ihren Satzketten schnappte sie nach Luft. Der Geistliche starrte sie an und schien mit sich zu ringen. „Das ist schrecklich, Mrs Fenton, ganz schrecklich. Wo ist der arme Mann?“

Sie holte tief Luft. „Bei mir zu Hause. Ich kümmere mich um ihn. Bitte reiten Sie schnell nach *Birch Hollow*! Holen Sie meinen Sohn, Jake, starke Männer, Pferde. Sie sollen nach Sedgeworth Cove eilen und die Rettungskräfte alarmieren. Der Mann muss sich bis zum Strand durchgekämpft haben und von dort ins Dorf gelaufen sein. Beeilen Sie sich!“

Der Pfarrer blieb ratlos in der Tür stehen und presste seine Hände ineinander. Maggie erinnerte sich unwillkürlich an den schlaffen Händedruck bei Peters Begräbnis.

„Was als Erstes, was soll ich nur machen?“, murmelte er vor sich hin.

Maggie platzte fast vor verzweifelter Ungeduld. Sie griff nach seinem Arm.

„Es ist doch klar, was Sie machen müssen, Herr Pfarrer. Wir dürfen keine Minute verlieren! Es geht um Leben und Tod. Sonst gehe ich zu Fuß nach *Birch Hollow* und –“

„Nein, überlassen Sie es mir“, unterbrach er sie mit einer plötzlichen Schärfe. Auf einmal wurde sein Ton gütig.

„Sie sind erschöpft, Mrs Fenton, kommen Sie, setzen Sie sich und wärmen Sie sich!“

Maggie hatte sich am Türrahmen abgestützt. Ihr Kopf hämmerte, das Gesicht des Pfarrers und die dunkle Form eines großen Schrankes im Flur verschwammen vor ihren Augen, sie konnte kaum aufrecht stehen. Der beißende Geruch von Wein und Knoblauch stieg ihr in die Nase, als der Geistliche sie durch den Flur zu einem Sessel brachte. Halb führte, halb trug er sie. Im Kamin brannte ein Feuer.

„Simon!“, rief er ins Haus.

Ein müder Diener erschien gähmend und rieb sich die Augen. „Simon ist nicht da!“

„Dann zieh du dich sofort an und wecke Jerry nebenan. Reitet so schnell wie möglich nach *Birch Hollow* und unterrichtet Lord Greenwold, dass ein Schiff auf die Felsen gelaufen ist. Er soll alle verfügbaren Männer nach Sedgeworth Cove schicken. Sobald die Wellen sich gelegt haben, sollen sie mit den Fischerbooten aufs Meer fahren und nach Überlebenden suchen. Und weck Dorothy. Wir brauchen frische Kleider für Mrs Fenton und einen warmen Tee, sie ist durchgefroren und nass und hat Fieber!“

Er beugte sich über Maggie.

„Es ist alles gut, Mrs Fenton. Ruhen Sie sich aus.“

Das Haus war inzwischen in Aufruhr.

„Herr Pfarrer, der Schiffbrüchige, der Mann ... er ist bei mir im Haus. Er ist schwer verletzt!“

„Ich kümmere mich selber um ihn, Mrs Fenton. Ich nehme an, die Haustür ist nicht verriegelt?“

Maggie schüttelte den Kopf und sank in den Sessel – dann wurde alles dunkel.

Mit Sorgen beladen legte Jake seiner Mutter ein kühles Tuch auf die Stirn. Noch immer war sie bewusstlos, ihre Stirn fühlte sich heiß an. Endlich flackerten ihre Augenlider und sie schlug die Augen auf.

„Peter?“, flüsterte sie zögernd.

„Ich bin es, Mutter. Jake.“ Seine Stimme klang stockend und tränen-erstickt. „Endlich bist du wieder wach!“

Er schob einen Arm unter ihre Schultern, zog sie an seine Brust und drückte ihren Kopf gegen seine Wange. „Deine Stirn ist noch heiß, Mutter. Ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht. Hier, ein Schluck Wasser.“

Er stützte ihren Kopf mit einer Hand, hielt mit der anderen Hand ein Glas kühles Wasser an ihre Lippen und drängte sie zu trinken. „Charlotte kocht eine Brühe. Bald haben wir dich wieder auf den Beinen!“

Maggie fiel zurück auf ihr Kopfkissen und starrte an die Decke. „Wo bin ich, Jake?“

„In deinem Bett, Mutter!“

„Was ist passiert? Seit wann bist du da?“

„Seit über einer Woche, Mutter. Lord Greenwold hat mir freigegeben und hat auch Charlotte geschickt, um dich gesund zu pflegen. Der Pfarrer hat mich an dem Abend geholt, an dem du erkrankt bist und Hilfe bei ihm gesucht hast.“

Maggie schluckte und runzelte die Stirn, als stocherte sie innerlich nach den Fetzen einer Geschichte, die im dunklen Chaos ihrer Krankheit noch nicht zu Ende gegangen war.

Plötzlich tastete sie nach Jakes Arm. „Jake, der Mann, der Seemann. Wo ist er? Lebt er? Haben sie andere Überlebende gefunden?“

Jake beugte sich über sie und streichelte ihre Wange. Er legte das feuchte Tuch wieder auf ihre Stirn. „Mutter, wir sind alle in Sicherheit. Es hat keinen Seemann gegeben, das hast du dir eingebildet. Der Pfarrer und seine Männer durchsuchten sofort dein Haus, nachdem du zusammengebrochen warst. Es war niemand hier, alles war normal. Es gab kein Schiffsunglück, keine Toten, keine Überlebenden. Es war der Fieberwahn.“

Maggies Gesicht war rot angelaufen, Schweißperlen hatten sich auf ihrer Stirn gebildet. Sie versuchte, sich aufzurichten. „Nein, Jake, versuch nicht, mich zu beruhigen. Es war kein Fieberwahn. Der Mann hämmerte an der Tür, ich ging hinunter und ließ ihn herein. Es war ein Südländer, ein großer Mann, er roch nach Salzwasser und Schweiß, er war triefend nass und erschöpft und blutete an der Stirn. Er setzte sich in meinen Schaukelstuhl und redete von der *Santa Dominica*.“

Die Genauigkeit ihres Berichts machte Jake für einen Moment Angst. „Nein, Mutter, es gab keinen Seemann, glaub mir. Die Männer haben das Dorf durchkämmt und überall nachgefragt. Lord Greenwold hat einige Leute mit Ferngläsern auf die Klippen gesandt, um nach einem Wrack Ausschau zu halten. Sie haben nichts gesehen, nicht einmal ein loses Brett, das auf dem Wasser trieb. Es war die Krankheit, Mutter. Man riecht und fühlt sogar Dinge, die es nicht gibt. Das sind typische Kennzeichen für ein Fieberdelirium.“

Maggie schaute ihn verwirrt an und starrte wieder zur Decke. „Jake, es war kein Traum“, beteuerte sie.

„Ruhig, Mutter, du hustest und regst dich zu sehr auf. Wir reden später noch mal und du erzählst mir alles ausführlich. Schlaf jetzt weiter. Lord

Greenwolds Leibarzt war bereits da, er will wiederkommen, sobald du bei Bewusstsein bist.“

Maggies Augen wurden groß und sie griff nach Jakes Arm. „Nein, nichts von Lord Greenwold“, flüsterte sie. „Irgendwie vertraue ich ihm nicht.“

„Warum nicht, Mutter?“ erwiderte Jake verblüfft. „Seit deiner Erkrankung vergeht kein Tag, ohne dass Frederick Kräuter, Salben, Umschläge, Blumen, Obst und Gemüse mit einem Gruß von Lord Greenwold bringt. Sollen wir ihm für seine Großzügigkeit nicht lieber danken?“

Maggie sank zurück in ihr Kopfkissen und schloss die Augen. Ihre Miene blieb angespannt.

„Es tut mir leid, mein Sohn“, seufzte sie, „er ist dein Vorgesetzter. Ich sollte dankbar und nicht misstrauisch sein. Aber keinen Arzt mehr, bitte. Ich will nur dich und Charlotte.“

Die Anwesenheit der zwei Menschen, an denen sie am meisten hing, schien das beste Medikament für die betübte Frau zu sein. Jake und Charlotte durften so lange bei ihr bleiben, wie sie wollten. Obwohl Maggie nicht glauben konnte, dass Lord Greenwold aus echter Herzensgüte handelte, war sie doch zumindest für diese Großzügigkeit zutiefst dankbar.

Eines Tages war sie gesund genug, um sich anzuziehen und ihren gewohnten Platz am Kamin einzunehmen. Charlotte schmiegte sich, wie es ihre Gewohnheit war, an ihre Knie und umklammerte ihre Beine fester als sonst mit ihren Armen.

„Schlecht ist, dass du so krank warst, Maggie. Jake und ich hatten schreckliche Angst um dich. Schön ist aber, dass wir jetzt wie eine richtige Familie sind. Ich habe eine Mutter und einen Bruder. Sogar mein Vater ist um uns bemüht. Wir hatten zwei Wochen bei dir ohne einen einzigen Abschied und haben dich fast gesund gepflegt. Ich wünschte, ich könnte für immer hierbleiben. Aber Mrs Earling ist ja auch da.“

„Gott weiß, ich könnte dich gebrauchen, mein Kind.“ Maggies Stimme war heiser und schwach.

„Wenn ein bloßer Traum solch eine erschreckende Gewalt haben kann,

wie schlimm kann dann die Wirklichkeit noch werden?“ Charlotte blickte besorgt in ihr Gesicht.

Maggie wirkte müde und abwesend, sie schien an den Gegenständen in ihrer unmittelbaren Umgebung vorbeizuschauen und rastlos nach fernen Objekten zu suchen, die nur für ihre Augen sichtbar waren. Die Krankheit hatte sie um Jahre altern lassen.

„Es war wohl alles doch nur ein Traum“, seufzte sie und lehnte sich erschöpft in ihrem Stuhl zurück.

Als viele Wochen später der Sommer vorbei war und die ersten Herbstwinde über Hipperclove fegten, war Maggie gesund genug, um mit Mrs Earling durch die abgeernteten Stoppelfelder zu wandern und unter dem alten Kastanienbaum auf der Schafweide Früchte als Schmuck für ihren Küchentisch zu sammeln. Bis der erste Frost den Boden mit seinem eisigen Griff umklammerte, konnte sie ohne Hilfe ihre Kohle ins Haus tragen und ihre Wohnstube für den Winter richten.

Die *Santa Dominica* wurde nicht mehr erwähnt und nach und nach gelangte Maggie zu der Überzeugung, dass das Ganze doch nur ein lebhafter Albtraum gewesen war.

„Der Arzt ist sich zweifelsfrei sicher, Mrs Gibbs. Meine Unpässlichkeit hat Gründe, die bald sichtbar werden. Nachdem Sir Forsythe-Drake mich nun seit einigen Wochen regelmäßig in meinem Schlafgemach besucht, musste wohl irgendwann ein solches Missgeschick passieren. Ich muss Lord Greenwold einen Grund geben zu glauben, er habe das Kind gezeugt. Und zwar sobald wie möglich, bevor die Schwangerschaft zu weit vorangeschritten ist. Welches Kleid ziehe ich morgen zur Eröffnung der Jagdsaison an?“

„Ihr rotes Kleid hat seinen Zweck erfüllt, Mylady“, erwiderte Mrs Gibbs tonlos. „Und es saß etwas eng, als Sie es letzte Woche beim Theaterbesuch in London trugen. Ich habe das Grüne gebügelt und ausgelegt. Sie müssen alle Register ziehen, um morgen Abend unwiderstehlich zu sein.“

Die erste Abendgala aus einer Reihe von Sommerfesten, die in *Birch Hollow* stattfinden sollten, stand bevor. In den letzten Tagen hatten sich

hochrangige Gäste um das adelige Paar versammelt, die sich nicht nur auf die pompösen Feste freuten, sondern auch auf sonnige Nachmittage und Badezeit an der Strandpromenade in Sedgeworth Cove.

Als Lady Agnes am nächsten Abend die große Treppe hinuntertrat, um die versammelte Gesellschaft zu begrüßen, ging ein Raunen durch die Reihen. Ihre dunkelblonden Haare waren nach hinten gekämmt und im Nacken zu einem Knoten zusammengesteckt. Eine goldene Tiara, mit Diamanten besetzt, funkelte auf ihrem Kopf. Das schimmernde grüne Abendkleid umschmeichelte die sanften Kurven einer straffen, schlanken Linie. Der weite, fließende Rock flatterte in einer leichten Brise, die durch den Haupteingang wehte. Ein einziger tiefgrüner Smaragd schmückte die makellose Haut des tiefen Dekolletés.

Lord Greenwold genoss sichtlich die bewundernden Blicke, die auf seine Frau gerichtet waren. Ihre Augen trafen sich. Lady Agnes strahlte ihn an, hakte sich bei ihm ein und gab Rosalinde ein Zeichen, dass sie sich zu ihnen stellen sollte. Es war eine Idylle: das Traumpaar, das das Vermächtnis seiner Vorväter zu neuem Glanz geführt hatte, zusammen mit der Tochter, deren betörende blonde Locken und türkisblaue Augen bis nach London für Gesprächsstoff sorgten.

Es war der Abend, an dem ein namhafter Graf zum ersten Mal ein Auge auf die schöne Tochter von Lord und Lady Greenwold warf. Louis Bizet aus der Normandie hatte durch die Herstellung von Calvados – einem edlen Getränk, das aus Cidre gebrannt wurde – ein Vermögen gemacht.

Ausgelassenes Gelächter füllte das Haus, Weingläser klirrten und wurden immer wieder neu gefüllt, die Klänge eines Harfenensembles hallten durch den festlich geschmückten Park. Das Fest war der verführerische Rausch einer lauen Sommernacht, eine Einladung an die luxusverwöhnte Gesellschaft, ihr ausschweifendes Dasein in vollen Zügen auszukosten.

Lady Agnes wich den ganzen Abend nicht von der Seite ihres Mannes. Sie hielt stets den Blick auf sein Gesicht gerichtet. Sie ließ ihn die Wärme ihrer Haut unter der weichen, seidenen Hülle spüren, den Duft ihres Parfüms riechen, die Musik ihres Gelächters hören. Sie presste ihren anschmiegsamen Körper gegen seinen. Es war eine sorgsam geübte Choreografie.

Als sie spürte, wie er unter dem Einfluss von starkem Wein in einen

Taumel geriet, zog sie seinen Arm sanft um ihre Taille. Erinnerungen an längst vergessen geglaubte gemeinsame Nächte eroberten im Sturm seine Sinne.

Wie verzaubert gab er schließlich der Verführung nach. Der Kopf schwamm ihm, seine Finger fingen an, fieberhaft nach ihr zu tasten. Er ließ seine Hände an ihrem Körper entlanggleiten. Sein Atem ging schwer, als er ihr ins Ohr flüsterte: „Gehen wir hoch, mein Liebling, du bringst mich noch um den Verstand.“

Lady Agnes warf einen triumphierenden Blick zu Mrs Gibbs, die unten an der Treppe stand, und folgte ihrem Mann in sein Schlafzimmer. Sie blieb bei ihm. Aber nur für eine Nacht. Dies war jedoch lang genug, um die Behauptung zu widerlegen, die Ehe würde nur noch auf dem Papier existieren. Und es war lang genug, um für eine skandalfreie Zukunft zu sorgen.

„Manche Tage fangen spät an, Mylady“, sagte Mrs Gibbs, als Lady Agnes am nächsten Tag erst spät in ihrem Zimmer erschien, um sich für den Tag richten zu lassen.

„Tja, erstaunlich, zu welch tapferen Heldentaten man nach einigen Gläsern Wein fähig ist, Gibbs“, antwortete Lady Agnes. „Wir können aufatmen. Lord Greenwold bekommt ein Kind. Und ich musste mich nicht einmal übergeben.“

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, dass Lady Agnes in anderen Umständen war. Ganz Hipperclove geriet in freudigen Aufruhr und hoffte auf einen männlichen Erben.

Es war eins dieser Themen, zu denen jeder etwas zu sagen hatte. Tage-lang wurde über nichts anderes geredet. Die üblichen Klatschtanten meinten aus verlässlicher Quelle zu wissen, dass Lord und Lady Greenwold seit Jahren keine Nacht zusammen verbracht hätten. Andere tauschten wissende Blicke und munkelten, es habe eine Versöhnung gegeben.

Einige Leute, die behaupteten, dem Ehepaar nahezustehen, meinten, es habe nie ein Problem gegeben. Lady Agnes sei nur deswegen in einen anderen Teil des Hauses gezogen, weil die Meeresluft auf der Südseite für

ihre Gesundheit besser sei. Die Eheleute seien wie eh und je ineinander verliebt, das könne man bei jedem öffentlichen Anlass unschwer erkennen.

Lord Greenwold war außer sich vor Freude, als er erfuhr, dass ihm die eine Nacht, die er in den Armen seiner Frau verbracht hatte, einen Nachkommen in Aussicht stellte. Er sonnte sich im Bewusstsein, der unbesiegbare Herr seines eigenen Schicksals zu sein. Der geplante Wiederaufbau des abgebrannten Flügels schritt voran, zwei neue Dienstmädchen wurden eingelernt. Der Kreis seiner Günstlinge und Verehrer vergrößerte sich täglich.

Er war in jene Kreise der Gesellschaft aufgestiegen, die sich Loyalität und Gunst mit handfestem Bargeld kaufen konnten – und an Bargeld mangelte es ihm nicht. Wer ihm zu weiterem Reichtum verhalf, wurde großzügig belohnt. Wer ihm im Wege stand, bekam seinen Zorn zu spüren. Er träumte von dem Tag, an dem keiner, der es in Cornwall zu etwas bringen wollte, am Lord von *Birch Hollow* vorbeikommen würde.

Der Geburt konnte er dieses Mal mit Gelassenheit entgegensehen. Falls es ein Junge war, wäre es ein Leichtes, das Testament zu vernichten, das Mr Linreed zum Erben von *Birch Hollow* erklärte. Er könnte Linreed eine großzügige Entschädigung in Aussicht stellen, um sein Schweigen zu sichern. Falls es ein Mädchen war, bliebe alles beim Alten. Er würde seine Pläne mit seiner jüngeren Tochter vorerst weiterverfolgen, um für alle Fälle sicherzustellen, dass *Birch Hollow* eines Tages in die richtigen Hände fiel.

Auf jeden Fall würden Sir Forsythe-Drakes' Versuche, seine Rechte an Lord Greenwolds Vermögen geltend zu machen, kläglich scheitern, falls sein Gegner nicht jetzt schon eingesehen hatte, wie chancenlos er war. Es war um Sir Forsythe-Drake still geworden und Lord Greenwold rühmte sich insgeheim, seinen hartnäckigen Rivalen endgültig entmachteter zu haben.

Kapitel 9

Es war ein heißer Juni. Die jungen Möwen waren ausgeflogen und ihre Nester lagen ausgedörrt und verwaist auf den hohen Felsen. Träge Wolken trieben durch die flimmernde Hitze eines stahlblauen Himmels. Es war, als hätte ein unersättliches Ungeheuer jeden Tropfen Feuchtigkeit aus den raschelnden Grashalmen gesaugt, die am Hang um den Turm wehten. Nichts als braun-graue Hülsen erinnerten an das saftige Grün, das vor nur wenigen Wochen den Sommeranfang verkündet hatte.

Während die Bewohner von *Birch Hollow* sich auf die Ankunft eines neuen Familienmitgliedes vorbereiteten, wurde Maggie erneut vom Fieber gepackt.

„Warum habe ich immer solchen Durst, Lydia?“ , klagte sie eines Tages, als Mrs Earling die Wohnstube betrat. „Ich trinke und trinke und es ist nie genug!“

„Ich glaube, deine durstige Seele trinkt mit, meine Liebe. Und außerdem schwitzt du die ganze Zeit, da verlierst du das Wasser wieder“, beruhigte sie Mrs Earling. „Du darfst auf keinen Fall aufstehen, Maggie! Hier ist dein Kräutertee, mit nur wenig Zucker.“

Maggie lächelte schwach und Mrs Earling fiel auf, wie blass und fahl ihre Gesichtszüge waren. Ihre Augen huschten hin und her, sie ballte ihre Hände immer wieder zu Fäusten, versuchte trotz Mrs Earlings Protesten aufzustehen und sank wieder in ihren Stuhl zurück.

Ein paar Tage später erschien Mrs Earling an der Küchentür von *Birch Hollow*. Sie war bleich und hatte dunkle Ringe unter den Augen.

„Franny, Charlotte soll sofort kommen. Maggie hatte eine schlechte Nacht.“

„Nein, das darf nicht sein! Die arme Charlotte, das wird sie schwer treffen! Warten Sie hier. Das Kind ist gerade im Garten.“

Franny hängte das Tuch, mit dem sie das Frühstücksgeschirr abgetrocknet hatte, an den Haken über dem Spülbecken und rannte zur Tür hinaus. Wenige Minuten später erschien sie wieder und zog Charlotte hinter sich in die Küche. Beide waren außer Atem.

„Maggie! Es ist etwas mit Maggie!“, schrie Charlotte. Ihr Gesicht war rot, sie griff Mrs Earling an beiden Armen und schüttelte sie.

„Nur ruhig, mein Kind, setze dich und atme einmal durch.“

Mrs Earling zog sie sanft auf einen der Stühle und kniete sich neben sie. „Jetzt pass auf, Charlotte. Ich war oben in der Bibliothek bei deinem Vater. Maggie geht es nicht gut. Jake darf so lange frei nehmen, wie er braucht, und du darfst mit ihm zu Maggie gehen.“

„Es kann, es darf nicht sein. Stirbt sie, Mrs Earling? Sag mir bitte, dass sie nicht stirbt!“

Mrs Earling drückte sie an ihre Brust und hielt sie fest. Sie ließ sie erst wieder los, als eine Stimme von der Tür kam.

Lord Greenwold stand dort und räusperte sich. „Deine Ziehmutter ist eine feine Frau und hat diesem Haus große Dienste erwiesen“, erklärte er in beinahe feierlichem Ton. Er zog einen Stuhl zu Charlotte hin und setzte sich. Er nahm ihre Hände in eine seiner Hände und hob mit der anderen ihr Kinn an.

„Es ist jetzt hart für dich, meine Tochter“, sagte er mit betonter Besorgnis, „aber für Maggie ist es eine Erlösung. Früher nannten wir diese Krankheit das Seemannsfieber. Manchmal überträgt es sich auf die Frau eines Seemanns. Der Kranke kann nicht unterscheiden zwischen Schein und Wirklichkeit und diese Spannung treibt ihn nach und nach in den Wahnsinn.“

„Du meinst die Sache mit dem Schiffbrüchigen?“, sagte Charlotte durch Tränen hindurch.

„Ja, mein Kind. Die einfachen Dorfleute haben immer wieder von seltsamen Erscheinungen in stürmischen Nächten gesprochen. Maggie war anfällig, weil ihr Mann in einer stürmischen Nacht den Tod fand. Mrs Earling erzählte, dass sie in letzter Zeit oft schlafwandelte und sich selbst in Gefahr brachte.“ Er seufzte, schüttelte nachdenklich den Kopf und erhob sich.

Es kam Mrs Earling seltsam vor, wie gut Lord Winston sich mit Maggies Krankheit auszukennen schien.

„Ich werde meine Kutsche für die Fahrt ins Dorf bereitstellen“, fuhr der Lord fort. „Frances, sagen Sie Dickon, er soll Apfelwein, Kräuterumschläge und was ihm sonst in die Hände fällt, für Maggie einpacken.“

„Jawohl, Mylord.“

Lord Winston zog Charlotte sanft von ihrem Stuhl hoch. „Wir gehen jetzt hoch zu Jake, mein Kind“, sagte er.

Mrs Earling verfolgte sie mit einem besorgten Blick. *Was beabsichtigt der Herr mit dieser auffälligen Schau von Barmherzigkeit?*, dachte sie, während sie Franny und Dickon half, einen Wagen mit Decken, Kerzen und feinsten Kost aus der Küche zu beladen.

Franny und Dickon schienen das Gleiche zu denken. „Plötzlich so väterlich?“, fragte Franny.

„Sei nicht so misstrauisch, Franny. Die bevorstehende Vaterschaft bringt ihn in mitfühlende Laune, das ist alles. Er entdeckt eine schlummernde Liebe für seine vergessene Tochter.“

„Vernehme ich etwa einen spöttischen Unterton in deiner Stimme, Dickon?“

„Ich? Spöttisch? Lord Greenwolds Wohltaten können sich sehen lassen, im Ernst! Im Dorf hörst du nie ein schlechtes Wort über ihn. Hier, nimm diesen Korb Äpfel. Der kleine Eric von der Mühle konnte sich eine Schiefertafel vom Taschengeld leisten, das er sich bei der Apfeelernte verdient hatte. Hier, ich helfe dir hinauf, gib mir deine Hand. Ganz ruhig, Callum, du Bengel von einem Pferd, noch nicht lostraben!“

„Und da ist Mutter Gladstone, die jeden Tag warme Suppe von Harriet bekam, als sie krank war“, fuhr Dickon fort, als sie sich in Bewegung setzten, „und Eliza Deakin hinter dem Gasthaus, der Lord Greenwold nach der Überschwemmung höchstpersönlich Saatgut für ihren Garten brachte. Und die alte Maria, die die Pocken hatte, bekam Arzneimittel von Lord Greenwold.“

„Alles Kalkül, wenn du mich fragst“, meinte Franny.

„Na ja, wenn du am Verhungern bist, fragst du nicht, ob dein Wohltäter dich aus Kalkül oder aus Nächstenliebe vor dem Armenhaus rettet. Immerhin hat er Charlotte vor der Irrenanstalt bewahrt. Du hast ja selber gehört, wie der Pfarrer in der Sonntagsmesse betonte, dass es kaum eine Familie in Hipperlove gibt, die nicht von der Großzügigkeit der herrschaftlichen Familie profitiert hätte. Da hat selbst die skeptische Franny nichts dagegenzuhalten, was?“

„Ich vermute, genau das ist es, was Lord Greenwold beabsichtigt.“

„Das befürchte ich auch“, murmelte Mrs Earling bei sich, nachdem sie

sich von Franny und Dickon verabschiedet hatte und schweren Herzens ins Dorf zurücklief.

Charlotte ging auf Zehenspitzen ins Schlafzimmer und setzte sich auf die Bettkante neben Maggies stille Gestalt. Sie legte ihren Kopf auf das Laken neben Maggies Brust und hielt eine der schmalen, blassen Hände, die regungslos auf der Decke lag, an ihre Lippen. Maggie atmete schwer. Immer wieder entwich ihrem Mund ein tiefes Seufzen.

Charlotte war zu betäubt, um zu weinen. Fünfzehn Jahre lang war Maggies Schürze ein Zufluchtsort vor den Widrigkeiten des Lebens gewesen, ihr Schaukelstuhl das Zentrum von Charlottes Welt. Sie rang nach Kraft, um das Unfassbare zu fassen. Doch irgendwann war es um ihre Selbstbeherrschung geschehen und die Tränen flossen.

Sie presste ihr Ohr leicht an Maggies Körper und konnte ihren Herzschlag hören. Jede Regung des erschöpften Körpers wollte sie mit aller Macht festhalten. Auch den letzten Hauch Leben, das leiseste Röcheln der erschöpften Seele wollte sie wahrnehmen und zu neuem Leben erwecken.

Plötzlich zuckte Maggie zusammen, legte ihre Hand auf Charlottes Kopf und streichelte ihre Haare. „Bald bist du erwachsen und kannst deine Haare hochstecken wie eine Dame“, flüsterte sie, „so wie du immer wolltest.“

Ihre Stimme war heiser und sie rang zwischen den Worten nach Luft.

„Wenn du nicht da bist, will ich keine Hochsteckfrisur, Maggie“, sagte Charlotte. „Geh nicht weg. Bitte. Ich kann es nicht ertragen!“

„Irgendwann müssen wir alle gehen, mein Kind. Es ist so in Ordnung. Ich habe keine Kraft mehr, nach Antworten zu suchen. Die Welt ist mir zu böse geworden, Charlotte. Ich verkrafte kein Unglück mehr. Ich kann nicht mehr ohne Peter leben. Aber du, mein Kind, du hast noch Arbeit vor dir. Und du bist nicht allein.“

Jake stand in der Tür, nachdem er leise die Treppe heraufgeschlichen war. Er kniete sich an Charlottes Seite neben das Bett.

„Jake, geh niemals aufs Meer, hörst du? Versprich es mir.“

„Ja, Mutter, das haben wir längst geklärt. Ich bin und bleibe Schmied.“

„Pass auf Charlotte auf, ich habe immer so ein merkwürdiges Gefühl, ich weiß nicht, was –“

„Mutter, ich werde an deiner Stelle Augen und Ohren offenhalten.“

Schweigend lagen sie da – die Mutter, deren Lebenskräfte dahinschwanden, der Sohn, der die zierliche Form seiner Mutter in seinen Armen hielt, und das junge Mädchen, das zum ersten Mal in seinem kurzen Leben lernen musste, wie es sich anfühlt, einen geliebten Menschen zu verlieren.

„Wir begleiten dich bis zur Schwelle, Mutter“, flüsterte Jake ihr ins Ohr, „und warten an deiner Seite, bis der Meister ruft.“

Seine Worte wurden stockend. „Zu ihm gehen – das musst du allein, da können wir nicht mehr mit. Noch nicht. Aber Mutter, die Freude, die in deinem Herzen emporsprudelt, wenn du deinen Herrn siehst, wird so groß sein, dass du keine Minute zurückblicken wirst. Dort wartet auch Vater. Und das ganze Leid wird in einem Augenblick gelöscht. *Jede Träne wird abgewischt, Tod und Trauer werden nicht mehr sein.* Wie oft hast du uns diese Worte vorgelesen!“

Während er redete, wurde Maggies Atem flach, sie schluckte und schnappte nach Luft.

„Peter, warte doch, es ist bald so weit“, flüsterte sie mit raspelnder Stimme. In wirren Sätzen sprach sie weiter. Mal erschrak sie vor einem Gewitter, mal schimpfte sie mit Peter, dass er nicht heimgekommen sei, mal flehte sie Jake mit Tränen an, aufs Meer zu fahren und nach seinem Vater zu suchen, oder beschwor ihn, niemals ein Seemann zu werden, dann wieder schrie sie nach dem Säugling, den sie verloren hatte. Zwischendrin fiel der Name *Santa Dominica* und die dringliche Nachricht, dass es Menschen gebe, die auf dem Wasser trieben und gerettet werden sollten.

Plötzlich entspannten sich ihre Muskeln, sie drehte ihren Kopf zur Seite und wurde still.

Ein frisches Loch wurde in der Reihe der Gräber ausgehoben, in denen Kapitän Peter Fenton neben seiner kleinen Tochter lag. Maggie wurde auf der anderen Seite ihres Säuglings beigesetzt.

„Ich bin die Auferstehung und das Leben, spricht der Herr, wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist. Und jeder, der da lebt und an mich glaubt, wird nicht sterben in Ewigkeit.“

Die Stimme des Pfarrers dröhnte träge vor sich hin.

Jake drückte Charlottes Hand, als könne er ihre Gedanken lesen.

„Wenigstens könnte er so *tun*, als ob es ihm wichtig wäre“, flüsterte sie ihm zu.

„Er kann nichts dafür, Charlotte, er macht solche Dinge fast jeden Tag.“

„Wer war der nette Mann, den du in der Kirche begrüßt hast?“

„Das war Onkel Theodor. Irgendwann nehme ich dich mit nach St. Ives und du lernst ihn kennen.“

Die Stimme des Pfarrers dröhnte eintönig weiter. „Gott, du bringst Leben hervor und nimmst es wieder auf. Voll Vertrauen auf deine Liebe und Barmherzigkeit nehmen wir Abschied von unserer Schwester Margareta Sibyl Lavinia Fenton, geborene de Vrioux. Wir legen sie in deine Erde: Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub. Wir tun dies in der Hoffnung, die uns in Jesus Christus gegeben ist.“

Es folgte der dumpfe Aufschlag von Erde auf Holz. Das war das Ende. Ein Leben war ausgelöscht. Einfach so. Für immer. Nie wieder würde Maggie aus dem kleinen Haus herausgestürzt kommen, um Charlotte in ihre Arme zu ziehen, nie wieder würden ihre Rufe durch die kleine Gasse hallen.

Die Wohnstube, in der Charlotte mit Jake zusammen neben Maggies aufgebahrter Leiche Wache gehalten hatte, war nichts weiter als eine trockene, entleerte Hülse. Der Besen in der Ecke, der Staub oben am Fensterglas, wo Maggie mit dem Lappen nie hingekommen war und herzlich darüber gelacht hatte, das Knarren der Treppe – jedes lieb gewonnene Detail erinnerte an Blicke, Klänge und Worte, die nun für immer der Vergangenheit angehörten.

Die Steinmauern, die abgenützten Möbel, der Kamin, die Schlafräume: Irgendwann würde sie jemand anderes bewohnen, und das Heiligtum glücklicher Erinnerungen wäre durch fremde Stimmen, fremde Möbel entweiht.

Nachdem die anderen Trauernden sich vom Grab abgewandt hatten, blieb Charlotte stehen. Sie blickte auf den kleinen Grabstein zwischen Maggies frisch ausgehobenem Grab und Peters größerem Grabstein. *Charlotte Minne Fenton, 12. September 1820 bis 17. September 1820*

Sie war neidisch auf die andere kleine Charlotte, die nun für alle Ewigkeit zwischen zwei Eltern ruhen durfte, die ihr Kommen herbeigesehnt hatten, sie über alles geliebt hätten. Sie, die zweite Charlotte, hätte dort

liegen sollen. Sie war der Eindringling, der nicht hineinpasste, der den Platz eines anderen eingenommen hatte.

Sie dachte an Peter, dessen Lebensfaden grausam abgeschnitten worden war, bevor er sein zweites Kind zu Gesicht bekommen hatte; an Maggie, die ihre neugeborene Tochter nur wenige Tage im Arm halten dürfen, bevor sie ihr weggerissen wurde. Wie gerne hätte sie sich zu der anderen kleinen Charlotte gelegt, um ein Teil dieser Familie zu sein, und wenn es auch nur im gemeinsamen Tod wäre. Sie hätte alles getan, nur um dem gähnenden Vakuum zu entfliehen, das sich in ihrem Herzen aufgetan hatte, und um den Schmerz zu löschen, der sie wie eine Flutwelle überrollte.

Die darauffolgenden Tage vergingen für Jake wie in einem Nebel. Es war, als ob sich eine unsichtbare Mauer zwischen ihm und Charlotte aufgerichtet hätte. Das Mädchen schien distanziert, in sich gekehrt. *Sie ist noch unerfahren in den zermürbenden Abläufen der Trauer*, dachte er bei sich. *Wir alle haben unsere eigene Art, mit Verlust umzugehen. Wie kann ich in meiner Trauer sie in ihrer Trauer erreichen? Es tut weh, sie so zu sehen.*

Die Tage wurden kürzer, der Sommer nahte sich dem Ende zu. Eines Morgens, ein paar Wochen nach Maggies Begräbnis, fand Jake Charlotte in der Küche, wo sie frische Blumen für die große Vase in der Eingangshalle schnitt.

Er sah sie prüfend an. „Charlotte, du redest so wenig. Was ist mit dir?“

„Normalerweise rügst du mich, weil ich zu viel rede.“

„Aber wenn du gar nichts sagst, mache ich mir Sorgen.“

„In einer Welt ohne Maggie gibt es nichts mehr zu sagen.“

Charlotte versetzte dem Stiel einer Gladiole einen deftigen Hieb. Jake nahm ihr die Gartenschere aus der Hand und führte sie zu einem Stuhl.

„Die Blumen sind übrigens nicht daran schuld. Die Welt ist anders geworden, aber sie kann wieder neu gestaltet werden. Du hast Franny, du hast Dickon“, und zögerlich fügte er hinzu: „... und du hast mich.“

Charlotte sprang von ihrem Sitz auf und stampfte mit dem Fuß.

„Wie kannst du nur so dumm sein, Jake! Von wegen, ich habe Franny, Dickon und dich! Weißt du nicht, dass Dickon und Franny gestern al-

bern miteinander angebündelt haben? Wie Turteltauben, sage ich dir! Mir nicht, dir nicht, als ob nichts gewesen wäre, als ob alles wie normal weitergelaufen wäre. Kaum liegt Maggie im Grab, wagen es die zwei zu lachen! Als Nächstes werden sie sich *küssen*, wenn es so weitergeht! Wie können sie nur?“

„Aber Charlotte, du kannst den Leuten ihre Lebensfreude nicht übel nehmen! Meinst du, Maggie würde wollen, dass wir alle für immer traurig sind?“

„Du hast gut reden, Jake! Ich habe gesehen, wie du auf der Brücke ganz lang mit Lisbeth geplaudert hast!“

„Meine Charlotte – so kratzbürstig? Mit Leuten reden werde ich wohl dürfen. Das heißt nicht, dass ich meine Mutter nicht mit jeder Faser meines Wesens vermissem. Aber soll ich deswegen aufhören, mit Menschen zu reden? Sollen Franny und Dickon deswegen aufhören, sich gernzuhaben?“

„Sie hat sich für jede Kleinigkeit interessiert, Jake! Sie wollte sogar wissen, was ich zum Frühstück gegessen hatte! Ich bin *wütend*, dass sie mich verlassen hat! Wie konnte sie nur?“ Charlottes Worte machten Tränen Platz.

Jake zog sie auf ihren Stuhl zurück und legte seinen Arm um ihre bebenden Schultern. „Wenn wir keine Trauer haben wollen, müssen wir unser Herz in Eis packen, aufhören zu fühlen, zu lieben, aufhören zu weinen, aufhören, Mensch zu sein. Kein Leid mehr zu spüren, ist der schlimmste Tod, den es gibt, Charlotte: eine verdorrte Seele in einem lebendigen Körper. So ein Weg steht für dich und mich nicht zur Option.“

„Ach, hör auf mit diesen sinnlosen Sprüchen, Jake. Du verstehst mich einfach nicht. Alle haben einen Sinn im Leben, nur ich nicht. Rosalinde schreibt lange Briefe an ihren französischen Grafen, meine Eltern bekommen ein neues Kind. Für alle anderen geht das Leben weiter, nur für mich nicht.“

Jake wandte sich zu ihr hin, legte eine Hand unter ihr Kinn und hob ihr verweintes Gesicht, damit sie ihm in die Augen schauen musste. „Hör mir zu, Charlotte. Der Schmerz bleibt nicht für immer, glaub mir. Nach und nach verwandelt er sich in Erinnerungen, die man wie einen Schatz im Herzen behält.“

Charlotte sprang auf, nahm die Gartenschere wieder in die Hand und fing erneut an, die Blumen zu schneiden.

„Schön für dich, dass du dich mit Trauer so gut auskennst, dass du einen Vortrag darüber halten kannst.“

„Charlotte, du bist ungerecht. Meinst du, dass Trauer mit der Übung einfacher wird? Du vergisst, dass ich schon einmal einen geliebten Menschen betrauert habe.“

„Schön für dich, dass du so einen hattest“, bemerkte sie verbittert, „und jetzt lass mich in Ruhe.“

Als Jake seine müden Schritte am Ende des Tages zu der Leiter schleppte, die zu seinem Zimmer hinaufführte, fand er einen Blumenstrauß auf der untersten Stufe.

„Feldrosen und Fingerhut. Von der Wiese hinter dem Weiher.“ Es war Charlottes Stimme.

„Charlotte! Du hast mich erschreckt! Was hast du um diese Zeit in meiner Werkstatt zu suchen?“

„Ich war nicht nett zu dir heute Morgen. Es tut mir leid.“

„Ist schon in Ordnung, Kleine!“ Erleichterung klang in Jakes Stimme durch.

„Und ich habe etwas zu erzählen, was dich erfreuen wird!“ Charlotte setzte sich auf die Stufe und machte für Jake Platz.

„Na dann los! Es muss etwas Spannendes sein, wenn du mich um eine Zeit aufsuchst, in der du schon lange schlafen sollst!“

„Jake, stell dir vor, bald werde ich nicht mehr zu dir kommen dürfen!“

„Und du klingst so fröhlich darüber?“

„Warte, bis du erfährst, warum! Mein Vater hat mich heute zu sich in die Bibliothek gerufen und mir gesagt, dass ich jetzt fünfzehn bin und eine Lady werden soll. Nicht nur halb, sondern ganz! Morgen darf ich mit ihm ausreiten – auf Tedwin! Ich bekomme ein neues Zimmer in der Nähe von Rosalinde. Meine Schwester ist auch viel netter zu mir, seit sie sich in ihren Grafen verliebt hat. Ich esse ab morgen wieder mit der Familie und bald darf Franny mit mir in der Kutsche nach St. Ives fahren, um feine Kleider zu kaufen. Ich kann kaum glauben, dass das wahr ist, Jake!“

Jake wollte antworten, aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken.

„Jake? Du freust dich ja gar nicht! Was ist mit dir?“ Charlotte schüttelte seinen Arm und erzählte übersprudelnd weiter: „Wart ab, bis du das Allerbeste hörst! Mrs Gibbs ist nicht mehr für meine Haare zuständig. Sie kümmert sich nur noch um Lady Agnes, bis das Kind da ist; das neue Dienstmädchen kümmert sich um Rosalinde und Franny wird meine Haare richten und mich für festliche Anlässe schön machen. Das heißt, ich muss keine Zöpfe mehr tragen!“

„Das ist in der Tat eine gute Nachricht“, stimmte Jake zu. Er war froh, dass Charlotte seinen Gesichtsausdruck in der Dämmerung nicht ausmachen konnte.

„Franny will mir Locken drehen, die kunstvoll in die Stirn und um die Ohren fallen, und die restlichen Haare will sie mit Perlen und Bändern schmücken. Hinten werden sie in einem Knoten zusammengebunden. Vielleicht werde ich tatsächlich wie meine Großmutter auf den Gemälden aussehen.“

„Und du meinst, das macht dich glücklich?“

Charlotte stand auf, baute sich vor Jake auf und brach in wütende Tränen aus. „Du sollst dich in Grund und Boden schämen, Jake!“, schnaubte sie. „Ich komme zu dir, um mich zu entschuldigen und dir eine gute Nachricht zu bringen, und du reagierst nur mit Vorwürfen. Bist du etwa neidisch, dass ich in die feine Gesellschaft komme? Dass mein Vater mich mag? Ist es eine Sünde, feine Sachen anzuziehen?“

Jake zuckte unter ihren harten Worten zusammen. „Das sind keine Vorwürfe, Charlotte. Weder die feine Gesellschaft noch feine Sachen sind eine Sünde. Nur wenn man meint, dadurch glücklich zu werden.“

„Du musst dich endlich damit abfinden, dass ich kein kleines Mädchen mehr bin!“ Sie wandte sich zum Gehen und bewegte sich zur Tür.

„Und du musst dich damit abfinden, dass ich acht Jahre länger auf dieser Erde gelebt habe als du und einiges mehr weiß!“, rief ihr Jake nach.

Doch Charlotte drückte die Türklinke des Stalls hinunter und verschwand kommentarlos.

„... und dass ich meiner Mutter versprochen habe, auf dich aufzupasen“, fügte er leise mit gebeugtem Kopf hinzu. Er hob die Blumen vom Boden auf und stieg die Leiter hoch zu seinem Zimmer.

Spätsommer 1834

Während Jake mit gemischten Gefühlen in den Wochen nach dem Tod seiner Mutter beobachtete, wie die stahlgrauen Augen von Lord Greenwold Charlotte immer wieder nachdenklich und berechnend in den Blick nahmen, entging es ihm, dass auch auf ihn selbst Augen gerichtet waren: blaue Augen in einem lachenden Gesicht, die immer wieder in seine Richtung schielten.

Lisbeth, die hübsche Markthändlerin aus dem Dorf, die Gemüse nach *Birch Hollow* lieferte, erschien öfter als sonst an der Küchentür und ergriff jede Gelegenheit, mit Franny oder Dickon zu plaudern, in der Hoffnung, dass Jake vorbeigehen würde. Die kleinsten Zufallsbegegnungen zog sie in die Länge.

Kaum ein Junggeselle in Hipperclove konnte der Versuchung widerstehen, die blonden Ringellocken bewundernd anzustarren, die um ihre Schläfen fielen, oder die Grübchen zu beobachten, die um ihren Mund spielten, wenn sie redete.

Es war Franny, die Jake schließlich darauf aufmerksam machte, dass Lisbeth öfters beiläufig fragte, wo er gerade sei, was er an diesem oder jenem Tag vorhabe und wo er sich aufhalte. Außerdem stellte sie immer wieder neue Mängel bei ihrem Pferd fest, für deren Lösung sie Jakes Rat unbedingt brauchte.

In Jakes Leben hatte sich nach Maggies Tod ein gähnendes Vakuum aufgetan. Charlottes Abwendung traf ihn zusätzlich wie ein Messer ins Herz, das ohnehin von tiefem Schmerz erfüllt war.

Immer öfter malte er sich aus, wie tröstlich es wäre, die weiche, klare Haut um Lisbeths Grübchen mit Küssen zu bedecken, mit den Händen durch ihre Locken zu fahren und ihr musikalisches Lachen im Ohr zu haben. Nach jeder Begegnung mit ihr fiel es ihm schwerer, sich von den Gedanken an ihre Worte, ihren lächelnden Mund und ihre langen Wimpern loszureißen. Ob ihre Seele so eine Anmut besaß wie ihre äußere Erscheinung? *Lass dich ja nicht betören*, sagte er immer wieder zu sich. *Du bist einsam, du vermisst deine Mutter – verwechsele die Sehnsucht nach Geborgenheit ja nicht mit wahrer Liebe!*

Eingeflochten in seine Träume war das Bild seines Elternhauses, das

jetzt leer stand und geradezu auf den Klang von fröhlichen Kinderstimmen wartete.

Die ersten Herbstblätter fielen, frischer Wein schäumte in den Fässern und die kahlen Rebstöcke wurden für den Winter beschnitten. Ganz Hippelove fieberte der Geburt des neuen Kindes entgegen. Die Hoffnung auf neues Leben, die in der Luft hing, schien um sich zu greifen.

Franny wartete immer öfter mit flatterndem Herzen auf Dickons Aufmerksamkeiten. Jakes Gespräche mit Lisbeth kreisten mittlerweile um andere Themen als nur um die Beschwerden ihres Pferdes. Das Gerücht verbreitete sich, dass Lord Greenwolds geistesranke jüngere Tochter unter der Obhut ihres aufmerksamen Vaters auf bestem Weg sei, eine ordentliche junge Dame zu werden. Und dass sich eine lukrative Heiratspartie für Lady Rosalinde anbahnte.

Eines Tages saß Rosalinde verträumt an ihrem Schreibtisch und kaute an ihrer Schreibfeder. „Kommst du mal, Georgiana?“

„Ich heiße nicht Georgiana.“

„Kommst du mal, Charlotte?“

„Sofort!“

Rosalinde bat ihre Schwester, neben ihr Platz zu nehmen.

„Pass auf. Er hat Folgendes geschrieben:

*Et pourtant aimez-moi, tendre coeur!
Amante ou soeur, soyez la douceur éphémère
D'un glorieux automne ou d'un soleil couchant.“*

„*Automne* und *soleil* haben mit dem Wetter zu tun. Aber *aimez-moi* ... Charlotte, ist es ein Liebesgedicht? Sag es mir ganz ehrlich, schone mich nicht – meinst du, er liebt mich?“

Charlotte lachte laut. „*Aimez-moi, tendre coeur!* Rosalinde, er ruft seine Leidenschaft für dich in die Welt hinein und will, dass sie erwidert wird! So viel Französisch kannst du doch, oder nicht? Pass auf, er schreibt:

Und dennoch liebe mich, zartes Herz!

*Ob als Liebende oder Schwester, sei für mich die zerbrechliche Anmut
Eines herrlichen Herbstes oder eines Sonnenuntergangs!“*

Rosalinde hielt den Brief an ihr Herz. Ihre Augen leuchteten. „Setz dich, Charlotte. Wir überlegen uns eine Antwort. So poetisch und amourös wie möglich, in bestem Französisch. Oder ...“ Sie hielt kurz inne. „Meinst du, es fällt ihm auf, dass sie nicht von mir ist?“

„Sie ist aber von dir“, versicherte ihr Charlotte. „Du hast die Gedanken, ich gebe ihnen lediglich eine Form.“

Die Antwort gefiel Rosalinde.

„Es wird nur dann schwierig“, fuhr Charlotte nachdenklicher fort, „wenn er dich auf Französisch anspricht, in der Annahme, dass du seine Sprache inzwischen so gut verstehst, dass du sogar dichten kannst.“

„Dichten ist gut! Ich bekomme keinen einzigen Satz auf Französisch zusammen.“

„Französisches Essen, französische Kleider und Schuhe – das reicht leider nicht aus, um eine Französin zu sein, Rosalinde“, seufzte Charlotte.

„Na dann – nichts wie an die Arbeit, Schwesterchen! Übrigens, du siehst ohne Zöpfe nicht schlecht aus, Charlotte“, wechselte Rosalinde das Thema.

Charlotte war sprachlos vor Glück. Noch nie war eine Aussage ihrer Schwester so nah an ein Kompliment herangekommen.

„Hilfst du mir, meine Hochzeit zu planen? Das heißt, falls er mir einen Heiratsantrag macht?“ Rosalinde lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und verschränkte ihre Arme hinter ihrem Kopf.

Charlotte nickte energisch. Ihre Augen leuchteten.

„Mein Hochzeitskleid wird breite Hängeschultern und große Puffärmel haben und einen voluminösen Rock aus schwerem Samt, mit einer ganz engen Taille. Und Diamanten, wo man nur hinschaut. So kleidet man sich seit Neuestem am Hof.“

Zum ersten Mal hatte Charlotte ein Gefühl, nach dem sie sich seit ihrer Ankunft in *Birch Hollow* gesehnt hatte: das Gefühl dazuzugehören.

Lady Agnes blühte förmlich auf. Vorbei waren die Tage, in denen sie ihre wachen Stunden klagend in ihrem Zimmer verbrachte oder nach London reiste.

Lord Greenwold blickte mit Genugtuung auf die Rundungen ihres Körpers. Ihr offenkundiges Wohlergehen deutete er als Zeichen dafür, dass sie einen gesunden Jungen unter dem Herzen trug. Vorangegangene Schwangerschaften hatte sie hauptsächlich liegend verbracht. Diese Wartezeit war anders gewesen.

Jeden Tag war sie im Haus oder im Park unterwegs, fragte nach der Gesundheit der Bediensteten, erteilte Anweisungen für eine Umgestaltung der Rosen- und Lavendelbeete, pflückte Blumen oder bestellte Kräuter für den Gemüsegarten. Oder sie sortierte die Jäckchen und Häubchen, die Mrs Gibbs gekauft hatte, und bestellte Möbel für ein Kinderzimmer, das gegenüber ihrem eigenen Zimmer eingerichtet wurde.

Eines Nachmittags zog sich Lord Greenwold in seine Bibliothek zurück, setzte sich an seinen Schreibtisch und begann, einen Brief zu verfassen.

Sehr geehrter Mr Linreed,

bevor Sie es aus einer anderen Quelle erfahren, möchte ich Sie hiermit in Kenntnis des bevorstehenden Ereignisses setzen, das mich heute zu diesem Brief veranlasst.

Wider Erwarten und lange nachdem wir jede Hoffnung auf weiteren Nachwuchs aufgegeben hatten, ist meine werthe Frau, Lady Agnes, in anderen Umständen und ich bin guter Hoffnung, dass mein Wunsch nach einem Sohn in Erfüllung gehen wird.

Sollte dieses glückliche Los uns treffen, ändern sich natürlich die Verhältnisse meines Nachlasses. Ich versichere Ihnen, dass diese überraschende Entwicklung Ihnen bezüglich unseres gemeinsam unterschriebenen Testaments in keiner Weise Nachteile bringen wird. Ihre Verhelichung mit meiner Tochter bleibt beschlossene Sache.

Im Falle eines männlichen Erben ernenne ich Sie als Vermählten meiner Tochter zum Vormund des Kindes, da das Kind erst in späteren Jahren in der Lage sein wird, meine Geschäfte in meinem Sinne weiterzuführen. Als Vormund stehen Ihnen großzügige Anteile an den Umsätzen des Anwesens zu, wie unten angeführt. Im Falle eines Mädchens oder des frühzeitigen Ablebens eines Jungen bleiben Sie mein Erbe.

Ich hoffe, diese Regelungen zu Ihrer Zufriedenheit getroffen zu haben. Ich habe

die voraussichtliche Vermählung meiner älteren Tochter, wann auch immer diese stattfinden soll, als eine gute Gelegenheit ins Visier genommen, Lady Georgiana in die Gesellschaft einzuführen. Es wäre für alle Betroffenen günstig und für mich als Vater ein Vergnügen, sie Ihnen zu diesem Anlass formell vorzustellen, in der festen Zuversicht, dass Sie nicht enttäuscht sein werden.

Hochachtungsvoll

Lord Winston Reginald Edward Greenwold.

Kapitel 10

Februar 1835

Es wurde ein Junge.

Die Bevölkerung in und um Hipperclove feierte zur Begrüßung des Erben von *Birch Hollow* das prunkvollste Fest, das es seit Menschengedenken an der Küste Cornwalls gegeben hatte. Die nackten Äste der Pappeln, Birken und Eichen, die sich auf dem Anwesen in den grauen Winterhimmel reckten, wurden mit prächtigen, bunten Lampions behängt. Noch wochenlang nach der Geburt von Edward Montague Winston Greenwold leuchteten sie Abend für Abend und verwandelten *Birch Hollow* in eine Märchenwelt. Fahnen, mit den Wappen des Hauses geschmückt, erinnerten an das Vermächtnis der Adelsfamilie und wehten in der Herbstbrise auf dem Dach des Herrenhauses.

Selbst der alte Turm wurde aus seiner düsteren Laune gelockt und mit Bannern bedeckt. Er wirkte unschuldig und freundlich, wie ein alter Greis, der sich hatte überreden lassen, sich für eine kurze Zeit mit den anderen zu freuen, bevor er wieder in seinen finsternen Grübeleien versank. Zur Feier des großen Ereignisses überraschte Dickon Franny mit Ohrringen, die zu ihrer Perlenkette passten.

Lord Greenwold teilte Geschenke aus und stellte zwei neue Gärtner ein, um den Park zu erweitern. Er gab Gehaltserhöhungen für gut geleistete Dienste. Über Fehltritte schaute er großzügig hinweg. So wohlgesonnen hatte die Dienerschaft ihren Herrn selten erlebt. Der Himmel lachte auf *Birch Hollow* und seine Bewohner herab.

Lord Greenwold ließ keine Gelegenheit aus, damit anzugeben, dass sein Sohn ihm wie aus dem Gesicht geschnitten war. Lang und breit erzählte er jedem, der es hören wollte oder auch nicht, wie aufgeweckt der Kleine in die Gegend blickte, wie kräftig er schrie und wie stark seine kleinen Gliedmaßen waren.

„Er wird ein prächtiger Kerl werden, Georgiana. Ich meine zu spüren, dass er eine gute Hand für Pferde hat, genau wie du. Du kannst ihm später das Reiten beibringen, du machst selber große Fortschritte!“

Vater und Tochter gingen durch den Park zum Haus, nachdem sie die Pferde gemustert hatten. Charlotte hielt plötzlich an und wandte sich ihrem Vater zu. „Vater, würdest du mich bitte ‚Charlotte‘ nennen?“

Ihr Vater stutzte und wusste nicht, was er antworten sollte.

„Das war Maggies Name für mich, Vater, alle anderen nennen mich so, und ich fühle mich wohler, wenn ich Charlotte heiße.“

„Dann schließen wir einen Kompromiss und nennen dich Lady Charlotte. Was hältst du davon?“

„Das klingt edel, Vater“, sagte Charlotte voller Freude. „Ich glaube, das würde Maggie gefallen! Es würde ihr auch gefallen, dass ich zu meinem Vater gefunden habe und so über ihren Verlust getröstet werde.“

„Weil du eine Lady bist, erkläre ich dir jetzt, was auf unserem Familienwappen steht“, wechselte er schnell das Thema. Er bot ihr den Arm, und sie gingen weiter auf das Haus zu, bis das Wappen der Familie Greenwold, über der Haustür in Stein gemeißelt, sichtbar wurde. Sie hielten an.

„Ein Schiffsanker umgeben von einer Kette“, erklärte er, „erinnert uns an die wichtige Rolle, die das Meer in der Geschichte unserer Familie gespielt hat.“

„Aber das Meer ist von hier aus kaum zugänglich“, bemerkte Charlotte. „Erst bei Sedgeworth Cove. Wie konnte es so eine Rolle spielen?“

„Du bist ein aufgewecktes Kind!“ Lord Greenwold blickte überrascht auf seine Tochter herunter und lachte verlegen. „Du hast den Hafen in

St. Ives vergessen. Dort liefern wir jeden Herbst tonnenweise Äpfel ab, die in alle Windrichtungen verschifft werden. Von dem Ertrag leben wir, lebt die ganze Umgebung. Wir haben den ersten Zugriff auf die Waren, die von den Teeplantagen in Indien und den Tabakplantagen in Amerika geliefert werden, wenn die Schiffe anlegen. Dadurch bekommen wir sie zu Sonderpreisen, von denen die Geschäfte in London nur träumen können.“

„Und die Worte ‚Fürchte Gott‘, die man kaum lesen kann? Der Teil klingt ermahmend.“

Lord Greenwold zögerte und blickte hinunter auf seine Stiefel. „Die Worte ‚Fürchte Gott‘ sind eine Erinnerung an das Kloster, das früher auf diesem Boden stand. Jake will die Buchstaben zurechtmeißeln, aber ich möchte sie lieber durch ein Hufeisen ersetzen.“

„Wären die Mönche da nicht traurig?“

„Deine Unschuld und Arglosigkeit sind entzückend, Charlotte! Weißt du, ich bin ein Mensch, der nach vorne blickt, nicht nach hinten. Pferde, nicht Mönche und ihre Sprüche sind unsere Zukunft. Und übrigens, Graf Louis Bizet hat erste Anspielungen gemacht, dass seine Absichten mit deiner Schwester ernst sind. Zwei Jahre braucht er etwa, um seine neue Villa fertigzustellen, erzählte er mir bei seinem letzten Besuch. Bis dahin ist Rosalinde zwanzig und du stolze siebzehn Jahre. Wir können uns also in zwei Jahren auf eine prunkvolle Hochzeit freuen, die uns mit dem besten französischen Adel der Normandie verbindet. Wäre das nicht ein guter Zeitpunkt, dich in der Gesellschaft vorzustellen, meine liebe Charlotte?“ Er tätschelte ihre Hand und ging strammen Schrittes auf den Eingang des Herrenhauses zu.

Charlotte blieb kurz stehen, blickte auf das Wappen über der Haustür und auf die Fahnen, die auf dem Dach wehten. Sie atmete tief ein. Ein Strahlen breitete sich über ihr ganzes Gesicht aus. Glücklicherweise schlug sie die Hände zusammen und rannte hinter ihrem Vater her ins Haus.

Zwei Jahre vergingen. Tedwins Hufe klapperten auf dem gefrorenen Boden, als Lord Greenwold an einem eiskalten Januartag vom Textilmarkt in St. Ives zurück nach *Birch Hollow* ritt. Er hatte eine Ladung hochwertige indische Seide an einen Großhändler aus London verkauft, der Villen in Kensington ausstattete, und war pünktlicher als erwartet fertig gewesen.

Seit der Geburt des jungen Lords zog es den Herrn von *Birch Hollow* schneller und öfter nach Hause. Sein Sohn hatte vor wenigen Tagen seinen zweiten Geburtstag gefeiert. Lord Greenwold zeigte ein großes Interesse an seiner Entwicklung und verfolgte mit Adleraugen jeden kleinsten Fortschritt.

Die schneidende Luft und die Aussicht auf einen warmen Stall schienen das Pferd zu beflügeln. Nebelschwaden schlichen im schwindenden Licht über die Wiesen und kündeten eine frühe Abenddämmerung an.

„Komm schon, Tedwin! Los!“, flüsterte Lord Greenwold seinem Pferd ins Ohr.

Die Straße erstreckte sich vor ihnen in einer geraden Linie, soweit das Auge sehen konnte. Tedwin ging über in einen schnellen Galopp. Der Reiter spannte seinen Körper an, presste seine Knie in die Flanken des Pferdes, beugte sich auf seinen Hals und starrte zwischen seinen Ohren konzentriert nach vorne. Die dampfenden Nüstern, der quietschende Sattel, das klappernde Zaumzeug, der beißende Geruch von Schweiß und das Keuchen des Pferdes – all das war wie ein Ausbruch von ungebändigtem Leben, purer Schaffenskraft – Männlichkeit in ihrer Blüte, mitten in einer schweigenden, erstarrten Winterlandschaft. Lord Greenwold fühlte sich wie in einem Rausch.

Er klopfte dem Hengst auf den Hals: „Schneller, noch schneller, Tedwin!“ Doch schon im nächsten Moment zog er scharf die Zügel an und schrie: „Brr!“ Tedwin wieherte vor Schmerz und schlitterte auf seinen Hinterhufen, schwenkte gleichzeitig nach links und stolperte beinahe in den Graben am Wegrand. Wie aus dem Nichts war ein Reiter plötzlich aus der entgegengesetzten Richtung aufgetaucht. Er wäre mit Lord Greenwold zusammengestoßen, hätte dieser nicht so geistesgegenwärtig reagiert.

„Um Himmels willen! Haben Sie keine Augen im Kopf? Welcher Voll-

idiot reitet wie ein Wilder in diesem Halbdunkel ...?“ Es war die Stimme von Sir Forsythe-Drake.

„Du hier, Cousin? Was um alles in der Welt ...?“

„Ich könnte genau das Gleiche fragen, alter Freund. Wir befinden uns, soweit ich weiß, auf einem öffentlichen Weg, oder nicht?“, erwiderte Sir Forsythe-Drake mit spöttischer Stimme.

Lord Greenwold rang immer noch darum, im Sattel zu bleiben und Tedwin zu besänftigen, während der Baron weiterredete.

„Hast du meine Gesellschaft denn nicht vermisst? Ich hatte einen plötzlichen Drang, meine zukünftigen Ländereien zu besichtigen, Winston, und nach dem Rechten zu sehen, sozusagen.“

„Du sprichst mit einer Unverfrorenheit, die dir in keiner Weise zusteht, Malcolm!“, rief Lord Greenwold.

„Nennen wir es eine berechtigte Zuversicht, Cousin! Unser letztes Gespräch ist zwar sieben Jahre her, aber ich für meinen Teil habe es nicht vergessen!“

„Aber du hast vergessen, dass ich inzwischen einen männlichen Erben habe!“

Als Antwort lachte Sir Forsythe-Drake hämisch, lang und laut. „Du – einen männlichen Erben? Willst du mich etwa glauben lassen, dass eine Frau wie Lady Agnes ihr Bett mit einem herzlosen Monster wie dir geteilt hat?“ Er grinste boshaft. „Na, dann pass gut auf deinen kleinen Sohn auf, damit ihm nichts zustößt!“

Lord Greenwold ballte die Fäuste. „Sieh zu, dass du verschwindest und lass dich nie wieder auf meinem Land blicken!“, brüllte er und zog Tedwin zur Seite, um das andere Pferd vorbeizulassen.

„Wir sehen uns wieder!“, rief sein Cousin über die Schulter zurück.

„Wir sehen uns ganz bestimmt nicht wieder!“, erwiderte Lord Greenwold wütend.

Kurze Zeit später sprang der Herr von *Birch Hollow* von seinem Pferd, drückte die Zügel in Jakes Hände und marschierte ins Haus. Er streifte seine Stiefel am Eingang ab, wischte sich den Schweiß vom Gesicht und zog seine Handschuhe aus.

„Dickon, wo bleibst du?“, fuhr er seinen Diener an, als dieser in die Eingangshalle gerannt kam. „Bist du mein Hausdiener oder irgendein her-

gelaufener Landstreicher? Steh nicht da mit offenem Mund! Seit wann ist es Sitte, den Hausherrn warten zu lassen, wenn er durchgefroren nach Hause kommt?“

„Mylord, verzeihen Sie mir. Wir haben Sie nicht so früh erwartet.“

„Was geht hier vor? Seid ihr alle miteinander faul und träge geworden? Es muss wieder mehr Zucht her, scheint mir.“

Dickon half Lord Greenwold aus den Stiefeln, nahm ihm Mantel und Hut ab und begleitete ihn in die Bibliothek zu seinem Sessel. Er holte eine Decke und klopfte die Kissen auf dem Sofa aus. Das Ausklopfen der Kissen wirkte immer beruhigend auf Lord Greenwold.

„Mylord, Ihre Pantoffeln. Ich hole Frances, damit sie frische Kohlen aufs Feuer legt. Ist Ihnen nicht gut, Sir? Ist etwas passiert?“

„Nein, nicht Frances. Kümmere du dich um das Feuer, Dickon.“

Lord Greenwold ließ sich in seinen Sessel fallen. Seine Hände zitterten, sein Kopf war rot, ihm war der Schreck der vergangenen Minuten anzusehen. Dickon füllte Gin und Tonic in ein Glas, drückte es Lord Greenwold in die Hand und machte sich an die Aufgabe, die Glut im Kamin zu beleben.

„Lass das Feuer und hol sofort Mrs Gibbs her“, fauchte Lord Greenwold. „Oder doch nicht, ich suche sie besser selber“, fügte er hastig hinzu. Er trank das Glas in einem Zug leer, lehnte seinen Kopf zurück und schloss für einen Augenblick die Augen. Dann erhob er sich auf wackeligen Beinen, hielt sich an der Sessellehne fest und bewegte sich unsicher zur Tür. Dickon schüttelte den Kopf und stocherte nachdenklich in der Asche im Kamin.

„Ich glaube, sie richtet die Schlafräume!“, rief er seinem Herrn hinterher.

„Da sind Sie ja, Mrs Gibbs!“

„So früh zu Hause, Mylord? Und gleich so stürmisch?“

Ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, blickte sie flüchtig von dem niedrigen Sitz hoch, auf dem sie gebügelte Hemden und Krawatten faltete und sorgfältig aufeinanderstapelte. Der Kleiderschrank stand offen.

„Ich kann zurückkehren, wann ich will. Mrs Gibbs, was geht in meinem Haus vor? Und was machen Sie in meinem Schlafzimmer?“ Mrs Gibbs blickte ihn überrascht an.

„Wie jede Woche räume ich Ihre Wäsche in den Schrank. Alles ist wie immer, Mylord“, sagte sie besänftigend, „außer, dass Sie früher als erwartet zurück sind. Haben Sie Grund zur Besorgnis?“

„Mein Sohn – wie geht es ihm?“

„Gerade hat ihn das neue Kindermädchen zu Bett gebracht, Mylord. Wir waren heute auf der Pferdekoppel und haben die Sonne genossen. Danach haben wir, gemäß Ihren Anweisungen, mit Buchstaben und Zahlen gespielt. Dann sind wir –“

„Hören Sie mit dem Kinderstubengeplapper auf, Mrs Gibbs“, unterbrach Lord Greenwold sie unwirsch. Er trat näher an sie heran. „Erzählen Sie mir, was hier los ist.“

„Sie wollten wissen, wie es Ihrem Sohn geht.“

Lord Greenwold bückte sich und blickte ihr direkt in die Augen. „Mrs Gibbs, ich bin Sir Forsythe-Drake begegnet, unweit von meinem Anwesen. Ich möchte wissen, warum.“

Mrs Gibbs hielt kurz den Atem an. Sie verriet aber weder Überraschung noch Empörung und zuckte mit den Achseln. „Tatsächlich? Ja, und? Er kann Ihnen nichts anhaben, Sir. Ihr Reichtum ist unantastbar und Sie haben einen Erben.“ Ihre Stimme war tonlos und matt. „Sie sehen aus, als ob Sie ein Gespenst gesehen hätten und nicht bloß einen irrsinnigen Verwandten, der meint, einen Anspruch auf Ihr Vermögen zu haben.“

Lord Greenwold richtete sich wieder auf und ging zum Fenster. „Ich habe Angst, dass meinem Sohn etwas zustößt. Mein Cousin ist kein Irrsinniger. Er ist kalkuliert und wartet auf den richtigen Moment.“

„Adlige Herren aus der Großstadt können in der Regel gut schauspielern, Mylord.“

Lord Greenwold blickte zu ihr herunter, die Hände so fest ineinander verschränkt, dass die Knöchel weiß hervortraten. „Was ich gerade erlebt habe, war keine Schauspielerlei, Mrs Gibbs. Rufen Sie alle Bediensteten in die Eingangshalle. Ich will wissen, ob jemand Sir Forsythe-Drake gesehen hat. Wir müssen Wachen aufstellen, alle sollen auf der Hut sein. Sollte mein Cousin sich jemals in der Gegend zeigen, will ich sofort in Kenntnis gesetzt werden.“

„Das würde ich an Ihrer Stelle nicht tun, Mylord.“ Ihr Ton blieb sachlich und emotionslos. In der Regel duldet Lord Greenwold keinen Wider-

spruch. Mrs Gibbs gehörte zu den wenigen Menschen, die sich das erlauben durften. Sein Blick verfolgte die flinken Hände, die über seine Wäsche glitten.

Sie stand auf und legte einen Stapel Unterhemden auf ein Regal im Schrank. „Wenn Sie jetzt ein Aufheben machen, werden die Bediensteten erst recht neugierig“, erklärte sie. „Und wenn es ganz dumm läuft, wittern sie vielleicht einen Vorteil und verbünden sich womöglich mit Ihrem Cousin. Meine Augen sind offen, und ich denke, das sollte reichen. Sie wissen, mir entgeht nichts.“

„Es ist diese Umsicht, die ich an Ihnen so sehr schätze, Mrs Gibbs. Sie denken wirklich an alles.“ Er stand inzwischen direkt hinter ihr.

Sie drehte sich um und zuckte leicht zusammen. Es war dieser winzige Riss in ihrer kühlen Fassade, der sie verletzlich machte.

Er legte seine Hände auf ihre. „Mrs Gibbs, wenn ich Ihre Stimme höre, bezweifle ich manchmal, dass Sie eine Seele haben. Aber dann sehe ich, wie zärtlich Sie über meine Hemden streichen, und ich frage mich, wie es wäre, diese zärtlichen Hände auf meiner Haut zu spüren.“

Seine Stimme wurde rau, tief und eindringlich. Sie stand da wie versteinert und ihr Atem ging ganz flach. Seine Lippen berührten ihr Ohr. „Mrs Gibbs, Sie wissen, Lady Agnes und ich haben wenig miteinander zu tun. Passen Sie auf meinen Sohn auf. Ich verspreche Ihnen, wenn er sein volles Mannesalter unversehrt erreicht, dann steht Ihnen die Tür zu meinem Schlafzimmer jederzeit offen. Tag und Nacht.“

Seine Hände glitten hoch zu ihren Schultern. Er streifte ihren Hals, führte seine Fingerspitzen an ihre Lippen, sein schwerer Atem berührte ihre Stirn. „Oder wie wäre es jetzt mit einem kleinen Vorgeschmack? Oh, Emily! Ich will dich wieder Emily nennen! Du kannst mir nichts vormachen. Dein Puls beschleunigt sich, dein Herz hämmert wie wild gegen deine Brust, deine Wangen leuchten rot. Du hast doch eine Seele!“

Seine Stimme war jetzt nur noch ein Flüstern. Er verstärkte seinen Griff an ihren Schultern und presste ihren Körper an sich, während seine Lippen fieberhaft nach den ihren suchten.

Sie sträubte sich halbherzig. „Mylord, bitte nicht! Noch nicht! Hören Sie auf!“

Doch er flüsterte unentwegt weiter.

Schließlich stieß sie ihn von sich und zupfte ihre zerknitterte Bluse zu- recht. Mit einer fahrigen Handbewegung strich sie über ihre zerzausten Haare und schloss die Tür zum Schrank. Sie holte tief Luft. „Ihrem Sohn wird nichts zustoßen, Mylord.“ Sie war zu ihrem üblichen emotionslosen Ton zurückgekehrt. „Ich gebe Ihnen mein Wort.“

Damit drehte sie sich um und verließ den Raum.

Lord Greenwold blieb keuchend stehen. Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Er warf einen Blick auf das Himmelbett, das alte Erinnerungen in ihm weckte – Erinnerungen an berauschte Nächte während seines Studiums in Oxford, an Trinkgelage bis in die Morgenstunden in seinem Studentenquartier.

Emily Gibbs, damals Dienstmädchen des Colleges, hatte jede Gelegenheit genutzt, um sich in sein Zimmer zu schleichen, nachdem alle anderen betrunken davongetorkelt waren. Sie war bereitwillig gewesen, gierig und leidenschaftlich. Das Geld von Lady Agnes, der Körper von Emily – diese Rechnung war für Lord Greenwold jedoch nicht aufgegangen. Unerwartet hatte sich herausgestellt, dass Emily Gibbs zu stolz dafür war. Bis jetzt.

Lady Agnes war nicht im Schlafzimmer, als Mrs Gibbs zaghaft klopfte und ihren Kopf zur Tür hineinsteckte. Wahrscheinlich hielt sich die Lady nebenan auf.

Die Haushälterin begann, die zerknitterten Laken auf dem Bett straff-zuziehen und um die Matratze herum festzustecken. Ihre Finger glitten über den samtweichen Stoff des blauen Negligés, das auf der Bettdecke lag, und sie roch genüsslich an einem kleinen Fläschchen Parfüm, das offen auf der Kommode stand und nach Blumen duftete.

Kurzzeitig musste sie sich am Bettpfosten festhalten, als sich in ihrer Fantasie der Duft von Lavendel mit dem sinnlichen Gefühl von samtweichen Stoffen vermischte. Sie versuchte, sich gegen die schwindelerregenden Erinnerungen zu sträuben. Die Begegnung mit Lord Greenwold hatte sie für einen Augenblick verwundbar gemacht. Sie hatte ihm einen flüchtigen Blick in ihre Seele gewährt, hatte damit die Schleuse zu ihren Sehnsüchten geöffnet. Und er hatte sie dabei ertappt.

Jetzt wusste er, dass er sie immer noch schwach machen konnte, dass das Spiel zwischen ihnen noch längst nicht aus war – und er würde es gewinnen.

Sie ging mit unsicheren Schritten zum Fenster, zog den Vorhang leicht zur Seite und blickte auf ein weißes Panorama, das in bläulich-silbernem Glanz schimmerte. Mitten in der Öffnung hoch oben am Turm hing ein blasser Halbmond. Fern vom Lichtradius des Monds funkelten Tausende von Sternen, die die dunkelblaue Kulisse des Nachthimmels mit ihrem dünnen Licht durchstachen. Gespenstische Konturen in Blaugrau verrieten den Standort der Birkenhaine, und erste dicke Schneeflocken fielen vom Himmel. Mrs Gibbs erschauerte, zog den Vorhang schnell zu und starrte abwesend auf das Blumenmuster des Stoffs.

„Nein, Winston, deinem Sohn wird nichts zustoßen“, sagte sie grimmig zu sich selber. „Und irgendwann wirst du feststellen, dass du das entscheidende Spiel, das Spiel aller Spiele, verloren hast. Du hast seinen und nicht deinen Erben aufgezogen. Und ich werde da sein, um dich zu trösten, wenn alle anderen dich verlassen haben. Das gefällt mir.“

Sie lachte laut.

„Worüber amüsieren Sie sich, Mrs Gibbs?“ Lady Agnes war unbemerkt in den Raum getreten.

„Was? Habe ich gelacht? Ach, ich habe mich nur daran erinnern, wie Ihr Sohn versucht hat, Pferdegeräusche nachzuahmen. Da musste ich noch mal schmunzeln.“

„Ist sonst alles in Ordnung? Ich habe nach Ihnen geklingelt, aber stattdessen erschien Frances und hat mir ein Bad eingelassen. Das passt mir gar nicht.“ Lady Agnes setzte sich vor den Spiegel.

Mrs Gibbs trocknete ihre nassen Haare mit dem Handtuch, das um ihren Kopf gewickelt war. „Es tut mir leid, Mylady. Lord Greenwold hielt mich auf. Sir Forsythe-Drake ist fahrlässig geworden. Lord Greenwold hat ihn auf dem Weg von St. Ives getroffen und war sehr aufgebracht. Ich musste ihn beruhigen.“

„Das haben Sie sicher mit Ihrem gewohnten Geschick gemacht, Mrs Gibbs.“ Lady Agnes zog den Bademantel enger.

„Wir dürfen nichts riskieren, und Malcolm darf nicht ein zweites Mal hierherkommen. Aber finden Sie nicht auch, dass ein Liebesrausch direkt im Nest des betrogenen Rivalen seinen besonderen Reiz hat? Keiner hat Sir

Forsythe-Drake wahrgenommen. Ihre Idee, ihn als Handwerker des neuen Anbaus ins Haus zu lassen, war ausgezeichnet.“

„Lord Greenwold hat ihn aber sehr wohl erkannt, Mylady.“

„Aber er hegt keinen Verdacht?“, fragte Lady Agnes.

„Keinen, Mylady. Ich schüre das Feuer noch einmal, es wird heute Nacht schneien.“ Sie räumte zwei leere Sektgläser vom Nachttischchen und hob etwas vom Boden auf. „Sir Forsythe-Drake hat seine Krawatte vergessen, Mylady.“

Im kommenden Sommer würden es drei Jahre seit Maggies Tod sein. Für Jake war zum zweiten Mal in seinem Leben alles in „davor“ und „danach“ eingeteilt. „Davor“, als sein Vater noch lebte. „Davor“, als seine Mutter noch lebte. Und jetzt war alles „danach“.

Seine Grübeleien wurden eines Tages durch eine helle Stimme unterbrochen, die vom Eingang zum Pferdestall zu ihm herüberschallte, wo er gerade arbeitete. „Jake! Ich habe gehört, dass du Lisbeth bald heiraten wirst! Warum erfahre ich das als Letzte?“

Dampfchwaden stiegen an der Stelle in die kalte Luft empor, wo Jake einen Haufen Pferdemit wendete. Als er Tedwins Hufe auf dem Pflasterstein und Charlottes Stimme hinter sich hörte, lehnte er die Mistgabel gegen die Wand des Pferdestalls, eilte heran und nahm Tedwins Zügel in die Hand.

„Moment, ich ziehe saubere Handschuhe an, dann helfe ich dir beim Absteigen!“

„So vornehm bin ich nicht, dass ich nicht alleine vom Pferd absteigen kann, Jake“, gab Charlotte in einem schnippischen Ton zurück, während sie mit einem eleganten Sprung neben ihm auf dem Boden landete.

„Fein siehst du aus, Charlotte! Und du machst eine gute Figur im Damensattel!“ Mit einem anerkennenden Blick musterte er ihr stilvoll tailliertes Reitkostüm aus weicher grüner Wolle. Auf einem Kopf voller kastanienbrauner Locken saß ein grüner Hut mit einer Feder und große, dunkle Augen blickten hoch in sein Gesicht.

„Jetzt noch einmal, Jake. Warum erzählst du mir nichts mehr? Warum wusste ich nichts davon, dass es zwischen dir und Lisbeth so ernst geworden ist?“

„Weil du nicht fragst. Und weil du mit anderen Dingen beschäftigt bist.“

„Sind das Vorwürfe?“

„Nein, Feststellungen.“

„Warum sollte ich dich aufsuchen und nach dir fragen, wenn du mich nur rügst?“

„Ich rüge dich nicht, ich antworte nur auf deine Fragen. Und eben sagte ich dir, dass du eine hübsche Reiterin bist, und neulich, dass du eine elegante junge Dame geworden bist. Ist das eine Rüge?“

„Und ermahnt hast du mich zwischendrin, dass ich es mir abgewöhnen soll, meine Nase mit dem Händerücken abzuwischen, und dass ich die Stelle in der Bibel nie vergessen darf, dass die wahre Schönheit einer Frau mit einem sanften und stillen Geist zu tun hat.“

„Auch das ist keine Rüge, sondern Liebe und Fürsorge.“

„Ist das die Art, wie du Lisbeth liebst? Erzähl mir doch, wann du ihr einen Antrag machen willst.“

„Hier ist deine Reitpeitsche, Charlotte, ich bringe Tedwin in den Stall und wir reden ein anderes Mal weiter, wenn du mich nicht so bedrängst.“

„Warum bist du so trotzig, Jake?“, entgegnete sie verärgert. „Bis wir dazu kommen, wieder zu reden, hast du sicher etwas Neues an mir auszusetzen und erzählst mir trotzdem nichts von Lisbeth!“

Er drückte ihren Arm, lächelte sie kurz an und führte das Pferd weg. Bevor er den Stall betrat, drehte er sich noch einmal um und blickte ihr nach, bis sie mit schwungvollem Gang durch die Eingangstür des großen Hauses verschwunden war.

„So, mein lieber Tedwin. Jetzt ist keine Zeit mehr für düstere Grübeleien, ab heute blicken wir in die Zukunft und bereiten uns auf neue Aufgaben vor.“

Er streichelte Tedwins Mähne, gab ihm eine Möhre und fing an, seinen Rücken mit kräftigen Handbewegungen zu bürsten.

Am nächsten Morgen wachte Jake mit einem Kribbeln im Herzen auf. Er dachte an die Grübchen, die vor zwei Tagen um Lisbeths Mund getanz hatten, als sie miteinander über die Zukunft gesprochen hatten. Er hatte Andeutungen gemacht, dass sie vielleicht bald umziehen würde.

Hätte er einen Augenblick länger in ihrer Nähe verweilt, wäre er an Ort

und Stelle auf die Knie gefallen und hätte um ihre Hand angehalten. Wie froh war er, dass er sich zurückgehalten hatte und zwei ganze Tage lang in sich gegangen war, um eine so wichtige Entscheidung frei vom Reiz ihrer unmittelbaren Nähe gut zu durchdenken!

Unwiderstehlich hübsch war sie. Das stand außer Zweifel. Was ihr an Tiefe fehlte, glich sie mit einem sonnigen, offenen Gemüt aus. Sie wolle von ihm lernen, mit ihm zusammen Bücher lesen – auch die Bibelgeschichten, die er so liebte, hatte sie ihm gesagt. Bilder von gemütlichen Abenden am Kamin, mit tiefgründigen Unterhaltungen über Gott und den Glauben schwebten ihm vor. Und der Kirchengang jeden Sonntag sei ihr auch sehr wichtig, hatte sie beteuert.

Sein Entschluss stand nun fest. Er würde Nägel mit Köpfen machen und sie um ihre Hand bitten!

Das kleine Haus neben der Kirche in Hipperclove stand seit Maggies Tod leer. Heute war seine letzte Verabredung mit der Vergangenheit. Er plante, einen feierlichen Schlussstrich unter die Trauer um seine Mutter zu ziehen. Danach wollte er zu neuen Ufern aufbrechen, das Haus durch die Augen seiner zukünftigen Frau sehen und Pläne schmieden, wie er sie in der vertrauten Umgebung seiner Kindheit zur glücklichsten Ehefrau der Welt machen würde.

Frischer Schnee lag auf dem Weg, als Jake sich nach Hipperclove aufmachte. Schneidende Kälte durchdrang die Luft. Der erste Atemzug tat weh, rüttelte ihn sofort wach. Er ging strammen Schrittes über die Brücke und piff fröhlich vor sich hin. Das gedämpfte Plätschern und Gurgeln der Moseley klang in seinen Ohren wie ein Liebesgeflüster. Der Weiher war gefroren, Raureif überzog das Schilf mit winzigen Mustern, die wie Spitzen aussahen. Die Landschaft hatte sich zu seinem Vergnügen in ein Märchen aus Weiß verwandelt.

Vor seinem inneren Auge sah er Lisbeth, umgeben von dieser Winteridylle, wie eine zauberhafte Schneepinzessin. Er richtete sein Gesicht nach oben. Kleine Kristalle, leicht und zierlich wie Federn, jeder einzelne ein Meisterstück, einzigartig verziert, tänzelten träge vom Himmel und streiften seine Wangen. Mit einem wehmütigen Schmunzeln stellte er sich Charlottes Reaktion vor.

„Hör doch auf zu pfeifen, Jake“, hatte sie einmal mitten im Schnee ge-

sagt. Und dann, andächtig und leise: „Findest du nicht, es ist, als ob man das Haus eines anderen betritt, als ob man einen großen Künstler bei der Arbeit überrascht? Wir dürfen nicht so laut sein, das wäre aufdringlich. Höchstens flüstern. Oder einfach staunen.“

Jake hielt vor der Tür seines Elternhauses an. Wie in früheren Zeiten drehte sich der Schlüssel schwer in dem alten Schloss. Er erinnerte sich mit einem Stich im Herzen, dass Maggie ihn gebeten hatte, das Schloss zu wechseln, aber er war nie dazu gekommen. Ein muffiger Geruch begrüßte ihn, als er in den kleinen Eingangsflur trat. Zwischen den Steinmauern fühlte es sich kälter an als draußen.

Maggies Schirm hing an seinem gewohnten Platz am Haken neben der Tür, ihr Wintermantel an einem zweiten Haken. Er betrat die Wohnstube. Alles war genau so, wie Maggie es hinterlassen hatte. Abgesehen davon, dass eine Staubschicht dem Raum einen grauen Anstrich gab und dass sein Atem in der eiskalten Luft aufstieg.

Eine halb fertige Socke lag im Strickkorb. Der eiserne Wasserkessel stand an seinem Platz auf dem Rost im Kamin, die Kohleschaufel lag daneben. Alles war wie eingefroren, als wäre nur ein Zauberwort nötig und das Leben würde sich an der Stelle fortsetzen, an der es auf grausame Weise abgebrochen war.

Er würde Maggies Stimme von oben hören: „Bist du es, mein Junge? Setz das Wasser auf, ich mache dir gleich Tee. Leg frische Kohlen auf das Feuer, es ist viel zu kalt.“ Charlotte würde die Treppe herunterpoltern, sich neben Maggies Knie setzen und nach einer Geschichte verlangen.

Widersprüchliche Gefühle kämpften in ihm. Sein Herz griff sehnsüchtig nach den Erinnerungen, die ihn jetzt umgaben. Genau das hatte er nicht gewollt. Er wollte in die Zukunft blicken, das Haus in seiner Vorstellung verschönern, überlegen, wie er sein hart erspartes Geld in den Dienst seines Eheglücks stellen konnte. Aber hier spürte er nur Maggie.

Mit Beschämung fiel ihm auf, dass das Haus zu schäbig für Lisbeth war. Schleichend, unauffällig hatte der neue Reichtum, den *Birch Hollow* in die Gegend gebracht hatte, auch sein Herz umklammert. Erst jetzt fiel ihm auf, wie bescheiden seine Eltern gelebt hatten. Es wurde ihm warm ums Herz, wenn er an sie dachte. Aber Lisbeth? Könnte sie sich in dieser Wohnstube zu Hause fühlen?

Der Schaukelstuhl quietschte, als er mit seinem Stiefel leicht dagegenstieß. Seine Hand fuhr über den Schemel, auf dem Charlotte immer gesessen hatte. Der Stoff war abgenutzt und verblichen. Die Vorhänge am Fenster hinter dem Stuhl waren fast neu gewesen, als Maggie krank geworden war. Sie hatte die Länge noch an die Höhe des Fensters anpassen wollen. Jetzt lag der untere Teil zerknittert auf dem Steinboden.

Franny würde ihm sicher helfen, sie abzuhängen und einen Streifen abzuschneiden. Er zog den Schaukelstuhl weg, um zu prüfen, wie viel Stoff überstand. Plötzlich fiel ihm etwas Weißes auf, das unter dem Vorhang hervorlugte. Er ging auf alle viere und zog es hervor. Es war ein Handschuh, steif und bröckelig, offensichtlich aus feinem weißen Leder, jetzt bräunlich und befleckt. Sandkörner lösten sich von ihm und fielen auf den Boden, als Jake ihn in die Hand nahm und sich aufrichtete, um ihn näher anzuschauen.

Ein Sonnenstrahl fiel auf einmal in die Wohnstube. Die zaghafte Wintersonne hatte die Reste des frühmorgendlichen Nebels verscheucht. Das frische Weiß der Landschaft glitzerte unter einem klaren blauen Himmel und warf sein Licht durch die staubige Fensterscheibe.

„Blutflecken“, murmelte Jake, als er den Handschuh umdrehte. „Vielleicht liegt der zweite auch dort unten.“ Er kniete sich noch einmal hin und kramte unter den Falten des Vorhangs. Seine Hände stießen auf etwas Hartes, das an einer Kette festgemacht war. Seine Hände schwitzten trotz der Kälte, er zog sich an der Lehne des Schaukelstuhls hoch und streckte seine Hand ins Licht, das durchs Fenster fiel.

Sein Herz schlug ihm bis zum Hals und beinahe wäre er nach hinten getaumelt. Auf seiner geöffneten Hand lag ein Schiffskompass – klein, zierlich, aus feinstem Silber geschmiedet. Er musste einem Gentleman, vielleicht einem Schiffskapitän, gehört haben, genau wie der Handschuh. In winzig kleiner Schrift mit elegant geschwungenen Buchstaben, die man nur im direkten Licht der Sonne lesen konnte, waren zwei Worte in das Silber eingraviert: *Santa Dominica*.

Kapitel 11

„Es ist ja klar, woher diese Gegenstände kommen, Jake“, sagte Lord Greenwold. „Vergessen Sie nicht, Ihr Vater war Seefahrer. Seefahrer sammeln Andenken, sie begegnen auf ihren Reisen exotischen Menschen. Ihr Vater läuft der Mannschaft eines Schiffes namens *Santa Dominica* über den Weg, tut einem der Matrosen einen Gefallen und erhält zum Dank den Kompass. Ihre Mutter bekommt es mit. Der Name *Santa Dominica* bleibt in ihrem Bewusstsein verankert und taucht später in ihren Wahnvorstellungen wieder auf.“

Lord Greenwold war sich seiner Sache so gewiss, dass Jake sich kaum traute, das Gespräch in die Länge zu ziehen. Er fühlte sich wie ein ungezogener Schuljunge, der seinem ungeduldigen Lehrer wertvolle Zeit stiehlt. „Aber Mylord, ein Seefahrer verschenkt niemals seinen Kompass. Sein Kompass ist sein kostbarster Besitz. Und der blutige Handschuh?“

„Das ist Dreck, kein Blut, mein Junge. Sieht man auf den ersten Blick. Ich vermute, die zwei Dinge haben nichts miteinander zu tun. Oder vielleicht kam ein Landstreicher in jener Nacht ins Haus, der die Gegenstände gestohlen hatte. Er ließ sie liegen, als er die Männer vom Pfarrhaus kommen hörte und die Flucht ergriff. Aber selbst diese einfache Erklärung wollte Ihre Mutter nicht gewähren lassen. Etwas Besseres fällt mir dazu nicht ein. Gibt's sonst noch was?“ Lord Greenwold griff nach seiner Reitpeitsche und deutete an, dass er es eilig hatte.

„Ich will Sie nicht belästigen, Mylord.“ Jake rang darum, einen verständlichen Satz zu formulieren. Lord Greenwolds Erklärungen klangen so nachvollziehbar, dass sich jeder Widerspruch zu erübrigen schien. „Aber ja, es gibt noch eine Sache.“

Er zog einen in Leder gewickelten Gegenstand aus der Tasche und packte ihn sorgfältig aus. Es war ein Buch. Er öffnete es an der Stelle, wo ein Lesezeichen zwischen den Blättern lag. „Schauen Sie mal.“

Mit unsicherer Hand und in großen Buchstaben geschrieben standen hier die Worte:

Lieber Jake,

das, was ich über den Seefahrer erzählt habe, ist wahr. Er war

Danach konnte der Text nicht mehr entziffert werden. Das Datum war eine Woche vor Maggies Tod.

„Mylord, das ist das Tagebuch meiner Mutter. Sie schrieb diese Zeilen kurz vor ihrem Tod, bei klarem Verstand. Sie hat nie gelogen. Ich fürchte, es ist hier ein großes Unrecht geschehen.“

Lord Greenwold trat auf Jake zu und legte eine feste Hand auf seine Schulter. „Niemand behauptet, dass Ihre Mutter gelogen hat, mein Junge. Sie erzählte die Geschichte, so wie sie sie in ihrem Wahn wahrgenommen hatte. Stellen wir uns einmal vor, ein Schiff wäre tatsächlich auf die Felsen gelaufen und ein Seemann hätte überlebt. Wie wäre er in seinem Zustand nach Hipperclove gekommen? Er hätte nach Sedgeworth Cove schwimmen, dort an Land gehen und die gesamte Strecke nach Hipperclove zurücklegen müssen. Wir suchten die ganze Küste ab, schickten alle verfügbaren Männer. Und all das nur, wie sich nachher herausstellte, um der wirren Idee einer kranken Frau nachzugehen. Es gab weit und breit keine Spur von einem Wrack.“ Sein Ton hatte an Schärfe zugenommen.

Jake löste sich von Lord Greenwolds Griff, trat zurück und biss sich auf die Lippen, um nicht ausfällig zu werden. Er konnte vieles ertragen, aber nicht eine Beleidigung seiner Mutter.

„Wir beenden besser dieses leidige Thema, Jake. Ich behalte diese Dinge, um sie in aller Ruhe zu untersuchen, und Sie versprechen mir, dass Sie keine Gerüchte von umherirrenden Matrosen im Dorf kursieren lassen. Das Letzte, was wir brauchen, sind noch mehr Dorfbewohner, die meinen, in stürmischen Nächten Geister beherbergt zu haben.“

Sein Ton war endgültig. Er drehte sich auf dem Absatz um und verließ die Bibliothek.

Jake ging langsam zu den Pferdeställen zurück. Seine Gedanken überschlugen sich.

Draußen war nichts mehr von der Magie eines Wintergedichts zu spüren, voll mit geflüsterten Hoffnungen auf bevorstehende Wonnen. Stattdessen herrschte eine hellwache Stille, eine gespenstisch lauernde Kälte,

auf der unerbittlichen Suche nach Beute, die sie verschlingen wollte. Das Schweigen wurde durch den krächzenden Schrei einer Krähe unterbrochen. Eine andere schrie zurück. Ein Wasserspeier aus Stein, auf dessen Kopf eine Haube aus Schnee saß und dessen Mund von Wind und Wetter zerfressen war, grinste ihn zahnlos von einer Mauer neben der Zufahrt an.

Er zog die Tür des Stalls hinter sich zu und setzte sich auf einen Heuballen. Das Mahlen der Pferde und das Stampfen ihrer Hufe hatten etwas Beruhigendes an sich. Er versuchte, nachzudenken.

Bisher hatte er nie einen Anlass gehabt, an der Wahrhaftigkeit seines Herrn zu zweifeln. Sein Verstand stimmte Lord Greenwolds sachlichen, logischen Argumenten zu. Sein Herz dagegen schlug sich auf die Seite seiner Mutter. Die Möglichkeit, dass Maggie die ganze Zeit bei klarem Verstand gewesen war und keiner ihr die Geschichte von dem spurlos verschwundenen Besucher geglaubt hatte, füllte ihn mit Empörung.

Eines stand fest: Er musste die Wahrheit herausfinden. Er beschloss, niemandem sonst in *Birch Hollow* von seinem Fund zu erzählen. Sein Vorhaben, Lisbeth um ihre Hand zu bitten, musste verschoben werden. Es gab nur eine Person, die ihm jetzt weiterhelfen konnte. Er erhob sich, erschöpft, aber entschlossen, klopfte die Heureste von seiner Hose, streichelte Tedwins Schnauze und verließ den Stall.

Nur zu dumm, dass er Lord Greenwold den Kompass und den Handschuh überlassen hatte.

Während Jake betrübliche Entdeckungen über die Umstände um die Krankheit und den Tod von Maggie Fenton machte, herrschte im anderen Teil von *Birch Hollow* ein fröhliches Treiben.

Ich werde es Dickon beweisen!, dachte Franny bei sich. *Brotbacken erfordert mehr Muskelkraft als ein Ritt nach London und zurück. Bis Harriet wieder gesund ist und die Küche zurückerobert, kann ich es genau so gut wie sie!*

Sie stand am Tisch, ihre Arme bis zu den Ellbogen mit Mehl und kleinen Teigklumpen bedeckt, ihr Gesicht rot und verschwitzt.

Sie blickte hoch, als die Tür mit Schwung aufging und Charlotte in die Küche platzte. „Du hier, Charlotte! Deine Besuche in der Küche sind selten geworden!“

„Außer wenn ich eine wichtige Nachricht habe!“, rief Charlotte mit leuchtenden Augen. „Dann ist meine liebe Franny die erste Adresse. Gibt es ein Glück, das so tief ist, dass man es nicht aushält? Willst du zuerst die gute Nachricht hören oder die *sehr* gute?“

„Wie du möchtest. Hauptsache schnell, sonst halte ich die Spannung nicht aus“, antwortete Franny.

Charlotte drehte eine Pirouette, stellte sich vor Franny hin und verkündete: „Es gibt bald eine Hochzeit. Graf Louis Bizet hat um Rosalindes Hand angehalten und ich werde bei ihrer Hochzeit dabei sein und beim Abendball tanzen. Der Tanzmeister kommt schon morgen!“

Charlotte warf die Arme um Frannys Hals, missachtete fröhlich deren Versuche, sich zu wehren, und drückte einen Kuss auf ihre Stirn.

„Charlotte, schau dich an – jetzt siehst du wie ein Mehlsack aus. Vergiss nicht, dass du Lady Charlotte bist!“

Charlotte klopfte das Mehl von ihrem Kleid. „Die nächste gute Nachricht ist, dass ich ein nagelneues Festgewand für die Hochzeit bekomme – maßgeschneidert! – und dass du mich nach St. Ives begleiten sollst, um den Stoff auszusuchen. Ich möchte eine Hochsteckfrisur und Perlen in den Haaren. Ist das nicht fantastisch, Franny?“

Sie setzte sich auf einen der Küchenstühle und zog einen zweiten Stuhl nah heran. „Und jetzt kommt das Beste! Setz dich hier hin und halt dich fest, Franny.“

Franny gehorchte und blickte sie gespannt an.

Charlotte beugte sich nach vorn, klammerte ihre Hände fest um Frannys Haube und zog ihren Kopf an ihr Gesicht. „Mein Vater will, dass ich jemand Besonderen kennenlerne, der mir sehr gefallen wird“, flüsterte sie in Frannys Ohr.

Franny machte große Augen. Jetzt war sie in der Tat interessiert. „Und wer ist dieser besondere Jemand, den du kennenlernen sollst?“

„Vater hat nichts weiter verraten, außer dass er – er, hörst du? – sich sehr darauf freut, mich zu treffen!“ Sie zog ihre Knie hoch, stellte ihre Füße auf die Stuhlkante und schlang die Arme darum.

Franny schüttelte den Kopf. „Immer noch das kleine Kind unter den vornehmen Kleidern!“, tadelte sie und schnalzte mit der Zunge.

Charlotte richtete sich schnell wieder auf und setzte ihre Füße auf den

Boden, während Franny sich erhob, zurück zum Tisch ging und den Teig weiter bearbeitete.

„Mein Vater ist so gütig zu mir, und jetzt will ich mich als Tochter würdig erweisen, Franny. Ich könnte platzen vor Glück. Wenn Maggie das doch nur alles erleben könnte! Das ist mein einziger Wermutstropfen. Dass sie nicht sehen kann, wie ich eine Lady werde.“

„Für frivole Eitelkeiten hätte sie nichts übriggehabt, mein Mädchen!“

„Jetzt redest du schon genauso wie Jake. Er schimpft immer gleich, wenn ich nur in die Richtung eines schönen Kleides schiele. Dabei hat er sich bestimmt nicht in Lisbeth verliebt, weil sie hässlich aussieht. Und die Perlen von Dickon hast du auch nicht gerade abgelehnt.“

Franny knetete nachdenklich weiter und sagte nichts.

„Es gehen so viele Träume auf einmal in Erfüllung, ich finde nicht genug Platz in meiner Seele, um so viel Glück unterzubringen, Franny!“ Charlotte hüpfte vom Stuhl und tanzte aus der Küche.

„Es war nicht einfach, Sie zu finden, Mrs Earling.“

„Hat dir denn keiner erzählt, dass ich von Hipperclove weggezogen bin?“

„Seit Mutters Tod hatte ich wenig Anlass, mich im Dorf aufzuhalten“, erklärte Jake „Das heißt, bis gestern.“

„Und was war gestern, mein Junge? Bediene dich bei den Sandwiches. Hier ist dein Tee.“

Lydia Earling setzte sich eine kleine Brille auf die Nase und ließ sich in einen Sessel fallen, der bessere Tage gekannt hatte und aus einer anderen Sitzgarnitur stammte als das Sofa, auf dem Jake saß. Ein trübes Nachmittagslicht drang durch das Fenster, und im Kamin knisterte ein munteres Feuer.

Hier, in der alten Mühle in St. Ives, hatte er die Freundin seiner Mutter gefunden. Eine alte, steile Treppe hatte ihn von einem Seiteneingang zur kleinen Wohnung im ersten Stock geführt.

„Erzählen Sie zuerst, Mrs Earling. Warum leben Sie jetzt in St. Ives?“

Mrs Earling rührte ihren Tee um und blickte konzentriert auf den Sil-

berlöffel, den sie in der Hand hielt. Sie holte tief Luft. „Ich bin nicht mehr die Jüngste, Jake, und meine Augen sind schwach. In Cornwall herumzuwandern, Säuglingen auf ihren Weg in die Welt zu helfen, Ammen für reiche Damen zu suchen – das ist etwas für stramme junge Frauen. Nachdem deine liebe Mutter mich nicht mehr brauchte, habe ich meinen Koffer gepackt und meine Hütte geräumt. Ich bin dankbar, dass mein Bruder mir dieses Zimmer über seinem Laden überlassen hat. Als Gegenleistung helfe ich ihm bei der Arbeit und bin mit meinem Los zufrieden. Aber jetzt zu dir. Was führt dich hierher?“

Jakes Blick ruhte auf dem verschlissenen Damaststoff der Armlehne. *Irgendwo muss ich anfangen*, dachte er bei sich. Er grub in seiner Tasche und holte ein kleines Buch heraus.

Mrs Earling schob die Brille hoch, die immer wieder auf ihre Nasenspitze herunterrutschte, setzte ihre Teetasse auf den Beistelltisch neben ihrem Sessel und beugte sich vor.

„Sie kennen das Tagebuch meiner Mutter, Mrs Earling. Dies werden wohl ihre letzten Worte gewesen sein: *„Lieber Jake, das, was ich über den Seefahrer erzählt habe, ist wahr. Er war ...“* Weiter kam sie nicht. Ich suche jemanden, der mir hilft, den Satz zu vervollständigen.“

Er merkte, wie Mrs Earlings Körper sich anspannte. Sie richtete einen forschenden Blick auf ihn und hörte aufmerksam zu, als er von dem blutverschmierten Handschuh und dem Kompass erzählte – und von seinem Unbehagen nach dem Gespräch mit Lord Greenwold.

„Zwei Gedanken machen mir Angst, Mrs Earling. Die Möglichkeit, dass meine Mutter trotz Fieber vollkommen bei Sinnen war, als sie von dem schrecklichen Erlebnis in jener Nacht berichtete und kein Gehör fand, auch bei mir nicht. Und – noch schlimmer – die Möglichkeit, dass es tatsächlich ein Schiffsunglück gegeben hat und Menschen den Tod gefunden haben. Was ist aus dem Mann geworden, dem dieser Handschuh gehörte?“

Es wurde still. Mrs Earling schaute an Jake vorbei in den karg möblierten Raum. Er konnte in der zunehmenden Dämmerung nicht ausmachen, wie seine Worte auf sie wirkten.

Sie erhob sich mit Mühe und zündete eine Kerze an. „Den nächtlichen Besucher gab es in der Tat“, sagte sie schließlich. Ein Anflug von Schmerz zeichnete sich kurz in ihrem Gesicht ab.

„Am Morgen nach dem Sturm eilte ich zu Maggies Haus, um zu schauen, ob sie die Nacht gut überstanden hatte. Sie erschien nicht an der Haustür, als ich klopfte. Ich machte mir Sorgen. Die Tür war nicht abgeschlossen, also trat ich einfach ein. Zu meinem Entsetzen sah ich rote Schleifspuren im Flur, die zu den verschmierten Resten einer Blutlache um den Schaukelstuhl herum führten. Ein anderer Stuhl war umgekippt, und Maggies Wolle und Bücher lagen verstreut auf dem Boden. Ich dachte, Maggie sei etwas zugestoßen und rannte ins Dorf. Auf der Straße traf ich Simon vom Pfarrhaus, der mir erzählte, Maggie liege krank im Pfarrhaus. Die Blutspuren kämen von einem betrunkenen Landstreicher, der in eine Schlägerei verwickelt gewesen sei, bevor Maggie ihn beherbergt habe, sagte er. Ahnungslos wie ich war, entfernte ich alle Spuren gründlich und richtete die Wohnung für Maggies Rückkehr her. Hinter den Schaukelstuhl schaute ich nicht. Erst später erfuhr ich von Maggie, dass ihr Besucher ein Seemann gewesen und dass ein Schiff untergegangen war. Seine Entführer hatten es so eilig, dass sie ihre Spuren in der Dunkelheit nicht gänzlich verwischt hatten. Leider habe ich es für sie getan.“

„Oder der Mann war in der Tat ein Landstreicher, der den Kompass und die Handschuhe gestohlen hatte ...?“ , warf Jake hoffnungsvoll ein. „Meine Mutter war schwerkrank, Mrs Earling. Schiffsfieber, meint Lord Greenwold, man kann dann nicht mehr zwischen Realität und Fantasie unterscheiden.“

„Schiffsfieber! Pah! Was weiß der Lord schon von Krankheiten, außer von solchen, die seinen Zwecken dienen?“

Jake erschrak über die Heftigkeit ihrer Worte.

„Verzeih mir, Jake. Wenn ich eine Sache in meiner Pflege kranker Menschen gelernt habe, dann das, dass meine Patienten im Delirium oft mehr Wahrheit erzählen, als wenn sie bei klarem Verstand sind.“

Jake wollte gerade seine Teetasse zum Mund führen, hielt jedoch in der Bewegung inne.

„Aber es hat keinen Schiffsuntergang gegeben, Mrs Earling. Nichts wurde gefunden.“

„Woher weißt du das?“ , schoss sie zurück.

„Die Männer vom Dorf brachen gleich nach Sedgeworth Cove auf und suchten die Küste mit den Fischerbooten ab.“

„Wer behauptet das? Woher weißt du das?“

„Lord Greenwold! Ich ... ich gehe davon aus, dass er die Wahrheit sagt, Mrs Earling!“

Sie schwieg.

Jake nahm einen Schluck Tee und schloss die Hände fest um seine Tasche. „Sie behaupten also, es gab eine schreckliche Tragödie, meine Mutter stieß versehentlich darauf und aus irgendeinem Grund wollte Lord Greenwold nicht, dass es bekannt wird?“

„Der Lord ist, wie er selber ständig betont, auf rührende Weise um das Wohlergehen der Dorfbevölkerung besorgt und will jede Unruhe vermeiden.“

„Ihr Sarkasmus hilft nicht weiter, Ma'am.“

„Dann versuchen wir es ohne Sarkasmus“, fuhr Mrs Earling fort. „Es verschwinden immer wieder Schiffe an dieser Küste. Der Zugang ist zu schwer, um nach Überlebenden zu suchen. Ein Aufheben zu machen, lohnt sich nicht. Piraten räumen alles ab, was das Meer nicht verschlingt. Geh zum Hafen und frag dort, ob nicht irgendwann eine Santa Dominica eingelaufen ist.“

Jake stellte seine Tasse ab und legte den Kopf in die Hände. Wirre Gedanken jagten durch seinen Kopf. Plötzlich richtete er sich auf, schüttelte ungläubig den Kopf und sagte: „Das heißt, ich diene einem Betrüger, der Menschen lieber für nicht zurechnungsfähig erklärt, als die Wahrheit zu sagen und Unruhe in Kauf zu nehmen?“

„Das hast du selber gesagt.“

Jake erhob sich. Er ging einmal zum Fenster und zurück zum Sofa und rang nach Worten. „Wenn ein verletzter Seemann in einer stürmischen Nacht im Dorf auftaucht und nach Hilfe sucht, warum muss das verheimlicht werden?“

„Genau das war auch meine Frage. Ich suchte Lord Greenwold auf, war hartnäckig, wollte wissen, was mit dem Seemann passiert war.“

„Und seine Antwort?“

„Seine Antwort? Die erste Erklärung lautete, dass Maggie sich den Vorfall eingebildet habe. Als ihm klar wurde, dass ich Blutspuren entdeckt hatte, gab er mir die gleiche Erklärung, die ich von Simon gehört hatte: dass ein Betrunkener in Maggies Haus Zuflucht vor dem Sturm gesucht habe. Dann

drohte er mir, dass ich Ärger bekäme, wenn ich mich weiterhin mit der Geschichte beschäftigte. Ich bekam Angst und hielt den Mund. Eine falsche Entscheidung, die ich nun bereue. Und die mir zudem nichts gebracht hat, denn nach Maggies Tod ging es auch so mit mir bergab. Meine Tage als Hebamme waren gezählt. Auf einmal hieß es, ich sei zu alt, mein Urteilsvermögen sei gestört. Keine Familie wollte mehr meine Dienste in Anspruch nehmen.“

„Aber die Leute rannten Ihnen früher die Tür ein, so beliebt waren Sie. Hat niemand Sie in Schutz genommen?“

„Jake, selbst wenn ich die Wahrheit gesagt und um Hilfe gebeten hätte, hätte mir keiner zugehört. Seit Urzeiten haben alle Menschen in dieser gefallenen Welt eins gemeinsam: Sie sind bestechlich. Menschen, die sich nicht mit Geld kaufen lassen, sind eine seltene Spezies. Was meinst du, warum Lord Greenwold die Menschen in Hipperclove seit Jahren mit seidenen Gewändern, Wolldecken aus Mohair, Mahagonischränken, großzügigen Taschengeldern und guten Gehältern überschüttet? Weil er ein guter Mann ist? Hast du dich nie gefragt, warum du so gut verdienst? Wer sich mit Lord Greenwold anlegt, ist im Nu ruiniert. Der Lord weiß, dass Menschen, die es auf ein bequemes Leben abgesehen haben, weich wie Wachs sind. Sobald jemand auch nur beginnt, Fragen zu stellen, auf die er aus irgendeinem Grund keine Antwort geben will, wird diese Person prompt aus dem Dunstkreis seiner wohlwollenden Zuwendung entfernt.“

„Deshalb sind Sie nach St. Ives gezogen?“

„Geflüchtet, Jake.“

„Sind Sie die Einzige, die jemals Fragen gestellt hat, Mrs Earling?“

„Eine der wenigen. Die verstorbene Lady Greenwold, die Mutter des gegenwärtigen Lords, muss sich mit dem damaligen Lord, ihrem Ehemann, gestritten haben. Es wird gemunkelt, dass der Brand, in dem sie starb, kein Unfall war. Und Lord Greenwold machte deine Mutter dadurch mundtot, dass er sie für krank erklärte.“

„Er ist also ein Mörder?“

Es war eine Weile still. Jake schaute aus dem Fenster. Ein eisiger Nieselregen funkelte im Licht der Straßenlaternen, die gerade angezündet worden waren. Mrs Earling holte ein Tablett und stellte die leeren Tassen darauf, bevor sie antwortete.

„Ein Mörder, der seine Spuren sorgfältig zu verwischen weiß, bis auf die Spuren, die ich in Maggies Flur fand. Es wurde aber keine Leiche gefunden und es gibt keine Beweise.“

Jake drehte sich zu Mrs Earling um.

„Mrs Earling, kann ... kann es sein, dass auch meine Mutter ermordet wurde, zum Beispiel durch Gift? Lord Greenwold hat jeden Tag Essen geschickt.“

„Das glaube ich nicht. Immerhin haben auch wir davon gegessen und uns ist nichts zugestoßen. Vermutlich war Lord Greenwolds Großzügigkeit eine Tarnung, ein Mittel, um Charlotte an sich zu binden.“

„Ich habe meiner Mutter versprochen, mich um Charlotte zu kümmern. Zum ersten Mal hat sie einen Vater, der ihr Zuwendung schenkt. Sie schwelgt in seiner Gunst.“

„In seiner Gunst zu schwelgen ist die eine Sache, die gefährlicher ist, als in seiner Missgunst zu stehen.“

Jake wurde ungeduldig. „Mrs Earling, Ihnen liegt doch auch an Charlottes Wohlergehen. Sagen Sie mir, was ich tun soll!“

„Du hast zwei Möglichkeiten, Jake. Entweder passt du dich Lord Greenwolds Welt an und missachtest sowohl die Fakten wie auch deinen eigenen Instinkt und dein Gewissen.“

Verbitterung klang in ihrer Stimme durch.

„Oder du flüchtest aus der Gegend so schnell du kannst und verwischst deine Spuren. Und Charlotte nimmst du am besten mit.“

Jake starrte wie betäubt auf die Straßenlampen und sagte nichts.

„Wenn ein Mensch seine Dämonen lang genug mit sich herumschleppt, Jake, dann ergreifen sie irgendwann von ihm Besitz. Es laufen mehr Menschen in Hipperclove herum, die ihre Dämonen mit sich herumschleppen, als du denkst.“

„Sie meinen Menschen, die Unrecht nicht aufdecken, weil sie vor Lord Greenwold Angst haben? Mrs Earling, warum habe ich bisher nichts von all dem gehnt?“

„Weil menschliche Bosheit kluge Spiele treibt und ungeheuer kreativ ist. Nicht nur Satan, sondern auch seine Diener verkleiden sich als Engel des Lichts. Mach dir keine Vorwürfe.“

Sie standen nebeneinander am Fenster und schauten zu, wie dicke,

weiße Flocken anstelle des Eisregens vom Himmel heruntertrieben und wie der Schnee sich auf dem Fensterbrett häufte.

„Es gibt noch eine dritte Möglichkeit, Jake.“ Mrs Earlings Stimme wurde plötzlich weich. „Du gehst auf die Knie und bittest den lieben Herrgott um Hilfe. Der Schnee kann die Dunkelheit nur eine gewisse Zeit mit dem Mantel der Unschuld bedecken. Irgendwann schmilzt die Hülle und das wahre Bild offenbart sich. Die Frage ist nur: Auf Kosten wie vieler unschuldiger Menschen geschieht das?“

Jake legte seine Hand auf Mrs Earlings Arm. „Charlotte darf nicht eine davon sein, Mrs Earling. Meine Mutter hatte Angst um sie. Sie sprach von dunklen Mächten, die am Werk sind. Es ist aber schwierig, sich gegen etwas zu wehren, von dem ich nicht weiß, was es ist.“

„Der Schneefall wird heftiger, Jake, du solltest dich auf den Weg machen, bevor es dunkel wird und Lord Greenwolds edler Hengst erfriert.“

„Lord Greenwold ist froh, wenn ich seine Pferde ausführe, Ma'am, bei welchem Wetter auch immer!“

Mrs Earling holte Jakes Mantel und half ihm hinein. „Unternimm zunächst einmal nichts, beobachte, bleib ruhig und nimm dich in Acht“, schlug sie vor, „gib Lord Greenwold keinen Anlass, an deiner Loyalität zu zweifeln. Blutsbande zwischen Vätern und Töchtern sind stark, aber Charlotte hat Augen im Kopf. Dass das Kind an Maggies und nicht an Lady Agnes' Brust ernährt wurde, ist das Beste, was ihm im Leben passiert ist. Mein Beruf hat mich eines gelehrt: Es gibt Kinder, deren größtes Glück es ist, von ihren Eltern unerwünscht zu sein.“

Der Abschied war kurz und nüchtern. Jake versprach Mrs Earling, Lord Greenwold von ihrer Begegnung nichts zu sagen. Und sie versprach ihm, jeden Tag für ihn zu beten.

Als Jake sich draußen auf Tedwins Rücken schwang, hatte sich das Schneetreiben zu einem Sturm entwickelt.

„Hipperclove!“, flüsterte Jake ins Ohr des Pferdes. „Aber wir machen langsam, alter Junge, es ist glatt!“

Sobald er St. Ives hinter sich gelassen hatte, ritt Jake gegen einen starken Wind, der ihm schonungslos ins Gesicht trieb. Er spürte, wie seine Lippen auch im Schutz seiner dicken Kapuze trocken und spröde wurden. Fliegende Eispartikel stachen ihm ins Gesicht und drangen durch

die Nähte und Risse seiner Jacke. Vor einem Jahr wäre ein Ritt durch den Schneesturm der krönende Abschluss eines Ausflugs in die Stadt gewesen. Jetzt kämpfte er mit aller Macht gegen die lähmende Verzweiflung, die mit eisigen Fingern nach seiner Seele griff.

Sein Verstand suchte fieberhaft nach Argumenten, um die Aussagen von Mrs Earling zu entkräften. Doch je mehr er sich bemühte, desto mehr erinnerte er sich an Kleinigkeiten – zu ihrer Zeit ohne Bedeutung, aber jetzt auf erschreckende Weise einleuchtend. Die Männer, die die Küste angeblich nach Überlebenden eines Schiffswracks abgesucht hatten, waren allesamt Verbündete von Lord Greenwold. Maggie war nach dem Hilferuf des Seefahrers unter dem Vorwand ihrer Pflegebedürftigkeit im Pfarrhaus festgehalten worden.

Jake wusste nicht, wer ihr Haus in jener Nacht durchsucht hatte. Damals war er zu besorgt um seine Mutter gewesen, um sich ernsthaft nach dem Seefahrer zu erkundigen. Dann war da plötzlich die Güte von Lord Greenwold gewesen, die Zuwendung zu seiner Tochter, seine Sorge um Maggie. Alles nur ein Versteckspiel, um dunkle Geheimnisse zu verbergen?

Im Schutz der Häuser an der Hauptstraße von Hipperclove war der Wind ruhiger. Kein Mensch war auf der schneeverwehten Gasse zu sehen. In der Nähe der Kirche stieg Jake vom Pferd ab und band das Halfter an den Torpfosten des Friedhofs. Er stapfte durch den dicken Schnee zu der Stelle, an der drei Kreuze nebeneinander aus sanften weißen Hügeln ragten.

Vor dem Haufen Erde, unter dem seine Mutter lag, sank er auf die Knie. „Mutter, was habe ich dir bloß angetan? Vergib mir! Bitte!“

Hemmungslos flossen die Tränen, während er versuchte, Düfte und Klänge aus seiner Kindheit heraufzubeschwören, die Stimmen seiner Eltern in seinem Gedächtnis noch einmal zu hören. Charlotte hatte ihn immer wieder gefragt, ob es möglich wäre, wie im Märchen durch intensives Wünschen in eine andere Welt hineingezaubert zu werden, wo nur die Menschen lebten, die man liebte und die diese Liebe erwiderten.

„Wie sehr wünschte ich, dass es möglich wäre, Charlotte!“, stöhnte er jetzt. Er hätte in jenem Moment alles gegeben, um ein letztes Wort von seiner Mutter zu hören. Die Erinnerungen waren jedoch zu blass, um Trost zu spenden.

„O Gott, erbarme dich, hilf mir!“

In der Nacht träumte er. Er stand neben dem Turm und blickte auf die Landschaft um *Birch Hollow*. Am Birkenwald schlängelte sich ein schmaler Weg bergauf. Zwei Gestalten gingen langsam, mit dem Rücken zu ihm gekehrt, den Hang hinauf. Eine davon hielt in ihrem Arm ein Bündel. Schneeflocken wirbelten durch die Luft.

„Mutter, Vater, wartet!“ wollte er schreien, aber seine Kehle war wie zugeschnürt. Er fing an zu rennen, immerzu schreiend, aber sie beachtetten ihn nicht und gingen weiter.

Wie schnell er auch lief, die Entfernung zwischen ihnen wurde immer größer. Wenn er sie nicht bald einholen würde, würde er sie aus den Augen verlieren. Plötzlich, als er gerade erschöpft auf den Boden sinken wollte, drehten sie sich um. Seine Mutter hielt einen Säugling im Arm. Die Haut seines Vaters war gebräunt, genau wie er es in Erinnerung hatte, sein struppiger Bart von der Sonne ausgebleicht.

Sie winkten ihm verzweifelt zu, dass er umkehren solle. Er konnte nicht hören, was sie sagten, der Wind war zu laut, der Schnee trieb ihm ins Gesicht. Er wollte nur eins – mit ihnen gehen, wo sie hingingen. Plötzlich verstand er.

„Charlotte! Zurück zu Charlotte!“ Sein Vater zeigte energisch auf den Turm. Danach wurde vor seinen Augen alles schwarz, er hörte das laute Poltern von Erde auf einem hölzernen Sarg.

Dann erwachte er und richtete sich kerzengerade im Bett auf, am ganzen Körper schwitzend. Das Poltern hielt jedoch an, Jake sah sich um.

„Ach, nur das Fenster“, seufzte er erleichtert. Es war kein Aufschlag von Erde auf einem Sarg gewesen, sondern das Fenster, das gegen den Holzrahmen schlug, nachdem sich der Griff im Wind gelöst hatte. Er musste tief geschlafen haben. Seine Zähne klapperten und das Zimmer war eiskalt. Das Fenster stand vermutlich schon einige Stunden offen.

Der Sturm hatte sich ausgetobt. Eine brütende Stille hing über der Landschaft, als ob alle Uhren stehen geblieben wären und die Welt innehalten würde, um zu grübeln, wie es nun weitergehen solle. Jake zwang seine Beine, sich zu bewegen, und blieb eine Weile auf der Bettkante sitzen. Er versuchte, die Ereignisse des vergangenen Tages Revue passieren zu lassen. Ob es daran lag, dass selbst das hartnäckigste Weinen irgendwann

ein Ende haben musste, oder daran, dass er von seinen Eltern geträumt hatte – es füllte auf jeden Fall eine seltsame Ruhe sein Herz.

„Wenn du nicht weißt, was du tun sollst“, hatte ihm sein Vater einmal gesagt, „dann tue die Dinge weiter, die immer richtig sind, mein Junge. So gerätst du nie auf Abwege.“

„Und was sind die Dinge, die immer richtig sind?“, hatte Jake gefragt.

„Nenn du sie mir, mein Junge.“

„Beten!“

„Guter Anfang! Und weiter?“

„Danken! Vertrauen! Staunen! Ehrlich sein, vergeben, Gutes tun!“

„Gut, kleiner Mann. Jetzt zählst du das alles auf, um mir mit deiner Frömmigkeit zu gefallen. Aber eines Tages wirst du selber erkennen, dass wir nicht in erster Linie auf dieser Erde sind, um glücklich zu sein, sondern um in den Fußstapfen unseres Meisters zu gehen und so zu werden wie er, auch wenn er auf steinigem Wegen durch die Finsternis führt.“

Mit der Stimme seines Vaters im Ohr zog Jake seine Arbeitshose über seine müden Beine und stolperte die Leiter hinunter, um ein Feuer im Kamin der Schmiede anzuzünden. Er kochte einen Tee, wärmte seine Hände an einer Schale Haferbrei und bat Gott um seine Hilfe für den bevorstehenden Tag.

Kapitel 12

Die klare Nachmittagssonne hatte den Schnee in ein Meer von Kristallen verwandelt.

Lady Charlotte Greenwold stand auf dem Hügel, auf dem die Möwen im Frühjahr ihre Nester bauten und blickte auf die Bäume, die in den blauen Himmel hineingefroren zu sein schienen. Glitzernde Kränze von Eiszapfen hingen von den untersten Ästen. Der Wald war in Frost gehüllt und wirkte unsterblich, unveränderlich.

„Dieses Bild müsste man mit Worten malen“, sagte sie ehrfurchtsvoll.

Ihre Gedanken wanderten zu Jake. Früher hatten sie keine Gelegenheit ausgelassen, um den Zauber der wechselnden Jahreszeiten gemeinsam in Gedichten festzuhalten. Sie beschloss, ihn noch einmal aufzusuchen und sich für ihre trotzigen Worte bei der letzten Begegnung zu entschuldigen. Sie wollte ihn fragen, ob er ihr die leeren Möwennester zeigen würde. Bei der Gelegenheit würde sie ihm die Neuigkeiten über Rosalindes Hochzeit mitteilen. Das mochte sie an Jake: Er war immer sofort bereit, zu vergeben, wenn etwas zwischen ihnen stand.

„Ein Wintermärchen, nicht nur von oben beleuchtet, sondern auch von innen, von unten, mit einem kristallinen Licht, das lebendig, ja, sogar himmlisch ist“, sinnierte sie, den Blick weiterhin auf die Schneelandschaft gerichtet. „Das schreibe ich nachher für ihn auf, das gefällt ihm bestimmt.“

„So eine talentierte Dichterin, mitten in einer Wildnis aus Eis?“, hörte sie plötzlich eine Stimme direkt hinter sich.

Sie drehte sich ruckartig um und schlug die Hand vor den Mund.

„Verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht erschrecken, Mylady.“

Ein großer Mann, etwa Mitte zwanzig, stand vor ihr und betrachtete sie neugierig und mit lachenden Augen. Mit seinem fein geschnittenen Jagdrock und seinen Reitstiefeln, die bis zu den Knien reichten, sah er in Charlottes überraschten Augen aus wie einer der Ritter, die sie aus ihren Märchen kannte. Weiche, dunkelblonde Locken lugten unter seinem Hut hervor und zwei blaue, freundliche Augen zwinkerten ihr zu. Irgendwie kam er ihr bekannt vor ...

„Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. George Linreed heiße ich. Ein guter Bekannter von Lord Greenwold.“

Er verneigte sich und küsste ihre Hand. Sie lächelte verlegen. Nie in ihrem Leben hatte ein Gentleman sie so elegant begrüßt. Neben seiner vornehmen Erscheinung kam sie sich plötzlich plump vor.

„Ich ... ich bin Lady Charlotte, Lord Greenwolds Tochter. Sind wir uns schon einmal begegnet?“

„Ich denke schon. Aber ich wollte Sie nicht in Ihrer poetischen Dichtung unterbrechen, Mylady. Fahren Sie bitte fort.“

Machte er sich über sie lustig oder meinte er seine Aufforderung ernst? Mit einem Schlag fiel ihr ein, woher sie ihn kannte. Der blonde Lockenschopf, die lachenden Augen, die rechte Hand lässig in der Hosentasche –

er war der Gentleman, der in jener berüchtigten Nacht des Abendballs am Eingang von *Birch Hollow* mit ihrem Vater geplaudert hatte.

Sie spürte, wie ihre Wangen rot wurden. „Oh, ich könnte vor Verlegenheit in den Boden versinken, Sir. Wenn ich daran denke, in welcher Aufmachung Sie mich bei unserer letzten Begegnung erlebt haben!“

„Ah, Sie erinnern sich an mich, Mylady? Warum die Verlegenheit? Ich fand Sie ungemein reizend in Ihrem gelben Abendkleid, Mylady. Ich habe mich köstlich amüsiert, denn ich bin immer auf der Suche nach einem Grund zum Lachen. Und Sie waren einfach herrlich!“

„Aber mein Verhalten, Mr Linreed!“, erwiderte Charlotte energisch. „Ich schäme mich bis heute in Grund und Boden, wenn ich nur daran denke. Waren Sie nicht empört?“

„Im Gegenteil!“, konterte er. „Ein Mädchen mit Witz und Schlagfertigkeit – wer wünscht sich nicht solche Gesellschaft? Vor allem“ – er musterte Charlotte von oben bis unten –, „wenn sie sich in eine so anmutige junge Dame verwandelt.“

„Und was machen Sie hier?“, versuchte sie rasch das Thema zu wechseln.

„Ich besuche Ihren Vater und lerne sein Anwesen kennen. Ich bin schwer beeindruckt. Sie sind von dieser wunderschönen Landschaft genauso angetan wie ich, Lady Charlotte, wenn ich es recht beurteile.“

„An so einem Tag finde ich gar keine Worte für diese Schönheit, Mr Linreed“, sagte sie, erleichtert, auf ein Thema gestoßen zu sein, mit dem keine unangenehmen Erinnerungen verbunden waren.

„Es ist, als ob alles für immer in Eis eingefasst wäre. Man fragt sich, ob es jemals so etwas gab wie eine grüne Wiese, raschelnde Blätter, plätscherndes Wasser, Frösche, die ans Ufer springen. Oder ob alles nur ein Traum war. Verstehen Sie, wovon ich rede, Mr Linreed?“

Die Aufmerksamkeit des jungen Herrn war weniger auf Charlottes Worte als auf Charlotte selbst gerichtet. Sie spürte die forschenden Augen und senkte schüchtern den Blick.

„Sie sind mit dieser Landschaft sehr vertraut. Sie lieben diese Wälder und Wiesen, Mylady.“

„Man muss sie lieben, Sir, finden Sie nicht? Wälder und Wiesen gibt es überall auf der Welt, aber keine anderen, die *Birch Hollow* heißen und

Heimat bedeuten. Diese haben eine Seele. Wobei ich finde, dass das Wort *Hollow* nicht so richtig passt, auch wenn das Haus in einer Mulde liegt. Vielleicht soll man es eines Tages in etwas Fröhliches umbenennen.“ Beide schwiegen einen Moment lang. Unter Mr Linreeds ermunterndem Blick sprach Charlotte weiter.

„Von dieser Stelle aus kann ich alles bewundern, was ich an *Birch Hollow* so liebe. Und wenn die Sonne das Schauspiel beleuchtet, ist es wie ein Gruß aus der Ewigkeit, in unserer Zeit eingefangen. Hier öffnet sich das Fenster, kurz, unverhofft – diese Augenblicke sind wie kleine Küsse aus dem Himmel.“

„Ich staune über eine solche poetische Ausdruckskraft bei jemandem, der so jung ist.“

„Ach, die Worte ergeben sich von alleine, Mr Linreed. Eine staunende Seele findet immer welche. Das habe ich von meinem Freund Jake gelernt. Aber nun habe ich sehr viel von mir preisgegeben und ich kenne Sie gar nicht. Erzählen Sie mir etwas von sich.“ Charlotte war selbst überrascht, wie offenherzig sie diesem Fremden ihre innersten Geheimnisse anvertraut hatte.

„Sie haben in Ihrer Landschaftsidylle den alten Bau dort vergessen“, neckte er und wies mit dem Kopf zum Turm hinüber. Er räusperte sich und fuhr mit feierlicher Stimme fort: „Oben auf dem windverwehten Hügel ragt ein steinerner Turm in die Höhe. Wie der noch lebende Zeigefinger von irgendeinem längst verstorbenen Riesen, der schlummernd im Boden ruht, zieht er unseren Blick in den Himmel und weist auf die Wolken, mahnt uns zur Gottesfurcht und Sittsamkeit ...“

Charlotte klatschte begeistert in die Hände. „Mr Linreed, Sie sind ein richtiger Dichter! Genau so ist der Turm – der lebendige, mahnende Finger eines toten Riesen. Er hat mich schon immer in seinen Bann gezogen!“

„Dann haben wir genug Gesprächsstoff für unsere nächste Begegnung!“

„Bleiben Sie zum Dinner, Sir?“

„In der Tat werden Sie mich nicht so schnell wieder los, Lady Charlotte. Ich habe das Vergnügen, für einige Tage der Gast Ihres Vaters zu sein.“ Er deutete eine Verbeugung an.

Charlotte machte einen schüchternen Knicks und verabschiedete sich. Sie wusste nicht warum, aber sie vermutete, dass Jake Mr Linreeds Scherze

über den Turm nicht gefallen würden. Und vermutlich würde er sich auch darüber ärgern, dass ihr neuer Bekannter ihr auf Anhieb so zugewandt war.

Hatte sie es sich nur eingebildet, oder war Mr Linreed überrascht, sie so charmant zu erleben? Sie lächelte – der Gedanke gefiel ihr.

Die Auskünfte am Hafen waren knapp. Ja, ein Schiff namens *Santa Dominica* sei vor etwa drei Jahren im Frühjahr im Hafen von St. Ives erwartet worden, erfuhr Jake. Mit einer Ladung Goldbarren aus den Minen in Südamerika. Es sei nie im Hafen eingelaufen und seitdem spurlos verschwunden. Die Angehörigen der Schiffsmannschaft hätten nie mehr etwas von ihren Leuten gehört. Jakes verzweifelte Hoffnung, dass nie ein Schiff mit diesem Namen in die Nähe von Cornwall gefahren war, hatte sich damit zerschlagen.

„Aber was soll’s?“, seufzte der Hafenbeamte, dessen Aufgabe es war, alle eintreffenden Waren zu registrieren. Er trommelte ungeduldig mit den Fingern auf den Tisch. „Natürlich ist es schade. Aber es ist nicht das erste Schiff, das untergegangen ist, und es wird vermutlich auch nicht das letzte sein. Gerade diese Küste ist dafür berüchtigt. War das alles?“

„Aber ... Goldbarren? Wurde die Küste nicht gründlich durchsucht, hat man nicht Taucher ins Wasser gesandt? Ein riesiges Schiff mit einer großen Mannschaft und einer Ladung Goldbarren kann sich doch nicht in Luft auflösen.“

Der Beamte zuckte mit den Achseln. „Ich tippe auf Piraten. Die können so etwas. Vielleicht haben sie von dem Gold Wind bekommen. Es gibt Stellen an der Küste, die riesige Schiffe einfach verschlingen, auf Nimmerwiedersehen. Da bleibt nicht einmal ein Silberlöffel übrig. Sonst noch Fragen?“

Jake zuckte innerlich zusammen, als er an die *Flying Gull* dachte, von der auch keine Spur zu finden gewesen war außer der Leiche seines Vaters. „Noch eine letzte. Wissen Sie, wie alt die *Santa Dominica* war?“

„Es war ein nagelneues Schiff, soweit ich weiß“, erwiderte der Beamte überrascht.

„Es ist also unwahrscheinlich, dass Requisiten vom Schiff, wie zum Beispiel ein Kompass oder Besteck oder Schiffsuniformen, in Umlauf geraten

sind? Sie könnten nicht vielleicht in die Hände eines Landstreichers oder Markthändlers geraten sein?“

Der Beamte schaute ihn stirnrunzelnd an. „Sie stellen vielleicht merkwürdige Fragen“, sagte er. „Natürlich nicht, wenn das Schiff neu war.“ Er schob seine Brille hoch und beugte sich wieder über seine Zahlen und Ziffern.

Jake bedankte sich und trat nach draußen. Der Schnee hatte angefangen zu schmelzen. Pfützen lagen auf dem Kopfsteinpflaster, Wasser triefte von den Hausdächern, und schwere Wolken kündigten Regen an. Jake ließ Tedwin langsam durch die Straßen von St. Ives schlendern. Er entschied sich gegen einen Besuch bei seinem Onkel, der sofort fragen würde, was mit ihm los sei. Noch war es zu früh, irgendjemanden ins Vertrauen zu ziehen.

Er hatte am gleichen Morgen Lord Greenwold gegenüber beiläufig bemerkt, der angebliche Schiffbrüchige sei wahrscheinlich ein Zigeuner gewesen, der sich nach dem Vorfall aus dem Staub gemacht habe, um nicht erwischt zu werden. Sein Herr blickte ihn bei dieser Bemerkung scharf an, wirkte aber erleichtert. Jake hatte auch nicht nach dem Handschuh und dem Kompass gefragt. Er wollte Lord Greenwold keinen Anlass zum Misstrauen geben.

Eine bekannte Stimme begrüßte ihn, als er die ersten Häuser von Hipperlove erreichte. „Jake, dass ich dich hier treffe! Wo treibst du dich in letzter Zeit herum?“

Jake sprang vom Pferd und griff Lisbeth überrascht an beiden Händen. Sie hatte einen Holzkarren voll mit Winterrüben hinter sich hergezogen und war stehengeblieben, als sie Jake entdeckt hatte.

„Ich hatte zu tun, Lisbeth, es tut mir leid“, sagte er und ergänzte auf ihren fragenden Blick hin: „Ich habe dich nicht vergessen, wirklich nicht. Ich ... ich treffe einige Vorbereitungen, weil ich Pläne habe.“

Auf einen spontanen Impuls hin und mit einem verlegenen Lächeln fügte er hinzu: „Hast du Zeit? Wenn es nicht gleich regnet, zeige ich dir das Haus, in das ich mit meiner zukünftigen Braut einziehen möchte.“

Lisbeth hakte sich bei ihm ein und zog mit ihrer freien Hand den Wagen. Sie gingen schweigsam in Richtung der Kirche. Jake hielt Tedwins Zügel locker in der anderen Hand, das Pferd lief hinter ihnen her. Die Berührung einer warmen Hand auf seinem Arm war wohltuend, und eine

verzweifelte Hoffnung stieg in ihm auf, dass alles doch gut werden würde, irgendwie, irgendwann.

„Du darfst dir gern Gedanken machen, wer die glückliche Frau sein könnte, die ein Haus mit mir zusammen bezieht!“, sagte er.

Sie blickte zu ihm hoch. Ihr Mund lächelte, doch ihre Augen blieben kühl. Sie schwieg.

„Lisbeth, warum bist du so ruhig?“

„Ich wundere mich nur, in welche Richtung du mich führst.“

„Dann stell dich auf eine Überraschung ein“, sagte Jake. Er drückte ihren Arm fester, während sie an der Kirche vorbeiging und vor dem Haus seiner Mutter anhielten.

Seit dem Tag, an dem er den Handschuh und den Kompass gefunden hatte, war Jake nur noch einmal dort gewesen, um nach weiteren Spuren des verletzten Seefahrers zu suchen und um in der Wohnstube zu fegen und Staub zu wischen. Spuren hatte er keine gefunden, aber das Haus war sauber und aufgeräumt, sodass er anfangen konnte, seinem Traum von einem gemeinsamen Leben mit Lisbeth nachzugehen.

Er wandte sich zu ihr um und nahm seinen ganzen Mut zusammen. „Lisbeth, ich muss nur noch einige Sachen aus meiner Vergangenheit klären. Dann will ich den sehnlichsten Wunsch erfüllen, der mich seit Monaten verfolgt. Du sollst wissen, dass die Aussicht, den Rest meines Lebens mit dir zu verbringen, mich zum glücklichsten Mann dieser Erde machen würde.“

Er hielt inne. So oft hatte er diesen Moment in seinen Gedanken vorbeireitet, geprobt, seine Worte sorgfältig ausgewählt. Jetzt klang seine Stimme in seinen eigenen Ohren wie die Stimme eines Fremden – fern, gezwungen, hohl.

Er redete trotzdem weiter. „Dieses Haus ist voll mit Erinnerungen an eine Frau, die ich über alles geliebt habe und der ich alles verdanke, was ich habe und bin. Es wartet darauf, mit neuen Erinnerungen gefüllt zu werden – von einer neuen Frau, von meiner Ehefrau. Lisbeth, willst du mich heiraten?“

Lisbeth trat einen Schritt zurück und starrte mit großen Augen auf das Haus. „Jake“, stammelte sie verlegen, „ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Bis vor Kurzem war alles klar, ich konnte mir nicht vorstellen, mein Leben ohne dich zu verbringen.“

„Und jetzt?“, fragte Jake verwundert.

„Ich kann unmöglich in dieses Haus ziehen, glaub es mir!“

„Aber Lisbeth, ich werde es schön machen, ich verspreche es dir. Ich weiß, es ist altmodisch und schäbig, und du magst feine Sachen. Ich werde es streichen und ausbauen. Danach darfst du es so einrichten wie du möchtest. Es ist dein Haus! Bis dahin habe ich genug Geld, um alle deine Wünsche zu erfüllen.“ Er rüttelte sie sanft und küsste mit Besorgnis ihre von Tränen benetzte Wange. „Lisbeth, habe ich etwas Falsches gesagt?“

Sie befreite ihre Hände aus seinem Griff und trat einen Schritt zurück. „Nein, du verstehst mich nicht. Das ist es nicht, Jake. Im Dorf wird erzählt, dass es in dem Haus spukt, und ... und noch schlimmere Sachen. Hast du nicht gehört, was über deine Mutter gesprochen wird?“

Ein eiskalter Schauer lief über Jakes Rücken. Einen Moment lang war er sprachlos. „Nein!“, rief er dann. „Lisbeth, wer erzählt hier was für Dinge? Sag schon!“

Sie zuckte mit den Schultern.

Jake griff wieder nach ihrem Arm. „Wer sagt, dass es in meinem Haus spukt? Erzähl es mir, bitte.“ Dieses Mal war sein Ton dringend, energisch. Er hatte Tränen in den Augenwinkeln, die er aber trotzig zurückdrängte.

„Ich weiß nicht – alle, ich meine, neulich war es der Diensthote vom Bürgermeister. Er ging mit ein paar Jungen vom Dorf hier vorbei, sie sahen mich und sagten: ‚Sieh zu, dass du einen großen Bogen um das Haus machst – da kann zu jeder Zeit ein toter Schiffbrüchiger aus der Tür springen.‘ Dann lachten sie laut.“

Jake biss sich auf die Lippen und ballte die Hände zu Fäusten, um den Zorn zu unterdrücken, der in ihm aufstieg. „Und solche Sachen glaubst du, Lisbeth?“, fragte er schließlich.

Sie seufzte. „Früher erzählte man sich, deine Mutter sei krank, aber jetzt wird gemunkelt, dass sie nicht ganz richtig im Kopf gewesen sei, und manche behaupten sogar ...“ Sie zögerte.

„Manche behaupten was, Lisbeth?“, presste er hervor.

„Dass sie mit Geistern geredet hat.“

Jake lehnte sich an die Mauer des Hauses und stützte seinen Kopf auf die Unterarme. Die Straße und die Häuser schienen sich zu drehen.

Lisbeth klammerte sich an seinen Arm. „Was ist, Jake, soll ich Hilfe holen?“

Jake stieß sie sanft von sich und nahm Tedwins Zügel in die Hand. „Ich bin nur etwas müde. Sei ehrlich und sag es mir gleich, wenn du nicht vorhast, den Sohn einer angeblich Irrsinnigen zu heiraten“, sagte er verbittert.

„Anständig wäre es gewesen, wenn du von Anfang an ehrlich über den Geisteszustand deiner Mutter gesprochen hättest. Ich habe gehört, dass diese Krankheiten vererbt werden können.“ Sie drehte sich um und Jake hörte, wie ihr Holzwagen auf dem Kopfsteinpflaster davonrumpelte.

Es war ihm, als hätte er einen glimmenden Docht schützend in der Hand gehalten, in der Hoffnung, dass er ihn wieder entfachen könnte. Jetzt war er aber erloschen und die Dunkelheit drohte ihn vollständig zu verschlingen.

Frühling 1837

„Er hat seine Zahlen gut gelernt“, lachte Charlotte. „Schau Franny, er versucht, die Tischdecken zu zählen.“

Nach dem langen, stürmischen Winter verwandelten erste Sonnenstrahlen einen ungetrübten Himmel in leuchtendes Azurblau. Zum ersten Mal hatte Franny die Wäsche draußen an der Leine aufgehängt.

„Helfen die Herrschaften mit der Wäsche oder treiben sie mit mir Spaß?“, rief Franny, als Charlotte sich hinter einem Laken versteckte und ihr kleiner Bruder, der vor lauter Lachen kaum laufen konnte, sie zu finden versuchte.

„Oh, ich hatte vergessen, dass solche Aufgaben inzwischen unter Ihrer Würde sind, Lady Charlotte.“

„Und solche Frechheiten sind unter deiner Würde, Franny. Du vergisst, dass meine und deine Stellung anders ist als früher.“

„Und trotzdem suchst du mich auf, weil du mir sicher etwas zu erzählen hast“, war Frannys trockener Kommentar.

Da ertönte eine strenge Stimme. „Der Lord braucht seinen Nachmittagschlaf. Was hat er hier bei der Wäsche zu suchen, Georgiana?“ Mrs Gibbs war an der Tür zum Garten erschienen. Sie nahm das Kind auf ihre Arme und verschwand wieder, begleitet vom Geklapper ihrer Schlüssel.

„So, jetzt haben wir unsere Ruhe und du erzählst mir gefälligst, was du gestern den ganzen Tag mit Mr Linreed getrieben hast! Und blick nicht so verträumt, sonst reiche ich dir Schürzen zum Aufhängen. Das bringt dich schnell auf den Boden zurück.“

Charlotte setzte sich auf die Bank neben der Küchentür. „Ach, da gibt es nichts zu erzählen, Franny. Er wollte mir seine neue Kutsche zeigen, und wir sind nach Newquay gefahren und wieder zurück, das ist alles.“

Franny schaute hinter dem Kopfkissenbezug hervor, den sie gerade auf die Leine gehängt hatte. „Ist es für eine junge Dame nicht unangemessen, nach so kurzer Bekanntschaft mit einem jungen Mann alleine unterwegs zu sein?“

„Mein Vater hat nichts dagegen. Es war sogar seine Idee! ‚Unterhalten Sie die kleine Plaudertasche für mich und amüsiert euch schön‘, sagte er zum Abschied.“

„Das überrascht mich. Charlotte, du weißt, dass Mr Linreed ein Mann von Welt ist, einiges älter als du. Und dass du nicht die erste Frau bist, der er seine Kutsche vorgeführt hat.“

„Franny, kannst du ein Geheimnis für dich behalten?“

„Klar. Heraus damit.“ Franny stellte den Korb mit den Wäscheklammern auf den Boden und setzte sich zu Charlotte auf die Bank.

„Gestern sagte er mir, als wir am Strand entlanggingen, dass er für eine Frau noch nie so gefühlt hat wie für mich. Ich würde ihn aus der Fassung bringen, er könne Tag und Nacht an nichts anderes als an mich denken.“

„Und er kennt dich ... seit wie vielen Tagen? Zwei? Es gibt Männer, die sich einen Sport daraus machen, Tag und Nacht an eine Frau zu denken, bis sie jener Frau überdrüssig sind. Und dann ist eine andere an der Reihe. Bevor du dein Herz an ihn verlierst, solltest du dich vergewissern, dass er nicht einer von jener Sorte ist, versprichst du mir das? Du hast Maggie versichert, du würdest Herzensangelegenheiten immer mit mir oder Jake besprechen.“

Charlotte zog einen Schmolle Mund. „Genau das mache ich doch gerade. Ich bespreche es mit dir.“

Franny verdrehte die Augen. „Du besprichst es nicht mit mir, du erzählst nur davon und willst meine Zustimmung.“

„Franny, es ist zu spät. Ich habe schon längst mein Herz an ihn ver-

loren. Wenn er mich anblickt unter seinen langen Wimpern, mit diesen romantischen Augen, und wenn sein ganzes Gesicht voller Lachfalten ist und sein Schnurrbart wackelt, da schmelze ich einfach dahin, ehrlich. So einem Mann bin ich in meinem ganzen Leben noch nie begegnet. Und wenn mein Vater seine Zustimmung gibt, was will ich mehr?“

Franny seufzte und sagte nichts.

„Ich hatte Angst, Mr Linreed wäre zu gut für mich. Aber mein Vater schwärmt davon, wie würdig ich die Greenwold-Dynastie vertrete, er ist stolz auf mich. Wenn du wüsstest, wie lange ich gewartet habe, diese Worte aus seinem Mund zu hören, Franny! Nur, ich habe Angst, Jake davon zu erzählen.“

„Ich vermute, Jake hat Augen und Ohren und ist selber darauf gekommen.“

„Er freut sich bestimmt nicht. Jake ist stark, ernst, verlässlich. Aber er belehrt mich wie ein Schulmeister. Mr Linreed bringt mich zum Lachen. Bei Jake muss ich vor dem nächsten Vortrag Angst haben. Mr Linreed macht mir Komplimente. Jake will mich verbessern, Mr Linreed will mich bewundern. Mein Vater sagt, Jake sollte am besten Priester werden. Findest du das nicht lustig, Franny?“

„Nein. Jake fühlt sich dir gegenüber verpflichtet, Charlotte. Du solltest für seine Fürsorge dankbar sein.“

„Aber das bin ich, Franny! Mit Jake ist es wie mit meinem alten Stoffbären. Er gehört einfach dazu, er ist mir vertraut, und ich will ihn trotz seiner Eigenarten als Freund haben. Aber an Mr Linreed sehe ich, wie ein Gentleman zu sein hat. Dagegen wirkt Jake hölzern und ungehobelt.“

Franny sagte nichts. Sie stand auf, schüttelte Erde von ihrer Schürze und hängte einen letzten Kissenbezug an die Leine.

Charlotte sprach unentwegt weiter. „Zum Beispiel ist Jake feige, wenn es um den Turm geht. Er macht einen großen Bogen um ihn. Mr Linreed dagegen hat keine Angst. Er geht ganz unbefangen mit dem Turm um, marschiert einfach auf ihn zu, macht Witze über ihn und verspricht mir, dass er mir bald ein spannendes Geheimnis offenbaren wird. Ich kann es kaum erwarten.“

„Und das alles soll für seinen Charakter sprechen und beweisen, dass er ein guter Mensch ist?“

„Was hast du immer mit dem Charakter, Franny? Er ist männlich, stark, mutig, unwiderstehlich.“

„Wunderbare Eigenschaften für einen Ehemann“, meinte Franny sarkastisch. „Ich muss Karotten für das Abendessen schälen, Charlotte.“

„Vater sagt, ich bin erwachsen geworden und ich werde die Welt mit neuen Augen sehen. Ich werde lernen, Dinge infrage zu stellen, die ich bisher als selbstverständlich hingenommen habe.“

„Na ja, hoffentlich stellst du nicht die falschen Dinge infrage.“

Offensichtlich war es Zeit, das Thema zu wechseln. Charlotte folgte Franny in die Küche und setzte sich an den Tisch, an dem Franny anfang, Karotten zu schrubben.

„Genug von mir, Franny. Erzähl du mir von dir und Dickon. Ich bin jetzt eine junge Frau, die von solchen Sachen etwas versteht.“

„Leider gibt es nichts Neues zu berichten, Charlotte! Alles läuft wie erwartet. Zuerst kam vor langer Zeit die cremefarbene Perlenkette, einige Monate später waren es die passenden Ohrringe, letzte Woche schenkte er mir das Armband dazu. Es fehlt nur noch –“

„Der Ring!“, rief Charlotte begeistert und sprang vom Stuhl, um Franny in einer stürmischen Umarmung zu umklammern.

„Nur mit der Ruhe, Kind.“

„Wie kannst du so ruhig sein, Franny, wenn du dich bald verloben wirst!“

„Eine Verlobung ist eine äußerst nüchterne Angelegenheit, findest du nicht auch?“, fragte Franny mit einer hochgezogenen Augenbraue.

„Überhaupt nicht!“, wandte Charlotte ein. „Vielleicht macht Dickon seinen Heiratsantrag bei Rosalindes Hochzeit! Was ziehst du an? Sag bloß nicht, du hast dir noch keine Gedanken darüber gemacht!“

„Es ist noch eine Ewigkeit bis dahin.“

„Ich weiß nicht nur, was ich bei Rosalindes Hochzeit anziehen will, sondern auch bei meiner eigenen. Ist das nicht eine gute Planung?“ Sie beugte sich mit leuchtenden Augen nach vorn. „Willst du wissen, was ich für Rosalindes großen Tag anziehen werde? Aber du darfst mich nicht tadeln, dass ich eitel bin.“

„Du willst es offensichtlich erzählen, also bin ich ganz Ohr.“

Franny bearbeitete die Karotten, während Charlotte mit vielen Worten

das tiefrote Kleid beschrieb, von dem sie immer geträumt hatte und das jetzt für sie maßgeschneidert werden sollte.

Lange nachdem Charlotte fortgehüpft und das Gemüse fertiggekocht war, saß Franny immer noch am Küchentisch, bis das Klappern von Mrs Gibbs' Schlüsseln sie daran erinnerte, dass Lady Agnes auf ihren Tee wartete. „Gott weiß, ich gönne dem Kind das Glück vom eigenen Heim und Herd“, seufzte sie. „Und mir selber auch.“

Sie erhob sich von ihrem Stuhl und setzte den Wasserkessel auf den Herd.

Sommer 1837

Der strahlende Frühling hatte den Weg für heiße Sommertage gebahnt. Die Bewohner von *Birch Hollow* stellten sich auf eine Apfel- und Trauben-ernte ein, die alle Rekorde brechen würde.

„Willst du nicht hereinkommen?“, rief Jake, als er Charlotte am Stall vorbeigehen sah. „Ich sehe dich in letzter Zeit kaum.“

„Oh, du bist es, Jake!“

„Charlotte, tu nicht so, als ob du mich nicht bemerkt hättest. Was ist in letzter Zeit los mit dir? Du schaust mir nicht mehr in die Augen.“

Charlotte hielt an, blickte von einer Seite zur anderen und dann auf den Boden. „Du bist in meiner Gegenwart immer verärgert. Und außerdem habe ich zu tun. Ich soll Vater bei der Verwaltung von *Birch Hollow* unterstützen und muss viele neue Dinge lernen. Es geziemt sich für meinen Stand nicht, mich im Pferdestall aufzuhalten, meint er. Ich muss mich meinem Rang entsprechend verhalten. Ich soll auch nicht mehr so viel in der Küche bei Franny sitzen. Er sagt, ich benehme mich wie eine Frau vom Dorf, wenn ich mich zu viel bei den Bediensteten aufhalte.“

Jake verschlug es einen Moment lang die Sprache. „Aber du *bist* eine Frau vom Dorf – und was ist schon schlimm daran?“, wandte er ein. „Von mir hast du gelernt, dass wahre Adlige sich überall wohlfühlen. Das ist ihr Markenzeichen. Sie fühlen sich bei der Apfelernte mit den Dorfkindern genauso wohl wie bei einem Bankett mit dem König. Ich hatte gehofft,

dass du so eine Lady wirst.“ Sein Ton war nicht ungehalten oder verärgert, nur traurig.

„Du hast keine Ahnung von diesen Dingen, Jake. Habe ich nicht genug Zeit mit den Dorfkindern verbracht? Jetzt muss ich zum Ausgleich meinen Platz in der Gesellschaft finden, meint mein Vater.“

„Und was meinst du selber, Charlotte? Die Gesellschaft – meinst du damit Mr Linreed?“

Charlotte stemmte ihre Hände in die Hüften und blickte Jake zornig an. „Was um Himmels willen geht dich Mr Linreed an?“

Jake trat heraus in die Sonne, um Charlotte direkt in die Augen blicken zu können. „Solange du mich etwas angeht, geht Mr Linreed mich auch etwas an“, sagte er energisch. „Merkst du nicht, dass du fast jede freie Stunde mit einem Mann verbringst, den du kaum kennst? Was würde Maggie denken?“

Dieser letzte Satz brachte das Fass zum Überlaufen.

„Komm mir nicht schon wieder mit Maggie!“, schimpfte Charlotte. „Du bringst sie immer ins Spiel, wenn dir etwas an mir nicht passt! Mein Vater hat mir inzwischen manches erklärt. Ich lerne eine andere Welt kennen. Ich bewege mich unter angesehenen, erfolgreichen, gebildeten Menschen, die es im Leben zu etwas gebracht haben.“

„Und wir haben es zu nichts gebracht, nur weil wir bescheiden waren? Nur weil meine Mutter einen Mann mehr liebte als das Geld? Erinnerst du dich nicht mehr an deine erste Zeit hier? An die Schläge, den Spott, die Ohrfeigen, dein Heimweh nach Maggie?“

„Das war damals, Jake. Und über diese Dinge darfst du nie wieder sprechen. Mein Vater würde aus der Haut fahren“, erwiderte Charlotte tadelnd.

„Das war damals? Und was ist jetzt, Charlotte?“ Jake ergriff ihre Hände. Er spürte, wie ihre Arme steif wurden und sie ihn auf Abstand zu halten versuchte.

„Jake, ich habe mich in Mr Linreed verliebt und mein Vater freut sich darüber. Was kann daran falsch sein, wenn ich glücklich bin? Ich habe das Gefühl, zum ersten Mal im Leben richtig zu lachen und Spaß zu haben. Und du kommst schon wieder mit der Rute, um mich zu strafen. Mr Linreed sagt –“

„Sag mal, Charlotte, bist du von allen guten Geistern verlassen? Kannst du bitte einmal etwas sagen, was von dir selber kommt und nicht von deinem Vater oder diesem Mr Linreed?“

„Übrigens, mein Vater macht sich immer noch Gedanken um den Schiffbrüchigen, den Maggie gesehen haben will. Er meint, nichts von dem, was sie gesagt habe, sei glaubwürdig. Anscheinend behauptet jetzt irgendein Dummkopf vom Dorf, Beweise gefunden zu haben, dass Maggies Geschichte doch stimmt. Mein Vater befürchtet, dass wieder eine Geister-Manie ausbrechen könnte. Er will das mit aller Macht verhindern.“

Jakes Knie wurden weich. Mit einem Schlag wurde ihm klar, dass Charlotte tatsächlich in einer anderen Welt lebte, in einer Welt mit anderen Wahrnehmungen und einer anderen Geschichte. Lord Greenwold hatte Maggies Ruf ruiniert, um sich gegen die Entdeckung der Wahrheit abzusichern und so einen Skandal zu vermeiden. Er war offenbar auf der Hut.

Jake sagte nichts. Der Ernst der Lage schockierte ihn. Jedes Wort könnte das endgültige Aus seiner Verbindung zu Charlotte bedeuten. Er presste seine Lippen zusammen und schüttelte nur den Kopf.

Als Charlotte seine Betroffenheit sah, wurde ihre Miene plötzlich weich und sie legte ihre Hand auf seinen Arm. Sie streckte sich hoch und strich mit einem Finger über Jakes Wange.

„Komm, Jake. Lass uns Freunde bleiben. Ich will nicht, dass du auf mich böse bist. Aber jetzt muss ich gehen. Mr Linreed wartet auf mich und will mir etwas am Turm zeigen, das mich interessieren wird. Er kennt jeden Winkel und jeden Stein am Turm!“

Der letzte Satz saß wie ein Messerhieb. Wie im Traum zwang Jake seine Füße, ihn zurück in den Stall zu tragen. Er fühlte ein Stechen in seinem Kopf. Irgendwo in seinem Bewusstsein nahm er Tedwins Schnauben wahr. Das vertraute Geräusch war wie ein Geflüster von einem fernen Planeten, auf dem die Welt noch in Ordnung war. Er stolperte in den Stall, ließ sich auf einen Holzschemel fallen und stützte seinen schweren Kopf in die Hände.

Weitere kleine Puzzlestücke trieben in seiner aufgewühlten Seele unwillkürlich aufeinander zu und ergaben ein Bild, vor dem es ihm graute: Lisbeths Anspielungen auf Maggie; Momente des Unbehagens, wenn Charlotte über ihren Vater sprach; Mrs Earlings klare Worte. Warum hatte

er das instinktive Gefühl beharrlich ignoriert, dass Charlottes Annäherung an ihren Vater nicht der große Glücksfall war, für den alle sie hielten?

Aber selbst wenn er gewusst hätte, wie perfide Lord Greenwolds Pläne waren – was hätte er dagegen ausrichten können? Oder gegen das dichte Netz der Intrigen, das der Lord um ihn und die Erinnerung an seine Eltern gewoben hatte? Gegen die kalkulierte Rhetorik, mit der Lord Greenwold die Lebensgeschichte aller, die mit ihm zu tun hatten, so umschrieb, wie es ihm gefiel?

Auch wenn er den Handschuh und den Kompass behalten hätte, um Maggies Geschichte beweisen zu können, hätte Lord Greenwold eine passende Erklärung herbeigezaubert und Jake teuer für sein Aufbegehren bezahlen lassen. Gegen diese Niederträchtigkeit, mit der es dem Lord gelang, unbequeme Tatsachen rechtzeitig auszulöschen oder in den Dienst des eigenen Erfolgs zu stellen, war er machtlos.

Die Nachmittagssonne schien durch die Ritzen an der Decke des Stalls, als Jake die Leiter zu seinem Zimmer hochkletterte. Er öffnete eine Schublade in seinem Schreibtisch und nahm das Tagebuch seiner Mutter in die Hand. Er setzte sich an den Tisch und schlug die Seite auf, auf der ihre letzten Worte geschrieben waren:

*Lieber Jake,
das, was ich über den Seefahrer erzählt habe, ist wahr. Er war*

Er holte eine Feder und ein Tintenfass und fing dort zu schreiben an, wo seine Mutter aufgehört hatte.

*Er war ... was, Mutter?
Was wolltest du mir noch sagen, nachdem ich längst aufgehört
hatte, mich für jenen Vorfall zu interessieren, der dich so sehr
betrübt hat, dass er dich krank machte?"*

Er kaute an der Spitze seiner Schreibfeder.

*Ich bin gescheitert, Mutter. In allem, was mir jemals wertvoll
war.*

Charlottes Vorwürfe kreisten im Kopf herum und schmerzten immer mehr.

Meine Versuche, Charlotte zu beschützen, haben sie in die Arme eines Mannes getrieben, der ihrer nicht würdig ist. Genau davor hattest du Angst. Während ich schreibe, geht sie mit ihm zum Turm. Mich mit Mr Linreed zu vergleichen, schmerzt so sehr. Der Mann, der alles ist, was ich nicht sein kann. Er bringt Charlotte zum Lachen, er schenkt ihr die Unbeschwertheit, die sie schmerzlich vermisst hat. Während ich nach meinem eigenen Glück greifen wollte, suchte sie nach ihrem. Ich kann es ihr nicht übelnehmen. Es wäre auch nicht verwerflich, gäbe es nicht diese nagende Gewissheit, dass Lord Greenwold es mit seiner Tochter nicht so gut meint, wie ich bisher gehofft habe.

Es war eine Art Beichte. Wie schön es jetzt wäre, wenn er das Blatt in einen Umschlag stecken und es auf die Post bringen könnte, wie er es in den Jahren seiner Abwesenheit von daheim getan hatte! Mit der Aussicht, einige Tage später Maggies Antwort zu bekommen.

Er blätterte nachdenklich durch die Seiten des Tagebuchs. In vielen Einträgen ging es um Lappalien des Alltags. Charlottes erstes Lächeln, ihr erster Zahn. Charlottes erste Worte. Der Tag, an dem Charlotte ein Waisenheim für Schnecken gründete und einen Korb voll mit den armen Kreaturen ins Wohnzimmer brachte. Ein Ausbruch von Angst, nachdem Maggie Lord Greenwold auf dem Markt gesehen hatte. Ob er seine Tochter schon jetzt holen wollte?

An einigen Stellen im Buch waren Seiten ausgerissen, auf anderen gab es Bruchstücke von lesbarer Schrift zwischen Passagen, die durchgestrichen waren. Mittendrin entdeckte Jake den Satz:

Schmerz, der so ungeheuerlich ist, wird aufgeschrieben und dann verbrannt.

Schade, dachte Jake. Aber vielleicht war es besser so. Er las weiter:

Das Schlimmste ist das Schweigen Gottes. Ich erreiche ihn nicht. Ich hämmere an seine Tür, aber es macht keiner auf. Dass er Peter genommen hat, ist sein gutes

Recht. Aber dass er sich selber aus dem Staub macht, das begreife ich nicht. Peter ist weg und hat meinen Gott mitgenommen. Oder Gott hat Peter mitgenommen. Auf wen von den beiden soll ich zornig sein?

Wie kann Gott mich schreien hören und ungerührt bleiben, als ob nichts wäre? Ist das der liebende Gott, an den wir geglaubt haben? Hat er sich in ein Monster verwandelt?"

Ein paar Seiten später schrieb sie von einem Spaziergang nach Sedgeworth Cove. Jake wischte die Tränen weg, die ungehindert über sein Gesicht flossen, und las aufmerksam:

Hier haben sie seine Leiche gefunden. Auf jenen Felsen dort drüben.

Es folgten Gedankenketten – ihre Freude auf das Kind, das sie unter dem Herzen trug.

Der Himmel ist sternenklar. Milliarden von winzigen Leuchten spicken die schwarz-samtene Flimmelsweite und der silbrige Lichtschein des Halbmondes schneidet eine Bahn mitten durch sie hindurch. Wie konnte ich behaupten, dass Gott fern ist? Dass er mit verschränkten Armen auf seinem Thron sitzt, während mein Herz blutet? Er hat schon etwas getan. Er schuf diesen Himmel und zeigte ihn mir.

Einem plötzlichen Impuls folgend, schlug Jake das Buch zu, wickelte es wieder in das Ledertuch und legte es in die Schublade, die er sorgfältig abschloss. In Windeseile war er draußen und ging mit schnellen Schritten Richtung Hipperclove. Er nahm die Straße, die am Dorf vorbei direkt nach Sedgeworth Cove führte.

Eine kühle Abendbrise wehte und roch frisch und salzig. Eine gelegentliche Kutsche kam ihm entgegen, die lachende Ausflügler vom Strand zurück in die Stadtvillen in St. Ives oder Newquay brachte. Der Strand war menschenleer, als er ihn erreichte. Das Meer lag still da und glänzte im Licht der untergehenden Sonne mit einem rötlichen Schimmer. Jake zog seine Schuhe aus und watete ins Wasser. Die sanften Wellen umspülten seine Knöchel.

„Hier lernst du das Meer von seiner sanften Seite kennen“, hatte sein Vater ihm einmal gesagt, als er ihn als Kind herbrachte.

An Hippercloves Klippen gab es das Meer nur in einer anderen Laune: als tobende Kraft, die alles verschlang, was ihr in den Weg kam. Die Wellen donnerten schäumend an die Felsen, überschlugen sich und zogen sich grimmig in die Weite des Meeres zurück. Hier in Sedgeworth dagegen war das Meer zahm und mild.

Jake legte sich auf den Sand, stützte den Hinterkopf auf seine Arme und schaute in die Sterne, wo er den großen Bären und den Schützen ausmachen konnte. Der Wind streichelte sein Gesicht und er schloss die Augen. In seiner müden Fantasie flossen all die Himmelskörper zusammen in einen einzigen Stern, der vor langer Zeit über einem kleinen Dorf mitten in einem unterdrückten Land stehengeblieben war.

Es folgten Bilder von einer Futterkrippe, einer weinenden Mutter, von Nägeln und zwei Holzbalken, vom wilden Johlen einer aufgebracht Menschenmenge, die schadenfreudig auf das Schauspiel einer Hinrichtung wartete. Bilder aus der Ostergeschichte. Das Brüllen eines jungen Mannes, der blutig geschlagen wurde, vermischte sich in seinem Kopf mit den rauschenden Wellen und den Abendrufen der Möwen.

Nein, Gott hatte nicht tatenlos zugeschaut, als Leid, Trauer, Hass und Verrat jenseits von Eden erste blutigen Spuren hinterließen. Er war mit seinen gefallenen Geschöpfen zusammen in die Dunkelheit eingetaucht. Er verbannte den gefallenen Menschen aus dem Paradies, zog aber mit in die Verbannung. Und seitdem in jede Verbannung, in der ein verzweifelter Mensch seinen Beistand suchte.

„Kein Wunder, dass du hier Frieden gefunden hast, Mutter“, sagte Jake.

Als er sich wieder erhob, schleuderte der Sonnenuntergang schon feurige Zungen auf die Wellen.

Kapitel 13

Mit klopfendem Herzen schlich Charlotte aus dem Nebeneingang der Bediensteten und blieb stehen. Verschiedene Stimmen rangen miteinander in ihrer Seele. Sie wusste selber nicht warum, aber aus irgendeinem Grund wollte sie nicht, dass Franny von ihrem Gang zum Turm erfuhr.

Sie dachte an Jakes Abneigung gegenüber dem Turm. Noch nie war er bisher mit der Sprache herausgerückt, was genau er am Turm nicht mochte. „Es ist nur so ein Bauchgefühl“, sagte er immer.

Sie erinnerte sich auch an Maggies Angst vor der Ruine und an die Gerüchte, dass die Geister der Mönche dort lauerten und in stürmischen Nächten die Landschaft durchstreiften. Sie beschleunigte ihre Schritte, als sie an Mr Linreeds Versprechen dachte, ihr einige Geheimnisse über die Ruine zu verraten.

„Das wird dir gefallen“, hatte ihr Vater mit einem Augenzwinkern gesagt, bevor er mit der Hand durch ihr Haar fuhr und sie auf den Kopf küsste. Danach hatten sich die beiden Männer von ihr verabschiedet und sich auf den Weg in die Stadt gemacht. Offensichtlich wusste ihr Vater von der geplanten Verabredung zwischen ihr und Mr Linreed und hatte beschlossen, dass es ihrer beider Geheimnis blieb. Charlottes Lächeln spiegelte ihre Verlegenheit wider.

Endlich hatte die Uhr sechs geschlagen, fünfzehn Minuten bevor sie mit Mr Linreed verabredet war. Der Weg durch die Birken und über die Mauer, den sie seit ihrer Kindheit so gut kannte, kam ihr wie eine Ewigkeit vor. Schließlich ragte der Turm vor ihr empor, schmal und schwarz gegen das rote Abendlicht. Ein Bündel Sonnenstrahlen drang durch sein Fenster und erleuchtete die Wiese, auf der sich Charlotte schwitzend und außer Atem den Hügel hochkämpfte.

Mr Linreed stand bereits oben und winkte sie zum Turm hin. Er verbeugte sich, als sie ihn erreichte, blickte sie mit lachenden Augen an, strich ihr eine Haarsträhne aus den Augen und küsste ihre Hand lang und innig. Das Gefühl seiner Lippen auf ihrer Hand, die Berührung seiner rauen

Haut an ihren Fingern, der Duft seines Parfüms – das Bewusstsein, von so einem Mann begehrt zu werden, überwältigte sie.

„Es tut mir leid, Mr Linreed, dass ich so ungepflegt und verschwitz hier ankomme ...“, sagte sie, während sie Grasreste von ihrem Rock abklopfte.

„Die frische Luft und die Bewegung lässt Ihre Haut umso schöner strahlen, meine Liebe! Sind Sie bereit für die größte Überraschung Ihres Lebens, Lady Charlotte?“

Sie nickte eifrig und strahlte ihn an.

„Aber eines müssen Sie mir vorher versprechen.“

„Ich verspreche Ihnen alles, was Sie wollen, Mr Linreed.“

„Das, was ich Ihnen jetzt zeige, muss unser Geheimnis bleiben.“

„Ich sage es nur Jake, sonst niemandem.“

Mr Linreed runzelte missbilligend die Stirn. „Nicht einmal Jake, Lady Charlotte.“

„Aber er ist mein Freund und ich möchte ihm so gerne erzählen, was ich erfahre.“

„Nein, Mylady. Ich fürchte, er würde es nicht verstehen.“ Plötzlich grinste er. „Ihm überlassen wir die Möwennester – wir kümmern uns um Wichtigeres! Kinderspiele mit Vögeln gehören jetzt der Vergangenheit an, meine sehr erwachsene Lady!“

Charlotte versprach schließlich, auch Jake nichts zu verraten. Nebenbei fragte sie sich, woher Mr Linreed wusste, dass sie mit Jake immer zu den Möwenbrutstätten geklettert war. Auf einmal kamen ihr die Ausflüge zu den Möwen kindisch vor, und sie kicherte verlegen.

Mr Linreeds Gesichtszüge entspannten sich. Lachfalten breiteten sich wieder auf seinem Gesicht aus und seine Stimme wurde weich. „So mag ich Sie, Mylady. Einsichtig und abenteuerlich!“ Er streichelte über ihre Wange.

Danach drehte er sich zum dicken Vorhang aus Efeu um, der die alte Mauer bedeckte, und zog mit kräftigen Handbewegungen einige Stränge davon zur Seite. Wolken von Staub wurden aufgewirbelt und eine Fledermaus schoss über ihre Köpfe in die Luft.

Charlotte hustete und zog die Kapuze ihres Umhangs über ihren Kopf.

„Keine Angst. Schauen Sie, was wir hier haben, hinter diesen Efeuschichten.“

Alte raue Holzbalken, von eisernen Fassungen und Nieten zusammengehalten, wurden sichtbar.

„Warten Sie hinter mir, ich brauche beide Hände“, sagte er außer Atem. Es gab ein Schürfen und Kratzen, während er einen rostigen Riegel zurückzog und einen alten Schlüssel mit Mühe im Schloss drehte.

Charlotte trat einen Schritt zurück und ihr Herz begann schneller zu schlagen. Sie musste sich die Augen reiben. Eine Tür? Gab es eine Höhle oder einen Kellerraum unter dem Turm? Sie erinnerte sich mit einem Schaudern an die Fußspuren, die sie mit Jake zusammen entdeckt hatte. Mr Linreed drückte die eiserne Klinke herunter und schob mit beiden Händen und einer Schulter die schwere Tür nach innen. Charlotte trat hinter ihm in die dunkle Öffnung und stieß einen leisen Pfiff aus.

Der Luftstoß, der ihr entgegenschlug, war eiskalt, abgestanden, muffig. Sie zog ihren Umhang enger um ihre Schultern.

Mr Linreed zündete die Kerze in seiner Laterne an. Die kleine Flamme richtete in dieser Dunkelheit jedoch nur wenig aus. Es war eine Dunkelheit, die mehr als nur die Abwesenheit von Licht war. Sie war wie eine dicke Suppe, ein unterirdischer Nebel, stickig und undurchdringlich. Mr Linreed blickte nach hinten zu Charlotte und grinste sie an.

„Na, aufgeregt?“, fragte er, mit einem Hauch von Triumph in seiner Stimme. Ohne zu zögern, stürzte er sich in die dichte Finsternis.

Charlotte folgte ihm vorsichtig und versuchte, die beklemmende Angst zu verdrängen, die in ihr aufstieg. Den Gedanken, wie gern sie Jake jetzt bei sich hätte, schob sie schnell zur Seite. Mr Linreed griff nach ihrer Hand und zog sie hinter sich her. Der Weg führte leicht abwärts. Auf beiden Seiten des Gangs waren Kisten, Truhen und Fässer aufgestapelt.

„Eine unterirdische Vorratskammer!“, rief sie aus.

„Mehr als das – warten Sie ab“, erwiderte er.

Ihre Füße stolperten über den steinigen, unebenen Boden und im schaurigen Schein der Kerze wurden auf beiden Seiten des Weges Felswände sichtbar, die sich zu einer Höhle öffneten. Wasser tröpfelte von oben herab und rann an dem schleimigen Stein herunter. Das Plätschern hallte in der gewaltigen Kaverne wider.

„Langsamer, Mr Linreed“, bat Charlotte atemlos, „wo führen Sie mich hin?“

„Nur Mut – vertrauen Sie mir, meine Liebe. Sie mögen es doch gruselig, oder?“ Seine Stimme hallte, die Luft wurde kälter.

Sie stießen auf eine schmale Treppe aus Stein, an der ein Geländer befestigt war. Charlotte blieb stehen. Ihre Füße weigerten sich, weiterzugehen. Irgendetwas Unsichtbares in dieser Dunkelheit erfüllte sie mit Schrecken.

„Das Spannendste kommt erst noch“, trieb Mr Linreed sie an.

Trotz ihrer Benommenheit wollte Charlotte keine Schwäche zeigen. Ihre Neugierde, was unten im Tunnel auf sie warten würde, war stärker als ihre Angst.

„Hier unten hört der Weg auf, keine Sorge“, flüsterte Mr Linreed.

Am Fuß der Treppe passierte es. Etwas Klebriges streifte Charlottes Gesicht, sie schrie auf und ließ Mr Linreeds Hand los. Ihre Knie gaben nach, sie stolperte auf dem steinigen Boden. Ihr Ellbogen stieß gegen etwas Hartes und es folgte ein Klappern und Poltern.

Sie kniff ihre Augen zu und schlug ihre Hand vor den Mund, um weitere Schreie zu ersticken. Als sie die Augen wieder aufschlug, blickte sie im Licht der Laterne in die klaffenden Augenhöhlen eines Schädels. Sie schrak zurück, tastete nach der untersten Stufe der Treppe und bedeckte ihre Augen mit der Hand.

„Nein, nein!“, schluchzte sie und klammerte sich an das Geländer. „Mr Linreed, wo haben Sie mich hingebacht? Ich muss hier raus! Sofort!“

Mr Linreed hatte die Laterne auf dem Boden abgesetzt. In ihrem Schein sah sie auf der anderen Seite der Steintreppe einen Berg von Skeletten und Knochen, die an den Tunnelwänden aufgehäuft waren. Sie befanden sich mitten in einem riesigen unterirdischen Friedhof. Sie schluckte, um ihrer Übelkeit Herr zu werden.

„Lady Charlotte, was ist mit Ihnen?“

„Bringen Sie mich nach draußen“, flehte sie ihn an und zitterte am ganzen Körper.

„Sofort, natürlich!“

Er führte sie, halb stützend, halb tragend, die Treppe hinauf, an den Felswänden und den Kisten vorbei zurück zum Eingang.

„Es tut mir leid, Mr Linreed, ich wollte nicht feige sein“, entschuldigte sich Charlotte, als sie sich auf der Wiese vor dem Turm hingekniet hatten. „Es war nur der Schock. Seit Jahren spiele ich ahnungslos auf dieser Wiese,

und dann ist da so ein riesiger Friedhof direkt darunter. Die Gerüchte über die Mönche stimmen also doch! Es ist unglaublich!“

„Dann finden Sie es doch ein bisschen spannend, da bin ich aber froh“, antwortete Mr Linreed erleichtert.

„Und wie! Ich habe so viele Fragen, Mr Linreed. Woher wissen Sie von der Höhle unter dem Turm?“

„Von Ihrem Vater. Er benützt den Eingangsbereich in heißen Sommermonaten als Weinkeller. Nur seine engsten Vertrauten dürfen davon wissen. Wenn die Dorfbewohner erfahren, dass die Knochen der alten Mönche tatsächlich dort unten begraben sind, werden sie verrückt. Aus diesem Grund müssen Sie es für sich behalten, Sie gehören jetzt auch zum engsten Kreis.“

Das Kompliment entging Charlotte nicht. „Ich wusste, dass es an Teilen der Küste Labyrinth von unterirdischen Wegen gibt, aber ausgerechnet hier in *Birch Hollow* ...?“

„Das haben die Mönche zu ihrer Zeit schon entdeckt und ihr Kloster vermutlich deswegen hier gebaut. Lady Charlotte, Sie zittern immer noch. Hat die Höhle Ihnen so einen Schrecken eingejagt? Bei mir löst sie nur Gänsehaut aus! Eines Tages wird es Ihnen auch so gehen, darauf wette ich. Kommen Sie her.“

Er zog sie fest an sich, legte seine Arme um sie und streifte ihr Gesicht mit seinen Lippen. „Und das hier löst noch mehr Gänsehaut bei mir aus, Mylady. Schon das erste Mal, als wir uns begegnet sind, haben mich Ihre Unschuld und Ihre Natürlichkeit fasziniert. Sie besitzen eine unwiderstehliche Schönheit, die aus Ihrem Innern heraus strahlt.“

Charlotte nahm seinen Kopf in ihre Hände, zeichnete mit den Fingern die Konturen seines Kinns nach und schaute hoch in seine Augen. Ihre Haare hingen lose auf ihre Schultern herab, nur ein paar Strähnen hielt die Spange noch fest, die zu Tagesbeginn einen Hochsteckfrisur zusammengehalten hatte. Die Haube, die ihren Kopf vor dem kalten Wind schützen sollte, hing von ihren Schultern herunter.

„Es wird erzählt, dass Sie schon viele Frauen hatten“, sagte sie mit forschendem Blick. „Feine Frauen, elegante Frauen.“

„Aber nie so eine wie Sie, Mylady. Diese wilde Schönheit, diese Unverdorbenheit.“

„Ihre Nähe fühlt sich so tröstlich an“, flüsterte sie.

„Davon können Sie so viel haben, wie Sie möchten“, hauchte er ihr ins Ohr.

„Nein, so nicht“, kicherte sie. „Erst der Ring, dann der Kuss. In diesem Punkt halte ich mich stur an Maggies Anweisungen und bleibe unschuldig!“

„Ach, Ihre Maggie, muss die sich ausgerechnet in diesem Moment einmischen?“ Er küsste ihren Hals und streichelte ihre Wange mit seinen Fingern.

Dann wurde seine Stimme leise, leidenschaftlich. „Lady Charlotte, es vergeht keine Nacht, in der ich nicht davon träume, Sie in meinen Armen zu halten. Was würden Sie sagen, wenn ich Sie bitten würde, mich zu heiraten?“

Sie lächelte. „Bitten Sie mich, dann finden Sie es heraus. Aber fragen Sie meinen Vater vorher.“

„Ihr Vater hat schon ‚ja gerne‘ gesagt.“

„Aber ich habe immer von einem richtig romantischen Heiratsantrag geträumt, Mr Linreed. Nicht hier, mit dem schauerlichen Turm hinter uns. Sondern mit Stil.“

„Mit Stil – wie könnte das aussehen?“

„Zum Beispiel bei Rosalindes Hochzeit nächste Woche. Ich habe immer davon geträumt, bei meinem Heiratsantrag ein dunkelrotes Kleid zu tragen und eine Blume im Haar. Und mein Verehrer geht auf die Knie und weiht mir sein Leben mit Haut und Haaren. Jake und Franny haben mich immer ausgelacht und das ein romantisches Hirngespinnst genannt.“

„Nichts, was Sie sich wünschen, ist ein Hirngespinnst, Mylady. Jake und Franny haben keine Ahnung, wie man Träume erfüllt. Das ist meine Spezialität. Gut, so soll es sein: Sie in Ihrem verführerischen Kleid, ich mit einem Ring – und dann verkünden wir der ganzen Welt unser Glück.“

Er umschlang sie fester mit seinen Armen. „Haben Sie mir verzeihen, dass ich Ihnen mit den Gräbern so einen Schrecken eingejagt habe?“

„Es gibt nichts zu verzeihen, Mr Linreed. Es war aufregend. Jetzt weiß ich etwas, was Jake nicht weiß. Er wäre schwer beeindruckt, und ich hoffe, ich darf es ihm eines Tages erzählen! Es hat sich gelohnt, Angst zu haben, nur um von Ihnen getröstet zu werden!“

„So etwas Hinreißendes hat noch nie eine Frau zu mir gesagt! Aber jetzt muss ich mich von Ihnen losreißen, denn ich habe leider eine Verabredung.“ Er blickte ihr tief in die Augen, erhob sich und zog sie auf ihre Füße. Hand in Hand gingen sie den Hang hinunter zum Haus.

„Lieber Gott, du hast über Bitten und Verstehen all meine Lebenswünsche erfüllt“, betete Charlotte, als sie abends neben ihrem Bett kniete. „Ich danke dir dafür. Und ich glaube, Maggie würde sich freuen. Sie hatte immer Angst, ich würde nie einen geeigneten Mann zum Heiraten finden. Aber schau mal einer an, was für ein feiner Mann mich in sein Herz geschlossen hat.“

Ihre Gebete verwandelten sich in süße Fantasien und sie fühlte sich wie die Prinzessin in einem Märchen.

Erst nach Mitternacht verließ Jake den Strand und marschierte zurück nach Hipperclove. Nur der gelegentliche Ruf einer Eule durchbrach die tiefe Stille, die über der Landschaft lag. Die Wiesen, Hecken und Bäume waren in den silbernen Schein des Mondes eingetaucht. In der Ferne rauschten die Wellen, die von hier aus nur bei Nacht zu hören waren, wenn das Gepolter der Fuhrwerke und das Rufen der Bauern verstummt waren.

Jake dachte an die Kraft, die seit Urzeiten Tag und Nacht, ungeachtet der Turbulenzen der Weltgeschichte, gewaltige Wassermassen mit einem rhythmischen Ziehen und Stoßen über die Oberfläche des Planeten hin und her schob. Er hielt an, warf einen letzten Blick auf den Strand und klammerte sich an das Gefühl, den dünnen Faden zu einer unbeschwerten Kindheit wiederentdeckt zu haben.

„Zeig du auch mir einen Weg, wie damals meiner Mutter“, betete er, als er sich wieder in Bewegung setzte.

Da er nicht müde war, beschloss er, am Grab seiner Eltern zu halten, bevor er nach *Birch Hollow* zurückkehrte. Seit seinem Besuch bei Mrs Earling hatte er das Gefühl, dem Glück vergangener Zeiten hier am nächsten zu sein. Er schlich durch das Tor, nahm seinen Hut ab und stand mit gebeugtem Kopf vor den drei Hügeln. Was hatte seine Mutter in ihrem Tagebuch geschrieben?

Es ist besser, einen besonderen Menschen für kurze Zeit an meiner Seite gehabt zu haben und den Rest meines Lebens mit einem gebrochenen Herzen zu leben, als diesen Menschen nie in mein Leben gelassen zu haben.

Auf dem Weg von Sedgeworth Cove hatte er einen Strauß wilder Margeriten gepflückt und legte ein paar Blumen auf jedes Grab.

„Wir vier gegen den Rest der Welt“, flüsterte er.

Plötzlich wurde seine Ruhe empfindlich gestört. Schritte und ein lautes Klirren ertönten hinter dem Gebüsch, das den Friedhof von der Kirche trennte.

„Dachtest du wirklich, ich würde nicht kommen?“, erklang eine Frauenstimme.

„Nachdem wir uns nur zweimal gesehen haben, war ich mir nicht sicher“, antwortete ein Mann, der offensichtlich auf die Frau gewartet und Jakes leise Tritte im Friedhof nicht gehört hatte.

„Ich hatte Angst, dass so ein feiner Gentleman mich nicht eines Blickes würdigen würde!“

„Ein Mann, der von deiner Schönheit nicht an Ort und Stelle gefesselt ist, kann nicht normal sein. Seit meiner ersten Begegnung mit dir geht keine Nacht vorbei, ohne dass ich davon träume, dich in meinen Armen zu halten.“

„Und danach? Willst du mich etwa ruinieren?“

„Über das Danach machen sich wahre Liebhaber keine Gedanken, meine Schöne. Heute Nacht gehöre ich dir.“

„Dann machen wir aus dieser Nacht eine Ewigkeit. Und das Danach werfen wir in den Wind.“

Jake konnte es nicht fassen – er wollte nichts Weiteres mehr hören. Mit angehaltenem Atem und auf Zehenspitzen huschte er vom Friedhofsgelände und eilte nach Hause. Die Stimmen waren ihm nicht fremd gewesen – er hatte soeben ein Gespräch von Lisbeth und Mr George Linreed belauscht ...

Herbst 1837

Das wachsende Prestige der Familie Greenwold sollte als Höhepunkt der Herbstwochen mit Rosalindes Hochzeit gekrönt werden. Keine Kosten wurden gescheut, um *Birch Hollow* prunkvoll in Szene zu setzen. Wochenlang wurden verschiedene Sorten von feinstem Teig geknetet und zu auserlesenem Gebäck verarbeitet, Köstlichkeiten und Konfekt dekoriert, Fleisch gewürzt und zur Aufbewahrung in die Eiskammer gelegt.

Lady Agnes führte Regie. Sie erteilte Anweisungen zu Blumenarrangements und änderte sie wieder, weil ihr die Farben nicht gefielen. Sie warf das geplante Hochzeitsmenü mehrmals am Tag über den Haufen, schrieb immer wieder neue Gästelisten, je nachdem, welche Bekannten gerade in ihrer Gunst standen oder ihr plötzlich zuwider waren. Bei jeder Anprobe des Hochzeitskleides war sie dabei, überwachte jeden Knopf, der angenäht, jede Rüsche, die an die Taille, jede Schleife, die an dem Saum angebracht wurde.

Ganz Hipperclove putzte sich fein heraus, alle waren eingeladen. Für den Hochzeitsabend war geröstetes Spanferkel im Park angesagt. Es gab Flöße auf dem See für die Kinder, Tänze um den Maibaum, Feuerwerke auf dem Turmhügel. Der Wein sollte ungehindert fließen, Bierfässer wurden aus dem Keller getragen, weitere standen bereit. Lord Greenwold beherrschte die Kunst, ein Fest zu veranstalten, das in die Geschichte eingehen würde.

Gäste von nah und fern sammelten sich in der Dorfkirche, auf dem Friedhof und auf der Straße vor der Kirche und warteten darauf, einen Blick auf die Braut und ihre Familie zu erhaschen. Die beiden Schwestern hätten nicht unterschiedlicher aussehen können. Rosalinde, eine schimmernde Wolke in Creme und Rosa, bedeckt mit goldenen Rüschen und Schleifen, wurde am Arm ihres Vaters feierlich in die Kirche geführt, wo Graf Louis Bizet am Altar wartete. Ein Raunen ging durch das Kirchenschiff.

Hinter Rosalinde ging Charlotte in einem schlichten dunkelroten Kleid und mit einer einzigen Nelke hinter ihrem Ohr. Jake, der hinten in der Kirche saß, dachte mit einem Stich im Herzen, wie sehr Charlotte ihrer Großmutter ähnelte. Während er sie anstarrte, schweifte ihr Blick zur

Seite, aber nicht in Jakes Richtung, sondern dorthin, wo George Linreed unter den Ehrengästen saß. Ihre Augen trafen sich und Jake sah, wie sich ein Strahlen über Charlottes Gesicht breitete. Am liebsten hätte er sie an Ort und Stelle geschüttelt, sie wachgerüttelt und in aller Öffentlichkeit die Wahrheit über Mr Linreed hinausgebrüllt.

Nur am Rande hörte Jake die dröhnende Stimme des Pfarrers. „Allmächtiger Gott, schon bei der Erschaffung des Menschen hast du die Lebensgemeinschaft von Mann und Frau gewollt. Blicke auf dieses Brautpaar, das den Ehebund schließen will. Lass sie einander zugetan sein ihr Leben lang.“

Immer wieder wanderten Jakes Augen während der Ansprache unwillkürlich zu Charlotte, deren Kopf er von seinem Sitz aus gerade noch sehen konnte. Ihre Haare waren in einem Knoten in ihrem Nacken zusammengebunden. Ungezähmte Locken umrandeten ihren Kopf. Irgendeine ihrer Haarsträhnen fand immer einen Weg aus den Spangen und Haarklammern heraus. Jake gefiel diese ungepflegte Schönheit.

„Ich frage Sie, Graf Louis Berthold Jacques Bizet: Sind Sie hierhergekommen, um nach reiflicher Überlegung und aus freiem Entschluss mit Ihrer Braut Lady Rosalinde Aurelia Martha Greenwold den Bund der Ehe zu schließen?“

Mit abwesendem Blick lauschte Jake der monotonen Stimme. Er fing an, Pläne zu schmieden. Dieses Mal würde er auf den richtigen Moment warten, um mit Charlotte zu reden. Er würde weiser und umsichtiger sein als bei der letzten hitzigen Begegnung. Von Frederick hatte er erfahren, dass Mr Linreeds Pferd für seine Abreise am folgenden Tag vorbereitet werden sollte. Ohne die unmittelbare Nähe ihres Verehrers würde Charlotte hoffentlich ein offenes Ohr für ein ernstes Gespräch haben.

Er hatte am Strand gebetet, dass Gott ihm einen Weg zeigte, Charlotte zur Vernunft zu bringen. Vielleicht war seine Entdeckung auf dem Friedhof mitten in der Nacht die Antwort auf diese Bitte gewesen. Jetzt hatte er den unwiderlegbaren Beweis, dass dieser Mann ein Schurke war. Charlotte würde ihm glauben müssen, wenn er sie warnte, die Finger von Mr Linreed zu lassen.

Immerhin habe ich keine Verpflichtungen mehr gegenüber Lisbeth, dachte er mit Verbitterung, während Rosalinde ihrem Grafen ewige Treue gelobte. Wie sehr habe ich mich in ihr getäuscht! Und wie wenig werde ich sie

bemitleiden, wenn dieser unehrenhafte Betrüger sie in Windeseile abschüttelt, sobald er seinen Spaß mit ihr hatte!

„Heilige, o Herr, die Liebe dieser Brautleute und segne die Ringe, die sie als Gatten tragen werden, damit sie ihnen allezeit ein Pfand der Treue und ein Zeichen ihrer Liebe bleiben. Darum bitten wir durch Christus, unseren Herrn. Amen.“

Die Trauung war vorbei und die Festlichkeiten hatten begonnen. Charlotte wich nicht von Mr Linreeds Seite. Einmal beobachtete Jake, wie Lisbeth Mr Linreed kokett zuzwinkerte, als sie vorbeiging, und wie er mit einer leichten Neigung des Kopfes antwortete.

Jake stand im Schatten des Birkenwaldes und schaute von dort aus den Volkstänzen auf dem Rasen zu. Franny hatte sich zu ihm geschlichen und streckte ihre Hand aus.

„Schau mal, Jake!“ An ihrem Ringfinger strahlte eine Perle, von einer nagelneuen Goldeinfassung eingerahmt, die in der Sonne glitzerte.

Der Anblick verwandelte Jakes müden Gesichtsausdruck in ein fröhliches Lachen. „Und jetzt auch noch ein Ring! Liebe Franny, ich bin nicht überrascht, und ich gratuliere dir von Herzen! Die nächste Hochzeit lässt schon grüßen, das ist eine feine Sache. Gott weiß, Dickon hat für dich hart gearbeitet. Er hat Glück, dich gewonnen zu haben. Ich gönne euch eure Freude!“

„Ist es nicht angemessen, dass ein Mann sein Glück hart verdienen soll?“, gab Franny lachend zurück. „Aber das ist nicht der Grund, weswegen ich mit dir reden wollte“, fuhr sie fort. „Irgendwas ist doch mit dir. Du wirkst abwesend und zerstreut.“

„Du hast recht. Aber an so einem fröhlichen Tag muss dich mein Kummer nicht belasten, Franny.“

„Auf eins von drei Themen tippe ich. Lisbeth, Charlotte oder deine Mutter.“

„Da diese Themen den ganzen Inhalt meines Lebens ausmachen, wird es wohl eins davon sein.“ Franny warf einen Blick nach hinten, drehte nervös an ihrem Ring und senkte ihre Stimme.

„Jake, pass auf dich auf. Lord Greenwold setzt alles daran, den Ruf deiner Mutter bei den Dorfleuten zu zerstören. Wenn du dich wehrst, richtet er seinen Zorn auf dich – und er ist zu allem fähig, glaub mir! Wirklich zu allem.“

„Meinst du, die Gefahr ist mir nicht bewusst? Alle, die mit Lord Greenwold zu tun haben, wenden sich von mir ab, Franny. Wenn Charlotte nicht hier wäre, wäre ich schon längst weg.“

„Nein, du darfst niemals weggehen!“, ereiferte sich Franny und griff nach seinem Arm. „Charlotte braucht dich. Jake, ich werde mit diesem Mr Linreed nicht warm. Sie hat nur noch Augen für ihn. Er hat ihr weisgemacht, dass seine Eskapaden mit Frauen ein Ding der Vergangenheit sind, aber ich bin mir da nicht so sicher. Was können wir nur machen?“

„Vermutlich recht wenig“, antwortete Jake. „Ich will es trotzdem noch einmal versuchen. Es gibt Situationen, Franny, in denen man es immer falsch macht, egal, was man tut. Ihr nichts zu sagen, ist fahrlässig. Ihr etwas zu sagen, entfremdet sie nur.“

„Die Heirat ist beschlossene Sache, Jake. Vorhin sagte Charlotte mir: ‚Er hat mich gefragt und ich habe Ja gesagt.‘ Sie war übergücklich.“

Jake schloss die Augen und antwortete nicht. Franny zu verraten, wie sehr ihre Bedenken berechtigt waren, würde nur weitere Probleme bringen.

„Und was ist mit Lisbeth?“, fragte Franny schüchtern.

Jake zuckte mit den Schultern und sagte nichts. In dem Moment hörten sie Lady Agnes nach Franny rufen.

„Ich bin für dich da, wenn du mich brauchst.“ Sie drückte mitleidvoll seinen Arm und eilte davon.

Kapitel 14

Liebe Rosalinde,

die Lampions sind abgehängt, die Festtafel abgeräumt und mein rotes Kleid ist im Schrank verstaut. Seitdem Du weg bist, ist die Stimmung in Birch Hollow trüb. Wer hätte damals gedacht, als ich Deinen Schirm in den Fluss warf, dass eine Zeit kommen würde, in der ich Dich vermisse?

So lange waren wir damit beschäftigt, Deinen besonderen Tag unvergesslich zu machen. Was haben wir davor bloß gemacht? Mrs Gibbs ist kratzbürstig und eingeschnappt, unsere Mutter irritiert, rastlos und umtriebig. Nie habe ich sie so

„Was hast du in Rosalindes Zimmer zu suchen?“

Die Kälte der Stimme ließ Charlotte das Blut in den Adern gefrieren. Sie wandte sich um – es war ihre Mutter. Ihre Schreibfeder flog auf den Boden und Tinte spritzte in alle Richtungen.

„Siehst du? Du ungeschicktes Ding! Überall, wo du bist, entsteht Unordnung. Du passt nicht in dieses Haus. Ich verbiete es dir, dich in diesem Zimmer aufzuhalten. Mrs Gibbs! Hier muss gereinigt werden! Der Teppich ist verdreckt!“ Charlotte hob ihre Feder vom Boden auf und deckte das Blatt zu, auf dem sie gerade geschrieben hatte.

„Aber Mutter, Vater hat angeordnet, dass ich diesen Raum beziehe“, wehrte sie sich, „und Rosalinde hat sich darüber gefreut. Hier war unser kleines Frankreich, wir haben Französisch geübt und französische Sitten studiert.“

„Und unverschämt bist du auch noch, raus mit dir!“, zischte Lady Agnes. Ihre Stimme klang schrill, ein wildes Licht flackerte in ihren Augen. Ihre Haare sahen wild und ungepflegt aus.

„Mutter, du bist krank, soll ich jemanden holen?“

„Ich, krank?“, schrie Lady Agnes. „Du bist diejenige, die krank ist! Von Anfang an. Ein schwächlicher, wimmernder Säugling. Zu nichts nütze, nur im Weg! Und dann musste Greenwold, dieses Monstrum von einem Gatten, dich auch noch zurückholen, nachdem wir dich losgeworden waren.“

Charlotte griff nach ihrem Schreibzeug und flüchtete aus dem Raum. Das hektische Geklapper von Mrs Gibbs' Schlüsseln hallte bereits im Gang.

„Sie schon wieder hier, Lady Georgiana? Deshalb hat Ihre Mutter einen ihrer Anfälle. Sie ist immer so verstört, wenn sie in Ihrer Nähe war.“

Charlotte antwortete nicht. Sie rannte die Treppe hinunter, zum Haupteingang hinaus und in den Park. Mrs Gibbs wandte sich Lady Agnes zu, die weinend in Rosalindes Sessel gesunken war.

„Tinte! Überall auf Rosalindes Teppich hat sie Tinte gespritzt, Mrs Gibbs! Dieses Kind wird mein Untergang sein, ich verabscheue es, ich ertrage es nicht länger!“

„Kommen Sie, Mylady. Die Tinte schrubbe ich weg. Wir gehen zurück in Ihre Räume. Wollen Sie Ihren Tee nicht früher als sonst einnehmen? Soll ich Ihnen einen Beruhigungstee zubereiten lassen?“

Während sie durch den Park zum Turmhügel rannte, berührte Charlotte mit ihren Fingern einen kleinen Saphirring, den sie seit Rosalindes Hochzeit an ihrer linken Hand trug.

„Auch wenn meine Mutter mich noch so sehr hasst, auch wenn die ganze Welt gegen mich wäre, kann ich trotzdem mit aufrechtem Gang durchs Leben marschieren, weil George Linreed mich liebt und mich heiraten will“, sagte sie zu sich selbst.

Sie blieb an der Stelle stehen, an der die geheime Tür verborgen war. Hier hatte George ihr zum ersten Mal seine Liebe gestanden. Sie lehnte sich an die Efeuranken, schloss die Augen und durchlebte jedes Wort, jede Berührung in ihrer Fantasie noch einmal.

Der Turm hatte für Charlotte seinen Schrecken verloren. Die Ruine erschien ihr jetzt wie eine alte Freundin. Charlotte war zur Mitwiserin eines Geheimnisses geworden, das nur wenigen anvertraut war.

Ich würde mich fast trauen, alleine hineinzugehen, dachte sie und zog an einem Strang des Efeus. Eine Wolke aus Staub und Dreck regnete auf sie herab; schnell sprang sie zur Seite. Zu gerne hätte sie gewusst, wie weit die unterirdischen Gänge unter den Felsen reichten.

Und weil ich meine Angst vor dem Turm verloren habe, habe ich auch vor meiner Mutter und vor Mrs Gibbs keine Angst mehr!

Am Abend saß sie wieder an dem Schreibtisch, der früher Rosalinde gehört hatte.

So sehr ich mich über Deinen edlen Grafen freue, finde ich es doch schade, dass Du gerade dann weggezogen bist, als ich Dich als Schwester entdeckt habe. Aber so ist das Leben – natürlich konnte meine Zuneigung nicht mit den unwiderstehlichen Liebesschwüren eines sonnengebräunten Kavaliere aus dem Süden mithalten, der offensichtlich in Dich vernarrt ist, Du glücklichste aller Damen.

Aber stell dir vor. „Die Götter haben Dich nicht vergessen“, ließ Dickon mich gestern scherzhaft wissen. Dann ergänzte er hinter vorgehaltener Hand: „Und die Mönche auch nicht“ – denn das darf er nicht zu laut sagen, sonst regt sich Harriet auf oder er bekommt von Fanny eine Ohrfeige.

Und denk Dir, Rosalinde, als ihr Frischvermählten euch auf den Weg machtet und wir noch weiter feierten, hat George Linreed um meine Hand angehalten. Formell, mit Ring und mit Liebeserklärungen, die so ernsthaft, so leidenschaftlich waren, dass ich ganz weiche Knie bekam! Ich bin außer mir vor Freude! Ich könnte Bäume ausreißen, durch Hipperclove rennen und alle Menschen umarmen, denen ich begegne. Womit habe ich so viel Glück verdient?

Ich halte an der Hoffnung fest, dass sogar meine Mutter sich irgendwann freuen wird, zumal Vater will, dass wir nach der Heirat in Birch Hollow leben und ihm mit der Verwaltung des Anwesens helfen.

Jake wird sich damit abfinden, davon bin ich überzeugt. Es ist für mich ein Wermutstropfen, dass er sich so kindisch verhält und mir mein Glück nicht gönnt. Vater denkt, er hängt zu sehr an mir, weil seine Mutter meine Amme war.

Aber jetzt zu fröhlicheren Dingen.

Gerade erzählte mir Vater, dass Ihr bei uns überwintern wollt, nachdem dein Gatte dir alle Schätze der Normandie in ihrer Herbstpracht gezeigt hat! Ich fühle mich geehrt, dass wir uns so bald wiedersehen und dass Ihr die windumwehte Küste Cornwalls dem milderen Winter im Süden vorzieht!

Das heißt, wir werden die Hochzeit so planen, dass Ihr dabei sein könnt. Es gibt nichts, was mir größere Freude bereiten würde! Zur Feier Eures Besuches werden wir alles auf Französisch haben – das Festmenü, die Musik, die Blumen, vielleicht sogar das Kleid.

Und sobald Du hier bist, erzähle ich Dir noch ein Geheimnis, wenn der liebe Mr Linreed es mir erlaubt. Es hat mit dem Anwesen hier zu tun, und Du wirst es kaum glauben, wenn Du es hörst!

Deine glückliche, Dich herzlich umarmende Charlotte

„Lady Agnes ist heute unruhig, Mylord. Die Oktoberlüfte bekommen ihr schlecht.“

„Wann ist Lady Agnes *nicht* unruhig, Mrs Gibbs? Müssen Sie wegen so einer Lappalie durch die Tür spähen?“

Mrs Gibbs kannte Lord Greenwolds Launen, auch wenn sie seinen Gesichtsausdruck hinter der Zeitung nicht ausmachen konnte. Heute war er abweisend und kalt. Sie betrat die Bibliothek.

„Es ist keine Lappalie, Mylord. Ihre Frau ist seit der Hochzeit in Missstimmung und stört sich an Lady Georgiana.“

Lord Greenwold zog eine Hälfte der Zeitung zur Seite und blickte Mrs Gibbs scharf an.

„Wie oft muss ich Ihnen sagen, dass sie seit geraumer Zeit mit Lady Charlotte anzusprechen ist!“

„Lady Agnes erlitt einen Zitteranfall“, fuhr Mrs Gibbs ungerührt fort, „und sie fing an zu schreien, als sie durch das Fenster sah, wie Mr Linreed Charlotte zum Abschied küsste. Seitdem tobt sie, wenn sie nur an Charlotte erinnert wird.“

„Lady Charlotte, Mrs Gibbs. Was geht es sie an, wen Lady Charlotte küsst? Sie hat sich jahrelang keinen Deut um das Kind gekümmert.“

„Es ist krankhaft, Mylord. Sie verdächtigt Lady Charlotte schon länger, Rosalindes Platz in der Familie einnehmen zu wollen, und jetzt meint sie, ihre Angst sei berechtigt, und sie wird hysterisch. Vor allem seitdem Lady Charlotte in Rosalindes Zimmer eingezogen ist.“

Lord Greenwold wandte sich wieder der Zeitung zu.

„Richten Sie ihr aus, sie soll sich zusammenehmen. Meine Tochter hat sich nützlich gemacht und *Birch Hollow* braucht sie. Sie hat meinen schlaun Kopf geerbt.“

Mrs Gibbs zögerte.

„Und falls sie Angst hat, dass Lady Charlotte Edwards Platz einnehmen könnte, sagen Sie ihr, dass diese Befürchtung unbegründet ist. Edward wird zu einem kompetenten Gutsherrn heranwachsen und Lady Charlotte wird ihm dabei helfen.“

Mrs Gibbs rührte sich nicht vom Fleck.

„Auf was warten Sie, Mrs Gibbs?“, fragte er in einem schärferen Ton.

„Die Sache ist ernst, Mylord. Lady Agnes besteht darauf, dass Ihre Tochter sofort weggeschickt wird. Sie macht klar, dass sie damit ‚Lord Winstons Tochter‘ meint. Wenn das nicht geschieht, will sie selber dafür sorgen, dass sie von hier verschwindet.“

Lord Greenwold lachte ungläubig, legte seine Zeitung ungeduldig zusammen und beugte sich in seinem Sessel vor. „Was heißt hier ‚Lord Winstons Tochter‘, Mrs Gibbs? Lady Charlotte ist ebenso Lady Agnes’ Tochter. Hier ist ihr Platz. Und mit welchem Recht besteht meine Gattin auf so einer Maßnahme, bitte schön?“

„Das weiß ich nicht, Mylord. Aber sie scheint fest entschlossen und stößt wütende Drohungen aus. Man muss befürchten, dass der jungen Lady etwas zustoßen könnte.“

„Das ist lächerlich, Mrs Gibbs! Sorgen Sie dafür, dass Lady Agnes beruhigt wird. Zur Not wird der Apotheker schon ein passendes Mittelchen wissen.“

Er nahm seine Zeitung wieder zur Hand, breitete sie vor seinem Gesicht aus und schlug die Beine übereinander. Offensichtlich war ihm nicht nach weiteren Diskussionen zumute. Doch Mrs Gibbs bewegte sich noch immer nicht von der Stelle und räusperte sich stattdessen.

„Was ist denn noch, Mrs Gibbs?“, kam Lord Greenwolds Stimme hinter der Zeitung hervor.

„Es ist ernster als Sie denken, Mylord. Ihre Frau spricht davon, sich mit Sir Forsythe-Drake in Verbindung zu setzen. Ihre Reden sind wirr und unverständlich. Aber ich befürchte ... kann es sein, dass Ihre Gattin diesen Mann näher kennt?“ Ihr Ton war betont unschuldig und zögerlich. Sie war sich bewusst, dass sie sich einem Pulverfass näherte.

Lord Greenwold rührte sich nicht hinter der Zeitung. Mrs Gibbs fragte sich, ob ihre Worte überhaupt zu ihm durchgedrungen waren.

Trocken, emotionslos und sachlich war schließlich die Reaktion. „Möglicherweise ... Dann tun Sie, was Sie tun müssen, Mrs Gibbs. Offensichtlich ist die Zeit gekommen.“

„Sie meinen ...?“

„Du hast mich gehört, Emily.“

Einige Wochen waren vergangen, seit Charlotte sich von Mr Linreed verabschiedet hatte. Sie lebte jeden Tag auf den Augenblick zu, an dem Dickon die Post brachte. Wenn ein Brief von ihrem Verlobten dabei war, ging für sie die Sonne auf. Wenn nicht, blies sie den ganzen Tag Trübsal und zählte die Minuten bis zur nächsten Postlieferung.

Eines Tages, als sie im Eingangsflur hin und her marschierte und immer wieder zur Tür hinausblickte, wurde sie von Jake überrascht.

„Charlotte, was machst du hier?“

„Was geht dich das an, Jake? Hast du keine Arbeit draußen?“

„Redet man so mit einem alten Freund, Charlotte?“

„Mein Vater will, dass ich mich standesgemäß verhalte. Ich bin nicht nur eine Lady, sondern bald auch eine verheiratete Frau.“

„Und standesgemäß bedeutet, dass du mit Bediensteten arrogant umgehst?“

„Ein gewisser Abstand muss sein, damit man mich respektiert.“

„Ich stehe also in der Gefahr, dich nicht zu respektieren?“

„Mein Vater meint, du würdest mir zu nahe treten und dir Freiheiten herausnehmen, die sich nicht für einen Bediensteten ziemen.“

„Und er hat dich nicht zufällig daran erinnert, dass meine Mutter dich aufgezogen hat und ich für dich wie ein Bruder war?“

Charlotte stampfte mit dem Fuß auf. „Immer diese alte Leier“, ereiferte sie sich. „Zum hundertsten Mal, Jake: Ich bin wirklich dankbar für alles, was ihr für mich getan habt, und ich werde immer dankbar sein. Aber jetzt gehe ich meinen eigenen Weg. Begreifst du das nicht?“ Sie war gereizt und den Tränen nahe.

„Charlotte, nur ein Gespräch, bitte, dann lasse ich dich in Ruhe – für immer, wenn du möchtest! Ich verspreche es dir. Gehen wir an die frische Luft?“

Charlotte blickte noch einmal sehnsüchtig durch das Fenster in der Hoffnung, Dickon mit der Post im Anmarsch zu entdecken. Auch Franny, der Charlotte helfen wollte, einen neuen Stoff für die Vorhänge im Speisesaal zu wählen, war weit und breit nicht zu sehen. Nicht einmal ihr Vater war mit einer neuen Aufgabe zur Hand.

Schleppenden Fußes folgte sie Jake zur Haustür hinaus.

Er führte sie in den Wald, in dem sie sich vor vielen Jahren zum ersten Mal begegnet waren. Jake setzte sich auf den alten Baumstamm, der immer noch quer über dem Boden auf der Lichtung lag, bedeutete Charlotte, sich neben ihn zu setzen, und beugte sich nach vorne, die Hände ineinander verschränkt, den Kopf gesenkt. Das Sonnenlicht fiel durch die Bäume und sprenkelte den Boden mit leuchtenden Flecken.

So oft hatten sie hier gesessen, gemeinsam Bücher gelesen, miteinander geplaudert. Das prächtige Herbstlaub kam ihm jetzt fahl vor, wie eine gespenstische Abenddämmerung am Ende eines schönen Traums. Nicht der leiseste Windhauch war zu spüren. War es nur Einbildung oder war das bunte Naturschauspiel wirklich auf einmal nur noch eine blasse Parodie seiner früheren Schönheit? Eine Möwe, die im fernen Meereswind in der Luft kreiste, schrie, und eines ihrer Jungen antwortete.

Jake blickte abwesend auf die rote Weinranke, die an der Steinmauer schimmerte und durch die Bäume hindurch gerade noch sichtbar war. Von dieser Seite sah die Mauer grün aus. Das lag an den winzigen Mauerrauten, die darauf wuchsen. Aus den höchsten Ritzen steckten Glockenblumen ihre wiegenden, purpurnen Blütenkelche.

„Die Jungen haben ihre Nester verlassen“, sagte Jake leise. Charlottes Blick war starr geradeaus gerichtet. Jake seufzte tief und wandte sich ihr zu.

Sie wich seinem durchdringenden Blick aus und starrte auf den Boden.

„Charlotte, ich flehe dich an, deine Verbindung zu Mr Linreed noch einmal zu überdenken. Oder der Sache wenigstens mehr Zeit zu geben.“

Charlotte seufzte ungeduldig und machte Anstalten, sich zu erheben. Jake legte seine Hand sanft auf ihren Arm.

Sie blieb sitzen und drehte nervös an ihrem Ring. „Es ist zu spät, Jake. Unsere Heirat ist beschlossen. Ich weiß, du hast Maggie versprochen, auf mich aufzupassen. Und ich soll dich immer fragen, bevor ich wichtige Beschlüsse fasse.“ Sie verdrehte die Augen, während sie die Worte wie auswendig gelernt herunterleierte. „Aber du hast deine Aufgabe erfüllt, Jake. Und Maggie würde sich freuen, dass ich einen Mann fürs Leben gefunden habe. Wird es dir nicht langweilig, dir Sorgen um mich zu machen? Ich

bin bald achtzehn, Jake. Ich weiß, was ich tue. Was hast du bloß gegen Mr. Linreed? Du kennst den Mann doch gar nicht.“

„Charlotte, ich bin davon überzeugt, dass Mr Linreed es nicht ernst mit dir meint. Du musst wissen, dass er sehr freizügig mit Frauen umgeht.“

„Das weiß ich – aber das ist Vergangenheit“, erwiderte Charlotte gereizt. „Ich glaube, du bist nur eifersüchtig, weil du Lisbeth nicht gewinnen konntest. Und jetzt gönnt du mir mein Glück nicht.“

Jake schüttelte den Kopf. „Charlotte, wie kannst du nur so etwas behaupten? Dein Glück war mein Anliegen seit dem Tag, an dem ich dich zum ersten Mal sah. Ich bin überzeugt, dass du dieses Glück bei Mr Linreed nicht finden wirst. Du bist zu gut für ihn, Charlotte.“

„Das mit den Frauen hat aufgehört, seit er mich kennt. Er hat nie für eine Frau so empfunden wie für mich. Außerdem ist es normal, dass ein gut aussehender junger Mann sich die Hörner abstößt, bevor er heiratet. Besonders, wenn es ein adliger Mann ist.“

Mit angewiderner Miene sprang Jake auf die Füße und baute sich vor Charlotte auf. „Dann lass die Finger von den sogenannten adligen Männern, um Gottes willen, Charlotte. Es ist *nicht* normal.“

„Siehst du? Du bist nur neidisch, weil ich jetzt in die höheren Kreise aufgestiegen bin.“ Charlotte verzog spöttisch den Mund.

„Wo sich vornehme Herren mit jungen Frauen belustigen und sie wieder fallen lassen, wenn sie Langeweile haben, das sind keine höheren Kreise, Charlotte. Da gehörst du nicht hin. Du verdienst etwas Besseres.“

Charlotte warf ihm einen mitleidigen Blick zu. „Ach komm, Jake, kümmer dich nicht darum. Von diesen Dingen verstehst du nichts. Du bist vollkommen altmodisch. Warst du schon immer.“

„Wenn altmodisch bedeutet, dass ein Mann mit dem Herzen einer jungen Dame sorgsam umgeht, dann bin ich gerne altmodisch. Dieser Mann macht dir weis, dass du seine große Liebe bist, und gleichzeitig sagt er anderen Frauen genau das Gleiche.“

Charlotte stand auf und blickte ihn mit feurigen Augen an. „Du gehst entschieden zu weit, Jake. Deine Worte entbehren jeder Grundlage und ich glaube dir kein einziges davon. Es ist dreist und unverschämt von dir, so etwas zu behaupten“, schnaubte sie. „Mr Linreed liebt mich und ich glaube ihm. Einmal im Leben habe ich die Chance, meinem Vater zu ge-

fallen und glücklich zu werden, und du willst es verhindern. Was bist du nur für ein falscher Freund. Ich habe genug von dir!“ Tränen schimmerten in ihren Augen.

Jake streckte die Hand nach ihr aus und versuchte, ihre Wange zu streicheln, wie er es immer getan hatte, wenn sie angefangen hatte zu weinen.

Aber dieses Mal zuckte sie bei seiner Berührung zurück. „Ist das dein Dank dafür, dass ich dich vor meinem Vater in Schutz nehme?“

„Ich habe dich nie gebeten, mich vor irgendjemandem in Schutz zu nehmen.“

„Wenn ich nicht gewesen wäre, hätte mein Vater dich längst weggeschickt!“

Jakes Kiefer verkrampfte sich. Er musterte ihr Gesicht mit fragendem Blick.

„Das ganze Dorf spricht davon, dass deine Mutter mit dem Teufel geredet hat. Mein Vater würde dich am liebsten loswerden. Aber du bleibst, weil ich will, dass du bleibst. Wenn ich Mr Linreed heirate, möchte ich, dass du in unseren persönlichen Diensten stehst, dass du unter anderem unsere Pferde und Kutschen verwaltest. Mein Vater hat zugestimmt und will morgen mit dir über deine neuen Aufgaben reden.“

Jake drängte die Widerworte zurück, die in ihm aufstiegen.

„Was, freust du dich nicht?“, schnappte Charlotte.

Er gab jeden Versuch auf, seine Worte vorsichtig zu wählen. „Wirklich? Ich soll Tag für Tag zuschauen, wie dieser aalglatte Verführer sein Unwesen treibt, seinem ausschweifenden Lebensstil frönt und einen Menschen zugrunde richtet, der mir kostbarer ist als mein eigenes Leben? Und dabei soll ich mich auch noch freuen? Nein, niemals, Charlotte.“

Es war mehr ein Stöhnen als ein Reden. „Wie kann es sein, dass dieser Mann dir so das Hirn vernebelt hat?“, fuhr er kopfschüttelnd fort, während Charlotte wutentbrannt nach Worten rang. „Du bist wie verhext. Du bist nicht mehr die Charlotte, die ich seit unserer ersten Begegnung mit jeder Faser meines Wesens lieb gehabt habe. Wie kannst du über Nacht alles in den Wind schlagen, was dich ein Leben lang geformt und dich zu der wunderbaren Frau gemacht hat, die du bist? Wie kannst du die Menschen verachten, die ihr Leben für dich geben würden, um einem Nichtsnutz hinterherzulaufen, dem du nichts bedeutest?“

„Ich habe dir nichts mehr zu sagen, Mr Jake Fenton. Geh bitte, gleich. Verschwinde aus meinem Leben.“ Ihre Stimme zitterte.

Jake zögerte, dann wandte er sich von ihr ab und ging davon. Er warf einen Blick zurück, als ob er noch etwas sagen wollte, aber sie kam ihm zuvor.

„Ich möchte nichts mehr hören“, rief sie. „Und sieh dich vor, Jake! Wenn mein Vater von diesem Gespräch erfährt –“

Jake beschleunigte seine Schritte. Mrs Earlings Warnungen kamen ihm in den Sinn, wie auch Frannys Behauptung bei der Hochzeit, dass Lord Greenwold zu allem fähig wäre, wenn einer seiner Mitmenschen seine Pläne durchkreuzte. Offensichtlich war die Vermählung von Mr Linreed mit Charlotte ein zentraler Bestandteil dieser Pläne, aus welchem Grund auch immer.

Er fing an zu rennen. Bucheckern, Kastanienschalen und Eicheln knisterten unter seinen Füßen. Träge Wolken trieben über den blauen Himmel, als er den Schatten der Bäume hinter sich ließ und endlich anhielt, um Luft zu holen und zu überlegen, was er als Nächstes tun sollte.

Er konnte es nicht ertragen, zurück zum Haus zu gehen. Das Mahlen der Pferde, die Stille des Friedhofs, das Rauschen der Wellen und die salzige Luft der Sedgeworth-Bucht – Klänge, Düfte und Ausblicke, die ihm normalerweise Trost spendeten – würden in diesem Augenblick nur schmerzhaft Erinnerungen in seiner Seele aufwerfen.

Er überquerte die Brücke, bog nach links am Weiher vorbei und ließ das Dorf und den Fluss hinter sich. Vor ihm erstreckten sich die Wiesen, in der Ferne waren Erntearbeiter gerade noch als winzige Punkte auf den Obstplantagen zu sehen. Er musste fort, weg von den Begegnungen mit Menschen, weg von allen Erinnerungen an die Schicksalsschläge, die kein Ende nehmen wollten. Irgendwohin, wo er Fetzen von zerstreuten Gedanken und Reste von gebrochenen Träumen wieder einsammeln konnte.

Die frisch gewendete Erde der gepflügten Felder roch feucht und kühl. In der Ferne ging ein Bauer neben seinem Pferd, das einen Pflug zog. Scharen von Möwen und Krähen schwirrten hinter ihm her, auf der Jagd nach den ersten Insekten, die in den Furchen der Pflugscharen an die Oberfläche geworfen wurden. Das Gras auf der Wiese raschelte, als ein plötzlicher Windstoß den Geruch von gärenden Äpfeln von den Obstbäumen

herübertrug. Fallobst lag unter den kahlen Ästen. Schwärme von Wespen und Fliegen torkelten halb betrunken auf der Fäulnis herum. Bald würde das wimmelnde Leben unter einer Schicht Eis erstarren.

Jake setzte sich auf einen Teppich aus weichem Moos im Schatten des Kastanienbaums, unter dem seine Mutter im Herbst immer Schmuck für ihren Küchentisch gesammelt hatte.

„Welche Geschichte erzählt der Herbst?“, hatte er Charlotte einmal gefragt. „Ist er der Lebensabend, der müde aufs Ende zustolpert, bevor er sich in den Boden legt? Oder der Vorbote des Frühlings, berstend mit verborgenen Schätzen, voll gespannter Hoffnung auf das bevorstehende Sprießen von Farbe und Leben?“

„Es ist ein Zwielflicht, eine sanfte Dämmerung, aber ein Ende mit der Aussicht auf einen Neubeginn“, hatte sie geantwortet. „Das Samenkorn, das in den Boden gelegt wird, stirbt, aber nicht für immer. Es ist nicht die Endgültigkeit eines kalten Grabes, sondern die Heimkehr zum warmen Herd nach getaner Arbeit am Ende eines langen Tages. Der Herbst bedeutet: aufwachen und feststellen, dass der Sturm vorbei ist und die Tränen abgewischt sind. Eine zitternde Hand in die Dunkelheit ausstrecken und merken, dass sie in der warmen, großen Hand Gottes liegt.“

„Halte diesen Moment fest, Charlotte“, hatte Jake geantwortet. „Die Worte, die du gerade gesprochen hast, schreiben wir auf. Irgendwann werden wir sie brauchen.“

Wann, wenn nicht jetzt?, fragte er sich, als ein Schluchzer seine kräftige Gestalt erschütterte.

Charlotte blinzelte ihre zornigen Tränen weg. Das Rascheln von Jakes Schritten im Gestrüpp wurde immer leiser. Sie widerstand dem Impuls, ihm hinterherzulaufen, ihn an Ort und Stelle um Vergebung zu bitten und sein Gesicht mit Küssen zu bedecken, wie sie es als Kind getan hatte, wenn sie ihn angebrüllt hatte.

Sie rügte sich innerlich. *Du bist eine erwachsene, feierlich verlobte Frau, die bald die Liebe ihres Lebens heiraten darf. Schon längst hast du aufgehört, Jakes Meinung irgendwelche Bedeutung beizumessen. Warum bist du nur plötzlich so aufgeregt?*

Rastlos ging sie auf der Lichtung hin und her. Jakes Schultern waren breit genug, um eine Menge ihrer impulsiven Ausbrüche zu tragen, aber sie war sich bewusst, dass dieser Streit anders war als alle bisherigen. Dieses Mal hatte sie eine Grenze überschritten.

Ich kann mich für die Art, wie ich gesprochen habe, entschuldigen, sagte sie sich schließlich und machte sich auf in die Richtung, in die Jake verschwunden war.

Aber er war wüst und ungerecht. Und seine Behauptungen waren unverzeihlich, hielt ihr eine innere Stimme entgegen.

Und trotzdem, widersprach sie sich selbst. *Maggie hat immer gesagt, man ist nur für den eigenen Anteil an einem Streit zuständig und soll sich entschuldigen, auch wenn man nicht alleine schuld war. Ich muss ihm auf jeden Fall zusichern, dass ich meinem Vater nichts sagen werde.*

Sie schlich auf Zehenspitzen in die Scheune und klopfte nervös an Jakes Leiter. Als keine Antwort kam, suchte sie ihn bei den Pferden. Doch dort war er auch nicht.

Vielleicht ist er auf die Felder gegangen, um sich zu beruhigen? „Ein langer Spaziergang, das beste Rezept gegen Wut“, zitierte sie schmunzelnd einen von Maggies häufigsten Sprüchen.

Sie beschloss, am Abend wiederzukommen. Bis dahin würde sich bei ihnen beiden der Zorn gelegt haben. Sie würde Mr Linreeds Liebesgedichte mitbringen, um Jake davon zu überzeugen, dass seine Ängste unberechtigt waren. Vielleicht könnte sie ihm ein paar Zeilen vorlesen. Jake mochte Poesie. Sie würde ihm mehr Zeit geben, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, in Mr Linreeds Dienst zu stehen. Eines Tages würden er und Mr Linreed bestimmt Freunde werden.

„War kein Brief für mich dabei?“, fragte sie, als sie im Eingangsflur auf Dickon stieß.

„Das weiß ich nicht, Mylady. Die Post liegt wie immer auf dem Sideboard vor dem großen Spiegel.“

Mit pochendem Herzen durchsuchte sie die Umschläge. Keine Nachricht von Mr Linreed. Gestern war auch nichts gekommen. Irgendwie musste sie die Zeit füllen, bis sie sich mit Jake versöhnen konnte und bis morgen wieder Post kam.

„Charlotte, wo kommst du her? Du hast so ein rotes Gesicht, hast du

dich angestrengt? Warst du draußen?“ Ihr Vater trat mit prüfendem Blick aus der Bibliothek auf sie zu.

Charlotte blickte in den Spiegel und war entsetzt, wie verschwitzt und verweint ihr Gesicht aussah. Ihre Haare waren aus ihrer Klammer herausgerutscht und fielen ihr lose und ungepflegt auf die Schultern.

„Ich war nur ein wenig spazieren, Vater. Hat Mr Linreed sich gemeldet? Ich habe einen Brief erwartet.“

„Er ist gut in London angekommen und trifft sich mit Handwerkern, die hierherkommen werden, um den neuen Pavillon zu bauen. Rechtzeitig zu eurer Hochzeit! Vielleicht ist er zu beschäftigt mit Hochzeitsvorbereitungen, um an seine Braut zu denken“, antwortete er zwinkernd. Seine Heiterkeit war ansteckend.

Er zog sie mit sich in die Bibliothek und zeigte ihr Entwürfe für den Pavillon. „Du darfst dir über die Bepflanzung Gedanken machen. Wir dachten an ein italienisches Ambiente mit Stiefmütterchen in verschiedenen Farben.“

Bald war Charlotte in Planungen vertieft. In ihrer Fantasie sah sie sich schon als bildhübsche Braut mit Mr Linreed vor dem romantischen Pavillon stehen. *Ich werde meine Haare genauso tragen wie meine Großmutter auf dem Gemälde*, beschloss sie.

Sie nahm sich vor, Jake zu fragen, ob sie noch einmal einen Blick auf das Gemälde werfen durfte. Auf diesem Weg ließ sich vielleicht ein versöhnliches Gespräch einleiten. Doch bis Lord Greenwold sich zurückzog und Charlotte allein ließ, war es zu spät, um Jake aufzusuchen. Trotzdem eilte sie aus dem Haus, um sich zu vergewissern, dass er wenigstens da war. Sie ging hinter die Scheune und sah zu ihrer Erleichterung ein Licht oben in seinem Fenster.

Morgen würde die Sonne wieder scheinen, sie würde ihm einen Blumenstrauß bringen und ihm sagen, wie sehr sie ihn schätzte. Auch wenn er böse Dinge gesagt hatte, war es doch aus aufrichtiger Sorge um sie geschehen, davon war sie überzeugt. Sie würde sich für ihre gehässigen Bemerkungen entschuldigen.

Beruhigt ging sie zu Bett.

Am Abend suchte Jake wieder bei Kerzenlicht Zuflucht im Tagebuch seiner Mutter. Er schrieb:

Liebe Eltern,

heute habe ich etwas begriffen: Es gibt einen Tod, der schlimmer ist als der liebliche Tod eines lieben Menschen. Es ist der Tod einer Freundschaft. Ein Tod, der Verrat mit sich bringt.

Die Person ist äußerlich die gleiche. Durch jahrelange Gewohnheit freut man sich bei jeder Begegnung auf die leuchtenden Augen. Doch stattdessen läuft man gegen eine eiskalte Wand. Abweisende Blicke, eine kalte Schulter. Die Füße, die in besseren Zeiten fröhlich auf mich zugekipft kamen, laufen nun vor mir weg.

Als ich euch in die Erde legte, verlor ich euch als geliebte Menschen, die mir alles bedeuteten, aber meine Liebe für euch und eure für mich, blieb ungeboren. Ein unverdorbenes Vermächtnis wurde an den Schöpfer zurückgegeben. Aber bei meinem heutigen Verlust gibt es kein unverdorbenes Vermächtnis mehr. Und ich habe alles selbst verschuldet.

Ich habe Warnsignale nicht beachtet, nicht auf meine innere Stimme gehört. Ich muss feststellen, dass meine Zuneigung für Charlotte nicht erwidert wird. Ist sie für mich doch mehr als nur eine Schwester? Oder ist es mein Versprechen an meine Mutter, für sie zu sorgen, das mich jetzt so plagt? Die beste Chance, ihr zu helfen, ist genau das, wozu sie mich aufgefordert hat. Ich muss aus ihrem Leben verschwinden.

Eine gepackte Tasche stand neben seinem Tisch. Ein Umschlag, an Lord Greenwold adressiert, lag neben der Kerze. Ein zweiter war an Frederick gerichtet, der für einige Tage fort war. Er würde seinen Platz zunächst einmal einnehmen müssen.

Jake warf einen letzten Blick in das kleine Zimmer, das für viele glückliche Jahre sein Zuhause gewesen war, löschte die Kerze, hievte die Tasche auf seine Schulter und stieg die Leiter hinab. Eine letzte Aufgabe hatte er

noch zu erledigen. Er schlich in Tedwins Stall und umklammerte lang und innig den Hals seines Lieblingspferdes.

„Jetzt ist es an dir, Tedwin. Pass auf sie auf, wenn du es irgendwie kannst“, flüsterte er in sein Ohr, bevor er ihm die Schnauze küsste und ein letztes Mal auf den Rücken klopfte. Dann öffnete er leise die Holztür der Scheune, blickte sich ein letztes Mal um und verschwand in den Nebel der hereinbrechenden Nacht.

Weder am nächsten noch am übernächsten Tag traf Charlotte Jake an. Sein Platz an der Werkbank war leer. Als sie an die Leiter klopfte, kam keine Antwort. Vielleicht hatte er ein paar Tage freigenommen?

Wenn er zu seinem Onkel Theodor fuhr, sagte er es ihr gewöhnlich vorher, aber nach den Worten, die zwischen ihnen gefallen waren, war es nicht verwunderlich, dass er sich nicht bei ihr abgemeldet hatte. Franny und Dickon wussten nichts von Jake. Frederick war erst in der Nacht vorher zurückgekehrt, und sie wollte ihn nicht stören, als er früh am Morgen mit den Pferden im Freien war. Am dritten Tag suchte sie ihren Vater auf.

„Ach, ich habe ganz vergessen, es dir zu sagen, verzeih mir“, sagte er. „Jake hat mich um Urlaub gebeten. Er muss etwas bei einer fernen Cousine in Birmingham besorgen und lässt ausrichten, dass er in ein paar Tagen wiederkommt, du sollst dir keine Sorgen machen. Er war schon immer ein rücksichtsvoller Junge, was?“

Charlotte atmete erleichtert auf. Vielleicht stand ihr Vater Jake doch nicht so feindlich gegenüber, wie sie angenommen hatte. Umso mehr Grund hatte sie, sobald wie möglich mit Jake zu reden. Aber warum hatten er und Maggie nie etwas von einer Cousine in Birmingham erzählt?

Nachdenklich ging sie hinaus. Ihre Grübeleien wurden jedoch jäh unterbrochen, als sie im Eingangsflur zwei heiß ersehnte Briefe von Mr Linreed auffand.

Mein Aufenthalt in London muss leider länger ausfallen als erwartet, meine liebe Charlotte. Aber je länger ich im Unglück lebe, von dir getrennt zu sein.

desto mehr freue ich mich auf den Tag, an dem wir Mann und Frau werden und diese Trennungen für immer ein Ende haben.

Sei geduldig, mein Liebling. Und wann immer du Sehnsucht nach mir verspürst, nimm deinen Ring in die Hand und zähle die Küsse, die ich auf ihn gedrückt habe.

Es fließt ein Feuer durch meine Adern, wenn ich nur daran denke, wie ich diese Küsse hemmungslos auf deine samtweiche Haut drücken werde.

Ich werde schreiben, so oft ich kann, und verbleibe sehnsüchtig und träumend.

Dein George

Charlottes Gesicht überzog sich mit Röte, als sie diese Worte las. Zum ersten Mal hatte er sie „Charlotte“ genannt und mit „George“ unterzeichnet – der Brief klang so vertraut, tröstlich, innig.

Sie hielt das Briefpapier an ihre Nase, um den Duft seines Parfüms einzusatmen, und steckte ihn in ihr Kleid, damit er so nahe wie möglich an ihrem Herzen bleiben würde.

Kapitel 15

Einige Tage waren seit Jakes Abreise vergangen. Im festen Glauben, dass er jederzeit wiederkommen müsste, legte Charlotte einen Blumenstrauß an den Fuß der Leiter, die zu seinem Zimmer hinaufführte.

Es war immer ihr Ritual gewesen. Wenn er ihr aufbrausendes Verhalten nicht mehr ertragen konnte, lief er davon. Sobald sie sich beruhigt hatte, legte sie als Zeichen der Reue Blumen an seine Leiter. So sollte es auch dieses Mal sein. Aber nachdem sie drei verwelkte Blumensträuße eingesammelt hatte, entschied sie sich, ihren Vater noch einmal anzusprechen. Sie wunderte sich, wie viel Mut es sie kostete.

„Übrigens, wann kommt Jake zurück?“, erkundigte sie sich scheinbar

beiläufig, als sie in der Bibliothek Modezeitschriften durchblätterte, während ihr Vater stirnrunzelnd über einigen Rechnungen brütete.

„Das weiß ich nicht, er hat sich nicht gemeldet“, gab er zur Antwort, ohne aufzublicken.

„Hast du eine Adresse, an die ich ihm einen Brief schicken kann?“

„Woher soll ich wissen, wo er sich aufhält? Das geht mich gar nichts an“, erwiderte er irritiert.

„Aber Vater, du hast gesagt, er ist bei seiner Cousine in Birmingham. Du musst doch wissen, wann er zurückkommt.“

Lord Greenwold legte seinen Stift auf den Tisch und drehte sich zu Charlotte hin. „Nimm deinen Stuhl und setz dich hierher zu mir, mein Kind.“

Charlotte gehorchte. Ein Kloß bildete sich in ihrem Hals. Einige Augenblicke lang, die sich wie eine Ewigkeit anfühlten, schien er ihre Anwesenheit nicht wahrzunehmen. Spannte er sie absichtlich auf die Folter, oder suchte er nur nach Worten, um ihr etwas Schreckliches mitzuteilen?

Sie rutschte auf ihrem Stuhl hin und her. Er schien es nicht eilig zu haben. Er erhob sich und ging zum Fenster, wo er an einer Zigarre zog, die halb geraucht im Aschenbecher gelegen hatte. Danach setzte er sich wieder, lehnte sich zurück und blickte an die Decke. Charlottes Blick fiel auf die Narbe an seinem Hals. Noch nie waren ihr die blauen Blutäderchen aufgefallen, die jetzt herausstachen und einen purpurfarbenen Schein besaßen. Sie versuchte, ihre Augen stattdessen auf sein Gesicht zu richten, aber ihr Blick schweifte immer wieder nach unten.

„Liebe Charlotte, unser Haus hat sich in den vergangenen Jahren zu einem erfolgreichen Unternehmen entwickelt. *Birch Hollow* ist in ganz Europa bekannt.“

Was in aller Welt hatte das mit Jake zu tun?

Er strich sich nachdenklich übers Kinn und blickte sie mit ungewohnt angespannter Miene an. Er roch nach Alkohol und abgestandenem Zigarrenrauch.

„Dieser Erfolg, bei dessen Weiterentwicklung du an der Seite von George Linreed eine entscheidende Rolle spielen wirst, hat seinen Preis. Neidische Menschen schielen nach Möglichkeiten, Vorteil aus unserem Umsatz zu schlagen. Sie wollen ein Stück vom Kuchen, sozusagen.“ Sein Ton war gönnerhaft, seine Miene jedoch hart.

„Und Jake?“, fragte Charlotte zögernd.

„Du erinnerst dich an meine Sorge, dass alte Gerüchte im Dorf kursieren und für Unruhe sorgen könnten. Weißt du, wer gerade im Begriff war, diese Gerüchte neu zu beleben, bevor ich ihm rechtzeitig Einhalt gebieten konnte?“

Er hob eine Augenbraue.

„Aber Vater, Jake würde so etwas nie machen, das weiß ich. Er ist aufrichtig und ehrlich.“

„Jetzt musst du tapfer sein, mein Kind.“ Er tätschelte ihre Hand.

„Charlotte, Jake macht nicht den Anschein, ein boshafter Mensch zu sein. Aber ich habe seit Langem Anlass zur Sorge, dass er uns Schaden zufügen könnte. Es schmerzt mich ungemein, dir dies offenbaren zu müssen. Jake war es in der Tat, der die Seemannsgeschichte wieder in Umlauf bringen wollte. Ob vorsätzlich oder weil er tatsächlich daran glaubte, weiß ich nicht.“

„Aber Jake ist bodenständig und verlässlich, niemals würde er etwas sagen, was nicht wahr ist!“

„Und seine Mutter? Hast du nicht das Gleiche von ihr behauptet? Inzwischen räumst du selber ein, dass sie sehr emotional war, immer den Tränen nahe, anfällig für Fantasien.“

Charlotte hatte nichts, was sie dem entgegensetzen konnte. Ihr Gedächtnis war aber gut genug, um sich zu erinnern, dass es Lord Greenwold gewesen war, der ihr diese Aussage in den Mund gelegt hatte.

Ihr Blick ruhte wieder auf der Narbe an seinem Hals, die direkt vor ihren Augen pochte. Ein Ekel überkam sie, gleichzeitig fühlte sie, wie ihr Puls sich beschleunigte. Ihr Herz hämmerte wie wild gegen ihre Brust und ihre Wangen leuchteten rot.

„Und wo hätte das alles hingeführt, Charlotte? Er hat dir deine Verlobung mit George übelgenommen. Wahrscheinlich, weil er selber auf einen Aufstieg durch eine Heirat mit dir hoffte. Wer weiß?“ Seine Stimme war scharf und durchdringend.

„Du hast mir immer noch nicht gesagt, wo Jake ist“, flüsterte sie. Ihr war elend zumute.

„Das mit der Cousine habe ich nur gesagt, um dich zu beruhigen. Ich weiß ja, wie sehr du an ihm hängst. Ich habe ihn auch nicht gedrängt zu gehen, er hat sich von alleine dazu entschlossen. Er hat mir lediglich zwei

Sätze geschrieben, mit denen er sich für die Freundlichkeit bedankte, die ich ihm entgegengebracht habe, und mir mitteilte, er würde sich woanders Arbeit suchen. Ich kann nicht sagen, dass ich traurig darüber wäre.“

Ihr Vater hatte sie also eiskalt angelogen. Und es schien ihm nichts auszumachen. Es gab keine Cousine in Birmingham. Charlotte hielt sich krampfhaft an der Lehne ihres Stuhls fest.

„Mehr habe ich zu Jakes Abschied nicht zu sagen, Charlotte, und jetzt habe ich zu tun. Ich bin heilfroh, dass du vom Einfluss dieser Fentons frei bist. Früher waren sie recht ordentliche Leute, aber irgendwann sind sie übergeschnappt. Denk nur an ihre völlig überzogene Frömmigkeit! Schade, aber so ist es.“

Sein Gesicht verhärtete sich. In der Nähe des Fensters qualmte die Zigarre weiter. Die Bibliothek war stickig und verraucht. Er stand auf, ging mit ruhigen Schritten zur Anrichte, auf der eine Gin Tonic-Flasche stand, und füllte sich ein Glas.

„Schau mal hier – ein Brief von George für dich. Er kam heute mit der Post.“

Charlotte drängte es an die frische Luft. Sie nahm den Brief, steckte ihn in ihre Rocktasche und verließ schweigend den Raum.

Der Turm warf einen langen Schatten über das Gras bis zum Fuß des Hügels.

Eine rote Sonne schwebte hinter den Gipfeln der Klippen, die in die Höhe emporragten, schwarz gegen das Abendlicht. Als hätte eine Schere ein willkürliches Zickzackmuster aus dem rötlichen Abendhimmel ausgeschnitten.

Zwei Welten waren in Charlottes Seele mit Wucht aufeinandergeprallt, und sie taumelte von dem Schock, den ihr das Gespräch mit ihrem Vater versetzt hatte. Sie musste Jake unbedingt erreichen, aber sie wusste nicht, wie. Sie setzte sich auf den Felsvorsprung, auf dem sie Jahr für Jahr zusammen die Möwen beobachtet hatten. Dieses Jahr nicht.

Weder Dickon noch Franny oder Frederick hatten Charlotte Auskunft über Jake geben können. Sie hatten sich ausweichend geäußert – vielleicht aus Angst, dass eine Verbindung zu Jake sie in Schwierigkeiten bringen könnte, wenn Charlotte ihrem Vater davon erzählte?

Mrs Earling könnte etwas wissen. Immerhin war sie Maggies beste

Freundin gewesen. Aber hatte Franny nicht gesagt, dass sie weggezogen war? Und was war mit Jakes Onkel Theodor? Sie hatte keine Ahnung, wo in St. Ives er wohnte. Und wenn sie Erkundigungen einzog, würde sie nur Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Eines stand fest: Sie hatte Jake verloren.

Charlotte zerbröselte Überreste von Möweneierschalen und ließ sie durch ihre Finger gleiten. Alle Spuren, die ihre Gedanken verfolgten, endeten in einer Sackgasse. Sie hatte Jake befohlen, aus ihrem Leben zu verschwinden, und er hatte es getan. Rücksichtsvoll wie immer.

Noch hatte sie die Hoffnung, dass er nur etwas Abstand brauchte und nach einiger Zeit wieder nach ihr fragen würde. Wenn nicht, müsste sie einen Weg finden, seinen Onkel Theodor aufzusuchen, ohne dass ihr Vater davon erfuhr. Keine dieser Überlegungen hielt die eiskalte Flut der Verzweiflung auf, die ihre Seele zu überwältigen drohte.

Sie ließ ihren Blick über das Panorama der Wälder und Wiesen von *Birch Hollow* schweifen. Wenn Jake hier wäre, würde er jetzt in den Himmel schauen und sagen: „So, Charlotte, jetzt ist es bald so weit. Die Schwalben werden sich in Scharen auf den Weg machen und gen Süden fliegen. Ich wette, sie sind morgen unterwegs.“

Sie würden miteinander neue Begriffe suchen, um die Herbstfarben in Worte zu fassen. Sie würden den jungen Möwen Namen geben und zusammen lachen, bis ihnen die Tränen kämen. Charlotte würde ihn in der Scheune aufsuchen und ihn fragen: „Was willst du heute nach der Arbeit machen?“ Er würde antworten: „Was soll ich wollen, Charlotte?“, und sie würde sagen: „Du willst mit mir lesen und dann rennen wir hoch zu den Möwen.“

Sie setzte sich ins Gras und legte ihr Gesicht auf ihre angezogenen Knie. „Wie konnte ich jemals sagen, dass es langweilig mit dir war, Jake“, stöhnte sie. „Ich war so dumm! Wenn ich nur ruhig geblieben wäre, dir zugehört, dir eine geduldige Antwort gegeben hätte! Unser Streit hätte sich bald gelegt, du wärst bereit gewesen, in Georges Dienst zu treten und deine Vorurteile gegen ihn abzulegen.“

Der obere Rand der untergehenden Sonne sank hinter die Felsenwand und es wurde kühl. Charlotte stützte die Hände auf das Gras und zwang sich aufzustehen. Ohne Jake war die Welt anders. Als würde ihre Seele im-

mer wieder seinen Namen ausrufen und sehnsüchtig auf das Echo warten, das nicht kam. Sie schleppte sich mit müden Füßen zurück zum Haus.

Erst als sie spät abends ins Bett ging, erinnerte sie sich an den Brief von George. Seine Nachricht war kurz. Er sehne sich danach, die warmen und weichen Kurven ihres Körpers neben sich im Bett zu haben. Den Rest würde er ihrer Fantasie überlassen. Charlotte wurde es beim Lesen beinahe schlecht. In ihren Gedanken gab es nur noch ein einziges Thema, das alles andere verdrängte: Wo war Jake?

Am nächsten Tag gab es eine Neuigkeit, die Charlottes Gedanken an Jake fürs Erste verdrängte: Lady Agnes war schwer erkrankt.

Charlotte hatte ihre Mutter seit Rosalindes Hochzeit kaum gesehen. Es war inzwischen nicht mehr ungewöhnlich, dass sie sich tagelang wegen Unpässlichkeiten in ihrem Zimmer aufhielt. Als das Gerücht umging, dass Lady Agnes kein Essen mehr zu sich nahm und kaum noch sprechen konnte, horchten die Bewohner von *Birch Hollow* jedoch auf. Dass sie zu krank war, um sich zu beklagen, sich Köstlichkeiten aus der Küche aufs Zimmer bringen zu lassen und Ansprüche zu stellen, das hatte es noch nie gegeben.

Früh am Nachmittag suchte Franny Charlotte in der Bibliothek auf. „Komm, Mylady, schnell. Deine Mutter ruft nach dir.“

„Sie will *mich* sehen? Warum bloß ...?“

„Keine Fragen, komm bitte, Charlotte!“

Charlotte sprang vom Stuhl auf und eilte Franny hinterher.

Sie schreckte zurück, als sie die schlaffe Gestalt sah, die auf dem Bett lag. Lady Agnes war kaum wiederzuerkennen. Dunkle purpurne Ringe lagen unter Augen, die in dem schmalen, ausgezehrten Gesicht übergroß wirkten. Ihre Schminke lag maskenähnlich auf der faltigen, blassen Haut, ihre Lippen waren durchsichtig und blau angelaufen, und zwei hervorstehende Schlüsselbeine waren über dem Laken gerade noch sichtbar. Ihre manikürten Hände ruhten bewegungslos an beiden Seiten ihres Körpers auf der Matratze. Als sie hörte, wie die Tür sich öffnete, richtete sie den durchdringenden Blick ihrer blauen Augen auf Charlotte.

„Setz dich hin“, flüsterte sie. „Georgiana ...“ Weiter kam sie nicht, ein Hustenanfall erschütterte ihren ausgemergelten Körper, und es kam nur ein Röcheln aus ihrem Mund hervor.

Charlotte nahm ihre Hand. „Nur ruhig, Mutter, dir ist nicht gut. Soll ich nach Rosalinde senden? Weiß sie, dass es dir schlecht geht?“

„Nein, Rosalinde brauche ich nicht. Nur dich. Ich habe dich immer gehasst, Georgiana.“

„Ich heiße Charlotte, Mutter.“

Ihre Mutter japste nach Luft. „Ich war nie eine Mutter für dich und ich bereue es nicht.“

Charlotte schluckte und machte Anstalten, aufzustehen und den Raum zu verlassen. War sie hierher gerufen worden, nur um von ihrer sterbenden Mutter erneut zu hören, was sie seit dem Tag ihrer Geburt schmerzvoll zu spüren bekommen hatte?

„Nein, bleib!“, keuchte Lady Agnes. „Du musst wissen, warum. Ich will dir als deine Mutter einen einzigen Gefallen tun ... bevor ich verseide.“

Sie nahm alle Kräfte zusammen, um mühsam weiterzureden. „Dein Vater und ich, wir liebten uns seit Monaten nicht mehr ... Eines Abends war er betrunken. Er zwang mich ... zum Beischlaf, er befahl mir, einen Jungen zu gebären. Er ... bedrohte mich, er würde mich fortschicken, ja, sogar umbringen, ... wenn ich versagte. Er demütigte mich, ... tat mir weh, brutal weh. Ich nahm ... eine Schere und stach ihn in den Hals ... Leider nicht tief genug. Überall war Blut. Dann schlug er mir die Schere ... aus der Hand ... Er lachte mich aus, wankte ... blutüberströmt aus dem Raum.“ Sie schluckte.

Charlotte versuchte, ruhig zu bleiben. Ihr Magen verknötete sich und ihr wurde übel.

„Du warst das Ergebnis ... Die Belohnung und seither die ständige ... Erinnerung an diese Nacht.“ Speichel, vermischt mit Blut, rann aus Lady Agnes' Mundwinkel. Charlotte griff nach dem Waschlappen, der in einer Wasserschale am Nachttischchen lag, und wischte den Mund ihrer Mutter ab.

Lady Agnes Stimme wurde hektisch, dünn, es war mehr ein Winseln und Raspeln als ein Reden. „Weißt du ... die meisten sterbenden Menschen bedauern, ... dass sie zu ihren Mitmenschen nicht ... gütiger, nicht liebevoller waren. Bei mir ist es nicht so ... Ich bedauere, dass ich nicht gemeiner ... nicht hässlicher war.“

Charlotte schüttelte fassungslos den Kopf. „Aber Mutter, ich hätte dich

geliebt, wenn du es gewollt hättest. Ich hätte versucht, Vaters Grausamkeit wieder gutzumachen. Ich hätte alles gegeben, um von dir geliebt zu werden, ich hätte dich getröstet.“

Sie umklammerte die dünnen Finger ihrer Mutter und hielt sie an ihre von Tränen benetzte Wange.

„Ich wollte deine ... Liebe nicht“, erwiderte Lady Agnes schwerfällig. „Auch jetzt ... nicht. Ich will nur meine Pflicht tun.“

Sie stieß ihre Tochter von sich und versuchte, sich aufzurichten und auf ihre Arme zu stützen. Charlotte sah das Weiße in ihren aufgerissenen Augen. „Georgiana, dein Vater ... ist ein niederträchtiger, gewissenloser Mensch. Sorge dafür, dass du ... hier wegkommst, so schnell wie möglich. Wenn du diesen ... Schurken Linreed ... heiratest, passiert dir genau das Gleiche wie mir und deiner Großmutter. Ich schwöre ... ich rede die Wahrheit. Dieses Haus ... steht auf verfluchtem Land. Diese Felsen ...“ Sie zögerte und deutete schwach mit dem Kopf Richtung Meer.

„Diese Felsen fressen Menschen ... fressen die Seelen aller, die ... in ihrem Schatten leben. Irgendwann kommen die Mönche und ... rächen sich.“

In den erschöpften Augen flackerte eine Dringlichkeit, die Charlotte erschreckte. Lady Agnes fuhr mit einer schwachen Hand über Charlottes Gesicht, blickte wild umher, erschauerte und sank zurück in ihre Kissen.

„Jetzt will ich deinen ... Vater sprechen“, sagte sie. Ihre Stimme war wieder matt und leblos, ihr Atem flach, ihre Augenlider fielen zu.

Charlotte drückte die Hand ihrer Mutter und verließ leise den Raum.

Mrs Gibbs stand im Gang. „Ich hole ihn, er ist draußen bei den Pferden“, sagte sie.

Sie musste Jake finden! Was hatte ihr Maggie immer geraten, wenn sie nach einem Streit mit den Eltern oder ihrer Schwester zu ihr geflüchtet war? Sie sollte in aller Ruhe eine Vorgehensweise planen. Und nichts unternehmen, bis sie innerlich gefasst war. Und dann nur den ersten Schritt tun.

Charlotte wusste nicht, was erschreckender war: Der Anblick ihrer Mutter, die dem Tode so nahe war, ohne dass irgendjemand bisher davon Notiz genommen hatte, oder Lady Agnes' Warnung, dass sie, Charlotte, an der Seite von Mr Linreed in den gleichen elenden Abgrund schlittern würde. Noch stand sie zu sehr unter Schock, um das volle Ausmaß dessen zu begreifen, was ihre Mutter ihr offenbart hatte.

Sie setzte sich auf die unterste Sprosse der Leiter, die zu Jakes Zimmer führte, und umklammerte mit beiden Armen den Balken, der das Geländer stützte. Ein verwelkter Blumenstrauß lag neben ihr. Jakes Onkel Theodor aufzusuchen, blieb ihre einzige Hoffnung. Irgendjemand in St. Ives würde ihr sagen können, wo Theodor der Schmied wohnte.

Das unmittelbar bevorstehende Begräbnis in *Birch Hollow* würde die Menschen hier ein paar Tage lang völlig in Anspruch nehmen. Lord Greenwold würde alles daransetzen, seine Frau mit großen öffentlichen Ehren zu verabschieden. Die Trauerfeierlichkeiten würden Charlotte vielleicht erlauben, sich davonzustehlen und auf einem der Pferde in die Stadt zu reiten. Ihr Herz wurde ruhiger, nachdem sie ihren Beschluss gefasst hatte. Sie hatte jetzt einen echten Grund, ihrem Vater zu misstrauen und gegen seine ausdrücklichen Wünsche zu handeln. Ausgerechnet ihre Mutter hatte vieles von dem untermauert, was Jake gesagt hatte.

Sie überlegte kurz, ob sie Franny ins Vertrauen ziehen sollte, da sie doch genau wie Jake immer skeptisch gegenüber Mr Linreed gewesen war. Sie entschied sich dagegen. Sie durfte Frannys Glück und Zukunft mit Dickon nicht aufs Spiel setzen, indem sie sie in ihr eigenes Schicksal verwickelte.

Mit welcher Zuversicht Lord Greenwold selbst die skandalösesten Lügen als Wahrheit verkaufte und andere damit einschüchterte, hatte sie am eigenen Leib erlebt.

Noch vor kurzer Zeit hatte sie sich für die glücklichste Frau der Welt gehalten. Sie hatte einen Vater gehabt, der sie beachtete, einen begehrenswerten Verehrer, der ihr Komplimente ins Ohr flüsterte und um den sie alle Mädchen im Dorf beneideten, eine Schwester, mit der sie eine wachsende Freundschaft verband.

Doch jetzt tat sich ein Abgrund nach dem anderen vor ihr auf. Ihr vermeintliches Glück, jeder Teil davon, war nur eine Scheinwelt gewesen – wie die Seifenblasen, die in der Luft tanzten, wenn Franny die Wäsche machte. Beim Zusammenprall mit der echten Welt waren sie alle zerplatzt.

Sie blickte hoch zu Jakes Zimmer. Noch war genug Licht, um ohne Kerze nach oben zu klettern. Im Nu stand sie an seinem Tisch und tastete mit den Fingern jedes Objekt, das sein bescheidenes Zuhause ausgemacht hatte: den Kerzenstand auf dem Nachttischchen, die Türklinke

am Kleiderschrank, alles ordentlich, sauber, so wie Jake eben war. Und leer geräumt. Bis auf die Gemälde ihrer Großmutter, die, in Decken eingehüllt, an der Wand standen. Sie wandte ihre Augen schnell von ihnen ab.

Nichts deutete darauf hin, dass er vorhatte zurückzukommen. Ihre schwache Hoffnung, dass er auch für sie ein Schreiben zurückgelassen hätte, erwies sich als nichtig.

Sie sank in Verzweiflung neben seinem Bett auf die Knie. Hier hatte er immer gebetet. Und wenn sie ungeduldig nach oben gerufen hatte, hatte er sie ermahnt, unten zu warten, bis er zu Ende gebetet hatte.

„Gott, wo bist du?“, entfuhr es ihren trockenen, erschöpften Lippen. Wie oft hatte Jake für sie gebetet, wenn er hier kniete? Stimmen aus der Vergangenheit, lange vergessen, lange von anderen Stimmen übertönt, die verlockender waren, purzelten durch ihr Gedächtnis. Unter ihnen Maggies Aufforderung, das Gebet nie zu vergessen.

Seit Langem hatte sie nicht mehr gebetet. Ihr Vater und George Linreed hatten sie einmal belächelt, als sie etwas aus der Bibel zitiert hatte. Sie hatten es Hirngespinnste alter Weiber genannt, Trostpflaster für schwache Menschen, die mit dem Leben nicht zurechtkamen. Seitdem hatte sie nicht mehr darin gelesen.

Maggie hatte sie vor ihrem Tod mehrmals seltsam angeschaut und sie angefleht, keine wichtigen Entscheidungen zu treffen, ohne vorher Gott zu fragen und sich mit Jake zu beraten. Stattdessen hatte sie ihre Chance auf Glück gewittert, mit beiden Händen danach gegriffen, Gottes Meinung ignoriert und Jakes Ermahnungen spöttisch in den Wind geschlagen.

„Gott, vergib mir, bitte vergib mir. Es ist nicht Schicksal. Es ist meine eigene Schuld. Lass es nicht zu spät sein. Gib mir eine Chance, eine einzige Chance. Hilf mir, Jake zu finden. Bring ihn zurück ...“

Aber wohin zurück? In ein Haus, über das George Linreed als Hausherr waltete? Der Gedanke an ihn und seine schmeichelhaften Komplimente versetzte ihr einen Stich. Sie hatte geglaubt, diesen Mann zu lieben, doch plötzlich sah sie ihn mit anderen Augen. Zum ersten Mal dämmerte ihr ein Verdacht, dass sie niemals die Frau von George Linreed sein würde. Sie gehörte zu einer anderen Welt – zur Welt von Maggie und Jake, die sie nun schon so lange mit Füßen getreten und womöglich

für immer verloren hatte. Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen, was für große Fehler sie begangen hatte.

Die Aussicht, zurück in das Haus zu gehen, in dem eine verbitterte, hasserfüllte Frau ihre letzten giftigen Bemerkungen ausspie, erfüllte Charlotte mit Angst. Sie fand in Jakes Werkstatt einen Eimer Wasser und wusch sich die Tränen aus dem Gesicht.

Den Rest des Abends verbrachte sie in Tedwins Stall, wo sie sich auf Jakes Schemel setzte und ihren schweren Kopf an die warme Flanke des Pferdes schmiegte. Sie hoffte gegen alle Vernunft, dass Jake jede Minute seinen Kopf um die Holzwand strecken und sie mit seinen warmen blauen Augen freundlich anstrahlen würde und dass sie den fröhlichen Gruß wieder hören würde, den sie so schmerzhaft vermisste.

Noch ahnte sie nicht, dass die Wahrheit manchmal schrecklichere Umstände ans Licht bringt, als man meint, ertragen zu können.

Laute, zornige Stimmen drangen durch das halb offene Fenster der Bibliothek, als Charlotte spät am Abend mit hängenden Schultern zum großen Haus schlenderte und sich an der Außenwand entlangschlich, um das Haus unauffällig durch die Seitentür an der Küche zu betreten. Als sie ihren Namen hörte, blieb sie auf dem Rasen unter dem Fenster stehen.

„Und Sie wissen nicht, was für Lügen meine Frau Lady Charlotte in den Kopf gesetzt hat?“ Es war Lord Greenwold, außer sich vor Zorn.

„Ich kam zu spät an, Mylord, um alles zu hören.“ Die Stimme war die von Mrs Gibbs – matt und emotionslos wie immer.

„Und woher soll ich wissen, dass Lady Agnes mir die Wahrheit erzählt hat?“

„Sie hat die Wahrheit erzählt, Mylord.“

„Sie wollen mir sagen, dass meine Frau meinen schlimmsten Feind ohne mein Wissen in meinem Haus in London hat ein und aus gehen lassen? Und dass sie ihn hier auf meinem Anwesen beherbergt hat? Dass sie mit meinem Erzfeind Hurerei treibt, danach feststellt, dass sie von ihm schwanger ist und mich betrunken ins Bett zieht, um mir den Bastard als mein eigenes Kind unterzujubeln? Und am Ende offenbart sie mir den ganzen Skandal, kurz bevor sie stirbt. Warum hat keiner mir etwas davon gesagt? Ich ... ich fasse es nicht! Ich kündige der ganzen Dienerschaft auf einen Schlag. Allen voran Ihnen, Mrs Gibbs. Es ist

Ihnen wohl klar, dass Sie mich auf dreisteste Weise hintergangen haben. Ich finde keine Worte für meine Empörung! Es gibt genug Leute im Dorf, die alles geben würden, um bei mir arbeiten zu dürfen.“

„Beruhigen Sie sich, Mylord.“ Mrs Gibbs' Stimme war besänftigend.

„Ihre Frau war diskret. Niemand hat es mitbekommen. Er kam einmal spät nachts hierher und blieb in ihrem Zimmer. Nicht einmal Frances weiß davon. Alle anderen Verabredungen fanden in London statt.“ Ihre Worte wurden schnell und hektisch. Charlotte merkte, dass Mrs Gibbs in ihrer Erzählung geschickt ihren eigenen Anteil an der Organisation dieser Treffen verschwieg.

„Mich hat der Betrug von Lady Agnes zutiefst geschmerzt, Mylord. Sie kennen ihre Ruchlosigkeit. Sie hat mich zum Schweigen gezwungen, mir mit einer unehrenhaften Entlassung für den Fall gedroht, dass ich die Affäre verrate. Irgendeinen Scheingrund hätte sie gefunden. Ich habe sie gewähren lassen. Ich hatte keine andere Wahl. Wenn sie mich entlassen hätte, hätte ich Sie nicht mehr gesehen, Mylord. Das wäre für mich unerträglich gewesen. Mein einziger Trost war die Aussicht, dass Sir Forsythe-Drake Baron letztlich den Kürzeren ziehen würde.“

Beide schwiegen einen Moment lang. Die Stimme von Charlottes Vater wurde plötzlich sanft. „Arme Mrs Gibbs, so sehr mussten Sie um meinetwillen leiden!“

„Ich wusste, Mylord, dass Fehden, die sich über Jahre hinziehen, den süßesten Sieg hervorbringen. Ich wusste, dass Sie für den Ernstfall einen anderen Erben haben, dass Sie nicht auf Edward angewiesen waren.“ Sie klang erleichtert.

Charlotte schrak zurück, als Lord Greenwolds Schatten hinter dem Vorhang erschien und der Stoff sich bewegte. Die Luft roch nach Zigarrenrauch. Sie drückte sich dichter an die Mauer unter dem Fenster und horchte weiter, zu gefesselt vom Inhalt des Gesprächs, um sich zu entfernen. Mrs Gibbs Stimme wurde wieder energisch.

„Genießen wir gemeinsam die Aussicht, Ihrem Feind offenbaren zu dürfen, dass seine Pläne schon wieder durchkreuzt wurden. Gerade als er glaubte, die Katze im Sack zu haben, als er vorhatte, sein Erbrecht wieder geltend zu machen und Ihnen gleichzeitig einen saftigen Skandal unter die Nase zu reiben.“

„Das heißt, mein zukünftiger Schwiegersohn, Mr Linreed, wird der Welt nun offiziell als mein Erbe vorgestellt.“

„So schnell wie möglich, Mylord. Ich habe ja nicht alles gehört, was Lady Agnes zu Ihrer Tochter gesagt hat, aber ich fürchte, sie könnte Lady Charlotte verunsichert haben.“

„Gut. Es gibt also ein Begräbnis und gleich danach eine Hochzeit. Setzen Sie Mr Linreed in Kenntnis, dass er sich auf sein Amt als Thronfolger von Birch Hollow freuen kann.“

„Ich habe mir erlaubt, ihn bereits zu benachrichtigen, als es immer schlechter um Lady Agnes stand und ich befürchtete, dass sie die Wahrheit über Edwards Geburt offenbaren und Sir Forsyths-Drakes Unverschämtheit Flügel verleihen würde. Mr Linreed ist gestern in der Gegend eingetroffen, Mylord.“

„Sie sind eine kluge Frau, Mrs Gibbs. Immer denken Sie einen Schritt voraus. Das ist eine Dame nach meinem Herzen, die in jeder Situation erkennt, wie ein maximaler Gewinn daraus gezogen werden kann.“

Charlotte hatte genug gehört und stahl sich davon, bevor sie hören konnte, was ihr Vater noch mit Mrs Gibbs besprach ...

Lord Greenwold trat auf seine Haushälterin zu und flüsterte ihr zu: „Das Gift hat schnell gewirkt, Emily. Was hast du ihr verabreicht?“

„Eisenhut, Mylord. Es wird auch Akonit genannt, ein Hahnenfußgewächs. Von den Chinesen und Indern wird es gern für Auftragsmorde verwendet.“

„Mehr will ich nicht wissen, meine Liebe. Die ganze Zeit hast du solche heiklen Geheimnisse gehütet und mir nichts davon verraten?“

„Alles zu Ihrem Wohle, Mylord.“

„Gut für dich und für mich, dass du jetzt, in diesem entscheidenden Moment, das Richtige getan hast. Dafür werde ich dich belohnen – oder belohne ich mich selbst für diese gut verrichtete Arbeit? Du weißt ja, du hast es mit einem Mann zu tun, der sich zu Studentenzeiten, als er ein Zimmermädchen namens Emily hatte, nicht immer so gut in Griff hatte wie jetzt.“

„Gerade das liebte ich an diesem Mann, Mylord.“

Während Franny in einem anderen Teil des Gebäudes Lady Agnes' steife

Gestalt mit einem Tuch zudeckte und als Einzige an ihrer Seite Wache hielt, schloss Lord Greenwood das halb offene Fenster, zog die Vorhänge zu und löschte die Kerze. Dann nahm er Mrs Gibbs in die Arme und zog sie leidenschaftlich zum Sofa.

Am nächsten Tag bedeckten tiefhängende Wolken das Land und drohten mit Regen. Auch wenn nach Lady Agnes' Tod kaum eine Träne vergossen wurde, mussten die Formalitäten der Trauer durchgeführt, der Sarg in aller Feierlichkeit aufgebahrt und schwarze Kleider und Anzüge gelüftet und gepresst werden. Charlottes geplanter Ausritt nach St. Ives musste verschoben werden.

Sie ließ sich nichts von ihrem inneren Aufruhr anmerken und erschien zum Frühstück mit ihrem Vater, als wäre nichts geschehen. Von Mr Linreed gab es keine Spur. Nur einen kurzen Gruß aus London mit den Worten:

*Bis bald, meine Charlotte.
Ich habe hier in London zu tun, keine Zeit für viele Worte. Bald steht das Datum fest. Schau deinen Ring an und denke an die Küsse.*

Dein George

Es war eine glatte Lüge. Seit gestern Abend wusste sie, dass er bereits in Cornwall war.

Wenn Enttäuschung die Kraft ist, die eine Seele von einer lieb gewonnenen Illusion befreit und zurück auf den Boden der Realität schleudert, dann ist Zorn die Kraft, die dieser Seele wieder auf die Füße hilft. In Charlottes Innerem brodelte es.

Kleinigkeiten, die ihr in der Blindheit ihrer Verliebtheit entgangen waren, erschienen ihr nun in einem neuen Licht. Die Heirat mit Mr Linreed war von vornherein geplant gewesen. Ihr Vater hatte sich durch seine bewusste Zuwendung einen Weg in ihre Seele gebahnt, sich dort eingenistet und ihr Leben nach und nach in Besitz genommen. Nicht etwa, weil ihm an ihrem Wohlergehen gelegen war, sondern weil er sich einen Nutzen davon versprach.

Dies galt umso mehr, als sich jetzt herausgestellt hatte, dass Edward

nicht sein Sohn, sondern von Sir Forsythe-Drake gezeugt worden war. Sie selbst war nichts als eine Spielfigur in den intriganten Machenschaften ihres Vaters.

Mr Linreed hatte offenbar das Spiel betrieben, in dem er Meister war: Frauenherzen zu betören und zu brechen. Seine koketten Schmeicheleien, seine anrühlichen Komplimente, seine unangemessene Vertrautheit. ...

Charlottes Wangen glühten, als sie sich jetzt daran erinnerte. Wie unweise war es gewesen, so schnell so vertraut mit ihm zu werden! Jetzt meinte er, die Beute fest in seiner Hand zu haben, und seine Liebesbeteuerungen ließen schon nach.

Jake hätte so etwas nie gemacht. Und er hatte das Spiel von Mr Linreed durchschaut. Der Unterschied zwischen den beiden Männern hätte nicht größer sein können.

Die Wunde, die jedoch am meisten schmerzte, war Lady Agnes' Offenbarung über die Umstände ihrer Geburt. Dass dieser Bericht in jedem seiner grausigen Details stimmte, daran hatte Charlotte keinen Zweifel. Im Sumpf der Niederträchtigkeiten, der sich vor ihren Augen auftat, passte dieser Vorfall vollkommen ins Bild. Sie empfand sogar Mitleid für ihre Mutter. Welche Seele war schon in der Lage, in so einem finsternen Gehege der Niedertracht bei Sinnen zu bleiben?

Sie hatte jetzt nicht die Zeit, über ihre eigene Torheit Tränen zu vergießen. Ein paar Stunden lang musste sie noch um ihr Leben schauspielern.

„Ich weiß, deine Gedanken sind jetzt verständlicherweise bei anderen Dingen“, sagte sie mit gespielter Mitleid zu ihrem Vater. Lord Greenwold rührte abwesend in seinem Kaffee und blickte von seinem Teller auf. „Aber trotzdem muss ich an die Hochzeit denken, Vater. Es gibt so viel zu planen. Rosalinde hat geschrieben, dass sie jetzt schon auf dem Weg nach England sind. Es steht also nichts mehr im Weg. Ist das in solchen Umständen verwerflich von mir?“

Sein Gesicht heiterte sich auf.

„Ich hätte Verständnis – und mein wertgeschätzter George sicher auch –, falls es dir lieber wäre, das Fest auf nächstes Jahr zu verschieben. Wenn du dich von diesem Verlust erholt hast.“

„Gott bewahre, mein Kind! Das wäre alles andere als im Sinn deiner lieben Mutter. Ich erlaube dir nicht, dein Glück aufgrund unserer Trauer

zurückzustellen. Das Leben muss weitergehen und ich weiß, ihr könnt es kaum erwarten, euren Bund fürs Leben zu schließen.“

„Ach, Vater, du bist so großzügig! Wir werden die Erinnerung an meine Mutter in unseren Festlichkeiten hochhalten, auch wenn wir ihre Anwesenheit schmerzlich vermissen werden! Vielleicht sollten wir sie in den Fürbitten erwähnen und eine Gedenkminute einlegen.“

„Darf ich fragen, meine liebe Charlotte: Wie war dein letztes Gespräch mit deiner Mutter? Mrs Gibbs erzählte, dass sie dich zu sich rief, um sich von dir zu verabschieden. Ich hoffe, sie gab keine wirren Sachen von sich?“

Sein scharfer Blick ruhte auf Charlotte, und sie bemühte sich, keinen Schimmer von Verunsicherung oder Zweifel zu zeigen. „Ich war dankbar, von meiner Mutter Abschied nehmen zu dürfen“, erwiderte sie schlicht und ruhig, „aber jetzt ist es wichtig, nach vorne zu blicken. Einen aufmerksamen Vater habe ich ja noch – und einen Bräutigam, wie jede Frau ihn sich wünscht. Ich bin nicht verwaist. Heute Nachmittag werden Franny und ich die Broschüren mit den Hochzeitskleidern durchstöbern. Ich bin sicher, auch das wäre im Sinne meiner Mutter.“ Sie sah ihn mit glücklicher Miene an, damit ihm nicht auffiel, dass sie nur in ihrem Essen herumgestochert hatte, ohne einen Bissen zum Mund zu führen.

Kapitel 10

Der Himmel hatte sich früh am Abend gelbgrau verfärbt, bevor sich die angedrohten Regenströme auf das Land ergossen. Ein heftiger Wind heulte über das Meer und zog dunkle Wolkenfetzen hinter sich her. Blitze zuckten über den Himmel und die Wellen schleuderten sich mit ohrenbetäubendem Getöse gegen die Felsen, sodass man es bis zum Haus hören konnte. Die Fensterläden klapperten, die Türen schlugen auf und zu, Dachziegel lösten sich und krachten auf den kiesigen Boden.

Dickon und Frederick rannten hin und her, um sich zu vergewissern, dass alles befestigt war, was befestigt werden konnte.

Charlotte wälzte sich in ihrem Bett herum und kam nicht zur Ruhe. Ihr Körper verlangte nach Schlaf, ihre Seele war hellwach. Bei jedem Knarren der Bretter im Fußboden, bei jedem Schlagen eines Fensters, bei jedem Heulen einer Windböe schreckte sie auf. Schließlich warf sie ihre Bettdecke von sich, zündete eine Kerze an und stolperte aus dem Schlafzimmer. Ihre Füße führten sie unwillkürlich die Treppe hoch zum dritten Stock, wo sie als Kind ihr Zimmer bei den Bediensteten gehabt hatte. Von ihrem alten Hochsitz unter der Fensterklappe wollte sie den Sturm betrachten.

Nichts in dem Zimmer hatte sich verändert, außer dass die kargen Möbel verstaubt waren und jemand das Bett mit einem Tuch zugedeckt hatte. Wie in alter Zeit setzte sie ihre Kerze auf den Nachttisch neben dem Bett, zog den Stuhl unter das Fenster, schob die Holzklappe hoch und stellte sie fest. Inzwischen war sie zu groß, um aufs Dach zu klettern, also balancierte sie auf dem Stuhl und stützte ihre Arme auf die Kante der Fensteröffnung. Von hier aus konnte sie den peitschenden Regen beobachten.

Sie erinnerte sich an den Abend vor einigen Jahren, als sie vom Fest ausgeschlossen worden war und sich zum ersten Mal in ihrem Leben von der Welt verlassen gefühlt hatte.

Jetzt war sie wirklich verlassen. Maggie lag auf dem Friedhof, Franny konnte sie sich nicht mehr anvertrauen, Jake war irgendwo weit weg.

Der Sturm war inzwischen zu einem Orkan angeschwollen. Die Pappeln, Birken und Eichen schwankten, der Wind jaulte und tobte, schleuderte Blätter und Zweige durch die Luft, schlug hysterisch um sich, als wollte er in der kurzen Zeit, die ihm vergönnt war, so viel Schaden wie möglich anrichten.

Plötzlich sah Charlotte Lichter. Zunächst dachte sie, ihre Fantasie spiele ihr einen Streich. Sie rieb sich die Augen und blickte noch einmal hin. Doch es war nicht ihre Fantasie. Die Lichter bewegten sich und drängten sich auf eine Stelle zu. Und es wurden immer mehr!

Im Dunkeln konnte sie nicht ausmachen, wie groß die Entfernung war, die zwischen ihr und ihnen lag, aber unwillkürlich dachte sie an den Turm. Als Kind hatte sie von dieser Stelle aus schon einmal in einer stürmischen Nacht Lichter gesehen. Damals hatte sie gedacht, es seien die Mönche, die nachts aus ihren Gräbern stiegen und ihr altes Kloster durchwandern wollten.

Ohne viel zu überlegen, kehrte sie in ihr Zimmer zurück, griff nach den ersten Kleidern, die ihr in die Hände fielen, und zog sie über ihr Nachthemd. Danach warf sie sich einen dicken Wollmantel über die Schultern und schob sich die Kapuze über den Kopf. Sie stellte ihre Kerze in eine Laterne und rannte die Treppe hinunter zur Küche. Ihr Herz hämmerte in der Brust, als sie durch die Küchentür schlüpfte und den Park durchquerte.

Der Sturm tobte mit unverminderter Gewalt, so, als ob ein unsichtbares Ungeheuer die Küste heimsuchen und alles verschlingen wollte, was sich ihm in den Weg stellte. Im kränklichen Licht des Halbmondes, an dem die Wolken rastlos vorüberhuschten, sah Charlotte, wie die Äste der Eschen und Birken hin und her gebeutelt wurden. Wie die jammervollen Schreie von Sterbenden auf einem Schlachtfeld klang in ihren Ohren das Stöhnen, Ächzen und Knirschen der gequälten Bäume.

Sie rang darum, ihr Gleichgewicht zu halten. Mal schlug der Wind von hinten, mal lief sie gegen ihn an und wurde beinahe zu Boden geworfen. Sie erreichte die alte Gartenmauer, kämpfte sich über die Brombeerranken und wilden Rosen und hielt an. Ihr Kleid war trotz Mantel mittlerweile tropfnass, an ihren Stiefeln klebte Schlamm. Sie warf die Kapuze nach hinten, um besser sehen zu können. Die geheime Tür zum Turm stand offen und ein Lichtschimmer drang daraus hervor. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Gebückt, manchmal beinahe auf allen vieren, erklimmte sie den Hügel.

Als sie den Turm erreichte, drückte sie ihren Körper fest an die Efeuranke neben der Tür, um Luft zu holen. Sie wagte einen vorsichtigen Blick in die Öffnung. Ihre Augen gewöhnten sich schnell an das Halbdunkel, und sie konnte den steilen Weg sehen, auf dem Mr Linreed sie vor einigen Wochen geführt hatte. Die plötzliche Ruhe vor dem Sturmgeheul draußen war eine Erleichterung.

Der dunkle Gang schien sie nach unten zu locken. Sie bewegte sich langsam und unsicher vorwärts und hielt ihre Laterne mit zitternder Hand vor ihrem Körper. Es roch muffig, und die Felswände waren feuchter und dunkler, als sie es in Erinnerung hatte. Sie wappnete sich innerlich für den Anblick der Knochen. Immerhin wusste sie dieses Mal, was sie erwartete. Bald müsste die Steintreppe kommen. Sie fand ihren Weg bis zu der Stelle, an der sie das letzte Mal gestolpert war. Ein Schauer überlief sie, als sie die

Knochen und Schädel an der Wand sah, und sie setzte sich auf die unterste Stufe, um sich einen Moment auszuruhen.

Wassertropfen fielen von oben herab und landeten mit einem Widerhall auf dem felsigen Boden. Das schwache Licht, das sie vom Hügel aus gesehen hatte, drang von weiter unten aus der unterirdischen Höhle herauf.

Dreh dich um und geh zurück! Sofort!, mahnte eine innere Stimme. Doch eine unsichtbare Macht zwang sie wieder auf die Füße und weiter den Gang hinunter.

Sie nahm ihre Laterne in die Hand, wartete, bis ihre Finger aufgehört hatten zu zittern, und tastete sich behutsam vor. Als sie plötzlich Männerstimmen hörte, die von weiter unten kamen, schnappte sie vor Schreck nach Luft, löschte die Kerze und zog sich in die Schatten der Felsen neben dem Weg zurück. Nicht nur Stimmen, sondern auch ein Klappern und Poltern wurden immer lauter, bis eine Gruppe schattiger Gestalten, deren Gesichter unter ihren Kapuzen nicht zu erkennen waren, an Charlotte vorbeistolperte. Einige trugen schwere Kisten, andere schleppten Säcke hinter sich her.

Es dämmerte Charlotte, dass sie unversehens in ein ungeheuerliches, schreckliches Abenteuer hineingetaumelt war und dass es nun kein Zurück mehr gab. Der Turm verbarg offensichtlich nicht nur eine riesige unterirdische Höhle, die einen Friedhof beherbergte, sondern ein Labyrinth von dunklen Gängen, die nach unten führten. Die Stimmen verklangen, als die Männer nach oben verschwunden waren. Was hatten sie hier unten gemacht?

Charlotte wartete, bis sie sicher war, dass niemand mehr von unten nachrückte. Ein paar Minuten lang, die ihr wie eine Ewigkeit vorkamen, tastete sie sich langsam, aber ungehindert nach vorne. Das Licht, das von unten kam, war nun hell genug, um ohne Laternenlicht zu gehen. Stellenweise breitete sich ein seltsamer, widerwärtiger Geruch aus, der ihr noch nie zuvor in die Nase gestiegen war.

Nun hörte sie wieder etwas – laut, aber weit entfernt: das Heulen des Windes, das immer menschlicher klang, wie das untröstliche Klagen einer Mutter nach einem verlorenen Kind. Plötzlich lief es ihr eiskalt über den Rücken. Es war kein Wind, der dort heulte, sondern wirklich Menschenstimmen.

Auf einmal geschahen verschiedene Dinge gleichzeitig. Zuerst stieß sie mit ihrem Fuß an etwas Weiches, Schweres, das vor ihr auf dem Weg lag. Das ließ sie straucheln; erschrocken stützte sie sich mit einer Hand ab. Als sie sich wieder erhob, waren ihre Finger feucht und klebrig.

Dann näherten sich plötzlich Schritte und die Höhle wurde hell. Dieses Mal erkannte sie das Gesicht. Es war Simon, der Diener vom Pfarrhaus, der den Pfad mit zwei schweren Säcken auf dem Rücken keuchend nach oben eilte.

Er hatte Charlotte ebenfalls gesehen, schien aber seltsamer Weise nicht überrascht, sie hier aufzufinden. „Sie müssen keine Sorge haben, Mylady. Die hier sind alle mausetot und tun Ihnen nichts. Wir tragen die Leichen vom Wrack nachher runter in Höhle Zwei, damit es keinen Gestank gibt. Die Passagiere und Bootsmänner haben wir schon hierhergeschleppt, wie Sie sehen, und unten wird geladen. Bis Tagesanbruch sind wir fertig.“

Fassunglos blickte sie um sich und versuchte, das Bild zu deuten, das ihr der Schein von Simons Laterne bot. Leichen, wo sie nur hinschaute. Auf beiden Seiten des steinigen Weges. Die klebrige Flüssigkeit an ihren Händen war Blut. Simon ging offensichtlich davon aus, dass sie wusste, was hier geschah. Sie griff nach Simons Arm.

„Wer sind sie, Simon? Piraten? Räuber?“

„Ich weiß nicht, woher dieses Schiff kam, Mylady. Fragen Sie unten.“

Ihr Magen krampfte sich zusammen – sie hätte sich am liebsten übergeben. Mit Mühe widerstand sie dem Drang, der Szene des Grauens so schnell wie möglich zu entfliehen. Alle Kraft schien aus ihren Beinen gewichen zu sein. Dennoch zwang sie sich, in die Richtung weiterzugehen, aus der Simon gekommen war.

Der Gang wurde auf einmal schmal und die Decke niedriger. Klebrige Blutspuren beschmierten den Weg. Eine kühle, salzige Luft wehte ihr entgegen, das Klatschen der Wellen, vermischt mit dem Schreien und Heulen von Menschen, wurde lauter. Nach einer scharfen Kurve stand sie auf einmal in der breiten Öffnung einer Kaverne, die ein riesiges Gewölbe über ihrem Kopf bildete.

Vor ihr lag ein Strand, mit Fackeln beleuchtet. Menschen rannten fieberhaft hin und her und riefen einander Anweisungen zu, die Charlotte nicht verstehen konnte. Nicht weiter als einen Steinwurf entfernt

ragte der gewaltige Rumpf eines Schiffs in Schiefelage, weit in die Höhe gestreckt. Schwarz und bedrohlich wie ein Koloss vor dem bleichen Licht des Mondes zeichnete er sich in der Nacht ab. Ein Gewirr von zertrümmerten Mastteilen hing schlaff über dem Deck und Reste von Segeltüchern flatterten wild umher. An der Seite des Wracks hingen Seile herab, an denen Kisten, Truhen und allerlei Fracht befestigt waren und heruntergelassen wurden.

Ein Huhn rannte gackernd auf Charlotte zu und verschwand hinter ihr in der Höhle. Nicht weit von ihr entfernt lag ein Pferd in einer Blutlache. Es wand sich und schrie im qualvollen Todeskampf. Der Lärm war ohrenbetäubend. Das Krachen und Knarren des Wracks, das im Wind hin und her schwankte, wurde nur vom donnernden Tosen der Wellen übertönt.

Ein hochgewachsener Mann, dessen Rücken ihr zugewandt war, schien Regie zu führen. Er brüllte laut und gestikulierte energisch mit seinem gezogenen Messer. In der anderen Hand hielt er eine Pistole.

Charlotte zwickte sich in den Arm, um sich zu vergewissern, dass dies kein Albtraum war. Sie vergaß für einen Moment, dass sie Hilfe holen sollte, falls sich Lebende unter den Leichen im Geheimgang befanden. Instinktiv versteckte sie sich hinter einem Felsenvorsprung und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen.

Der unterirdische Weg hatte sie durch die Felsen zur anderen Seite der Klippen geführt, direkt in die Bucht, die von außen als unzugänglich galt. Und sie war mitten in das Chaos eines Schiffsunglücks hineinspaziert, während eine Plünderung in vollem Gange war.

Die Gerüchte waren also wahr: von Piraten und erbitterten Schwertkämpfern um Wracks herum, vom Mord an unschuldigen Passagieren und Bootsleuten, von umherirrenden Seeleuten, die von Sinnen waren und nicht mehr wussten, was ihnen widerfahren war.

Ein Schrei riss sie aus ihren Gedanken. „Da ist jemand!“

Ein Wächter hatte einen fremden Schatten auf dem sandigen Boden im Eingang der Höhle gesichtet und Alarm geschlagen.

Der hochgewachsene Mann mit dem Messer drehte sich blitzschnell um, und sie blickte direkt in die wütenden Augen ihres Vaters. „Verdammt noch mal! Was machst *du* denn hier ...?“

Einen Augenblick lang war sie unfähig, sich zu rühren oder einen Ton

hervorzubringen, und starrte wie benommen auf die blutverschmierte Klinge von Lord Greenwolds Messer, während er sich mit großen Schritten auf sie zubewegte.

Ein Lichtblitz erhellte den Strand, gefolgt von einem gewaltigen Donnerschlag. Verschwommene Bilder flossen vor ihren Augen ineinander: Mr Linreed mit einer Pistole in seiner Hand, Mrs Gibbs, die einen leblosen Körper an den Strand schleppte, der Schriftführer vom Rathaus, der Markthändler, der Kartoffeln verkaufte, der Pferdewirt des Bürgermeisters und dazu zahllose weitere Gestalten und Gesichter, die sie nicht kannte.

Sie drehte sich um, ließ ihre Laterne fallen und rannte um ihr Leben.
„Schnell, hinter ihr her! Holt sie zurück!“

Dickon platzte in die Küche.

„Gott sei Dank, du bist hier, Franny. Das Wasser steigt und steigt, der Weiher ist über seine Ufer getreten. Zwei Birken sind umgestürzt und es ist gefährlich draußen. Sollten wir nicht Lord Greenwold alarmieren?“

„Er ist entweder längst zu Bett gegangen, Dickon, oder kümmert sich bereits draußen um alles. Letzteres, vermute ich. Bei diesem Lärm kann niemand schlafen. Ich wollte alles hier unten abdichten und habe Sandsäcke vor der Tür gestapelt. Im Küchengarten sammelt sich das Wasser schon wie in einer Badewanne. Warte, ich komme mit.“ Sie wischte ihre Hände an einem Handtuch ab, zog ihre Schürze aus und hängte sie an einen Haken.

Dickon hatte nach seinem Mantel gegriffen, der neben der Tür hing. „Frederick schaut draußen nach dem Rechten und sorgt dafür, dass bei den Pferden keine Panik ausbricht.“

„Er soll nur aufpassen. Du bleibst aber bitte im Haus, Dickon. Wir gehen durch die Räume und schauen, dass alle Fenster fest geschlossen sind und keine Glut in den Kaminen brennt. Ich schaue auch nach Harriet, sie hat immer solche Angst, wenn es stürmt. Siehst du nach Lord Greenwold? Ob Charlotte aufgewacht ist? So ein Gewitter habe ich selten erlebt!“

„In Ordnung. Wir treffen uns dann in der Eingangshalle, Franny. Pass auf dich auf!“

Als Dickon sich einige Zeit später dort einfand, rannte Franny panikerfüllt auf ihn zu. „Dickon, schau nur! Was sollen wir tun?“

Rinnsale von Regenwasser liefen unter der eichenen Haustür hindurch und breiteten sich auf den glatt polierten Marmorfliesen aus.

„Franny, es gibt keine Spur von Mrs Gibbs oder Lord Greenwold. Ihre Betten sind unberührt.“

„Und Charlotte, wo ist Charlotte?“

„Ihr Zimmer ist auch leer, Franny. Sie muss aufgestanden sein und sich angezogen haben, die Laken sind zerknittert.“

Franny schlug sich beide Hände vors Gesicht. „Ach nein, das darf nicht wahr sein!“

Es hämmerte an der Tür. Dickon zog einen schweren Türflügel nach innen und Frederick platzte herein, tiefend nass und außer Atem.

„Wir müssen uns nach oben retten, schnell! Es gibt eine Überschwemmung. Der Park füllt sich, die Keller laufen voll.“

„Aber was ist mit Charlotte, Mrs Gibbs und Lord Greenwold?“

„Wenn sie nicht hier sind, haben sie wahrscheinlich Unterschlupf im Dorf gefunden – draußen ist kein Durchkommen mehr!“, antwortete Frederick.

Alle drei drehten sich auf dem Absatz um und rannten die Treppe hinauf. Wasserstrudel umspülten schon die elegant gewölbten Beine des Tisches, der vor dem Spiegel stand.

Charlotte sprang zurück in den Gang und rannte, kletterte, stolperte über die Steine und Felsbrocken, die sie auf dem Weg nach unten vorsichtig umrundet hatte. Sie schrie vor Schreck auf, als sie über etwas Weiches, Warmes fiel. Eine der Leichen. Sie erlaubte sich nicht, nach rechts oder links zu blicken.

Das Gebrüll ihres Vaters hinter ihr wurde immer lauter, das flackernde Licht der heranrückenden Lampen immer heller. Sie meinte, auch Mr Linreed unter den vielen Stimmen zu hören, die ihr befahlen anzuhalten. Es erschien ihr, als wäre ihr eine Meute gieriger Hunde mit gebleckten Zähnen auf den Fersen, jede Minute bereit zuzupacken.

Bergauf war der Gang durch die Katakomben ein qualvoller Hindernislauf. Ihre FüÙe fanden in den glatten Schuhen keinen Halt auf dem dunklen, steinigen Weg. Sie zog sich auf allen vieren vorwärts und hatte das Gefühl, kaum voranzukommen, ihre Lungen waren dem Bersten nah.

SchlieÙlich schleppte sie sich die Steintreppe hoch, rannte auf die Tür zu, warf einen flüchtigen Blick nach hinten und stürzte sich aus der Öffnung auf den Hügel. Bis Lord Greenwold und seine Männer die Tür erreichten, kauerte sie zitternd auf der anderen Seite der Steinmauer neben dem Wald.

„George, du nimmst ein paar Männer mit und übernimmst die Jagd von hier, sie kann nicht weit gekommen sein. Schnapp sie dir. Wir dürfen keine Zeit verlieren. Der Rest kommt wieder mit hinunter. Die Arbeit muss fertig sein, bis der Sturm vorbei ist.“

Das gekenterte Schiff lag auf seiner Seite, als die Männer zu ihrer wilden Geschäftigkeit in der Bucht zurückkehrten. Mit einem gewaltigen Stöhnen und Krachen brach es langsam auseinander, wie ein Monster in seinem letzten Todeskampf.

Während Lord Greenwold und seine Männer sich beeilten, die Kisten, Koffer und Truhen zu erbeuten, die aus dem Bauch des Schiffes ausgespien wurden, fiel es ihnen nicht auf, dass sich eine der Gestalten, die leblos am Strand gelegen hatten, entfernt hatte.

In der Aufregung der Verfolgungsjagd auf Charlotte hatte ein Mann leise den Kopf gehoben, um sich geschaut und war heimlich davongekrochen, direkt in die tosenden Wellen hinein. Es folgte ein Kampf auf Leben und Tod gegen die Fluten, die seinen Körper immer wieder gegen die spitzen Felsen schleuderten, ein Japsen nach Luft, jedes Mal, wenn er sich mit dem nackten Willen zum Überleben wieder zur Wasseroberfläche hochstrampelte.

Als die Plunderer bis zum Morgengrauen fast alle Spuren des Massenmordes an der Besatzung und den Passagieren der gekenterten Königin des Meeres entfernt hatten, lag ein Schiffbrüchiger erschöpft auf dem flachen Strand von Sedgeworth Cove und wartete auf seine Rettung.

Der Birkenwald hatte sich in eine Schlammlawine verwandelt, in der der durchtränkte Boden die Regengüsse nicht mehr aufsaugen konnte. Die Moseley überschwemmte ihre Ufer und trieb alle Fluten, die sie nicht mehr halten konnte, in den Wald und in den Park von *Birch Hollow*. Charlotte nahm ihren ganzen Mut zusammen, richtete ihre tropfnassen Schultern auf und blickte vorsichtig über die Mauer.

Noch suchten ihre Verfolger auf dem Turmhügel nach ihr. Sie stand auf und sprang in den Wald hinein. Der Boden war überflutet. Ihre Röcke schlangen sich um ihre Beine, durchnässt und schwer, als sie durch den Schlamm watete. Ihre Füße waren wie taub, sie hatte in der Kälte jedes Gefühl für sie verloren. Sie strauchelte über Äste, durch Laub, über einen Baum, der über dem Weg lag.

Endlich erreichte sie den offenen Rasen des Parks. Wo sie nur hinschaute, strömte Wasser – aus dem Fluss, aus dem Weiher, auf den Wegen, durch das Gras. Sie sah Lichter und hörte aufgeregte Stimmen hinter sich im Wald. Mr Linreed hatte sie offenbar entdeckt. Er schien fest entschlossen, seine unerbittliche Jagd weiterzuführen, bis er seine abtrünnige Braut eingeholt hatte. Sie spürte, wie ihr nach und nach die Sinne schwanden, sie konnte nur an eines denken: Rennen – wohin auch immer!

Der Stall! Sie kniff ihre geschwollenen Augen zusammen, als sie sich mit ihren letzten Kräften zur Tür der Scheune schleppte. Ihre Finger waren wie Blei und bluteten, als sie versuchte, den Griff zu heben. Gott sei Dank, die Tür öffnete sich. „Man darf sie nie abschließen bei Sturm“, hatte Jake immer gesagt. „Pferde müssen fliehen können.“ Sie zog die Tür hinter sich zu, lehnte sich an den Türrahmen und sank zitternd und am ganzen Körper frierend zu Boden.

Ein sanftes Stoßen und Schnaufen brachte sie wieder zu Bewusstsein.

„Tedwin!“, schluchzte sie. Der vertraute Geruch von Heu und Pferdeäpfeln und der warme Dampf aus seinen Nüstern weckten ihre allerletzten Kraftreserven. Sie zog sich an seinem Bein hoch. War es Einbildung oder beugte er sich leicht nieder, um ihr den Aufstieg auf seinen Rücken zu erleichtern?

„Tedwin, fort von hier, egal wohin, so schnell du kannst! Flieh!“

Sie legte ihren Kopf an seine Mähne, umschlang seinen Hals mit den Armen und drückte ihre Knie in seine Flanken. Aus der Tür heraus, über

den Park: Er flog wie der Wind. Dann hörte sie plötzlich einen Schrei: „Zurück, du!“, und ein Schuss knallte durch die Luft.

„Schneller, Tedwin, schneller!“

Mit jedem Muskel ihres Körpers klammerte sie sich an das Pferd. Schweiß mischte sich mit dem Regen, der ihren Rücken durchnässte. Das Klopfen von Tedwins Hufen hämmerte durch ihren ganzen Körper, mal hart und kantig auf der Straße, mal gedämpft auf Gras, mal platschend durch Pfützen, Schlamm und Wasserströme, als ob es das einzige Empfinden wäre, das sie jemals gekannt hatte. Als ob ihre ganze Welt von Anfang an nur aus dem Geruch von Pferdeschweiß und dem Keuchen, Schnaufen und Dampfen eines flüchtenden Hengstes bestanden hätte.

Irgendwann blieb Tedwin stehen.

Die Kräfte wichen ihr aus Armen und Beinen, sie verlor das Gleichgewicht und sie glitt vom Pferd. Dann wurde es ihr schwarz vor Augen.

„Warte Harry, da liegt jemand!“

„Wo? Das ist nur ein Haufen Lumpen, du Trottel, vom Meer ans Land gespült. Komm Angus, wir schauen, ob der Sturm noch was Besseres als Lumpen an den Strand geschwemmt hat.“

„Ich schaue nur kurz, komme gleich!“

Angus eilte über den Sand zu der Stelle, an der etwas, das in der Tat wie ein durchnässter Kleidersack aussah, regungslos auf dem Sand lag.

„Um Gottes willen! In den Klamotten ist ein Mensch drin!“

Die zwei Landstreicher, im frühen Morgengrauen auf Beutezug am verlassenen Strand, bückten sich über die leblose Gestalt und drehten sie mit ihren Füßen vorsichtig um, sodass sie auf dem Rücken lag.

„Gott helfe uns, er atmet. Verwundet. Tragen wir ihn zur Fischerhütte, Angus, schnell!“

Einige Minuten später rieb sich eine verdutzte Fischerfrau die Augen und versuchte, die träge Asche in ihrem Kamin zu einem Feuer zu beleben, während die ihr fremden Männer sich freizügig an allem bedienten, was sie brauchten, um die Wohnstube in ein Lazarett zu verwandeln. Sie zogen dem erschöpften Mann die nassen Kleider aus, wickelten ihn in eine Decke, rie-

ben seine Arme und Beine warm, verbanden seine Schnittwunden und gossen ihm Branntwein in den Hals. Langsam kam er wieder zu sich. Die Verletzungen schienen oberflächlich zu sein, aber er war verwirrt und erschöpft.

„*Les pirates*“, stotterte er schließlich und zeigte Richtung Meer. „Le bateau ... Das Schiff ... auf Felsen gelaufen, meine Frau ...“ Ein Hustenanfall hinderte ihn daran weiterzusprechen.

Die zwei Landstreicher blickten sich mit großen Augen an.

„Ich glaub, wir haben ihm zu viel Branntwein in den Hals gekippt“, sagte Harry.

„Es geht uns überhaupt nichts an, was mit dem Mann los ist, oder? Lassen wir ihn hier und machen wir uns lieber davon, bevor wir entdeckt werden.“

„Nein, wir holen einen Offizier, und der schaut, ob es stimmt, was der Mann sagt“, schlug Harry vor.

Angus stieß Harry in die Seite. „Wir versuchen, seit die Welt erschaffen wurde, den Offizieren aus dem Weg zu gehen. Und jetzt willst du ihnen in die Arme laufen? Manche könnten leicht denken, dass wir die Piraten sind.“

„Nee, wir sind Diebe, das ist was anderes. Und der Offizier hier weiß nicht, dass wir in Newquay das Silberbesteck geklaut und wieder verkauft haben.“

„Das stimmt.“ Angus nickte ihm zu. „Also gut, ich guck mal, ob in diesem Kaff hier ein Offizier zu finden ist. Vielleicht kriegen wir sogar eine Belohnung.“

„*Vite, vite!* Schnell, bitte“, stöhnte der Schiffbrüchige. „Leute ... sterben. *Trop tard* ... zu spät. Meine Frau ...“ Er stöhnte.

„Das ist ein Fremder. Erkennst du die Sprache? Ich tippe auf Französisch“, bemerkte Angus.

„Hör auf zu quatschen und geh schon!“, fauchte Harry in barschem Ton.

Angus eilte aus der Hütte.

Eine Stunde später taumelte Offizier Jethro Bingham, alleiniger Ordnungshüter der Küstensiedlung Sedgeworth, schlaftrunken und gähmend in die Hütte. „Eine Krise? Gibt es hier eine Krise? So früh am Morgen?“

„Da ist ein Ausländer. Vom Meer angespült, wahrscheinlich hatte er zu viel Branntwein. Er meint, es sind Piraten draußen“, erklärte Harry.

Ein Verbrechen kam in dieser schläfrigen Küstensiedlung so selten vor, dass Jethro Bingham nicht recht wusste, was er tun soll. Der Schiffbrüchige war inzwischen hellwach und erzählte und gestikuliert wild mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden, der zuschauen muss, wie seine vermeintlichen Retter langsam und gemächlich aus einem Tiefschlaf erwachen. Es dauerte eine Weile, bis er Offizier Bingham, der mit wichtigtuertischer Geschäftigkeit zuerst nach einer Schreibfeder fragte und dann jedes Wort auf ein Blatt Papier schrieb, vom Ernst der Lage überzeugen konnte.

„Verdammt noch mal, hören Sie auf zu schreiben und *tun* Sie was!“, brauste der verletzte Mann schließlich auf.

Die Aussicht, Piraten bei einer Plünderung auf frischer Tat zu ertappen, reizte den Offizier immer mehr. Auch ohne Piraten war das Gerücht eines Schiffunglücks in nächster Nähe dramatisch genug, um neugierige Schaulustige an den Strand zu locken, auf der Suche nach Andenken und angespülten Überbleibseln.

Bevor eine blasse Sonne über den Horizont kroch und ein müdes Licht auf die vom Sturm gebeutelte Landschaft warf, war Offizier Bingham bereits mit einer Schar Männer in einem Fischerboot hinausgefahren.

Der Schiffbrüchige hatte sich gegen die Behauptung, er sei zu verletzt für eine gefährliche Bootsfahrt, gewehrt und hatte darauf bestanden, mitzufahren: „Meine Frau, ich muss sie finden!“

Ein grauer, milchiger Nebel hing über dem Meer. Die Männer mussten gegen einen rauen Wind rudern, der immer noch kräftig blies. Weiter vom Ufer entfernt, hatte sich der Orkan noch nicht ganz ausgetobt.

„Sie haben Glück, dass diese Wellen Sie nicht auf die Felsen aufgespießt haben, Sir“, brüllte der Offizier ins Ohr des Schiffbrüchigen. „Wie haben Sie das bloß geschafft?“

Er unterdrückte den wachsenden Zweifel an der Geschichte des Verletzten und hoffte inbrünstig, dass er sich nicht aufgrund der Aussage eines Irrsinnigen auf ein gefährliches Unterfangen eingelassen hatte.

„Das war schon immer eine verfluchte Bucht, Sir“, rief einer der Männer. „Diese Felsen fressen Menschen lebendig! Wir sollten die Aktion lieber abbrechen!“

„Wenn wir an diesem Felsvorsprung nicht vorbeikommen, kehren wir um und sind rechtzeitig zum Frühstück zu Hause“, antwortete der Offizier. „Auf der Rückfahrt haben wir den Wind im Rücken!“

Es gab ein letztes Keuchen, Stöhnen und Ziehen von durchschwitzten Körpern – einen angestregten Versuch, das Boot, das wie ein Korken auf dem Wasser tanzte, von den Felsen fernzuhalten, gegen die der Wind es schleudern wollte.

Auf einmal lag der Fels, der sie von der Bucht trennte, hinter ihnen und die Männer blickten, von Gischt und Meerwasser völlig durchnässt, auf ein Trümmerfeld. Die Reste eines Schiffsrumpfes torkelten zwischen den Felsen. Um sie herum trieben Bretter, Stühle, Kisten, Kleider und der Kadaver eines Pferdes auf dem unruhigen Wasser. Selbst den hartgesottenen Fischern und Küstenbewohnern, die mit den heimtückischen Launen von Wind und Wetter eng vertraut waren, blieben vor Entsetzen Mund und Augen offenstehen. Eine hochgewachsene Gestalt am Ufer hatte ihr Boot gesichtet und winkte wild mit den Armen.

„Einen schönen, beziehungsweise nicht so schönen guten Morgen, Mylord“, rief Offizier Bingham.

Der Mann am Strand war Lord Greenwold. Er half der Rettungsmannschaft, ihr Boot auf den Strand zu ziehen, und streckte Jethro Bingham die Hand hin.

„Schlimme Tragödie, Bingham. Aber Sie können gleich wieder gehen. Meine Dienstboten haben heute früh das Krachen gehört und wir konnten mithilfe von Seilen über die Felsen gelangen. Eine gefährliche Sache. Ich habe fast einen Mann dabei verloren. Wir wollten auf alle Fälle schauen, ob jemand das Unglück überlebt hat. Zu spät. Leider ist das hier alles, was wir vorgefunden haben. Es gibt wohl keine Überlebenden. Ich bin fassungslos. Eine schreckliche Sache.“ Er schüttelte den Kopf.

„Kein Zeichen von Piraten?“, erkundigte sich Bingham.

„Piraten – nein!“, antwortete Lord Greenwold. „Wenn Piraten am Werk sind, gibt es immer Leichen am Strand. Messerstiche und Kugelreste und so weiter. Hier sind wohl alle landauswärts getrieben, der Wind hat die

ganze Nacht in Richtung des offenen Meers gepeitscht. Der Sturm war an dieser Stelle sehr heftig. Gerade jetzt steigt der Wasserpegel um *Birch Hollow* herum immer noch an, der Blitz hat ins Dach eingeschlagen, viele Bäume sind zerstört. Wir sind schwer gebeutelt. Und jetzt das noch.“ Er deutete mit seiner Hand auf das Wrack. Seine Stimme klang ruhig und gefasst, mit einem Hauch von Ratlosigkeit.

„Dann stören wir Sie nicht weiter, Mylord, es hat Sie wirklich schlimm erwischt“, sagte Jethro Bingham mitleidvoll, „und Sie haben viel zu tun.“

Er drehte sich zu dem Fremden hin, der sich bis dahin im Hintergrund gehalten hatte, und legte die Hand auf seine Schulter.

„Es tut mir leid, mein Freund“, sagte er, „Sie sind wohl der Einzige, der überlebt hat. Kommen Sie mit.“

Zu seiner Überraschung stieß der Fremde die tröstende Hand von sich, warf seine Kapuze nach hinten, trat energisch durch die Traube von Männern am Strand und stellte sich vor Lord Greenwold.

„Und wo ist meine Frau, Mylord?“ Seine Stimme war laut und erregt, er zischte die Worte zwischen den Zähnen hervor.

Lord Greenwold starrte ihn fassungslos an und wurde bleich.

„Kennen Sie diesen Mann, Mylord?“, fragte Offizier Bingham.

Lord Greenwold schluckte. „Nein, ich habe ihn noch nie gesehen“, stellte er schließlich fest. „Der Mann ist von Sinnen, das sieht man auf den ersten Blick. Die Meeresluft ist ihm zu Kopf gestiegen.“

„Wir werden gleich sehen, wem die Meeresluft zu Kopf gestiegen ist“, antwortete der Mann. „Ich bin Graf Louis Bizet. Lord Greenworld ist mein Schwiegervater. Herr Offizier, kommen Sie mit.“ Er marschierte schnurstracks auf den Felsvorsprung zu, der die Öffnung zu den unterirdischen Gängen verdeckte.

Offizier Bingham hatte Mühe, diese seltsame Situation zu erfassen.

„Nein, da dürfen Sie nicht hin!“, brüllte Lord Greenwold und versuchte, den Grafen festzuhalten. „Das gehört zu meinem Anwesen. Das ist privates Land.“

„Aber die Frau, die ich geheiratet habe, gehört zu mir, und ich suche sie“, erwiderte der aufgebrauchte Graf. „Tonnere de Brest! Zum Donnerwetter noch mal, Lord Greenwold, ich bin Ihr Schwiegersohn! Glauben Sie, dass Sie damit durchkommen?“

„Ihr Schwiegersohn?“, schaltete sich der Offizier nun endlich verwirrt ein und sah von einem zum anderen. „Mylord, ist dieser Mann von Sinnen? Aber lassen Sie ihn ruhig gewähren“, befahl er dann. „Sie haben nichts zu befürchten. Der Mann ist sicher außer sich vor Trauer und Schock. Lassen wir ihn nach seiner Frau suchen, wenn es ihm hilft. Danach können wir alles in Ruhe klären.“

Der Graf war inzwischen zum Eingang der Höhle geeilt. Jethro Bingham und seine Männer folgten ihm. Eine Welle von abgestandener Luft und dem Gestank von Blut, Schweiß und menschlichen Exkrementen schlug ihnen ins Gesicht, als sie die Höhle betraten. Offizier Bingham blieb beinahe das Herz stehen – leblose Körper, wohin er nur sah!

Während Offizier Bingham noch versuchte, der Lage Herr zu werden, machte sich der Graf im blassen Morgenlicht auf die Suche. Fieberhaft und furchtlos deckte er jedes Gesicht ab, zog leblose Körper, die aufeinandergestapelt waren, auseinander, schaute in offene Augen, die leer und starr gen Decke blickten, während seine Begleiter ihre Hände vor Entsetzen vor ihre Gesichter hielten und versuchten, die ekelhafte Luft nicht einzuatmen.

Auf einmal schrie er auf und stürzte sich auf die reglose Gestalt einer jungen Frau. Ihre blonden Haare waren mit Blut verschmiert, ihre seidenen Kleider durchnässt und mit Sand und Algen beschmutzt. Er fing an, laut zu schluchzen, und bedeckte ihr bleiches Gesicht mit Küssen.

Irgendwann blickte er hoch in die gebannten, schockierten Gesichter seiner Begleiter. „Ich bin Zeuge! Ich sah Lord Greenwold mit einem Messer in der Hand. Ich sah seine Henker und Piraten mit Pistolen, die jeden niederstreckten, der sich wehrte oder versuchte zu fliehen. Ist ihm bewusst, dass er seine eigene Tochter ermordet hat? Ergreifen Sie diesen Mörder, Herr Offizier!“ Seine Stimme war rau, heiser, leidenschaftlich.

Jethro Bingham drehte sich um. „Mylord, ich muss Sie bitten, mitzukommen und einige Fragen zu beantworten. Ich hoffe, Sie haben eine gute Erklärung für dieses grausame Szenario.“

Er bekam keine Antwort. Lord Greenwold war verschwunden.

Kapitel 17

Als Charlotte wieder zu sich kam, fiel ihr Blick als Erstes auf ein verschwommenes Gesicht, das über sie gebeugt war. Dann registrierte sie, dass sie in einem weichen Bett unter einer warmen Bettdecke lag. Licht von einem Fenster über ihrem Bett blendete sie. Sie schloss die Augen, spannte ihren Körper an und zog die Decke bis zum Kinn hoch.

„Tedwin! Wo ist er?“, wisperte sie. „Da war ein Knall ...“

„Psst, nur ruhig, es ist alles in Ordnung. Tedwin ist draußen im Hof.“ Es war eine ruhige, väterliche Stimme.

Charlotte versuchte, ihre Augen wieder zu öffnen. „Wo bin ich?“

„Du bist bei mir, Charlotte, du kennst mich wahrscheinlich nicht mehr, aber ich kenne dich. Ich bin Theodor, der Onkel von Jake.“

Charlotte hob ihren Kopf und wollte sich aufrichten, sank aber mit einem Stöhnen in die weichen Kopfkissen zurück. Erinnerungen an ihre Flucht aus *Birch Hollow* überfluteten sie mit einem Mal. Der Gang unter den Felsen, der Anblick der Toten, der gewaltige Rumpf des Schiffes, der in die Höhe ragte, die Jagd durch die unterirdischen Gänge, der Gestank der Leichen.

„Da waren Tote ...“

„Ganz ruhig. Später gibt es Zeit zum Erzählen. Hier ist etwas zu trinken. Du musst viel trinken.“ Der Arm, der unter ihre Schulter glitt und ihr half, den schweren Kopf zu heben und ihn gegen das weiche Kopfkissen zu stützen, war stark, aber sanft und weckte Erinnerungen in ihr.

Jakes Onkel – er war Peter Fentons Bruder. Sie suchte umsonst in den von Arbeit und Mühe gezeichneten Gesichtszügen des alten Mannes nach Ähnlichkeiten mit Jake. Trotzdem erinnerte jede Bewegung, jede Geste an ihn. Nicht nur seine Stimme, sondern auch seine Berührung, die freundlichen blaugrauen Augen, die unter den weißen, licht gewordenen Locken hervorblickten.

Schmerz quälte ihre Seele, der Schmerz ihres Verrates an der Pflegemutter, der sie alles verdankte. Als hilflosen Säugling hatte Maggie sie in ihr Heim und Herz aufgenommen, doch Charlotte hatte sich entschieden,

lieber auf die Schmeicheleien eigennütziger Betrüger zu hören als auf die Weisheit der Menschen, die sie liebten.

Tränen flossen über ihr Gesicht. „Sie waren alle hinter mir her! Menschen starben und mein Vater stand mittendrin, wo sind sie alle?“ Sie drückte seine Hand und hielt sie fest.

„Hier bist du in Sicherheit, mein Kind, keiner deiner Feinde weiß, dass du hier bist. Schlaf jetzt. Später haben wir alle Zeit der Welt, um über das zu reden, was dir auf dem Herzen liegt.“

„Und Jake? Ist er in Sicherheit?“

„Er ist weggezogen und es geht ihm gut. Du kannst beruhigt schlafen.“

Charlotte schlug ihre Augen nieder. Sie murmelte noch etwas über Rosalinde und bekam am Rande mit, wie Theodor das kleine Schlafzimmer verließ. Ein paarmal wälzte sie sich noch hin und her, dann glitt sie in einen tiefen Schlaf.

Während sich der schlimmste Orkan, den die Bevölkerung Cornwalls seit Jahrhunderten erlebt hatte, auf dem offenen Meer austobte, waren die Einwohner von St. Ives damit beschäftigt, die Schäden seines Wütens an Haus und Hof aufzuräumen.

Alles, was nicht niet- und nagelfest gewesen war, lag irgendwo auf einer Wiese oder in einer Gasse. Bäume waren umgefallen, Dächer undicht geworden, Tiere waren in Panik ausgebrochen, Keller und Scheunen überflutet. Allmählich sickerten Gerüchte von einer Katastrophe großen Ausmaßes in *Birch Hollow* nach St. Ives durch. Es hieß, die Mönche wären aus den Gräbern ausgebrochen und hätten ein Massaker angerichtet. Die ganze Familie Greenwold sei umgebracht worden.

Währenddessen schwebte Charlotte in einem Dämmerzustand zwischen Wachen und Bewusstlosigkeit. Ihre Stirn und ihre Wangen waren glühend rot, ein quälender Durst brannte in ihrem Mund und kratzte in ihrem Hals, sie schrie immer wieder nach Wasser. Theodor war stets an ihrem Bett, tupfte ihre feurige Haut mit kühlem Wasser ab, legte kalte Tücher auf ihre vom Fieber ausgezehrten Lippen, nahm sie in die Arme und schaukelte sie hin und her, wenn sie weinte.

Es dauerte nicht lange, bis er sich aus Charlottes wirren Äußerungen die ganze Geschichte ihrer erschütternden Entdeckungen zusammenreimen konnte, angefangen mit Edwards unehelicher Zeugung und dem qualvollen Tod von Lady Agnes, bis hin zum Massengrab unter dem Turm. Zwischendrin rief sie immer wieder nach Maggie und Jake.

Maggies Freundin Mrs Earling war kurz nach dem Unglück vor Theodors Tür erschienen, um nach Charlottes Verbleib zu fragen. Seitdem kam sie jeden Tag vorbei, um nach ihr zu schauen. Wenige Tage nach Charlottes Ankunft hielt Theodor ihren Zustand für stabil genug, um sie in der Obhut von Mrs Earling zu lassen und nach Hipperclove zu reiten.

Eine dunkle Wolke hing über dem Dorf, und die Straßen waren ruhig, obgleich es Markttag war. Türen und Fenster waren verriegelt. Nur eine Handvoll Verkäufer priesen ihre Waren halbherzig an den Marktständen an.

„Hey Sie, Junge – Sie sind doch im Dienst in *Birch Hollow*!“ Dickon drehte sich überrascht um. Er runzelte die Stirn und versuchte, sich zu erinnern, woher er den Mann kannte, der jetzt grüßend den Hut hob.

„Wir sind uns beim Begräbnis meiner Schwägerin Maggie begegnet. Theodor Fenton ist mein Name“, klärte der Mann ihn auf.

Dickon nahm seinen Hut ab und verbeugte sich. „Jetzt erinnere ich mich! Schön, Sie wiederzusehen, Sir, aber ich muss mich beeilen, ich habe zu tun!“

„Warten Sie“, wandte Theodor ein. „Darf ich Ihnen ein paar Fragen über die Geschehnisse in *Birch Hollow* stellen?“

„Auf keinen Fall!“ Dickon winkte ab und machte Anstalten weiterzugehen. „Ich will diesen verfluchten Namen nie wieder in meinem Leben hören. Ich hole gleich meine restlichen Sachen und verlassen den Ort so schnell wie möglich. *Birch Hollow* hat mir nur Unglück gebracht!“

„In diesem Fall können Sie mir erst recht ein paar Auskünfte geben“, stieß Theodor hervor, außer Atem in seinem Bemühen, mit Dickons schnellem Gang Schritt zu halten. „Sie könnten Charlotte vielleicht helfen.“

Als er Charlottes Namen hörte, hielt Dickon an. Er drehte sich zu Theodor um und packte ihn an beiden Armen. „Was wissen Sie von Charlotte?“

Sagen Sie es gleich, Sir. Franny – ihre Freundin – ist außer sich vor Kummer.“

„Dann suchen wir uns eine Ecke, wo wir in Ruhe reden können und Sie mir die Auskunft geben, die ich brauche. Sollen wir gleich zum Herrenhaus gehen?“

„Nein, Mr Fenton. Ich wohne nicht mehr dort. Wir kehren im Gasthaus ein. Dort sind wir wenigstens vor diesem furchtbaren Wind geschützt.“

Theodor wartete geduldig, bis das knisternde Feuer und ein Glas Bier ihre Wirkung zeigten und Dickon zum Reden bereit war.

„Wo ist Charlotte, Sir? Sagen Sie es mir bitte.“

„Sie ist in Sicherheit, das soll erst einmal genügen, Dickon. Jetzt los, erzählen Sie, was hier los ist.“

„Lord Greenwold hatte mich beauftragt, meinen Wagen am Tor bereitzuhalten für Vorräte, die in sein Lagerhaus hier im Dorf gebracht werden sollten. Das war, als der Sturm sich schon ankündigte. Einige Männer, die ich nicht kannte, brachten Truhen und Säcke. Ich fand es merkwürdig, dass ich ausgerechnet bei so einem Wetter Ladungen von Schmuck, Silberbesteck und Edelh Holz transportieren sollte. Er sagte, sie wären im Dorf vor einem möglichen Wasserschaden besser geschützt. Während ich von Hipperclove zurückfuhr, schlug der Orkan mit Macht ein. Ich brachte Pferd und Wagen in Sicherheit und rannte ins Haus, um nach Franny und den anderen zu schauen. Frederick kümmerte sich um die Pferde.“

Er stoppte in seiner Erzählung, trommelte nachdenklich mit seinen Fingern auf den Tisch und nahm einen Schluck Bier.

„Und dann?“

„Der Keller und die Küche waren vollgelaufen. Franny, Frederick, Harriet und ich retteten uns nach oben. Wir sahen aus dem Fenster, wie fremde Leute durch den Park rannten. Irgendwann schlug ein Blitz ein. Eins der Pferde galoppierte los, Schüsse fielen. Von Lord Greenwold und Mrs Gibbs war keine Spur zu sehen. Auch Charlotte war weg. Wir riegelten das Haus ab und warteten. Was hätten wir sonst tun können?“

Sichtlich bewegt senkte er seine Stimme. „Kennen Sie das Gefühl, Sir? Man geht an einem Abend schlafen – fröhlich und sorglos – und nur wenig später wacht man auf und findet sein ganzes Leben, alles, wofür man gearbeitet und sich jahrelang abgemüht hat, in Trümmern liegen.“

Theodor nickte, sagte nichts, ermutigte Dickon aber mit einem fragenden Blick weiterzuerzählen.

„Das Wasser stieg und stieg, der Weiher hatte sich über den ganzen Park ausgebreitet. Wir hofften, dass Lord Greenwold, Mrs Gibbs und Charlotte im Dorf Unterschlupf gefunden hätten. Wir warteten auf das Tageslicht.“

„Und was habt ihr bei Tageslicht gesehen?“

„Der Park war verwüstet, die Wassermassen flossen ab. Anscheinend war in der Nacht ein Blitz in den Turm eingeschlagen – der obere Teil war hinunter gestürzt. Der Orkan hatte alles, was ihm im Weg lag, kurz und klein geschlagen. Bäume aus dem Birkenwald lagen neben der Scheune, Teile vom Dach waren zusammengestürzt. Wir wussten nicht, wo wir zuerst anfangen sollten. Und dann, spät am Nachmittag, fanden wir sie.“

Er erschauerte. Der Schreck stand ihm noch ins Gesicht geschrieben.

„Die Leichen von Lord Greenwold und Mrs Gibbs. Der Fluss hatte sie ans Ufer gespült, kurz vor den Klippen. Wir vermuteten, dass auch Charlotte von den Fluten erfasst worden war, fanden sie aber nirgends. Aber jetzt erzählen Sie endlich, Sir. Wo ist Charlotte?“

Theodor legte eine Hand mitleidvoll auf Dickons Arm. „Erzählen Sie zu Ende, Dickon. Das Schlimmste kommt noch, stimmt’s?“

Dickon bedeckte sein Gesicht mit den Händen und verbarg es einen Augenblick lang vor den suchenden Augen des älteren Mannes. „Wir sind alle Teil eines ungeheuren Verbrechens gewesen, Sir. Seit Jahren. Und ich Idiot, der ich bin – wie habe ich mich über die Piratengerüchte lustig gemacht, immer wieder! Und über die Flüche der Mönche. Wie habe ich Harriet belächelt! Und da saß sie auf dem Boden, wippte vor und zurück und stöhnte: ‚Die Mönche, die Mönche, jetzt rächen sie sich. Jetzt fordern sie ihren Tribut.‘ Und das haben sie, Sir! Nur waren wir selber die Piraten, Sir! Ohne es zu wissen! Und das ist noch nicht alles!“

Er schluckte schwer, und Tränen traten in seine Augen. „Zufällig waren Lady Rosalinde und ihr Mann auf dem Schiff, das an den Klippen zer-

schellt ist und geplündert wurde! Die junge Lady ist ... Sie ist tot. Und der Graf kam mit knapper Not mit dem Leben davon.“

Er hielt einen Moment inne, um sich zu sammeln. Mit müder Stimme fuhr er fort: „Deshalb ist die Sache aufgefliegen. Wir vermuten, dass Lord Greenwold sich selber in die Fluten stürzte, wie der Mönch damals. Und Mrs Gibbs wohl auch. Anscheinend hat sie die ganze Zeit Bescheid gewusst und mitgemacht. Wir können es alle nicht fassen. Dieser Ort ist verflucht, sag ich Ihnen!“ Seine Schultern bebten und er konnte nicht weiterreden. Nach einer Minute Schweigen beugte er sich nach vorn über den Tisch.

„Da waren Gräber, Sir“, stammelte er, „genau wie in der Sage der Mönche. Unter dem Turm ist eine unterirdische Treppe, die zur Bucht führt. Und viele Gänge. Aber es waren nicht Mönche, die dort lagen. Es waren Schiffbrüchige – Hunderte davon! Die frischen Leichen stapelten sie nach jeder Plünderung in einer tiefliegenden Nebenkammer auf, damit der Gestank nicht nach draußen drang. Später wurden die Skelette anscheinend im Hauptdurchgang deponiert. Offenbar sollte man sie für Überreste der Mönche halten, und so sollten Eindringlinge abgeschreckt werden.“

Er schüttelte den Kopf, als könne er selbst nicht glauben, was er da erzählte. „Viele Menschen aus dem Dorf waren beteiligt. Mittlerweile wissen wir, dass sie hoch auf den Klippen Lichter aufstellten, die ähnlich wie der Hafen von St. Ives aussahen. Die Schiffskapitäne waren froh, dass ihre Reise zu Ende war, und so wurden sie auf die Felsen gelockt und dann ausgeplündert, wenn die Schiffe untergingen. Die Gestrandeten wurden umgebracht, ihre Leichen in die Höhle geschleppt. Die Waren trug man die geheime Treppe hoch und ganz Cornwall ist von dem Ertrag reich geworden.“

„Jetzt wissen wir also, warum die *Flying Gull* auf Grund gelaufen ist“, sagte Theodor grimmig. Er wandte sich Dickon wieder zu. „Haben Sie wirklich nichts davon gewusst, mein Junge? Nie den leisesten Verdacht gehabt?“

„Nein, ich hatte keine Ahnung! Aber sogar Franny glaubt mir das nicht. Wir waren dabei, unsere Hochzeit zu planen, Sir. Nun hat sie aber meinen Verlobungsring weggeworfen und will mich nicht mehr sehen. Sie wirft mir vor, ich hätte Blut an den Händen, weil ich mich am Tod anderer

bereichert habe – so jemanden will sie nicht. Sie wunderte sich die ganze Zeit schon, dass ich ihr teure Geschenke machen konnte und verdächtigt mich jetzt, von Lord Greenwolds Geschäften gewusst zu haben. Ich hätte fragen sollen, woher die Kostbarkeiten kommen. Es war ja schon irgendwie seltsam. Aber ich hatte nicht den Mut, Sir. Ich wollte es nicht wissen. Lord Greenwold hatte man zu gehorchen, nicht zu widersprechen. Jedem, der unbequeme Fragen stellte, passierte etwas Schlimmes oder er wurde als geisteskrank verunglimpft. Und jetzt glaubt Franny mir nicht, dass ich unschuldig bin.“

Theodor versuchte, die Tragweite der Katastrophe zu begreifen und die Neuigkeit zu verarbeiten, dass der Tod seines eigenen Bruders und dessen Frau mit großer Gewissheit aufgrund der Machenschaften dieser Leute eingetreten war.

Er stellte Fragen zur Lage im Dorf. Viele seien verschwunden, sagte Dickon, der Bürgermeister sei nicht aufzufinden, der Pfarrer sei zu Verwandten gefahren, und keiner wolle irgendetwas mit dem Verbrechen zu tun gehabt haben. Zwei Männer seien in den unterirdischen Gängen festgenommen worden, die ihre Mittäterschaft gestanden und ausgesagt hätten. Offizier Bingham und seine Männer seien wieder abgezogen.

„Dann gibt es viel zu tun. Charlotte ist bei mir zu Hause, sie hat hohes Fieber und sie hat einen tiefen Schock erlitten, aber ich bin guten Mutes, dass sie wieder gesund wird.“

„Und wie kam sie zu Ihnen?“

„Sie floh auf Tedwin; das treue Pferd wusste, wohin es laufen sollte. Es kennt den Weg zu meinem Haus. Aber Charlotte braucht Hilfe, sie braucht Freunde um sie herum. Wo ist Franny, Dickon?“

„Sie ist bei Harriets Tante, die am Marktplatz wohnt. Ich gehe gleich hin und erzähle ihr, dass Charlotte am Leben ist!“

Er sprang von seinem Stuhl hoch, aber Theodor zog ihn wieder herunter. „Das mache ich, Dickon. Sie haben genug zu tun!“

„Ich? Meine einzige Bestrebung ist, hier wegzukommen, Sir. Eine riesige Armee von Priestern mit Fässern voller Weihwasser würde nicht reichen, um die Flüche loszuwerden, die hier herumschwirren. Legen Sie bei meiner Franny ein gutes Wort für mich ein, Sir, bitte!“

Als Antwort erhob sich Theodor und nahm seinen Hut in die Hand.

„Ich werde nichts dergleichen tun, Dickon. Die einzigen Flüche, die hier herumschwirren, sind die, die überall in dieser gebrochenen Welt herumschwirren. Böse Menschen, die Böses tun, um zu Reichtum und Macht zu kommen. Sie dürfen kurze Zeit Ihre Wunden lecken, wenn Ihnen das hilft, aber danach geht es an die Arbeit. Wir brauchen hier ein paar tatkräftige Männer mit einem starken Magen, die bereit sind anzupacken. Ein Massengrab muss geräumt werden und man muss die Toten würdig begraben. Sturmschäden sind zu beseitigen. Bis morgen um diese Zeit sammeln Sie so viele arbeitswillige Männer und Frauen, wie Sie nur auffinden können, und wir treffen uns hier.“

„Aber Sir, es haben sich alle verkrochen, die noch da sind.“

„Dann holen Sie sie um Gottes willen heraus, Dickon! Gibt es denn hier im Dorf nur Feiglinge und Milchgesichter?“

Theodor stand schon an der Tür. Er hielt noch einmal kurz an, steckte seinen Kopf wieder in den Raum und rief: „Wenn Sie Ihre Franny zurückgewinnen wollen, dann zeigen Sie, dass Sie ein Mann sind, auf den sie stolz sein kann. Hören Sie auf, herumzuwinseln und Ihre Unschuld zu beteuern. Wer Blut an den Händen hat, ob bewusst oder unbewusst, der schaut gefälligst, dass er es zumindest ansatzweise wiedergutmachen kann.“

Und weg war er.

Eines Morgens wachte Charlotte aus einem langen, tiefen Schlaf auf und spürte, wie die Schwere von ihrem Kopf gewichen war. Die Sonne schien durch einen Spalt zwischen den Vorhängen in ihr Zimmer herein. Sie stützte sich auf einen Ellbogen. Eine vertraute Stimme drang an ihr Ohr.

„Endlich wach, Lady Greenwold! Es wurde auch höchste Zeit. Das hat lange gedauert.“

Es war Franny. Sie setzte sich auf die Bettkante, hielt einen Becher warme Milch an Charlottes Mund und bestand darauf, dass sie sie trank.

„Wie lange bin ich schon hier, Franny?“

„Das klingt wie die Frage einer Kranken auf dem Weg zur Genesung!“, erwiderte Franny fröhlich, während sie den Becher auf dem Nachttischen neben dem Bett abstellte und die Vorhänge zurückzog. „Was meinst du, wie lang du schon hier bist?“

Charlotte drehte ihren Kopf auf dem Kopfkissen und starrte aus dem Fenster. „Kahle Äste, grauer Himmel und ein Feuer im Kamin. Es ist Winter“, sagte sie.

Sie unterbrach sich und schlug mit der Hand gegen ihren Kopf, als ob sie dadurch hoffte, verlorene Gedankengänge in Bewegung zu bringen. „Das heißt, ich bin eine Ewigkeit hier – es war erst Spätsommer. Jetzt wäre meine Hochzeit gewesen, nicht wahr? Weiß Rosalinde, dass ich hier bin? Schreibst du ihr bitte, dass sie trotzdem kommen soll? Sie wollte zur Hochzeit kommen, aber die findet nicht mehr statt.“

„Ruhig, Mylady. Eins nach dem anderen. Zuerst musst du gesund werden. Deine Stirn ist kühler, das Fieber hat nachgelassen, Gott sei Dank.“

Mit jedem Tag ging es Charlotte besser. Bald konnte sie für kurze Zeit aufstehen, die Treppe hinuntergehen und in Theodors Sessel neben dem Kamin in der Küche sitzen, die gleichzeitig als Wohnraum diente.

Theodor und Franny berieten sich lange darüber, wann der richtige Zeitpunkt sei, Charlotte zu offenbaren, dass sie keine Familie mehr hatte.

Franny graute es vor dem Gespräch, und sie hatte Angst, dass die Nachricht bei Charlotte in ihrem schwachen Zustand ein neues Fieber auslösen würde.

„Sobald sie körperlich bei Kräften ist, muss sie alles erfahren“, drängte Theodor. „Je länger wir es hinausschieben, desto tiefer wird ihre Verbitterung, dass wir ihr Wichtiges vorenthalten haben.“

Die Sorge stellte sich als unbegründet heraus.

Am nächsten Tag setzte sich Charlotte in ihrem Bett auf, legte den Suppenteller, den sie gerade geleert hatte, auf das Tablett zurück, und sagte: „Jetzt, Franny. Ich bin stark genug. Ich will alles wissen. Frei heraus. Du darfst dich nicht herumdrücken, nichts beschönigen, was nicht schön ist. Die ganze Wahrheit. Ich warte.“

Sie schloss die Augen und legte ihren Kopf auf ihre hochgezogenen Knie, die sie mit den Armen umklammert hielt. Sie blickte kurz hoch. „Fang mit meinem Vater an, bitte.“

Franny holte tief Luft und erzählte. Zunächst zögerlich, dann immer flüssiger. Vom Tod des Lords – vermutlich ein Freitod, nachdem sein Ver-

brechen aufgefliegen war. Von Mrs Gibbs, deren Leiche ebenfalls am Ufer entdeckt worden war. Vom Begräbnis, das gleich darauf stattgefunden hatte; der Lord lag in der Gruft der Familie Greenwold, die unter der Kirche in Hipperclove lag, Mrs Gibbs auf dem Friedhof. Sie berichtete weiter, George Linreed sei gleich nach der Überschwemmung verschwunden und seitdem nicht mehr aufgetaucht. Den Namen des Schiffbrüchigen, der nach Sedgeworth geflüchtet war und Alarm geschlagen hatte, verriet Franny zunächst nicht.

Die Nachricht von Lord Greenwolds Tod trug Charlotte mit Fassung. Sie empfand nichts als Empörung: über das Doppelleben, das er geführt hatte, über die Gräueltaten, die sich hinter der Fassade des Erfolgs verborgen hatten, über ihre eigene Verwicklung darin.

„Das heißt, *Birch Hollow* gehört jetzt Sir Forsythe-Drake.“

„Was bringt dich auf den Gedanken?“, fragte Franny neugierig.

Charlotte erzählte ihr von dem Gespräch zwischen Lord Greenwold und Mrs Gibbs, dem sie gelauscht hatte: von Forsythe-Drakes Anspruch auf *Birch Hollow*, weil er der nächste männliche Verwandte war.

„Willst du mir sagen, dass Edward nicht Lord Greenwolds Sohn ist und dass deine Heirat mit Mr Linreed von vornherein geplant war, damit Sir Forsythe-Drake keinen Zugang zur Erbschaft bekommt?“, fragte Franny.

„Richtig. Mein Vater wollte nicht irgendeinen Nachfolger, Franny, sondern einen, der in das Geheimnis des Turms eingeweiht war.“

Sie erzählte von ihrem Ausflug mit Mr Linreed durch die Höhlen unter dem Turm. „Ich weiß nicht, warum er mir das alles gezeigt hat. Vielleicht wollte er mich damit beeindrucken, dass er den Turm so gut kannte? Aber wenn ich nur daran denke, wie leichtfertig ich da mitging! Wie schnell und gedankenlos ich ihm mein Vertrauen schenkte! Und die Schädel und Knochen – Franny, es waren nicht die Mönche. Es waren Schiffbrüchige – wer weiß aus wie vielen Wracks! Sie alle haben gelogen mit diesen dummen Mönchsgeschichten. Es war alles frei erfunden als Tarnung für die schreckliche Wahrheit. Mein Vater wollte, dass die Leute Angst vor Mönchen und Geistern haben!“

„Dann hat es tatsächlich eine *Santa Dominica* gegeben“, sagte Franny nachdenklich. Ihre schwierigste Aufgabe stand noch bevor. Wie sollte sie Charlotte beibringen, dass Rosalinde nicht mehr lebte?

„Ja, Franny. Maggie hat die ganze Zeit recht gehabt. Wahrscheinlich sind die Knochen ihres Seefahrers auch irgendwo dort unten. Er wurde in Blitzez-eile weggeschafft, weil er das Ganze verraten hätte. Ich glaube, ich ertrage es nicht, Franny.“ Charlotte stützte den gebeugten Kopf in ihre Hände.

Fanny strich ihr übers Haar. „Wir reden morgen morgen weiter“, schlug sie sanft vor. Die Nachricht über Rosalinde würde warten müssen.

„Ich habe nur noch eine Frage, die mir unter den Nägeln brennt, Franny.“

„Die wäre?“

„Habt ihr Rosalinde in Kenntnis gesetzt über alles, was passiert ist? Sie hatte eine Reise hierher geplant. Sie wollte uns nach ihren Flitterwochen besuchen, zu meiner Hochzeit kommen und danach hier überwintern. Sie müsste fast schon unterwegs gewesen sein.“

Franny setzte das Tablett, das sie wegtragen wollte, mit einem Schlag auf den Tisch und brach in Tränen aus. Offensichtlich war es ihr nicht vergönnt, die schlechte Nachricht weiter hinauszuschieben.

„Franny, was ist denn?“

„Charlotte, erinnerst du dich daran, wie Harriet immer wieder sagte: ‚Der Turm da frisst und frisst – alles, was ihm gefüttert wird?‘“

Charlotte nickte.

„Er hat in der Tat alles gefressen. Charlotte – Rosalinde und Graf Bizet waren in dem Schiff, das auf die Felsen gelockt wurde. Rosalinde ist ...“

„Tot?“, fragte Charlotte ungläubig.

Kapitel 18

Als Theodor spät am Abend hochkam, um sich nach Charlottes Wohlbefinden zu erkundigen, traf er auf Franny, die das Zimmer gerade verließ. Sie wischte eine letzte Träne ungeduldig mit dem Handrücken weg, als sie sah, dass sie nicht alleine war.

„Sie schläft, Sir. Ich denke, alles wird gut. Sie weiß alles und trägt es

mit Fassung. Ich schaue noch einmal im Laufe der Nacht hinein. Gute Nacht, Sir.“

„Sie sind eine tapfere Frau, Franny. Kann ich Ihnen irgendwie helfen?“

„Wer bin ich schon, Sir? Sie haben mir bereits geholfen. Mehr als ich es Ihnen jemals vergelten kann. Charlotte ist das einzig Wertvolle, das mir im Leben geblieben ist. Sie haben Charlotte das Leben gerettet. Dafür werde ich Ihnen in alle Ewigkeit dankbar sein. Gute Nacht, Sir.“ Sie wandte ihr Gesicht von ihm weg und machte Anstalten, das kleine Zimmer zu betreten, das ihr als Schlafzimmer diente.

Theodor blieb hartnäckig. „Und was kann ich für Sie tun? Sie haben viel gelitten. Aber Sie wollen sich nichts anmerken lassen.“

Bevor Franny antworten konnte, führte er sie die Treppe hinunter in die Küche und dort zum Sessel neben dem Kamin. Die Asche rauchte ein wenig und der Raum war noch warm. Er zog einen Stuhl heran, zündete die Pfeife an, die er an ruhigen Abenden rauchte, und wartete, bis sie ihre Fassung wiedergefunden hatte.

„Viele sind gestorben, und aus irgendeinem Grund sind Charlotte und ich verschont geblieben, Sir. Ich bin ein praktisch denkender Mensch. Tränen müssen geweint werden, aber das Leben muss weitergehen. Nur, wohin soll ich? *Birch Hollow* gehört Sir Forsythe-Drake. Ich will dieses verfluchte Haus nie wieder sehen. Es hat Unglück über alle gebracht, die damit zu tun hatten. Es macht aus guten Menschen böse Menschen. Charlotte ist eine Vollwaise, wir haben beide alles verloren. Sie ist die Tochter eines skrupellosen Verbrechers, der auch Ihrer Familie, Sir, großen Schaden zugefügt hat. Ihnen können wir nicht länger zur Last fallen. Sie sind gütig, Mr Fenton, aber Sie haben keine Verpflichtung uns gegenüber.“

Theodor lehnte sich auf seinem Stuhl nach vorn und suchte den Blickkontakt zu Franny, während er seine Pfeife mit frischem Tabak stopfte. Seine Worte waren voller Mitgefühl. „Sie haben Unrecht, Franny. Ich habe sehr wohl eine Verpflichtung. Sie vergessen, dass Maggie meine Schwägerin war. Sie vergessen, dass auch ich alles verloren habe, was mir im Leben lieb war. Eine Ehefrau, die während ihrer Niederkunft vor meinen Augen verblutete, das Kind, auf das wir uns gefreut hatten. Aber der liebe Gott hat uns nicht vergessen. Mir wurde Jake geschenkt, Maggie wurde Charlotte geschenkt. Und jedes Kind von Maggie ist auch

mein Kind. Sie bleiben hier, Franny, bis wir gemeinsam an die Zukunft denken können. Sie führen meinen Haushalt und sorgen für Charlotte und wir bündeln alle Kräfte, die wir besitzen, um ein Licht in dieser schrecklichen Finsternis anzuzünden. Wir trinken den Kelch des Leidens, den der Herr uns reicht, tapfer bis zum letzten Tropfen und vertrauen ihm, dass das Weinen eine Nacht andauert, aber dass irgendwann ein neuer Morgen anbricht.“ Seine Stimme klang fast feierlich.

„Ich kann mir nicht vorstellen, dass das Weinen jemals aufhört, Sir. Manchmal wünschte ich mir, ich wäre auch in den Fluten untergegangen.“

„Der liebe Gott allein entscheidet, wann unsere Kerze ausgelöscht wird, Franny. Bis dahin gibt es Menschen, die Ihre und meine Hilfe brauchen.“ Er rang kurz mit sich, ob er sie nach Dickon fragen sollte, entschied sich aber dagegen.

Franny starrte abwesend auf die Glut des sterbenden Feuers. „Bleibt Schmerz für immer unerträglich, Sir?“

„Nein. Er bleibt, aber irgendwann hört er auf, dich innerlich zu zerreißen. Man lernt, mit ihm zu leben. Irgendwann kannst du einschlafen, ohne Angst vor dem Aufwachen zu haben. Du bist nicht mehr verärgert auf die Vögel, die singen, als ob nichts geschehen sei, auf die Menschen, die ihren Alltagsgeschäften nachgehen, als ob es ihnen gleichgültig wäre, dass dein Herz gebrochen ist. Das Leid überfällt dich nicht mehr plötzlich, es ist Teil von dir geworden. Es ist wie bei den Holzpuzzles, die wir mit den Kindern machen. Auch wenn ein Stück verloren gegangen ist, ist das Bild immer noch erkennbar, sogar schön – aber es wird immer auffallen, dass das Stück fehlt.“

Er zog eine Weile nachdenklich an seiner Pfeife, bevor er die Stille wieder brach. „Tja, liebe Franny. Schmerz ist der Preis, den wir für die Liebe bezahlen. Aber Sie sind müde. Ich pflege immer das Vaterunser zu beten, bevor ich mich schlafen lege. Es erinnert mich daran, dass mein Leben nur ein winziger Teil eines größeren Bildes ist. Das verhilft mir zu Gehorsam und Demut und ich schliesse den Tag mit dem Gedanken, dass es nicht um mich, sondern um unseren Herrn geht. Manchmal muss ich mich mehrmals an einem Tag daran erinnern. Beten wir zusammen?“

Franny nickte, beugte ihren Kopf und lauschte, während Theodor anächtig und mit fester Stimme die altehrwürdigen Worte sprach.

„Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit“, schloss er das Gebet, „in Ewigkeit, Amen.“

„Amen ... Ich glaube, ich bin wieder tapfer“, flüsterte sie. Sie erhob sich und wünschte ihrem Gastgeber eine gute Nacht.

Theodor blieb noch sitzen, lange nachdem die letzten Rauchfähnchen im Kamin verschwunden waren.

In einer Sache hat sie unrecht, dachte er bei sich. Nicht alle Menschen werden böse, die mit Birch Hollow zu tun gehabt haben. Manch ein Licht leuchtet umso heller, wenn die Nacht einbricht. Nicht viele, aber genug, um am Schein dieser Lichter einen Weg zu sehen.

Er dachte daran, mit welchem Eifer Dickon noch am Tag ihrer Begegnung im Gasthaus alle Kräfte mobilisiert hatte, die er nur finden konnte, um die Sturmschäden zu beseitigen.

Jethro Bingham brachte eine Mannschaft von Fischerleuten und Bauern aus Sedgeworth. Der Priester von Sedgeworth fand sich in Hipperclove ein, öffnete die Kirche und bot denen Trost und Beistand, die mit dem Schiffsunglück und den Offenbarungen über *Birch Hollow* nicht zurechtkamen.

Selbst Graf Bizet schloss sich der Truppe an mit der knappen Erklärung: „Meine Rosalinde hat mich für kurze Zeit so glücklich gemacht und ich verdanke ihr so viel, sie würde es so wollen.“

Bald waren alle, die das Dorf nicht verlassen hatten, auf den Beinen. Es wurde um die Wette gearbeitet. Umgefallene Bäume wurden zu Brennholz zersägt, Dächer repariert, überflutete Häuser geräumt und geschrubbt, Straßen gefegt, Tierkadaver weggeschafft. Bei alledem war die wichtigste Arbeit aber noch nicht verrichtet worden.

Gerade an jenem Morgen hatte sich eine große Gruppe nach *Birch Hollow* aufgemacht. Dickon hatte es sich zur Aufgabe gesetzt, alle verloren gegangenen Schiffe der vergangenen Jahre, die sich um die Zeit ihres Verschwindens in diesen Gewässern befunden hatten, aufzulisten und den Friedhof unter dem Turm nach Zeichen ihrer Besatzungen zu durchsuchen.

„Wir machen reinen Tisch, Sir, koste es, was es wolle“, hatte er zu Theodor gesagt. „Wir informieren alle Angehörigen, wir errichten Denkmäler und ein Teil aller zukünftigen Erträge unserer Felder geht ab jetzt an die Hinterbliebenen. Wir ziehen dies schnell durch, bevor Sir Forsythe-Drake von *Birch Hollow* den ganzen Besitz an sich reißt.“

Theodor erhob sich müde von seinem Stuhl und ging in sein Schlafzimmer. An der Tür hielt er kurz inne und schmunzelte. „Von Dickons Wohltaten soll Franny lieber von anderen erfahren“, murmelte er. „Sie wird nicht schlecht staunen, was aus ihrem Dickon geworden ist.“

Januar 1938

„Erstens, jeden Tag eine Portion frische Luft. Es ist schwierig, am Leben gänzlich zu verzagen, wenn man Vogelgesang hört.“

„Du klingst wie Maggie, Franny! Und weiter?“

Zum ersten Mal im neuen Jahr war es warm genug, um bei offener Tür zu frühstücken. Franny und Charlotte hörten das Gebläse des Balges in der Schmiede und dazwischen Theodors fröhliches Pfeifen.

Plötzlich erschien sein Kopf an der Tür. „Noch eine halbe Stunde, dann fahre ich die Damen nach Hipperclove!“

„Wir sind gleich fertig, Sir.“ Franny drehte sich wieder zu Charlotte. „Zweitens, man nimmt sich für jeden Tag etwas vor. Irgendetwas, was einen vor Selbstmitleid bewahrt. Denn Selbstmitleid hilft nicht weiter.“

„Bravo, Franny. Und drittens?“

„Man stellt sich die geliebten Menschen vor, um die man trauert und fragt sich: Was würden sie jetzt wollen?“

„Und was würden sie wollen?“

„Maggie würde dir sagen: Jetzt hast du lang genug im Bett gelegen! Du packst dich warm ein und wir gehen hinaus, schauen uns ein paar Bäume an und erinnern uns daran, wer sie geschaffen hat. Und ich schlage vor, dass wir danach einen Blumenstrauß für Rosalinde in die Gruft legen. Danach dein üblicher Gang zu Maggies Grab, danach besuchst du Harriet, die halb verrückt ist aus Sorge um dich. Zeig ihr, dass die Mönche dich nicht aufgefressen haben – mir will sie es nicht glauben. Nach alledem haben wir ein ordentliches Stück Arbeit geleistet, behaupte ich.“

„Und was machst du in dieser Zeit?“

„Ich gehe nach *Birch Hollow* und fange an, unsere Sachen zu packen.“

Mr Fenton meint, dieser Sir Forsythe-Drake wird erst dann auftauchen, wenn der Rummel vorbei ist. Er hat Edward zu sich geholt und als seinen rechtmäßigen Sohn anerkannt. Bald holt ihn sein Ehrgeiz ein und er wird seine Erbschaft beanspruchen. Bis dahin haben wir Zeit.“

„Ich möchte meine Sachen nicht mehr, Franny. Sie wurden mit Blutgeld gekauft. Und das Haus möchte ich nie wieder sehen.“

„Ich packe nur das Nötigste zusammen. Blutgeld hin oder her – ich für meinen Teil habe für meinen Lohn ordentlich geschuftet. Du übrigens auch. Und danach werden *Birch Hollow* und seine Scheusale für immer aus unserem Leben verbannt. Am Ende heulen wir eine Runde und bedauern unsere tiefe Schmach und dann trinken wir Tee und überlegen uns, wie wir uns in dieser Welt noch nützlich machen können.“

Frannys Worte entlockten Charlottes traurigem Gesicht ein müdes Lächeln. „Typisch Franny. Selbst wenn die Welt untergehen würde, würdest du Tee kochen.“

„Weit entfernt von unserem persönlichen Weltuntergang sind wir nicht.“

„Franny, was ist mit Dickon? Oder vielmehr was ist nicht mit ihm? Warum trägst du keinen Ring mehr? Ich war so mit mir beschäftigt, dass ich vergessen habe, danach zu fragen.“

„Ich möchte so wenig von Dickon wissen wie du von *Birch Hollow*. Reden wir ein anderes Mal darüber. Mr Fenton will losfahren. Komm.“

Die zwei Frauen setzten sich zu Theodor auf den Wagensitz.

Charlotte hielt ihr Gesicht in die Frühlingssonne und atmete die frische, kühle Luft mit Freude ein. „Jetzt erst wird mir klar, wie sehr ich das alles vermisst habe! Aber Franny, was werden die Leute in Hipperclove sagen, wenn sie mich sehen? Ich bin die Tochter eines Mörders.“

„Schon wieder falsch. Du bist die tapfere Frau, die es gewagt hat, in die Höhle des Löwen hineinzuspazieren und nach Antworten zu suchen. Durch deine Flucht hast du dem einzigen lebenden Zeugen unverhofft die Möglichkeit gegeben, sich in Sicherheit zu bringen, anstatt ermordet zu werden.“

„Das habe ich getan?“

„Ja, denkst du, Graf Bizet hätte flüchten können, wenn dein Vater und Mr Linreed nicht damit beschäftigt gewesen wären, dir auf den Fersen zu

bleiben? Nach deiner Flucht brach das Chaos aus. Graf Bizet hatte sich tot gestellt, sah seine Chance und rettete sich. Du bist eine Heldin, Charlotte.“

Frühling 1938

Dem Herbst, der die Schiffskatastrophe mit sich gebracht hatte, war ein bedrückender Winter gefolgt, in dem die ganze Dorfbevölkerung damit gerungen hatte zu begreifen, was passiert war. Doch auch diese Wochen vergingen, das Leben der Menschen ging weiter.

Der Frühling schließlich, der in seiner ganzen Pracht erstrahlte, ließ nichts mehr von dem Unglück erahnen, das Hipperclove heimgesucht hatte – als wolle er die Grausamkeiten des letzten halben Jahres wiedergutmachen. Die Kirschbäume, die die Straße zum Dorf säumten, entfalteten ihr tiefrosa Blütenpanorama, als wollte jedes kleine Blütenblatt so viele warme Sonnenstrahlen wie möglich aufsaugen.

Charlotte bat Theodor anzuhalten und brach einen Zweig von einem Kirschbaum und einen weiß bedeckten Apfelbaumzweig ab. Wenige Minuten später stand sie mit Franny an der Familiengruft der Greenwolds. Franny blieb am Eingang stehen, während Charlotte die Blüten auf eine Steinplatte legte, in die noch kein Name eingemeißelt war.

„Gerade als wir gute Freundinnen werden wollten, bist du mir weggerissen worden“, flüsterte sie. „Ich werde dich nie vergessen, Rosalinde.“

Sie blickte in die andere Richtung, als sie an den Gräbern ihrer Eltern vorbeiging, und eilte mit Franny zurück in die warme Morgensonne.

„Einmal noch anhalten, bevor wir nach Hause fahren“, beschloss Charlotte. Sie führte Franny zur Brücke, die nach *Birch Hollow* führte. „Warte hier auf mich.“

Sie betrat die gewölbte Brücke, hielt an der höchsten Stelle an und holte etwas Kleines aus ihrer Tasche. „So, damit ist der gemeine Lügner für immer aus meinem Leben verbannt.“ Sie hob ihren Arm, um das Objekt wegzuwerfen.

„Das, was du werfen willst, ist –“

„Der Verlobungsring.“

„So etwas Wertvolles willst du wegschmeißen? Meine Güte, Charlotte!“

Du könntest mit dem Wert dieses Rings eine Armenspeisung durchführen! Wäre das nicht die klügere Rache gegenüber Mr Linreeds Betrug?“

Charlotte hielt inne und stopfte dann nickend den Ring wieder in ihre Tasche. „Liebe Franny, warum hast du nur immer recht? Du hast die besten Ideen! Wenn ich nur früher auf dich gehört hätte!“

Ob es das Frühlingserwachen nach einem langen Winter war oder das Bewusstsein, dass ihre neue Umgebung bei Theodor auch sein Zuhause gewesen war: Charlottes Gedanken wanderten immer wieder zu Jake. Das Zimmer, in dem sie schlief, war sein Zimmer gewesen. Sie nahm ihre Mahlzeiten an dem Tisch ein, an dem er gegessen, gelesen, gelernt, gebetet hatte.

Wo sie auch hinschaute, an was sie auch dachte – die Erinnerung an Jake lauerte an jeder Ecke, hing in der Luft, fand ihren Weg in jeden Gedankengang hinein. Sie lernte den Mann immer besser kennen, der ihn erzogen hatte. Hier eine Geste, dort eine Redewendung, da ein Blick: Vieles an Theodor erinnerte sie an Jake.

Eine unterschwellige Hoffnung, dass Jake auftauchen würde, um seinen Onkel zu besuchen oder gar um sie wiederzusehen, unterdrückte sie. In ihren von Fieber geplagten Träumen war er immer wieder wie aus dem Nichts erschienen. Mal stand er im Eingang der Scheune von *Birch Hollow* mit einer Mistgabel in der Hand, mal starrte er zum Turm hinauf, mal saß er auf dem Baumstamm im Birkenwald und las ein Buch. Jedes Mal, wenn sie ihn sah, rannte sie laut rufend auf ihn zu, aber sobald sie die Stelle erreichte, an der sie ihn gesichtet hatte, lagen dort nur Schädel mit tiefliegenden Augenhöhlen oder der Brustkorb eines Skeletts. Oder sie fand sich plötzlich unter dem Turm wieder und wachte schreiend auf.

Seit Frannys Ankunft hatte sie Theodor nur gelegentlich zu Gesicht bekommen. Während sie krank gewesen war, hatten Franny und Mrs Earling sich bei ihrer Pflege abgewechselt. Wenn Theodor nicht in der Schmiede arbeitete, ritt er nach Hipperclove, um bei den Aufräumarbeiten zu helfen. Oft kam er erst spät nach Hause. Umsonst suchte sie nach Zeichen, dass Jake und sein Onkel eine Verbindung zueinander hatten. Theodor erwähnte ihn nie, es lagen auch keine Umschläge oder Briefe herum.

Eines Tages nahm sie ihren ganzen Mut zusammen. Theodor war von der Schmiede gekommen, hatte seine Stiefel ausgezogen und den Tee dankbar in Empfang genommen, den Charlotte ihm angeboten hatte.

„Hast wieder etwas Farbe in den Wangen, Kind.“ Er blickte anerkennend in ihr Gesicht, stellte seine Teetasse auf den Tisch und fing an, Kohle in den Kamin zu schaufeln. „Selten habe ich mich so über einen Tee gefreut. Bald bist du ganz gesund.“

„Onkel Theodor, du hast gesagt, dass Jake weggezogen ist. Ist er für immer weg?“

„Sieht so aus.“ Er hob den Kopf und warf ihr einen flüchtigen Blick zu. „Er ist nach Schottland gereist“, fuhr er fort. „Der Gutsherr im Bergland nördlich von Edinburgh, bei dem er früher mal gearbeitet hat, suchte einen Verwalter. Jake hat sich mittlerweile gut eingearbeitet. Er versteht sich mit seinem neuen Herrn prächtig und hofft darauf, in naher Zukunft einen eigenen Bauernhof erwerben zu können.“

Charlotte schluckte und hoffte, dass es Theodor nicht auffallen würde, wie sie gegen die Tränen kämpfte. Sie versuchte, seinen Blick zu meiden.

„Ein Neuanfang war genau das, was er brauchte“, fügte er hinzu, bevor er sich setzte, seine Pfeife anzündete, sein Gesicht hinter der Zeitung verbarg und sich in die Lektüre der Tagesereignisse vergrub.

Sicher weiß Jakes Onkel, was zwischen uns passiert ist und dass es mir recht geschieht, dass Jake nicht mehr hier ist. Ich kann es ihm nicht übelnehmen – erst recht nicht nach all dem, was seither ans Licht gekommen ist, dachte Charlotte.

Sie war davon überzeugt, dass ihr Gastgeber alles wusste: von ihrem Verrat an Maggie, von ihrer leichtsinnigen Liebschaft mit George Linreed, von der arroganten Art, wie sie Jake abgewiesen hatte. Sie fing an, sich ernsthafte Sorgen um ihre Zukunft zu machen. Hier konnte sie nicht bleiben. Nicht bei dem Mann, dessen Bruder und Schwägerin noch am Leben wären, hätte es die Familie Greenwold nicht gegeben, und dessen Neffen sie so gnadenlos zurückgewiesen hatte. Jake hatte bestimmt nur Abscheu für sie übrig. Wie konnte sie hoffen, dass er nur einen Gedanken an sie verschwendete.

Als sie sich abends in ihr Zimmer zurückzog, wartete Charlotte, bis Franny die Küche gefegt hatte und nur noch eine schwache Glut im Kamin lag. Sie betrat den Raum mit einem Stapel Briefe in der Hand und warf sie, einen nach dem anderen, auf das sterbende Feuer.

Es waren Briefe an Jake, voller Reue und Sehnsucht. Sie hatte sie in

einsamen Stunden heimlich geschrieben für den Fall, dass sie den Mut aufbringen würde, sie abzuschicken. Und in der Hoffnung, dass Jake ihre Beteuerungen als Einladung sehen würde, wieder zurückzukehren. Doch nach Theodors deutlichen Worten erschien ihr dies nun sinnlos.

„Das war es nun, Jake. Du willst offensichtlich nichts mehr mit mir zu tun haben und ich kann es dir nicht übelnehmen. Ich werde dich nie wiedersehen“, sagte sie mit tränenerstickter Stimme.

Sommer 1838

Zwei Monate später suchte Charlotte an einem schwülen Tag im Frühsommer Theodor in seiner Schmiede auf.

„Es ist im Winter angenehmer, ein Schmied zu sein, als bei warmem Wetter, stimmt’s?“ fragte sie.

Er legte zur Antwort den Hammer hin, mit dem er eine Metalltürklinke bearbeitet hatte, und wischte seine Hände mit einem Lappen ab.

„Das weiß ich von Jake. Im Sommer hat er nur so geschwitzt. ‚Sonne draußen, Sonne drinnen‘, hat er immer gesagt. Und im Winter war die Schmiede der gemütlichste Raum auf dem ganzen Anwesen.“

„Wolltest du über Jake reden?“, fragte Theodor.

„Nein, nein, tut mir leid“, stammelte Charlotte. „Ich wollte dich fragen, was du davon hältst, wenn ich mich um eine Stelle als Gouvernante bewerbe. Ich bin jetzt wieder bei Kräften und ich brauche Arbeit.“

„Gebe ich dir nicht genug Arbeit?“ Das Funkeln in seinen Augen erinnerte sie an Jake.

„Nein, Onkel, ich fühle mich hier wohl, ehrlich. Du bist die einzige Familie, die ich noch habe. Mich wirst du nicht mehr los – keine Sorge! Du hast mir das Leben in mehr als einer Hinsicht gerettet und ich werde dir immer dankbar sein. Immerhin bin ich die Tochter des Mannes, der die *Flying Gull* auf die Felsen gelockt und zerstört hat. Aber genau deshalb möchte ich alles wiedergutmachen und Geld verdienen. Ich möchte Menschen, die durch die Bosheit meiner Familie Schaden genommen haben, Gutes tun. Ich möchte den Rest meines Lebens, ob lang oder kurz, dafür einsetzen.“

„Gut, in dem Fall lasse ich dich mit einer Bedingung los: dass du nur in einem Umkreis nach Arbeit suchst, in dem Tedwin dich an einem Nachmittag hierher bringen und wieder nach Hause tragen kann.“

„Ich bespreche alles vorher mit dir, Onkel, versprochen. Und jetzt störe ich dich nicht mehr bei der Arbeit, wie ich es früher immer bei Ja...“

Sie fing sich rechtzeitig, warf ihm einen Luftkuss zu und sagte: „Und noch etwas, Onkel Theodor. Ich denke, du weißt, dass ich meinen Fehltritt mit George Linreed zutiefst bereue. Ich bin dafür bestraft worden. Aber ich fürchte, dass ich die Art, wie ich Maggies Gedächtnis verraten und Jake enttäuscht habe, nie wiedergutmachen können werde.“

Theodor trat zu ihr, hob ihr Kinn mit einem Finger an und sagte mit festem Blick: „Sag niemals nie. Du willst das Richtige tun, und unser Herrgott wird dir dabei helfen.“

Seine Augen waren feucht, als er sich wieder seiner Arbeit zuwandte.

„Es ist der Raum eines Gentlemans. Da gehst besser du hinein“, drängte Franny.

„Ich? Niemals! Dickon will es auch nicht tun“, antwortete Frederick. „Wir sind zu allem bereit, Franny, aber Lord Greenwolds Sachen noch einmal anfassen – nein danke! Lass doch ein paar Leute vom Dorf alles ausräumen. Dann ist die Bibliothek im Nu leer, glaub’s mir!“

Franny seufzte. „Na, ihr seid vielleicht Feiglinge. Gut, dann trag wenigstens Lady Charlottes Truhe zum Wagen. Sie steht im Eingang. Ich schaue, ob noch Wertsachen in den Schubladen sind, die wir lieber selber verteilen sollten, den Rest lassen wir.“

In der Bibliothek zeugten verschiedenste Spuren von einem eiligen Aufbruch. Eine halb gerauchte Zigarre lag auf dem Rand des Aschenbechers, zwei gebrauchte Gläser und eine geöffnete Whiskyflasche standen daneben. Eine Decke hing lässig über der Lehne des Sofas, Mrs Gibbs Schlüsselbund und Halstuch befanden sich auf dem Tisch daneben. Der Teppich war von der Überschwemmung noch feucht, der ganze Raum roch muffig, und Schimmel setzte an den Wänden an.

„Dickon, bist du noch da? Die unterste Schublade im Schrank kann ich

nicht öffnen, das Schloss ist verrostet und der Schlüssel dreht sich nicht. Die Schublade ist beschriftet mit *Zigarrenhalter*.“

Im Nu stand Dickon bei ihr, in der Hand eine Kerze, die ihr Licht in die dunklen Winkel des Schrankes warf. „Ich diene Lord Greenwold seit so vielen Jahren und wusste nicht einmal, dass es da drin Schubladen gibt!“, staunte er. „Wieder ein Beweis dafür, wie wichtig es ist, Augen im Schädel zu haben – und zwar solche, die funktionieren“, mahnte Franny, während sie sich erhob und ihren Rock zurechtzupfte. „Knie dich hier hin, es gibt nur für einen Platz.“

Dickon bewegte sich nicht von der Stelle.

„Komm schon, Dickon, was ist?“

„Du hast mit mir gesprochen, Franny! Zum ersten Mal, seitdem du mir den Ring vor die Füße geschmissen und mir gesagt hast, dass du nichts mehr mit mir zu tun haben willst!“

„Dickon! Jetzt ist nicht die Zeit für Gefühlsduselei. Mach, dass du diese Schublade öffnest.“

Mit einem Rütteln, Knarren und Schütteln drehte Dickon den Schlüssel im Schlüsselloch, zog die Schublade heraus und kramte darin. „Hier ist etwas! Da sind nicht nur Zigarrenhalter!“, rief er und hielt eine Ledertasche hoch.

Franny nahm sie ihm aus der Hand. Sie blies eine Schicht Staub weg. Das Leder war spröde und abgegriffen. Das Wappen der Familie Greenwold, auf der Vorderseite eingeprägt, war gerade noch zu erkennen.

„Schnell! Mach sie auf, Franny!“

„Es ist sicher etwas Privates von Lord Greenwold, das geht uns nichts an!“

„Natürlich geht es uns etwas an! Wir verwalten verantwortungsbewusst den Nachlass der Familie, der wir jahrelang treu gedient haben!“

„Wenn du es so sagst ...“ Franny öffnete vorsichtig den kleinen Verschluss aus Gold. Sie zog ein steifes, vergilbtes Blatt Papier heraus und fing an zu lesen.

„Ich glaube es nicht, ich glaube es nicht!“, rief sie aus und schlug sich die Hand auf den Mund.

Kapitel 19

Charlotte setzte sich an den Küchentisch und überflog eine Zeitung auf der Suche nach Anzeigen für Gouvernanten, Kindermädchen und Haushälterinnen. Auf einem Papierbogen notierte sie alle Namen, die infrage kamen, auf einem anderen Blatt die, die in die engere Wahl kamen.

Zum ersten Mal kam ihr der unbehagliche Gedanke, dass der Skandal von *Birch Hollow* Schlagzeilen gemacht haben könnte. Würde irgendjemand die Tochter eines verbrecherischen Lords als Familienhilfe anstellen wollen?

Lord und Lady Thistlereed-Millshire suchen eine Gouvernante für zwei Töchter. Die Dame soll Fertigkeiten in Französisch, Italienisch und Deutsch besitzen, muss den Töchtern sowohl Malen und Singen beibringen als auch die Kunst des Vorlesens, der Körperhaltung und der Kräuterkunde. Ein freundliches, aufgeschlossenes Temperament wird von der Bewerberin erwartet.

Du lieber Himmel, dachte Charlotte bei sich, lassen wir das lieber, obwohl Thistlereed Manor nicht weit weg ist. Aber sie werden ihre gebildete Dame woanders suchen müssen.

Graf Richard van Dachmann und Lady Dachmann brauchen Hilfe mit ihrem sechsjährigen Sohn. Die Anwärterin für diese Aufgabe muss einen starken Charakter und stabile Nerven haben und mit turbulenten kindlichen Ausbrüchen umgehen können, ohne dem Kind seelische Schäden zuzufügen.

Einzelkind, dachte Charlotte, *nichts für mich*.

Als sie gerade dabei war, Graf Richard van Dachmann und seine Lady von ihrer Liste zu streichen, platzte Franny in den Raum.

„Schon fertig für heute?“, wollte Charlotte wissen.

„Und wie!“, rief Franny.

„Sitzt du bequem, Charlotte? Hast du einen Stuhl, an dem du dich festhalten kannst? Ich habe zwei welterschütternde Neuigkeiten. Welche willst du zuerst hören?“

„Allzu erschütternd können sie nicht sein, so wie du von Ohr zu Ohr grinst!“, sagte Charlotte lachend.

Franny setzte sich auf den Stuhl gegenüber und legte die Ledertasche, die Dickon in der Bibliothek entdeckt hatte, vor sich hin.

„Raus damit, Franny!“

„Meine erste Nachricht ist, dass Dickon ein ordentlicher, anständiger Mann geworden ist.“

„So ein Trara, nur um mir etwas zu sagen, was ich vorher schon gewusst habe? Sag bloß nicht, dass ihr heiraten wollt!“

„Na ja, nachdem ich entdeckt hatte, dass meine cremefarbene Perlen-sammlung aus den Laderäumen der *Flying Gull* oder aus einem ähnlichen Schiff kam, habe ich ihn gehasst.“

„Aber das war nicht seine Schuld. Wir haben doch alle von der Beute der Schiffe gelebt!“

„Das ist jetzt nicht mehr wichtig. Du müsstest sehen, wie schön *Birch Hollow* nun aussieht, nachdem er und seine Männer aufgeräumt haben. Der Park glänzt wie zu guten alten Zeiten. Und die Höhlen unter dem Turm sind geräumt. Ohne sein hässliches Auge sieht sogar der Turm freundlich aus.“

Ein Schatten fiel über Charlottes Gesicht. „Ich will lieber nichts davon wissen. Was ist die zweite Neuigkeit?“

„Sie ist noch spannender und findet sich auf einem einfachen Papierbogen in dieser Ledertasche. Jetzt musst du dich aber festhalten.“

Mit einem Funkeln in ihren aufgeregten Augen zog Franny das Papier heraus. „Charlotte, du bist die rechtmäßige, alleinige Erbin von *Birch Hollow*! Sir Forsythe Drake hat kein Anrecht auf das Anwesen – hat es noch nie gehabt!“

Charlotte schüttelte ungläubig den Kopf. „Du treibst Scherze mit mir, Franny.“

„Nein, ich heiße doch nicht Dickon. Du bist Lady Greenwold von *Birch Hollow*. Glückwunsch, Mylady!“

„Aber wie ... wer ... das kann doch nicht sein!“ Mit zitternder Hand faltete Charlotte das Blatt auf. Es war ein Testament. Unterschrieben von ihrem Großvater, mit den Wappen von *Birch Hollow* versiegelt. Sie las die handgeschriebenen Worte vor.

Hiermit verordne ich, Lord William Jacob Carothers Greenwold von Birch Hollow, dass die Erbfolge meines Anwesens in Zukunft, wenn kein männlicher Erbe vorhanden ist, auch über die weibliche Linie geführt werden soll. Damit bestimme ich für alle zukünftigen Generationen der Dynastie Greenwold, dass mein Vermögen und Vermächtnis innerhalb der unmittelbaren Familie bleibt.

Unterschrieben in der Anwesenheit der Anwälte Hinton & Osswold.

Lord William Carothers Greenwold

St. Ives, Cornwall, Dezember im Jahr unseres Herrn 1768

„Wo hast du das gefunden?“, fragte Charlotte fassungslos.

„Es war in der Bibliothek, in der Kommode. Erinnerst du dich an den schmalen Schubladenschrank? Es war in der untersten Schublade. Offensichtlich wusste dein Vater nichts von diesem Testament. Oder er hielt es für verloren. Es gab ja vor vielen Jahren einen Brand, in dem wichtige Dokumente Opfer der Flammen wurden. Dieses offensichtlich nicht. Dein Großvater wollte sichergehen, dass kein Fremder in der Familie Einfluss bekommt, und brachte die Anwälte dazu, eine Sonderregelung für seine Familie festzulegen.“

„Das heißt ... Aber was, wenn ich das nicht *will*, Franny?“

„Wir fragen Mr Fenton, was er meint“, beschloss Franny. „Es eilt nicht, Mylady. Ich muss mich wieder an die Arbeit machen. Dickon wartet mit dem Wagen.“

Sie machte einen scherzhaften Knicks und küsste Charlotte auf den

Kopf. „Leben Sie wohl und bis später, Lady Charlotte Greenwold von *Birch Hollow*.“

Charlotte und Theodor unterhielten sich bis tief in die Nacht. Bevor Franny Charlotte diese aufregende Nachricht überbracht hatte, hatte sich bei der Anwaltskanzlei *Hinton & Osswold* in der Stadtmitte von St. Ives vergewissert, dass das Testament echt war.

„Die meisten Menschen würden alles geben, um eines Tages als Erbe eines Vermögens aufzuwachen“, sagte Charlotte, nachdem sie Theodor das Testament gezeigt und alles erzählt hatte, was sie von Franny erfahren hatte. „Aber für mich fühlt es sich wie ein Fluch an. Ich habe eine Abscheu gegen alles, was mit diesem Stück Land zu tun hat, Onkel Theodor. Was soll ich nur tun?“

Theodor zog lang und nachdenklich an seiner Pfeife.

„Welche Möglichkeiten siehst du denn?“, fragte er.

„Ich suche weiter nach einer Anstellung. Und lasse *Birch Hollow* verwildern. Vielleicht wird sich nach ein oder zwei Generationen wieder jemand für das Land interessieren, um Schafe dort grasen zu lassen oder neue Obstbäume zu pflanzen.“ Theodor hatte noch keine Lampe angezündet. Im trüben Licht der Abenddämmerung und im Qualm des Rauchs von seiner Pfeife konnte sie seine Gesichtszüge nicht deuten.

„Oder ich überlasse es Hipperclove“, fügte sie zynisch hinzu, „als Schadensersatz für alle Einnahmen, die durch das Ende der Plünderungen entfallen.“

„Und bringt das irgendjemandem etwas?“, fragte Theodor.

„Muss es jemandem etwas bringen?“

„Das kannst nur du entscheiden, Charlotte.“

„Du willst mir nicht etwa sagen, dass ich die Erbschaft antreten soll?“, wandte Charlotte ein.

„Ich sage dir nichts, mein Kind“, winkte Theodor ab, die Pfeife noch im Mund.

„Ich weiß, was du jetzt sagen wirst. Ich soll beten. Zumindest würde Maggie das jetzt sagen. Aber Onkel, ich kann nicht beten, wenn ich so aufgewühlt bin.“

„Vielleicht ist es gar nicht nötig. Hör mir gut zu, Charlotte. Alle reden

von diesem verfluchten Stück Land und wollen nichts damit zu tun haben. Keiner fragt, ob es nicht möglich ist, Flüche zu verscheuchen.“

„Ist das möglich?“, fragte Charlotte mit großen Augen.

„Nehmen wir an, es wäre möglich. Wie würde es gehen?“

„Maggie würde sagen, dass ein einzelnes Licht – und sei es noch so klein – reicht, um Schatten in die Flucht zu schlagen.“

Theodor nahm seine Pfeife aus dem Mund und hielt sie in einer Hand. „Stellen wir uns vor, jemand käme auf die Idee, in *Birch Hollow* ein Licht anzuzünden, wie würde das praktisch aussehen? Was würdest du so einem Menschen raten?“

Er klopfte mit seiner Pfeife auf die Lehne seines Sessels, während er redete. Seine Stimme klang beiläufig und zwanglos, als ob es um die Bestellung neuer Werkzeuge aus London ginge und nicht um das Schicksal eines historischen Anwesens und die Zukunft seiner Erbin. Er steckte seine Pfeife wieder in den Mund.

Charlotte stand auf und ging mit verschränkten Armen vor dem Kamin hin und her. „Dass er alle Dorfbewohner an der Bearbeitung und am Bewirtschaften der Obstwiesen teilhaben lässt und vor allem am Gewinn. Die Pferdezucht wird weiter betrieben, aber nicht, um die Gutsherren reich zu machen, sondern damit alle in der Region etwas davon haben. Weil die Meeresluft so gesund ist, wird *Birch Hollow* für kranke und arme Menschen geöffnet, die Ruhe, gutes Essen und eine gesunde Umgebung brauchen, um wieder zu Kräften zu kommen. Bei Ausflügen nach Sedgeworth können sie den Strand und das Meerwasser genießen. Die Tür zum Turm wird verriegelt. Vielleicht reißen wir den Turm ab und schütten die Höhlen zu.“

„Gute Idee“, nickte Onkel Theodor, nachdem er seine Pfeife wieder aus dem Mund genommen hatte.

„Und der Name wird geändert“, fuhr Charlotte fort, „um diese Wende zu feiern und festzumachen. Das Anwesen wird nicht mehr *Birch Hollow* sondern *Birch Heights* heißen. Und die Worte ‚Fürchte Gott‘ werden am Wappen über dem Eingang neu gemeißelt. Das wollte Jake ... Ich meine, das war seit Langem überfällig.“

„Und wann fangen wir an?“

Charlotte stemmte ihre Hände in die Hüften und lachte. „Du wolltest mir die ganze Zeit sagen, dass ich mein Erbe antreten soll, stimmt’s?“

„Nein, du bist selbst darauf gekommen“, sagte er trocken. „Flüche wurden noch nie dadurch vertrieben, dass man vor ihnen wegrennt. Sie werden durch Segen vertrieben. *Unser Gott wandte den Fluch in einen Segen.* So erinnerte Nehemia, der Mann Gottes, das Volk Israel an die Kraft Gottes, als auch sie eine zertrümmerte Stadt wieder aufbauen mussten, ähnlich wie wir. Dickon, Frederick und dein Schwager, Graf Bizet, sind schon dabei. Sogar Harriet ist bereit, zurück nach *Birch Hollow* – ich meine, *Birch Heights* – zu ziehen. Sie warten alle nur auf die neue Herrin. Dort, wo Engel am Werk sind, müssen Dämonen fliehen. Ich aber für meinen Teil brauche jetzt meinen Schlaf. Morgen machen wir uns an die Arbeit.“

„Ich bleibe noch eine Weile hier unten. Ich werde sowieso nicht schlafen können. Und eine Sache noch.“ Sie ging mit schnellen Schritten auf ihn zu, warf ihre Arme um seinen Hals und küsste seine Wange. „Danke für alles, Onkel Theodor!“

„Weißt du was?“, sagte Theodor, sichtlich bewegt. „Die entscheidende Frage ist nicht: Welcher Weg dient am besten unserem Glück und unserer Bequemlichkeit. Sondern: Welcher Weg ist der richtige?“

Er presste den Tabak in seiner Pfeife, bis sie aufhörte zu rauchen. „Und gerade darin finden wir unser Glück. Gute Nacht, Charlotte.“ Er drückte ihre Hand und verließ den Raum.

Spätsommer 1838

An einem sonnigen Morgen wenige Tage später kniete die neue Herrin von *Birch Hollow* an den Gräbern von Peter, Maggie und Charlotte Fenton.

„Ich habe es nicht verdient, lieber Gott, aber du hast mir mein Leben wiedergeschenkt. Ich stelle es dir zur Verfügung und bitte dich um deine Führung. Ich werde die Folgen meiner Fehlritte tapfer ertragen, und ich werde dafür sorgen, dass alle, die durch die Schreckenstaten der Familie Greenwold Schaden genommen haben, ab jetzt durch die neue Lady Greenwold gesegnet werden. Es geht nicht mehr um mich, lieber Gott. Es geht um dich und deinen Willen. Amen.“

Sie blickte auf, legte einen Strauß Goldruten und Sonnenkraut neben das Kreuz und fügte hinzu: „Und das verdanke ich auch dir, liebe Maggie.“

„Soll ich mitkommen?“, hatte Theodor beim Frühstück gefragt, ohne von seiner Zeitung aufzublicken.

„Es gibt Dinge im Leben, die man allein machen muss“, war ihre Antwort gewesen. „Ich reite auf Tedwin und bin abends wieder da. Heute ist der Tag, an dem ich dem alten *Birch Hollow* ein letztes Mal ins Gesicht schaue, und ab heute Abend heißt es *Birch Heights!*“

Als sie nun nach dem Besuch auf dem Friedhof die Brücke überquerten, schienen sogar Tedwin die Hufe schwerer zu werden.

„Brr, Tedwin!“, rief Charlotte und warf einen ersten Blick auf das alte Herrenhaus. Sie biss die Zähne zusammen und klopfte den Hals des Pferdes.

„Ich werde es überstehen“, sagte sie zu sich und ritt durch den Birkenwald Richtung Scheune. Groß war die Freude bei den Angestellten, die das Haus wieder bewohnten, als ihre Ankunft bekannt wurde.

„Wenn wir das vorher gewusst hätten, hätten wir der neuen Herrin von *Birch Hollow* ein würdiges Willkommensfest bereitet, Mylady!“, rief Dickon mit Begeisterung.

„Ich bin gekommen, um mit Hand anzulegen, Dickon, nicht um gefeiert zu werden. Ich habe gehört, dass es hier noch viel Arbeit gibt!“

Im Kreis der vertrauten Gesichter, die bei ihrem Anblick zu strahlen begannen, löste sich die Schwere, die sich auf ihre Seele gelegt hatte.

„Und wo möchte die Herrin ihre Schlafgemächer haben?“, fragte Franny.

„Das ist das Letzte, worüber ich mir Gedanken mache, liebe Franny. Irgendwo in der Nähe meiner neuen Kammerzofe. Und das bist du!“

„Kannst du vielleicht auch zwei Kammerzofen brauchen? Eine weibliche und eine männliche?“ Sie hielt Charlotte ihre Hand hin, deren Ringfinger mit einem schlichten goldenen Band geschmückt war.

Charlotte schaute sie ungläubig an. „Wann ist es soweit?“

„Wir feiern unsere Hochzeit an dem Tag, an dem du hier wieder einziehst, und wir hoffen, das wird bald sein!“

„O Franny, ich gratuliere dir von Herzen. Was für ein perfekter Anfang für unser neues Leben!“

Den ganzen Tag lang wurde gearbeitet. Zimmer wurden gereinigt und gelüftet, Möbel umgestellt, Beschlüsse gefasst, alles ausgeräumt, was schmerzhaft Erinnerungen weckte, Platz für neue Erinnerungen geschaffen. Im-

mer wieder hatte Charlotte Bilder von Jake vor ihrem inneren Auge, aber sie unterdrückte sie mit Entschlossenheit.

Das ist jetzt ein neues Birch Hollow, ohne alles, was früher dazugehört hat. Ich werde mich daran gewöhnen. Es geht nicht mehr um mich, es geht um die anderen, und ich werde sie glücklich machen, ermahnte sie sich immer wieder.

Franny hatte die beiden Gemälde von Charlottes Großmutter an ihren alten Platz in der Eingangshalle gehängt. Harriet hatte ihre Arbeit in der Küche wieder aufgenommen und Frederick war bei den Pferden und im Park. Der neue Name, „*Birch Heights*“, stieß auf Zustimmung und Freude.

„Wir werden den Park erweitern“, teilte Charlotte ihren Bediensteten mit, als sie am Mittag ein kurzes Mahl zu sich nahmen. Der alte Garten an der Steinmauer sollte neu angelegt und der Hang zum Turm hin mit Sträuchern und Blumen bepflanzt werden. Spät am Abend beschloss sie, vor ihrem Rückweg nach St. Ives einen Spaziergang zu dem Teil des Parks zu machen, der in ihrem Gedächtnis am engsten mit Jake verbunden war.

Dunkle Wolken verdeckten die Sonne, als sie das Haus verließ und über den Rasen zum Birkenwald ging. Sie legte denselben Weg zurück, auf dem sie in der Nacht ihrer Flucht entlanggestolpert war. Die schroffen Felsen jenseits des Turms ragten in den trüben Himmel. Der Blitz hatte den Turm verändert. Seine Spitze fehlte, das Fenster war weg und Trümmer lagen um die von Efeu behangenen Mauern herum. Er wirkte trostlos und schaurig, aber harmlos. Entmachtet.

Eine schlammige Fußspur durch das Gras zeugte von der grausigen Arbeit, die eine Gruppe von Männern unter Dickons Leitung verrichtet hatte. Sie hatten die Gänge unter dem Turm von einem Massengrab in eine leere Felsenhöhle zurückverwandelt.

Charlotte zog ihre Kapuze über den Kopf, kletterte über die Mauer und setzte ihren Weg fort, den Hang hinauf, am Turm vorbei und zu den Felsvorsprüngen, auf denen die Möwen ihre Nester bauten. Dort drehte sie sich um. Die Landschaft, auf die sie von oben hinunterblickte, schien im Nebel zu schwimmen.

Plötzlich hörte sie Schritte hinter sich. Sie drehte sich erschrocken um. Ihre Kinnlade fiel herunter und ihr Herz begann wild zu klopfen. „Jake, was ... wie ...?“

Die rötliche Abendsonne warf plötzlich einen Strahl durch die Wolken über den fernen Klippen. Charlotte beschattete mit einer zitternden Hand ihre Augen. Spielte ihre Fantasie nach der langen Krankheit Streiche mit ihrem Verstand?

„Ich wollte nur schauen, ob die Möwen ihre Nester schon bauen, Mylady. Ich habe Ihr Anwesen unbefugt betreten, fürchte ich.“

Er stand tatsächlich vor ihr. Hochgewachsen, seine Haare flachsblond in der Sonne, seine Augen glänzend und warm und ein wenig feucht, als wäre er den Tränen nahe.

Für einen Moment schauten sie sich verlegen an.

„Du ... du bist jetzt in Schottland. Gefällt es dir dort?“, durchbrach Charlotte schließlich die Stille. *Dumme Frage*, dachte sie.

„Es lässt sich dort gut aushalten, Mylady“, antwortete Jake. Seine Stimme war sanft, aber nüchtern. Umsonst lauschte sie nach irgendwelchen Signalen, dass er das Gleiche fühlte wie sie.

Sie schluckte kurz und senkte den Blick. „Das freut mich für dich“, sagte sie mit einer Stimme, die alles andere als erfreut klang.

„Aber das heißt nicht, dass ich dort bleiben will“, fügte er hinzu.

Charlottes Herz setzte einen Schlag aus. Jake nahm ihre Hand in seine, zog sie zu sich und verflocht seine Finger sanft mit ihren.

„Was willst du denn tun?“, flüsterte Charlotte.

„Was soll ich wollen, Mylady?“

„Das kannst nur du entscheiden.“

„Ich wollte fragen, ob die gnädige Frau einen Stallmeister wünscht.“

„Sie wünscht ... alles Mögliche.“ Ihre Tränen flossen. Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und spürte, wie seine Arme sie fest an seine Brust zogen. „Kannst du mir jemals verzeihen?“, stammelte sie mit heiserer Stimme.

Als Antwort drückte er sie noch fester an sich und strich ihr mit der Hand übers Haar, bis sie aufgehört hatte zu schluchzen.

„Warum bist du gekommen, Jake?“

„Ich wäre früher gekommen, wenn ich gewusst hätte, dass du mich bei dir haben willst.“

„Das wollte ich schon an dem Tag, an dem du gegangen bist. Ich habe überall nach dir gesucht. Ich wusste sofort, dass ich den größten Fehler meines Lebens gemacht hatte.“

„Und wahrscheinlich nicht den letzten.“ Er lachte, während er sie sanft von sich schob, um ihr in die Augen zu blicken.

„Gerade deshalb musst du bei mir bleiben, Jake. Ich mache nicht so viele Dummheiten, wenn du da bist. Darf ich mich wieder in deine Arme schmiegen? Nur kurz?“

„Auch lang, wenn du möchtest. Du darfst machen, was du willst, Mylady. Du bist jetzt die Herrin von *Birch Hollow*.“

„Aber erst möchte ich wissen, wie es kommt, dass du wieder hier bist.“

„Mein kleines Mädchen ist neugierig wie immer“, witzelte Jake. „Mein Onkel hat mich herbestellt“, erzählte er schließlich. „Er hörte dich immer wieder meinen Namen rufen, als du krank warst. Ich hätte am liebsten sofort meine Tasche gepackt und wäre nach Cornwall gereist. Aber deine damalige Aufforderung an mich, aus deinem Leben zu verschwinden, brannte noch zu stark in meiner Seele, Charlotte. Ich wartete auf ein deutliches Signal.“

Er schob sie sanft von sich, um ihr in die Augen blicken zu können, bevor er weitererzählte. „Und dann fand Onkel Theodor in seinem Kamin Überreste von Briefen, die du verbrennen wolltest, anstatt sie mir zu schicken. Es war noch genug zu entziffern, um mir Hoffnung zu geben, dass meine Charlotte mich vermisste. Obwohl ich sie jahrelang belehrt, getadelt und ermahnt hatte, bis sie mich nicht mehr ertragen konnte.“

„Aber in allem hattest du recht, Jake, so recht. Wenn ich dich nur ernst genommen hätte ...“

Er legte zwei Finger auf ihre Lippen. „Wenn ich nur ...‘ bringt nichts, Charlotte. Irgendwann wäre ich ohnehin gekommen. Irgendjemand muss hier doch nach dem Rechten sehen und dafür sorgen, dass die neue Lady Greenwold ihr Amt ordentlich ausführt.“

„Ich dachte, du würdest mich niemals wiedersehen wollen. Jake, mein Vater hat deinen Vater umgebracht. Ich bin die Tochter eines Mörders.“

„Lord Greenwold hat mir meinen Vater weggenommen, das stimmt, aber dafür hat er mir dich geschenkt.“

„Und wenn die neue Lady Greenwold keinen Stallmeister, sondern einen Lord an ihrer Seite braucht, der nach dem Rechten sieht?“

„Dann hätte ich einen guten Vorschlag“, flüsterte er ihr ins Ohr. Er zog ihren Kopf an seine Schulter und küsste sie auf den Scheitel.

So standen sie Seite an Seite und schauten zu, wie sich der Nebel im Tal auflöste und die Sonne feurig und warm durch den verhangenen Himmel brach. Aus den langsam weichenden Nebelschwaden ragten die Schornsteine von *Birch Heights* hervor, und hohe, weiße, brodelnde Wolkenberge, feurig rot an den Rändern, türmten sich gen Himmel auf. Die Sonne verzauberte den endenden Tag mit einem purpurroten Farbenspiel, dann rutschte der brennende Sonnenball hinter den Felswänden ins Meer.

„Gehen wir hinunter und erzählen den anderen, dass es eine zweite Hochzeit geben wird?“, fragte Jake.

Charlotte schaute ihn strahlend an und nickte. Langsam und ohne ein Wort zu sagen, gingen sie Hand in Hand den Hang hinunter.

Nachwort

Obwohl die Charaktere in dieser Geschichte fiktiv sind, beruht manches, was passiert, auf historischen Tatsachen.

Es gab eine Zeit in der Geschichte Cornwalls, in der der Schmuggel beinahe als ordentlicher, salonfähiger Beruf galt. Die Zollgebühren für Waren aus dem Ausland waren Anfang des 19. Jahrhunderts unbezahlbar – ein Zustand, der Tür und Tor für illegale Machenschaften öffnete. So wurde Schmuggeln zu einem blühenden Geschäft.

Die felsige Südküste Englands mit ihren Höhlenlabyrinthen, unterirdischen Gängen und versteckten Buchten bot sich als idealer Umschlagplatz an für zollfreie Waren aus den Kolonien – Tabak, Tee, Branntwein, Rum, Seide und sogar Salz –, die auf dem Schwarzmarkt Millionenumsätze einbrachten. Unter Umständen bereicherten sich die Einwohner mehrerer Dörfer an den illegalen Geschäften der Schmuggler, und nicht selten waren selbst Autoritätspersonen wie Pfarrer und Bürgermeister darin verwickelt.

Birch Hollow, das Dorf Hipperclove und Sedgeworth sind rein fiktive Ortschaften. Aber Intrigen und dunkle Praktiken seitens adliger Machthaber waren vor dem Hintergrund der Schmugglerkultur Cornwalls gang und gäbe, wie auch der Aberglaube der ländlichen Bevölkerung und das Geschick, mit dem die kriminellen Machenschaften über Generationen hinweg geheim gehalten wurden. Der Gewinn, der aus Schmugglergeschäften ungestraft zu holen war, ermöglichte Gesetzlosigkeit in allen Bereichen des Lebens – die Schmuggler waren die ungekrönten Herren.

Auch andere Autoren haben das dunkle Kapitel der Geschichte von Cornwall aufgegriffen; eines der bekanntesten Beispiele ist das Abenteuer von Enid Blytons fünf jungen Helden: *Fünf Freunde auf Schmugglerjagd*. Für viele Generationen von Kindern wurde dadurch dem Thema „Schmuggler“ ein Hauch von Romantik und Grusel verliehen.

Dass geldgierige Schmuggler auch nicht vor Mord und Gewalt haltmachten, um Luxuswaren zollfrei ins Land zu bringen, ist kein Geheimnis. Weitere britische Romanklassiker machen Andeutungen auf die Praxis des „Shipwrecking“: Voll beladene Schiffe wurden bei Sturm durch falsche Lichter an die felsige Küste gelockt und ausgeplündert; Passagiere

und Besatzung wurden ermordet. Richard Blackmoores Klassiker *Lorna Doone*, Jane Austens *Mansfield Park* und Daphne De Mauriers *Jamaica Inn* nehmen alle Bezug auf diese Vorgänge, obwohl es für dieses Ausmaß an Grausamkeit, das weit über das Schmugglergeschäft hinausging, wenig konkrete Beweise gibt.

So entfaltet sich die Geschichte von Lady Charlotte Greenwold in einer Zeit, in der ein ruchloser Adliger wie Lord Winston Greenwold jede Möglichkeit hatte, sein gesamtes Umfeld in den Dienst seines Erfolgs zu stellen und jeden aufkeimenden Widerstand sofort im Keim zu ersticken. Gegen einen erfolgreichen Schmuggler vorzugehen, konnte kostspielig sein. Ihn in seinen Geschäften zu unterstützen, konnte dagegen die Tür in ein Leben in Saus und Braus öffnen.

Das Thema Missbrauch von Macht hat mich immer fasziniert. Genau so wie die Tatsache, dass sich zu allen Zeiten und in allen Kulturen der Weltgeschichte – auch in unserer angeblich hoch aufgeklärten Gesellschaft – eine Sache nie ändert: die Niedertracht des menschlichen Herzens. Die Fähigkeit eines Menschen, seinen Mitmenschen unbeschreibliches Leid zuzufügen, ohne sich dabei irgendwas zu denken. Oder sich selber sogar weiszumachen, dass er dabei etwas Gutes tut – sogar wenn er dabei, manchmal mit heimtückischen Mitteln, alle zum Schweigen bringen muss, die ihm in die Quere kommen.

Eine Piratengeschichte aus dem 19. Jahrhundert eignet sich bestens, um diese Phänomene, die auch für unsere Gesellschaft hochaktuell sind, in eine spannende Geschichte einzubinden. Eine Liebesgeschichte darf dabei natürlich nicht fehlen!

Aber noch wichtiger als das ist für mich die Erkenntnis, dass es einen Schöpfer gibt, der seine verlorene Welt nicht im Stich gelassen hat. Der auch heute Menschen bewegt aufzustehen, Flagge zu zeigen und das Böse beim Namen zu nennen. Der sich für die Schwachen und Hilflosen einsetzt, ungeachtet der Risiken, die sie auf sich nehmen.

Oft sind es unscheinbare Heldinnen und Helden, die sich mit Gottes Hilfe als stark erweisen und letztlich den Sieg davontragen. Es ist mein Gebet, dass diese Geschichte meinen Leserinnen und Lesern Mut macht, auf die Hilfe dieses Gottes zu setzen!

Nicola Vollkommer

NICOLA VOLLKOMMER

Die *Cornwall*-Saga

Die Rückkehr des Erben

Vorwort

Die Bösewichter sind zur Rechenschaft gezogen worden, die Guten feiern den Anbruch fröhlicherer Zeiten – so endet mein Roman *Wie Möwen im Wind*. Ganz wie es sich für eine schöne Geschichte gehört.

Als eine Leserin fragte, was wohl aus dem kleinen Jungen Edward geworden sei, dem unehelichen Sohn des selbst ernannten Erben Malcolm Forsythe-Drake, beschloss ich, dieser Frage in der Fortsetzung *Die Rückkehr des Erben* nachzugehen.

Meine Gedanken führten mich von der Küstenidylle Cornwalls in die dunklen Gassen Londons, wo Elend und Ausbeutung an der Tagesordnung waren. Historischer Hintergrund für diesen Band sind die Armenhäuser in den Großstädten Englands, die durch die industrielle Revolution entstanden sind. Verwahrloste Kinder waren den Grausamkeiten der Armenhäuser ausgeliefert und verarmten jungen Frauen blieb oft kein anderer Broterwerb übrig als die Arbeit in einem Bordell.

Erst langsam wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Reformen eingeleitet, durch die das Los der Armen verbessert werden sollte. Trotzdem brachten es ruchlose Armenhaus-Vorsteher wie Mr Creek fertig, auch diese Fortschritte zum eigenen Vorteil zu nützen.

Im zweiten Band meiner Cornwall-Saga werden meine Leser die Charaktere wiedertreffen, die sie im ersten Buch kennen- und lieben gelernt haben. Die Hauptrolle im Geschehen übernehmen jedoch neue Figuren – allen voran Elinor, die erblindende Tochter der Greenwolds, ihr Kindermädchen Marie und der seit Langem verschwundene Junge Edward.

Ich wünsche meinen Leserinnen und Lesern auch mit diesem zweiten Band vergnügte Lesestunden.

*Nicola Vollkommer
Reutlingen, im November 2024*

Prolog

London, 1848

Deshalb liege ich wohl richtig in meiner Annahme, dass ich nur noch wenige Tage zu leben habe ...

Der Schreiber legte seine Schreibfeder auf den Tisch und lehnte sich zurück, seine Arme hinter seinem Kopf verschränkt. Er blickte zum Fenster hinaus, durch dessen staubige Scheiben ein paar fahle Lichtstrahlen von der Gaslaterne ihren Weg durch den Nieselregen in den dunklen Raum fanden. Neben einem Papierbogen, der auf dem Tisch lag, flackerte das Licht einer einzigen Kerze.

Der Mann bückte sich wieder nach vorne über den Tisch, tauchte seine Feder in das Tintenfass hinein, ohne die schwarzen Tropfen, die nun auf den Tisch und seine Jacke spritzten, zu beachten, und kratzte weiter auf dem Papier. Sein üppiger Oberkörper war in eine grüne Weste hineingezwängt, die bessere Zeiten gekannt hatte. Dunkle, zusammengezogene Augenbrauen, die wie ein Dach über zwei kleinen, blinzelnden Augen hingen, stachen aus einem aufgedunsenen Gesicht heraus. Seine Haut glänzte rötlich im Kerzenschein. Blonde Haarsträhnen, feucht von Schweiß, guckten unter einer dreckigen Schlafmütze hervor. Mehrere leere Weingläser lagen auf der Tischfläche verstreut.

Der Regen verwandelte sich in Sturzfluten; die Wolken schütteten ihren angestauten Ärger auf die Dächer der Großstadt aus, um auch die

verborgensten Winkel Londons in ihrer Niedertracht bloßzustellen. Die Straßenränder rächten sich. Rinnsteine, die sonst mit Kot und den verwesenden Leichen von Ratten verstopft waren, spuckten ihren Unrat auf das Kopfsteinpflaster. Alles, was sich auf den schmutzigen Straßen bewegte, suchte Deckung. Streunende Hunde und Katzen kauerten sich in Hauseingängen und unter verlassenen Fuhrwerken. Menschen hockten in den Winkeln verfallener Hütten, die wie aufgestapelte Kisten die engen Straßen säumten. Fensterläden, die lose in den Angeln hingen, schlugen gegen die Hauswände.

Noch saß die frostige Luft des vergangenen Winters zwischen den feuchten Mauern der Häuser. Noch gewährten die brüchigen Hausdächer dem eisigen und stürmischen Unwetter Raum, das über London hinwegfegte. Die warmen Strahlen eines anbrechenden Frühlings hatten ihre Mühe, diesen widerlichen Fleck Englands zu erreichen.

Der Schreiber füllte einen zweiten Briefbogen mit hastig formulierten Sätzen. Er schien weder das tobende Gewitter zu bemerken noch den trägen Nieselregen, der darauf folgte und der wie eine feuchte Decke über der müden Stadt schwebte. Er blickte von seinem Papier hoch, nahm die Kerze in die Hand und hielt sie zum Fenster hoch. Nur das laute Triefen von den Dächern, das Platschen auf dem Kopfsteinpflaster und das gelegentliche Bellen eines Straßenhundes waren zu hören. Er erschrak kurz, als das Grölen eines Betrunknen die Geräusche des Wassers übertönte. Es folgte ein Gurgeln, Stöhnen und Spucken.

Der Briefschreiber rümpfte die Nase, griff nach der Flasche, die auf dem Tisch stand, neigte seinen Kopf nach hinten und kippte sich den Inhalt in einem Zug in den offenen Mund. Er schmatzte, rieb sich die Augen, hielt die Kerze zum Papier hin und bewegte seine Lippen, während er die Worte las, die er geschrieben hatte:

Ich hoffe, durch dieses Schreiben einen endgültigen Strich unter unseren Familienzwiſt zu ziehen und den von mir verursachten Ärger mit ins Grab zu nehmen.

Seine Gesichtsmuskeln verzerrten sich zu einem breiten, krummen Grinsen. Er legte Kerze und Papier wieder auf den Tisch und kritzelte

die Worte *In tiefer, dankbarer Verbundenheit* und seinen Namen unter das Geschriebene.

„Das Siegel besorgen wir uns morgen, dann haben wir die erste Etappe unseres Abenteuers hinter uns“, sagte er in den leeren Raum hinein. Mit einem Funkeln in den Augen faltete er den Brief und steckte ihn in einen Umschlag, den er in eine Schublade unter dem Tisch legte. Danach knöpfte er seinen Samtrock zu, zog halblange Schnürstiefel über seine Strümpfe, ohne diese festzubinden, blies die Kerze aus und schlurfte aus dem Zimmer.

Kapitel 1

„Diese verflixte Wolle! Sie bringt mich noch ins Grab!“ Harriet warf ihr Strickzeug auf den Küchentisch, verschränkte die Arme und betrachtete ein Knäuel verworrener Wollsträhnen, das neben ihrem angefangenen Werk lag. „Einmal blicke ich in die falsche Richtung, Franny, und die Wollfäden verheddern sich wie von alleine. Das alles zu entwirren, dauert eine Ewigkeit.“

„Wie alles Böse in der Welt“, antwortete Franny, die am anderen Ende des Tisches Geschirrtücher sortierte und aufeinanderlegte. „Einmal blickt man weg und das Leben verheddert sich. Und es dauert eine Ewigkeit, es wieder zu entwirren.“

Sie erhob sich und wühlte in einer Schublade nach einem Zündholz. „Lass uns die Kerze anzünden, Harriet, damit du deine Wolle wenigstens sehen kannst und nicht mehr so grimmig dreinschauen musst. Dieses Abendlicht ist nichts für müde Augen. Den ganzen Tag Brühe kochen, Fleisch anbraten und Kartoffeln schälen und dann abends noch stricken. Du bist nicht mehr die Jüngste und solltest hin und wieder an dich denken.“

„An mich denken?“, empörte sich Harriet, die ihr Strickzeug wieder in die Hand genommen hatte. „Wie verwerflich. Wenn Nachwuchs im Haus erwartet wird, dann wird gestrickt – Alter hin oder her!“

Plötzlich hielt sie inne. Sie legte das Strickzeug auf den Tisch und wandte ihren Kopf zur Tür hin. „Hat es geklopft oder spielen mir meine Ohren Streiche?“

„Irgendwas habe ich auch gehört“, sagte Franny.

„Das wird der Junge vom Dorf sein, Franny. Er holt Kräuter für seine kranke Mutter. Lady Charlotte hat getrocknete Minze und Petersilie zusammengeschnürt. Auf dem Regal über dem Herd.“

Franny holte das Kräuterbündel, zog den Türriegel zurück und schob es durch den offenen Spalt. „Das nächste Mal kommst du um eine Zeit, in der anständige Leute auf den Beinen ...“ Sie brach mitten im Satz ab und öffnete weit die Tür. „Du lieber Himmel! Was ... wer in aller Welt bist du?“

Im düsteren Licht der Abenddämmerung war die zierliche Gestalt einer Frau zu sehen, deren Kopf unter einer großen Kapuze verborgen war. „Lady Charlotte Greenwold? Ich muss dringend mit Ihnen reden!“ Die Stimme war heiser, dringlich und hechelte. Zwei zitternde Hände schauten unter dem schwarzen Umhang hervor.

„Du irrst dich, Mädchen. Ich bin nicht Lady Greenwold und ich versichere dir, Lady Greenwold erwartet keinen Besuch. Nicht zu dieser späten Stunde und bestimmt nicht an der Tür zum Gemüsegarten.“

Bevor Franny die Tür zuziehen konnte, klammerte sich die junge Frau mit einer Hand am Türgriff fest und warf mit der anderen ihre Kapuze zurück. Das Licht, das durch die Tür schien, offenbarte blasse Gesichtszüge und eine Stirn, in der blaue Adern durch eine hauchdünne Haut schimmerten. Aus einem hohlwangigen Gesicht starrten große Augen, in denen Tränen schimmerten. „Bitte, Ma'am! Ich heiße Marie.“

„Es tut mir leid, aber ich kann dich wirklich nicht reinlassen. Es gibt eine Unterkunft für Durchreisende in Sedgeworth, Marie. Durch Hipperlove hindurch, an der Küste entlang, zwanzig Minuten zu Fuß.“ Franny schob das Mädchen sanft nach hinten in den Garten und sprang in die Küche zurück. Dann zog sie die Tür hinter sich zu, schob den Riegel vor und drückte ihren Rücken gegen die Innenseite, als ob sie Angst hätte, dass die Frau magische Kräfte besitzen und durch die geschlossene Tür hineindringen könnte.

„So abweisend, Franny?“ , fragte Harriet, die ihren Kampf mit der Wolle

wieder aufgenommen hatte. „Du hättest der Dame wenigstens eine Brotkruste in die Hand drücken können.“

„Ach Harriet, wir können doch bei aller Liebe nicht alle Landstreicher aufnehmen. Im Dorf wird ihr bestimmt jemand etwas zuwerfen, abgemagert wie sie aussieht.“

Harriet schüttelte nur den Kopf. Franny zeigte mit dem Daumen über ihre Schulter auf die Tür und kehrte zum Tisch zurück. „Sieh mich nicht so an, Harriet. Ich versuche nur Lady Greenworld zu schützen. Das Mädchen ist nicht die erste und wird nicht die letzte sein, die Gefälligkeiten bei Ihrer Ladyschaft sucht.“

Sie zündete eine zweite Kerze an und setzte sich zu Harriet an den Tisch. „Jetzt hast du genug Licht, um deine rebellische Wolle in geordnete Bahnen zu lenken, Harriet! Blau und rosa gemischt. So darf es ein Junge oder ein Mädchen werden. Ich ahne, dass Lord Jake gerne einen Jungen hätte.“

Harriet kratzte mit einer Stricknadel auf dem Tisch herum und blickte hoch. „Woher willst du wissen, dass Lady Charlotte die Frau abgewiesen hätte, Franny?“

„Warum geht dir die Frau immer noch im Kopf herum, Harriet? Du bist wie Lady Charlotte. Sie kann nicht einmal einen Hund von der Tür verweisen. Es streunen in letzter Zeit seltsame Gestalten in der Gegend herum. Die Grenzen zu Birch Heights sind undicht, Lady Charlotte ist fahrlässig mit ihrer Großzügigkeit, irgendwann geht etwas schief. Sie würde den Teufel selber zu Tisch bitten, wenn er um Almosen betteln würde!“

Die beiden Frauen arbeiteten in Ruhe weiter. Plötzlich klopfte es wieder, dieses Mal an der anderen Tür, die zum Hauptteil des Herrenhauses führte.

„Du lieber Himmel, kann eine Frau denn keine zwei Minuten Wolle bearbeiten, ohne dass jemand was von ihr will?“, schimpfte Franny. Ein stämmiger, dunkelhaariger Mann erschien mit einem lachenden Gesicht an der Tür. „Ach du bist es, Dickon. Ich helfe Harriet, dann komme ich gleich.“

„Ich rufe dich, sobald meine Füße im Bett gewärmt werden müssen, meine Liebe!“, antwortete Dickon. „Lady Charlotte braucht dich dringender. Lady Elinor schlägt um sich und verlangt nach einem zweiten Abendgetränk!“

Durch die offene Tür drang das ferne Geschrei eines Streitgesprächs.

Franny warf Harriet einen bedeutsamen Blick zu und legte die Wolle in den Korb. „Ich gehe hoch, Harriet. Ein zweites Abendgetränk gibt es nicht, dafür aber klare Worte. Schon wieder ein freier Abend im Eimer. Ich bin gleich wieder da!“

Dickon hielt die Tür auf und folgte seiner Frau die Steintreppe hoch. Das Geschrei wurde lauter.

„Diese bockige kleine Lady soll eines Tages Herrin von Birch Heights werden? Tolle Aussichten!“ Franny begleitete jede Silbe mit einem stampfenden Fuß auf der nächsten Stufe der Treppe.

„Mit etwas Glück hat der Storch dieses Mal einen ordentlichen Jungen mitgebracht“, antwortete Dickon. „Damit wäre *das* Problem zumindest gelöst.“

Franny warf einen Blick nach hinten über ihre Schulter und verdrehte die Augen. „Willst du andeuten, dass nur ein Junge Birch Heights ordentlich führen kann, Dickon?“

„Ich deute nichts an, Franny. Hab aber Nachsehen mit Lady Elinor. Sie ist erst zehn und trägt ein hartes Schicksal. Ich möchte nicht wissen, wie du herumtoben würdest, wenn du erblinden würdest.“

„Erst zehn? In dem Alter habe ich mühelos einen ganzen Haushalt geführt. Ordentlich, fleißig und mit einem Blick für das Notwendige. Auch blind hätte ich das geschafft. Allerdings war ich abends zu müde, um so spät noch ein Getränk zu verlangen und meine Mutter anzubrüllen!“

Dickon klopfte seiner Frau mitfühlend auf die Schulter und sprang zur nächsten Treppe, die zu den Räumen der Bediensteten führte. Dort hatten Franny und Dickon ihr bescheidenes Zuhause. Er grinste, als eine laute Stimme aus einem der nahe gelegenen Räume ertönte.

„Ich hasse Franny, ich hasse Dickon, ich hasse Harriet, ich hasse euch alle!“

„Langsam, langsam, Elinor. Bald bekommst du eine neue Gouvernante, dann wird alles gut.“

Das war Lady Charlottes Stimme. Das Geschrei wurde lauter. Franny klopfte an die Tür. Sie hörte schnelle Tritte, die Türklinke bewegte sich und Lady Charlotte stand im Türrahmen. Ihre hellbraunen Haare hingen lose um ihr Gesicht, Spuren von Tränen waren auf ihren blassen Wangen zu sehen und die Ärmel ihres Nachthemds waren hochgekremgelt.

„Franny, schon wieder findest du mich ungeschminkt, verzweifelt und völlig aufgelöst vor. Elinor tobt wie eine Wildkatze und Lord Jake kommt erst morgen wieder. Ich bin erschöpft und habe mindestens sechs weitere graue Haare gezählt, als ich heute Abend meine Haube losgebunden habe.“

„Mylady, seien Sie dankbar, dass Sie die grauen Haare noch zählen können. Ich finde auf meinem Kopf kaum Haare, die *nicht* grau sind. Ganz zu schweigen von meinen stöhnenden Knochen. Bald brauche ich drei Männer, die meinen schweren Körper die Treppe hochschleppen. Und wenn ich etwas über Ihre Tochter sagen darf –“

„Du sagst doch sowieso immer, was du willst, ob du darfst oder nicht!“

„Ein zweites Abendgetränk ist das Letzte, was das Kind braucht!“

Lady Charlotte nickte ergeben, zog die Tür hinter sich zu und führte Franny zurück zur Treppe. Hier war Elinors Geschrei nicht mehr so laut zu hören. „Sobald wir eine neue Gouvernante haben, bist du deiner Verantwortung für Elinor entledigt und kannst dich ganz dem Haushalt widmen. Wir beauftragen Jungen und Mädchen aus dem Dorf, um im Haus und im Park mitzuhelfen. Dann kannst du die Füße öfter hochlegen. Du vergisst zu oft, dass du gut über vierzig bist, meine Liebe, ihr seid beide nicht mehr die Jüngsten. Dickon bekommt so viele freie Tage wie er möchte, als Lohn für seine Arbeit unter den Felsen.“

Franny tippte mit dem Fuß auf den Boden. „Ist es Ihnen etwa nicht aufgefallen, dass Ihre Tochter kein großes Interesse an einer Gouvernante hat, Mylady?“

„Sie bekommt eine, ob sie Interesse hat oder nicht. Hier setze ich mich durch.“

„Na so was! Wird auch Zeit. Das Kind braucht eine feste Hand.“

„Ich hatte auf deine feste Hand gehofft, Franny.“

„Es gibt elterliche Pflichten, die man nicht auf andere abwälzen kann, Mylady. Wenn Sie nur mehr Zucht –“

„Bitte, Franny“, sagte Charlotte. „Ich brauche nicht schon wieder eine Predigt über Zucht.“ Sie griff Franny an beiden Armen. „Liebe Franny, du bist für uns mehr als eine Haushälterin. Du gehörst zur Familie. Ich leide darunter, dass du so überlastet bist. Wir tun etwas dagegen. Hab bitte Geduld.“

Franny seufzte. „Ich habe Geduld, Mylady.“

Ihre Stimme wurde sanfter. „Wenn es nur so bleiben würde, wie es jetzt ist, wäre es zu verkraften, Mylady. Aber der Besuch der Stadtkinder im Frühsommer? Die Idee ist nobel, aber die Kräfte reichen nicht aus. Mein Rheuma wird nicht besser. Und Harriet ist bald blind wie eine Fledermaus.“

„Das habe ich an der Suppe bemerkt“, sagte Charlotte.

„Sie werden es an vielen Sachen merken, wenn es so weitergeht, Mylady. Harriet braucht mich in der Küche eher heute als morgen. Und Sie selber sind in anderen Umständen und müssen sich schonen.“

Charlotte ließ ihre Hände wieder fallen und ihr Gesicht hellte sich auf. „Auch daran haben wir gedacht, Franny. Es kommen weniger Stadtkinder als zunächst geplant. Nur fünfzehn. Beschluss von Lord Jake. Vier Buben, elf Mädchen. Für drei Wochen. Nicht hundert Kinder für den ganzen Sommer, wie ich es wollte.“

„Gott sei Dank, dass wenigstens Lord Jake ein Gehirn zwischen den Ohren hat!“, antwortete Franny trocken.

Das Geschrei aus dem Kinderzimmer hatte aufgehört.

„Sie ist ruhig. Vielleicht ist sie vor Erschöpfung eingeschlafen. Du kannst gehen, Franny. Ich wünsche dir eine gute Nacht.“

„Bleibt nur zu hoffen, dass die Herrschaften eine Gouvernante finden, die es mit dem Wildfang aufnehmen kann“, murmelte Franny vor sich hin, als sie in die Küche zurückkehrte.

Harriet blickte hoch von den Wollsträngen, die sie um die Hand wickelte. „Ruhig?“, fragte sie.

„Schneller als gestern“, antwortete Franny. Sie setzte sich hin und begutachtete Harriets Fortschritte mit der Wolle.

„Ich muss immer noch an die arme Frau an der Tür denken, Franny“, fing Harriet noch einmal an. „Ich habe manchmal Angst, dass wir die falschen Leute auf die Straße setzen.“

„Die richtigen kommen wieder. Diese kommt bestimmt nicht wieder.“

„Wir werden sehen ...“

„Gönn deiner Wolle eine Pause, Harriet. Bei Tageslicht lässt es sich besser stricken. Bis Lady Charlotte die kleinen Strümpfe braucht, geht die Sonne noch einige Male auf und unter.“

„Recht hast du“, stimmte Harriet zu. „Bringen wir diesen müden Tag zum Abschluss. Er hatte genug Sorgen, morgen kommen neue.“

„Sag das bloß nicht, Harriet. Du forderst das Schicksal heraus.“

Beide waren aufgestanden und hatten begonnen, Wolle und Stricknadeln zusammenzupacken.

„Das Schicksal treibt, was es will, Franny, ob wir es herausfordern oder nicht.“

Franny blies die Kerzen aus, zog den Spitzenvorhang am Fenster zur Seite und warf einen Blick in den Garten, der in Dunkelheit verhüllt war. *Ich muss Frederik sagen, dass er seinen Spaten vergessen hat*, ging ihr durch den Kopf, bevor sie ein letztes Mal prüfte, ob die Tür auch wirklich fest verriegelt war.

Draußen schlich eine verhüllte Figur an der Außenmauer des Gemüsegartens entlang, wartete, bis das Licht in der Küche erloschen war und huschte über die weite Rasenfläche des Parks. Sie verschwand im Waldgestrüpp am anderen Ende des Rasens. Dort trennte eine Gruppe von Birken das Anwesen von der gewölbten Steinbrücke, die über den Fluss zum nahe gelegenen Dorf Hipperclove führte.

Kapitel 2

„Beweg deinen Hintern, du fauler Bengel, und zwar rasch! Sollst mit deinen dreizehn Jahren schon ein strammer junger Mann sein, benimmst dich aber wie ein wimmerndes, kränkliches Kind!“

Dass heute kein guter Tag sein würde, hatte Edward schon vor Sonnenaufgang geahnt, als er mit einer Ohrfeige geweckt worden war. Etwas brodelte in der Seele des Mannes, den er „Vater“ nannte.

„Mit leerem Magen geht die Arbeit schneller, Junge. Kein Frühstück!!“

Das hatte für Edward Vorteile. Wenigstens würde er sich nicht übergeben müssen. Er warf eine abgenützte Filzjacke über seine Schultern und schob seine Arme in die Ärmel, während er hinter seinem Vater hertrötete.

Sie verließen ein hohes, verfallenes Reihenhaus, über dessen Eingang ein Schild mit den Worten *Drake & Birch Bestatter* an einer einzigen Schraube befestigt war und in dessen staubigem Schaufenster schwarze Tücher über Särgen und Kisten in verschiedenen Längen und Größen hingen. Ein dichter Nebel hatte sich auf die Gassen Londons gelegt und verhüllte die oberen Stockwerke der Häuser in einen milchigen, weißen Dunst. Edward sank bis zu den Knöcheln in den Schlamm, der durch das Gewitter in der Nacht angeschwemmt worden war.

Der Leichenbestatter schleppte einen Holzkarren hinter sich her, auf dem der Name *Drake & Birch* in der gleichen Schriftart wie auf dem Schild blass zu erkennen war. Die Holzräder rumpelten und spritzten auf allen Seiten Dreck hoch. Edward versuchte, mit den großen Schritten seines Vaters mitzuhalten. Er stolperte durch die gewundenen Gassen hinter dem Karren her, bis sein Vater an einer schmalen Tür anhielt. Dort ließ er den Karren stehen, zerrte Edward durch den offenen Eingang und zog ihn mit sich, drei Holztreppe hinauf bis zu einer Tür, die im Schatten des Treppenhauses kaum zu erkennen war.

„Was sträubst du dich so, du elender Lausbub? Rein mit dir!“

Ein mörderischer Gestank schlug Edward entgegen, als er durch die Tür strachelte: Fäulnis, Kot, verwesenes Fleisch von Tieren oder Menschen. Er presste eine Hand über Mund und Nase und suchte mit der anderen nach etwas Festem, woran er Halt finden konnte. Das einzige Licht im Raum kam aus einem hohen Fenster, das mit einer alten Wolledecke halb zugedeckt war.

Die Stille war beklemmend. Kein Geräusch war zu hören außer einem gelegentlichen Wassertropfen, der in einen Eimer unter dem Fenster platschte. Ein Holzbrett am Boden knarrte laut, als Edwards Vater mit festen Schritten den Raum abließ. Eine Ratte huschte vorbei und verschwand in einem Loch in der Wand. Edward atmete tief durch und stützte sich am Türrahmen ab. Im schwachen Licht des Fensters konnte er an den Wänden nur gerade so zwei Haufen Lumpen erkennen.

„Mir wurde bloß eine gemeldet“, brummte sein Vater. „Niemand hier, der bezahlt. Wir halten es kurz.“ Er wandte sich Edward zu. „Auf, los, an die Arbeit, fang mit der da an!“ Er deutete auf die entfernteren Lumpen und wandte sich dem Haufen zu, der direkt neben der Tür lag.

Edward wusste, was er zu tun hatte. Er überquerte auf Zehenspitzen den Raum, streckte seine zitternde Hand aus und zog die Decke blitzschnell weg, aus der ein verfilztes Haarbüschel herauslugte. Ein Käfer rannte über seinen Ärmel und er zuckte mit einem Schrei zusammen. Dann zwang er sich, das Gesicht anzuschauen, das unter der Decke lag. Zwei Zähne ragten über eine blau angelaufene Unterlippe hinaus. Die Wangenknochen stachen beinahe durch die Haut. Das Gesicht war eingefallen und totenblass.

Plötzlich schrie Edward auf und sprang rückwärts nach hinten, in Richtung Tür. „Vater, er hat sich bewegt. Er lebt noch! Ich schwöre es!“

Schockiert stolperte er über die Türschwelle und sank stöhnend und hustend zu Boden, wo er sein Gesicht gegen die Bretter fallen ließ, seine Hände über dem Kopf zusammenlegte und wie gelähmt kauerte. Sein Vater schritt energisch auf ihn zu, packte ihn am Kragen, erteilte ihm eine Ohrfeige und schleppte ihn zurück zu der durchgelegenen Matratze, auf der die menschlichen Überreste lagen.

„Und wenn?“, brüllte er. „Dann hatte ich doch recht, dass ich nur für die eine Leiche bestellt war. Du hältst hier Wache, ich richte den Toten da drüben. Wenn die erbärmliche Gestalt hier bis nachher mausetot ist, nehmen wir sie auch mit.“

Edward klammerte sich ans Bein seines Vaters. „Ich kann nicht mehr, Vater! Lass mich draußen warten! Ich will nicht mehr Tote abholen! Gib mir eine andere Arbeit!“

„Jetzt reicht es aber, du faules Stück!!“

Die nächste Ohrfeige war so scharf, dass sie Edward auf den Boden warf. Noch eine, und dann noch eine. „Meinst du, ich habe mir diese Arbeit freiwillig ausgesucht, Junge? Häh?“

Sein Ton wurde auf einmal leiser. „Wenn du eine bessere Zukunft haben willst, dann tue, was ich dir sage. Es ist nicht für immer.“

Er wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

Zitternd am ganzen Leib richtete Edward seinen Blick wieder auf das gespenstische Gesicht, das im Schatten vor ihm lag. Er schluckte und beugte sich über die Matratze. „Lieber einem Schrecken ins Gesicht schauen als ihn im Rücken zu haben“, tröstete er sich.

Edward hielt sich die Hand über den Mund, um nicht wieder schreien zu

müssen. Die Augenlider des Kranken zuckten. Auf einmal riss er die Augen auf und starrte panisch zur Decke, Schaum bildete sich vor seinem Mund. Der Kranke versuchte, seinen Kopf aufzurichten und etwas zu sagen. Eine Sekunde lang blickte er Edward direkt in die Augen. Anstatt zu reden, fing er an, wie ein Irrsinniger zu kichern und zu husten. Plötzlich sank er stöhnend nach hinten, warf einen Arm auf die Decke, drehte seinen Kopf zur Seite und wurde still. Sein Mund stand offen, dunkler Schaum tröpfelte auf den Boden, seine Augen immer noch schreckgeweitet. Er sah den toten Ratten, die an der Wand lagen, auf grauenhafte Weise ähnlich.

Der Bestatter hatte die erste Leiche in ein graues Tuch eingewickelt, das in fernen Urzeiten einmal weiß gewesen sein muss, holte aus seiner Tasche ein zweites Tuch und wickelte die andere Leiche ein. Zu zweit trugen sie zuerst die eine und dann die andere die schmale Treppe hinunter und legten sie auf den Holzkarren.

„Wir suchen den Raum noch einmal ab!“, rief der Leichenbestatter. Er zog Edward die Treppe wieder hinauf in die verkommene Hütte, riss die Türen von Schränken und Schubladen auf, warf einen Blick unter die Matratzen und prüfte, ob alle Fußbodenbretter festgenagelt waren.

„Steck deinen dummen kleinen Kopf in den Herd hinein, ob da Geldsäcke sind“, befahl er und redete weiter zu sich selber, während er die Wände abklopfte. „Man weiß nie, auf welcher Beute bettelarme Leute liegen, wenn die Maden in ihre Leichen hineinkrabbeln, auch wenn sie den Winter über keinen Krümel gegessen haben. Es ist zwar schade, dass ich keine Bezahlung bekomme, aber die Leichen könnten mir dienlich sein. Immerhin.“

Sie verließen jedoch das Elendsquartier, ohne einen Fund gemacht zu haben. Die Schränke und Schubladen blieben offen, und die Lumpen, in denen die Bewohner gelegen hatten, lagen verstreut auf dem Boden. Letzte übel riechende Reste eines Lebens, das keiner würdigen würde, und eines Sterbens, das keiner betrauerte.

Bis die Glocken der St.-Pauls-Kathedrale neunmal schlugen und die Luft vom Poltern der Räder auf dem Kopfsteinpflaster und von den Stimmen der Käufer und Verkäufer auf dem Markt in Whitechapel hallte, hatte der Bestatter die zwei klapperdünnen Leichen mit Wasser abgespritzt und sie in Grabtücher eingewickelt.

Zwei Tage später lag ein neuer Sarg auf dem langen Tisch im Ausstellungsraum von *Drake & Birch*, wo die letzte Wache für die Toten gehalten wurde – oder vielmehr, nicht gehalten wurde, weil *Drake & Birch* meist für Armenbegräbnisse zuständig war. Der Sarg war zugenagelt und mit einem kleinen bronzenen Schild versehen, auf dem die Worte standen:

SIR MALCOLM FORSYTHE-DRAKE
GESTORBEN AM 7. JUNI 1848

Edwards Vater, Sir Malcolm Forsythe-Drake, stand in der Tat neben seinem eigenen Sarg. Er musterte die Kiste und fuhr mit einer Hand über das Holz und das Schild. *Zum Glück war der Junge so krank, dass er nichts vom traurigen Ableben seines geliebten Vaters wissen konnte*, dachte er. *Immerhin – ein feiner Sarg für die zwei elenden, namenlosen Gestalten, die wirklich darin liegen und nach denen keine Maus fragen wird. Und für mich: Glück, Vermögen und Rache!*

Danach zog er seinen Mantel an, setzte einen Hut auf, griff nach dem Koffer, der neben ihm auf dem Boden stand, und marschierte zur Tür hinaus. Es nieselte draußen. Eine feuchte, klebrige Decke hing über der Stadt, ein giftiger Dampf stieg aus den Rinnen am Straßenrand, in denen das Abwasser aus den brüchigen Häusern langsam Richtung Themse floss. Er warf einen Blick in beide Richtungen, zog die Tür zu und hängte ein Schild an den Türgriff: „Inhaber verstorben, Bestattungsinstitut bis auf Weiteres geschlossen.“

Dann winkte er eine Kutsche herbei. „Blanche House“, rief er dem Postillion zu und stieg ein.

Der Postillion grinste und nickte. „Dort bringe ich doch gerne Kunden hin!“, rief er.

Die Pferde wieherten und die Räder setzten sich in Bewegung.

„Gründliche Arbeit hast du geleistet!“, rief Dickon.

„Hast du was gesagt?“, rief Frederik zurück.

Dickon winkte als Antwort mit der Hand und stieg langsam die Stein-
treppe hinauf. Mit der anderen Hand hielt er eine Laterne in die Höhe.

Der unterirdische Gang, durch den die zwei Männer liefen, gehörte zu
einem Labyrinth von Höhlen, die unter den hohen Küstenfelsen vom An-
wesen Birch Heights zum Meer führten. Das Donnern der Wellen unter
den Felsen war so ohrenbetäubend, dass selbst hartgesottene Höhlengän-
ger immer wieder ängstlich um sich blickten in der Erwartung, jede Se-
kunde von tobenden Wassermassen überrollt zu werden.

Dickon blies die Kerze aus, als die Männer sich dem oberen Höhlenein-
gang näherten. Ein Strahl des Tageslichts warf einen gelbbraunen Schimmer
auf die alte Steintreppe. Mulden in den Stufen waren die einzig verbliebenen
Zeugen von Mönchen, die diesen Weg in früheren Zeiten als Zugang zu
unterirdischen Lagern am Meer benutzt hatten, bevor die ersten Herren von
Birch Heights diesen Teil der Küste Cornwalls in Besitz nahmen.

Die Freundschaft zwischen Frederik und Dickon war ein Bündnis der
Gegensätze. Frederiks hohe Gestalt und kräftiger Körperbau ließen Dickon
im Vergleich dazu kleiner erscheinen, als er wirklich war. Frannys gute Koch-
künste hatten Dickons Form in die Breite wachsen lassen, aber zu seiner
Enttäuschung nicht in die Höhe. Dickons Witz, Redseligkeit und Schlagfer-
tigkeit brachten Frederik zum Schmunzeln; Frederiks ruhige Art, seine Ge-
wohnheit, nie zwei Wörter zu sagen, wenn eins reichte, erweckten in Dickon
eine ernste Seite, die seine Frau manchmal schmerzlich vermisste.

Frederik klopfte nun mit der Hand auf ein Holzgeländer, das beide Sei-
ten der Steintreppe säumte. Der Lärm der Wellen war inzwischen nur noch
aus der Ferne zu hören. „Kaum zu glauben, dass sich jahrelang Mörder und
Schmuggler hier herumgetrieben haben“, sagte er mit zusammengepressten
Lippen.

„War Zeit, dass wieder frische Luft in die Höhlen hineindringt“, ant-
wortete Dickon. „Lady Charlotte will unter die unrühmliche Vergangen-
heit ihrer Familie einen Schlusstrich ziehen und hofft, dass das Getrap-
pel von Kinderfüßen in den Höhlen dazu beiträgt. Laut meiner Fanny
versinkt Lady Charlotte nach wie vor immer wieder in tiefe Grübeleien
und quält sich mit der Vorstellung, dass ihr Vater ein Mörder war und
dass ihre geliebte Schwester unter den Opfern der letzten Schiffsplünde-
rung war.“

Frederik senkte seinen Blick und schüttelte den Kopf. „Ob man so eine Vorstellung jemals ganz aus dem Gedächtnis verbannen kann?“

Als Antwort zeigte Dickon auf die Felswand. „Mich schaudert, wenn ich daran denke, dass hier die Toten aus den Schiffen aufgestapelt waren.“

„Lass uns nicht an solche Grausamkeiten denken.“

„Ich erzähle nur Tatsachen, Frederik. Bist du nicht auch stolz auf unser Werk? Schließlich haben wir mit dem neuen Holzgeländer an der Treppe und der Befestigung der unteren Wege nicht nur einen sicheren Zugang zum Strand gebaut, sondern auch ein paar Gespenster verscheucht und einen gruseligen Friedhof in einen Kinderspielplatz verwandelt. Ich bin glücklich darüber, dass die dunklen Hallen nur noch nach Seetang und Möwenkot riechen und die Natur ihr Hoheitsgebiet zurückerobert hat. Lady Charlotte kann in Zukunft von Kinderscharen träumen, die am Strand spielen, anstatt von den grausamen Taten ihrer Väter geplagt zu sein.“

Die Männer traten durch die offene Tür eines alten Turms heraus, der einzige Überrest des Klosters, das früher hier gestanden hatte. Vom Licht der Sonne geblendet, warfen sie einen Blick zurück. Die Stufen waren in Dunkelheit gehüllt.

„Wie in einer anderen Welt ist es dort unten“, flüsterte Frederik, „eine Welt, die immer noch ihre Geheimnisse hütet.“

Dickon nickte. „Sag so was ja nicht in Hörweite meiner Franny, sonst wittert sie wieder Einbrecher von allen Seiten.“

„Die Frau, die gestern Abend vor der Tür stand, ist sie wieder aufgetaucht?“

„Gott sei Dank, nein. Aber ich habe meine Frau selten aufgebrachter gesehen.“

Sie drehten sich von dem Höhleneingang weg und blickten in die andere Richtung. Kaum ein Mensch blieb auf dieser Anhöhe stehen, ohne schweigend innezuhalten. Im Tal unter ihnen schmiegen sich die Mauern von Birch Heights in sanfte Rasenflächen. Die drei Flügel des Herrenhauses, aus verschiedenen Epochen stammend, sahen aus, als ob sie zufällig zusammengewürfelt wären. Die angelegten Gärten um das Haus herum ergaben ein Bild von gepflegter Schönheit, während das Gestrüpp, das den Park umsäumte, die willkürliche Handschrift einer sich selbst überlassenen Waldlandschaft trug.

Entlang der Berghänge am fernen Rand des Parks reichten sich Weinstöcke in schnurgeraden Linien aneinander, wie Soldaten, die auf den Marschbefehl warteten. Tausende von winzigen Knospen an den Weinreben trotzten mit einem Schimmer von Grün dem Grau der Hügel. Schon jetzt waren die Grasflächen mit Farbtupfern in Lila, Weiß, Gelb und Blau übersät. Sie sahen aus wie kleine Edelsteine, die eine Gartenfee freudig hingeschleudert hatte, bevor sie im Schatten der riesigen Eichen wieder verschwunden war. Wiesenschaukraut und Buschwindröschen, Schlüsselblumen und Vergissmeinnicht breiteten sich wie ein Flickenteppich am Fuß des Hügels aus, auf dem die Turmruine stand. Nicht mehr lange, und die Fliederbüsche, die den Birkenwald am Rande des Parks säumten, würden in Weiß und Lila erstrahlen.

Frederik und Dickon schlenderten den Berghang hinunter auf ein kleines Lattentor in einer alten Steinmauer zu. Auf der anderen Seite der Mauer lagen Haufen von Sträuchern und Zweigen.

„Die Wiese habe ich freigeräumt“, sagte Frederik. „Hier bauen wir die Wrackteile auf.“

Dickon durchmaß die Fläche mit langen Schritten. „So so, zu den Vorzügen eines guten Aussehens und einer hohen Gestalt kommt noch das Geschick eines Schiffsbauers dazu!“, grinste er. „Ich bin beeindruckt!“

„Ich dagegen bin von deinen Schmeicheleien weniger beeindruckt, Dickon. Die Wrackteile holen wir aus der Fischerhöhle und bauen das Schiff hier auf. Ein Paradies für Kinder. Sobald ich die Felswand zur Fischerhöhle von innen durchbrochen habe, können wir über der Hochwasserlinie eine Anlegestelle für ein Fischerboot errichten.“

Dickon blieb stehen und ließ seinen Blick über die Wiese schweifen. „Lord Jakes Augen werden leuchten. Seitdem er im Armenhaus in Plymouth war, denkt er Tag und Nacht an das Schicksal der Waisenkinder. Die Zustände in den Häusern sind elend. Die Kinder bekommen eine Brühe mit Knochenresten zu essen, die kein Hund fressen würde, und müssen vierzehn Stunden am Tag arbeiten. Kein Wunder, dass der kleinste Husten sie umhaut und sie wie die Fliegen sterben.“

„Ein Wunder, dass sie überhaupt hierher kommen dürfen“, erwiderte Frederik. „Ob es ihnen wirklich hilft, ein Stück Paradies zu erleben und danach in die Hölle zurückzukehren?“

Dickon antwortete mit einem Achselzucken. „Wenn sie Glück haben, nehmen sie ein Stück Paradies mit, wenn sie wieder gehen.“

Sie liefen durch den Birkenhain zum Rand des Parks und blieben an einer Kreuzung stehen, an der der Weg nach rechts über die gewölbte Brücke in Richtung Dorf und der andere über den Rasen zum Haupteingang von Birch Heights führte. Frederik hob seine Kappe mit einer Hand und klopfte Dickon mit der anderen auf die Schulter.

„Ich gehe nach Hipperclove, Dickon. Bis morgen.“

„Und ich erfahre von meiner Franny, welche Entgleisungen die junge Lady Greenwold sich heute erlaubt hat, danach falle ich nach diesem langen Tag nur noch ins Bett. Danke nochmals für jeden Sandsack, jedes Holzbrett, jeden Spatenstich.“

Frederik winkte, drehte sich auf dem Absatz um und lief zur Brücke hin. Nachdem er den Fluss überquert hatte, hörte er plötzlich ein aufgeregtes Wortgefecht, das aus der Richtung kam, aus der er gekommen war. Er blieb stehen. Dickons Stimme, laut und zornig, wechselte sich mit den schrillen Worten und schluchzenden Klagen einer Frau ab.

„Hallo? Was ist denn da los?“, rief Frederik in den Wald zurück. Er drehte sich um und eilte über die Brücke wieder in den Birkenhain zurück. Die Stimmen wurden lauter.

„Dies ist ein privates Grundstück, Miss. Verschwinden Sie! Sofort!“

„Reden Sie nicht so barsch mit mir, Sir! Ich will nur *einmal* mit Lady Charlotte sprechen!“

Frederik erreichte die Lichtung. Die zarte Gestalt einer Frau stand vor Dickon. Sie hatte die Kapuze ihres Mantels nach hinten geworfen. Ihre zierlichen Gesichtszüge waren nass von Tränen und dünne, verfilzte Fransen hellbrauner Haare hingen ihr in die Augen. Sie strich sich die Haare ungeduldig aus der Stirn und griff Dickons Arm. Dickon sprang zurück.

„He, he, langsam, Miss!“ rief er und schob sie von sich. „Alles, was hier vonstattengeht, läuft über mich. Wenn Lady Charlotte Sie nicht bestellt hat, dann gehen Sie auch nicht hin. So einfach ist das.“

„Sagen Sie mir nur, wo ich Lady Charlotte finde, Sir. Ich will nur ein paar Minuten mit ihr sprechen, dann gehe ich wieder, wenn sie es so will. Ich verspreche es.“

Dickon packte die Frau am Arm, führte sie zur Brücke und zeigte auf den Weg, der ins Dorf führte. „Für was halten Sie sich eigentlich, Miss? Mitten auf dem Waldweg tauchen Sie plötzlich auf wie ein Gespenst und wollen unangemeldet ins Herrenhaus hineinstürmen, dessen Wächter und wichtigster Bediensteter ich seit Jahren bin. Im Dorf gibt es Gasthäuser, in denen man für ein paar Pfennig übernachten kann. Wer Arbeit sucht, findet bestimmt eine Bauersfrau, die froh ist, wenn jemand ihr die Möhren schält und die Kinder hütet. Leben Sie wohl.“

Die Frau klammerte sich an Dickon. Frederik, der bis dahin nur zugehört hatte, griff sie von hinten an den Schultern und zog sie sanft, aber bestimmt, aus Dickons Armen.

„Dickon, geh zurück ins Haus. Du bist müde und Franny wartet. Ich kümmere mich um die junge Frau. Sie scheint krank zu sein. Ich bringe sie ins Dorf zu Mrs Earling. Dort bekommt sie wenigstens ein Bett für diese Nacht.“

„Ich bin dir sehr verpflichtet, Frederik!“

Dickon hob seine Kappe, rollte mit den Augen und marschierte davon. Die junge Frau hatte ihr Gesicht in den Händen vergraben. Ihre Schultern bebten.

Frederik legte seine Hand auf ihren Arm und erschrak, als er fühlte, wie dünn er war. Sie nahm eine Hand vom Gesicht und stöberte in ihrer Rocktasche, zog ein dreckiges Taschentuch heraus und rieb damit Augen und Nase. Aus mageren Wangen, die rot vom Weinen waren, starteten große, tränennasse blaue Augen. Es war schwierig zu sagen, wie alt sie war. Ihre Kleider waren alt und verblichen, die Säume ihres Rocks von Schlamm und Grasresten verkrustet.

„Kommen Sie mit“, sagte Frederik.

Er führte sie zur Brücke, erleichtert, dass sie dem Druck seiner Finger nachgab und mit seinen Schritten mithielt.

„Hören Sie auf zu weinen und sagen Sie mir Ihren Namen!“

„Ich heiße Marie“, schniefte sie.

„Und wo kommen Sie her, Marie?“

„Das kann ich nicht sagen!“

Frederik schüttelte den Kopf. Sie liefen auf der anderen Seite der Brücke am Fluss entlang und näherten sich dem Dorf. Frederik beschleunigte sei-

ne Schritte, als Passanten stirnrunzelnde Blicke in seine Richtung warfen. Er wollte niemandem Erklärungen liefern, warum er mit einer fremden Frau, die nicht sagen konnte, was sie wollte und woher sie kam, durchs Dorf wanderte.

Das war ein klarer Fall für Lydia Earling.

Es kam anders.

„Du willst behaupten, Dickon, dass diese Frau seit gestern krank, verwahrlost und auf Haut und Knochen abgemagert auf meinem Anwesen herumläuft – und keiner sieht die Notwendigkeit, mich davon in Kenntnis zu setzen?“ Lady Charlotte Greenwold erhob sich von ihrem Stuhl am Sekretär und stemmte ihre Hände in die Hüften, einen feurigen Blick auf den Diener geheftet, der nun von einem Fuß auf den anderen trat und zu Boden starrte.

„Mylady, wir wissen nicht, wer sie ist und woher sie kommt. Sie gab uns keine Auskünfte.“

„Ihr habt euch nicht sehr darum bemüht, es herauszufinden, Dickon.“

„Sie hat uns einen Schrecken eingejagt, Mylady. Sie ist verwirrt. Von Sinnen. Und es sind in den vergangenen Tagen immer wieder seltsame Gestalten an der Tür erschienen. Wir wollten ... ich meine, Frederik hatte die Idee, sie zu Mrs Earling zu bringen.“

Charlottes Gesichtszüge entspannten sich. „Ihr habt es gut gemeint. Ihr konntet nicht ahnen, dass Lydia Earling krank im Bett liegt. Gott sei Dank war ich gerade zu Besuch, als Frederik die arme Wanderin brachte, und konnte sie mit hierher nehmen. Sie konnte vor lauter Schwäche kaum noch gehen.“

Dickons Kinnlade fiel herunter. „Hierher, Mylady? Sind Sie sicher?“

Charlotte trat zum Fenster und blickte auf den Rasen. „Ja, Dickon. Ich bin mir sicher. Das Mädchen ist weder verwirrt noch von Sinnen, aber sie muss etwas Grauenhaftes erlebt haben. Unseren Namen hat sie von irgendjemandem gehört. Sie suchte offenbar wochenlang, bis sie uns fand. Gerne würde ich wissen, von wem sie über uns wusste, aber das hat noch Zeit.“

Sie blieb am Fenster stehen und ihre Augen schweiften in die Ferne. Es war eine Weile still im Raum, bis sie sich vom Fenster abwandte und Dickon anschaute. „Ich schätze deine Mühe um unsere Sicherheit, Dickon. Danke.“

„Mylady, verzeihen Sie meine deutliche Redeweise. Mein inneres Gefühl führt mich manchmal auf Irrwege. Frannys aber nicht. Uns beiden kribbelt es im Bauch, wenn wir diese Frau nur anschauen. Und wenn es uns beiden im Bauch kribbelt, dann horchen wir auf die innere Stimme, Mylady, aber flugs.“

„Ich habe vor eurem gemeinsamen Bauchkribbeln große Achtung“, antwortete Charlotte. „Aber manchmal muss ich auf *meine* innere Stimme hören. Wir füllen ihren Magen mit gesunder Kost, schicken sie mit einem dicken Stück Seife in die Badewanne und behalten sie hier für die Nacht. Morgen sehen wir weiter und suchen so bald wie möglich nach einer Unterkunft im Dorf. Bis wir wissen, wer sie ist.“

Erleichterung machte sich auf Dickons Gesicht breit.

„Du kannst gehen“, sagte Charlotte schließlich.

Sie schaute in den Spiegel, der an der Wand hing, und schob einige lose, hellbraune Haarsträhnen unter ihre Haube. „Vergiss bitte nicht, Dickon, dass ich nicht mehr das drahtige kleine Mädchen mit den Zöpfen bin, das du erzogen hast.“

„Sie sehen in meinen Augen keinen Tag älter aus als damals, Mylady. Und ich fühle mich heute genauso verantwortlich für Sie wie damals.“

„Ich danke dir für das Kompliment, aber ich bin trotzdem nun die Herrin von Birch Heights und treffe die Entscheidungen.“

„Verstehe, Mylady.“

Er verneigte seinen Kopf, drehte sich um und verließ den Raum.

Kapitel 3

Ein eigenartiger Geruch begrüßte Edward, als er den Raum betrat. Erst nach einigen Sekunden fiel ihm auf, dass er von einer Zigarre kam, die auf dem Rand eines Aschenbechers schwelte.

Der Vorsteher des Armenhauses blickte von seinem Schreibtisch hoch. „Ach, Edward. Komm herein, Junge, und setz dich hin. Minna, lass uns allein. Hol seine Sachen vom Beerdigungsunternehmen und leg sie unten an die Treppe.“

„Sofort, Mr Creek.“

„Moment, ich begleite dich noch hinaus, meine Liebe.“ Mit einem anzüglichen Grinsen erhob er sich, legte einen Arm um die junge Hotelbedienstete, die Edward zum Armenhaus gebracht hatte, und geleitete sie zur Tür.

Edward setzte sich auf den Holzstuhl, auf den Mr Creek gedeutet hatte, und blickte sich um. Der Raum war spärlich möbliert. Alles schien einen grauen Anstrich zu haben, obwohl ein roter Samtvorhang am Fenster hing, ein grüner Teppich den Boden bedeckte und zwei gelb überzogene Stühle hinter dem Schreibtisch standen. Er las die Worte *Edel Mélange* auf der Zigarrenschachtel, die offen auf dem Schreibtisch lag.

Aus dem Geflüster im Gang wurde zunächst Gekicher, dann Schweigen, gelegentlich unterbrochen von Grunzen und Schmatzen.

„Hör auf, du wildes Kätzchen“, erklang Mr Creeks Stimme hinter der halb offenen Tür.

Edward fing an, die Zigarren laut zu zählen. Zwei Schichten, das wären zweimal zehn. Eine fehlte. Das wären neunzehn Zigarren. Er zählte noch einmal, lauter, um nicht hören zu müssen, was sich hinter der Tür abspielte. Als die Tür plötzlich zufiel und Mr Creek wieder im Raum stand, schreckte er auf.

„So, jetzt zu dir, mein Junge.“ Der Vorsteher zupfte seine Jacke zurecht, ging zu seinem Schreibtisch zurück und setzte sich hin. Nicht nur alles in dem Raum wirkte grau. Auch Mr Creek selbst. Seine Jacke war blau, seine Strümpfe grün, aber trotzdem wirkte er grau. Er war groß und hager und

hatte spärliche, dunkelgraue Haare, die mit Resten einer anderen Farbe durchsetzt waren – mit welcher, das war schwer zu erkennen. Seine schmalen Gesichtszüge mit ihrer pockennarbigten Haut sahen ebenfalls grau aus, obwohl seine Wangen jetzt knallrot waren. Er setzte eine Brille auf die Nase, räusperte sich, legte seine Finger aneinander und schaute Edward durch seine zusammengekniffenen Augen an.

„Herzlich willkommen in *Hoddington Place*, mein Junge“, begann er, „dem fortschrittlichsten Armenhaus in ganz London, wenn nicht in ganz England, auch wenn der Anlass deines Aufenthalts hier kein fröhlicher ist. Du musst tapfer sein, mein Junge. Dass dein lieber, fürsorglicher Papa gestern nicht heimgekehrt ist, wird dir nicht entgangen sein.“

Edward musste kurz überlegen, wen Mr Creek mit dem „lieben, fürsorglichen Papa“ meinte. „Sie meinen meinen Vater?“

„Deinen Vater meine ich in der Tat“, antwortete Mr Creek.

Nein, es war Edward nicht aufgefallen, dass sein Vater nicht nach Hause gekommen war. Er blieb öfters nachts weg. Und stolperte dann betrunken und fluchend am nächsten Vormittag in die zwei schäbigen Zimmer über dem Bestattungsinstitut, die er mit seinem Sohn teilte. Mehr war ihnen nicht geblieben, da sein Vater das kleine Vermögen, das er einmal hatte, vertrunken und verspielt hatte. Edward war froh, wenn sein Vater betrunken war. Dann schlief er länger, und die Ohrfeigen und Schläge blieben aus.

Mr Creek stand auf und lief hinter seinem Schreibtisch hin und her. Er hob immer wieder einen Finger, als wollte er anfangen zu reden, hielt aber inne, schüttelte den Kopf und lief weiter. Edward rutschte vorwärts und rückwärts auf seinem Stuhl. Mr Creek schien vergessen zu haben, dass er da war. Doch dann drehte er sich schlagartig um und sprach weiter.

„Kurzum, Edward. Er ist tot. Er wird nicht mehr zurückkommen. Ich bedaure zutiefst, dir das mitteilen zu müssen.“ Er legte seine Hand auf Edwards Schulter, ließ sie dort und drückte die Schulter immer fester nach unten. Wie eine Kralle, deren eiserne Spitzen sich in Edwards Haut ein-graben und ihn nie wieder loslassen wollten.

„Wir haben alle unsere Lasten im Leben zu tragen, mein Sohn.“ Die Rede klang feierlich, künstlich, geprobt. „Aber die Zeit heilt alle Wunden. Sein Tod kam schneller als erwartet.“

Endlich war die Hand wieder weg. Edward fand schließlich seine Stimme wieder. „Mein Vater wusste, dass er sterben wird?“

„Er war krank, mein Junge, schwer krank. Aus Rücksicht auf dich wollte er dir nichts sagen. Er war nie einer, der an sich selber dachte, dein Vater. ‚Edwards Wohl muss immer an erster Stelle sein‘, so sprach er. ‚Der Junge ist erst dreizehn und verliert schon seinen Vater.‘ Das waren fast seine letzten Worte.“

Edward hatte das Gefühl, er sollte mehr nach den Umständen beim Tod seines Vaters fragen, wunderte sich aber, wie wenig ihn das interessierte. Mr Creek ersparte ihm die Mühe.

„Er wurde auf offener Straße entdeckt. Gestern Nachmittag. Er war zusammengebrochen. Starb allein. Keiner hielt seine Hand oder sprach ihm tröstende Worte zu.“

Mr Creek drehte wieder seine Runden hinter dem Schreibtisch. „Auch für mich ist es schwer zu ertragen. Nicht nur für dich als seinen Sohn.“

Edward starrte ihn entsetzt an.

„Du erschrickst, mein Junge. Ich auch. Dein Vater war für mich mehr als ein Bekannter. Er war ein Freund. Er holte nach jeder Seuche die Leichen der Kinder ab – Gottes Friede sei auf ihnen. Gerade durch diese traurige Aufgabe entstand eine innige Freundschaft, die ich vermissen werde. Wenn es für mich schon so erschütternd ist, wie erschütternd muss es erst für dich als sein einziges Kind sein!“

Er holte ein Taschentuch aus seiner Westentasche und wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. Gewissensbisse überkamen Edward. Er empfand nach wie vor nicht die geringste Spur von Trauer. Das Entsetzen, das er empfand, entstammte nicht einem Gefühl von Verlust, sondern kam von der Angst, was nun aus ihm werden würde.

Mr Creek schien seine Gedanken zu lesen. „Dein Vater hat dich uns anvertraut und dich damit in gute Hände übergeben.“

Das war der Satz, der Edward endlich aus seiner Gefühlsstarre herauszerterte. „Ich bleibe hier, bei Ihnen?“

Mr Creek nickte. Bilder schossen durch Edwards Kopf, und es wurde ihm schwindelig. Ein Krankensaal voller Pritschen, eine neben der anderen. Ein Stöhnen, Winseln, Jammern, Schreien. Kleine Körper, noch warm. Hauchdünne Haut, durchsichtig, fahl, über Knochen gespannt, weit aufgerissene Augen, die dem Tod ins Gesicht schauten.

Kinderleichen waren einfach zu verarbeiten: Schnell ausziehen, Kleider alle auf einen Stapel, sie wurden gleich weiterverwendet. Den Betreibern des Armenhauses war es egal, ob andere Kinder sich ansteckten. Nase zuhalten, Kot, Eiter und Blut von Hemden und Hosen abkratzen. Die schlaffen Überreste von Haut und Knochen in den Karren werfen.

Die Umrisse von Mr Creeks Kopf drehten sich in verschwommenen, grauen Kreisen in Edwards Kopf. Der Kopf nickte weiter, immer weiter. Er löste sich vom Hals, schwebte in der Luft, und dann war das Gesicht zu einer grinsenden Fratze entstellt. Die Worte „in guten Händen“ klangen in Edwards Ohren nach wie ein Widerhall, der immer lauter wurde, bis Edward von ihm verschluckt wurde.

„Hier, ein Taschentuch, Junge. Es wird dir bei uns gut gehen, keine Sorge. Schäme dich nicht, wenn du weinen musst. Seinen Vater zu verlieren, ist ein Hammerschlag im Leben eines Jungen.“

Mr Creeks Gesicht sah plötzlich wieder normal aus, und Edward dachte, er sei eigentlich ganz nett. „Es gab irgendwelche Verwandte von meinem Vater“, sagte er. „Weit weg, in Cornwall. Reiche Leute.“

Zu seiner Empörung brach Mr Creek in ein hämisches Lachen aus. Es klang seltsam aus dem Mund eines Mannes, der gerade noch den Tod seines besten Freundes beklagt hatte.

„Ach, die. Dass du auf so einen Gedanken kommst! Sie haben deinem Vater großes Unrecht getan. Weißt du das? Hast du dich nie gefragt, warum er ein ‚Sir‘ vor seinem Namen hatte? Und mit Recht darauf stolz war?“

„Ja, sie haben ihm sein Erbe weggenommen. Aber das ist kein Problem mehr, Mr Creek. Er braucht es jetzt nicht mehr.“

Mr Creek setzte sich wieder an seinen Tisch, blickte Edward stirnrunzelnd an und streichelte sich das Kinn. „Es sind böse Menschen“, sagte er. „Mit dir werden sie nichts zu tun haben wollen. Sie werden Angst haben, dass du das Vermögen erst recht an dich reißen willst. Es würde dir nach Ableben deines Vaters zustehen, musst du wissen. Eigentlich wärest du jetzt ein reicher Junge.“

Das war Edward in der Tat nicht eingefallen.

„Dein Vater hatte Pläne, die Verbindung nach Cornwall wieder aufzunehmen.“ Das seltsame Flackern in Mr Creeks Augen stand in starkem Gegensatz zu der Beiläufigkeit seiner Worte. „Mehr dazu ein anderes Mal.“

Jetzt zeig ich dir dein Bett. Du bekommst ein Zimmer für dich allein, in meiner Nähe, damit ich mich persönlich um dich kümmern kann.“

Er plauderte unentwegt weiter, als er sich erhob, Edward an der Hand nahm, ihn aus dem Raum und eine Treppe hoch führte. „Bist überrascht, Junge, wie fein es hier oben ist, was?“

„Ich kenne bisher nur den Krankensaal, Mr Creek.“

Er wurde in ein sauberes kleines Zimmer geführt, mit einem Fenster zur Straße hin, hellen Vorhängen, einem weichen Teppich, einem bezogenen Bett und einem Tisch, auf dem Bücher, ein Tintenfass und ungebrauchte Schreibfedern lagen.

Mr Creek klopfte auf den Tisch. „Das ist für deine Schularbeit“, erklärte er.

„Ich gehe in die Schule?“, rief Edward freudig.

„Ha! Dein Vater wollte aus dir einen Gentleman machen. Er hörte nie auf, auf das verlorene Erbe zu hoffen. Ich bin der beste Freund deines Vaters, ich nehme seinen Platz ein und führe seine Pläne weiter. Minna bringt deine Sachen. Du nimmst deine Mahlzeiten mit mir und meinen Helfern zusammen im oberen Esssaal ein.“

Edward setzte sich auf den Stuhl und zog diesen an den Tisch. *Ist das alles ein Traum? Wenn nicht, ist es gar keine so schlechte Sache, seinen Vater zu verlieren*, dachte er.

„Guten Morgen, Marie! Wie ist dein Wohlbefinden heute?“

Marie sprang vom Stuhl in der Küche auf, als die Tür aufging, hielt ihre Hände hinter den Rücken und blickte Charlotte mit großen Augen an. „Es war nur ein Schwächeanfall, Mylady. Ich hatte eine lange Reise und seit Langem nichts gegessen. Mir geht es heute besser. Nie in meinem Leben habe ich eine so fein schmeckende Suppe gegessen und in so einem samtweichen Bett gelegen. Es war, als läge ich in Wolken aus weichem, fein duftendem Schaum. Sie können sich nicht vorstellen, wie dankbar ich bin! Und –“

„Marie“, unterbrach Charlotte, „ich bin nicht in die Küche gekommen, um über die Bettwäsche im Gästezimmer zu reden. Setz dich hin und

beruhige dich. Schau mich nicht an, als ob ich dir den Kopf abreißen würde.“

„Aber wenn Sie mich fortschicken, ist es schlimmer, als wenn Sie mir den Kopf abreißen würden, Mylady.“

Charlottes Ton wurde eindringlicher. „Wir müssen reden, Marie.“

„In Ordnung, Mylady.“ Marie nahm wieder Platz, stützte ihre Ellbogen auf den Tisch und verfolgte mit den Augen jede Bewegung, die Charlotte machte.

Diese setzte sich ihr gegenüber. „Kommen wir gleich zum Punkt, Marie.“

„Bitte sagen Sie, dass ich bleiben darf! Ich kann arbeiten, Mylady“, flehte die junge Frau. „Ich verspreche Ihnen, in Windeseile wieder zu Kräften zu kommen. Ich werde alles machen, was Sie von mir wollen: Böden schrubben, Fenster so sauber wischen, dass jeder sich fragt, ob da überhaupt eine Glasscheibe ist, Laken waschen, bügeln und stärken, dass sie wie neu aussehen. Ich kann Samen aussäen und mit einer Harke die Erde bearbeiten. Nur kochen und backen kann ich nicht.“

„Du greifst vor, Marie!“, sagte Charlotte und seufzte. „Wir wissen nichts über dich. Warum bist du nach Birch Heights gekommen? Gestern wolltest du es nicht sagen. Mrs Massey im Dorf könnte auch Hilfe gebrauchen. Sie wohnt am Ende der Straße, die vom Marktplatz Richtung Sedgeworth führt, und erwartet bald ihre Niederkunft. Sicher schätzt sie ein fleißiges Paar Hände. Ich kann dir heute ein Stück Brot und ein wenig Geld geben. Nenne Mrs Massey meinen Namen, dann gibt sie dir bestimmt eine Chance.“

Marie senkte ihren Kopf, legte ihre Stirn auf den Tisch, ballte ihre Hände zu Fäusten und stöhnte. „Bitte lassen Sie mich hierbleiben. Ich mache Ihnen doch keine Arbeit, ich nehme Ihnen Arbeit ab! Jemand hat den Namen Lady Charlotte Greenwold in meinem Beisein erwähnt und Birch Heights genannt. Ab dem Moment habe ich gewusst, dass ich hierher kommen muss, Mylady. Einfach so. Nennen Sie es Schicksal, nennen Sie es Gott. Aber schicken Sie mich bitte nicht weg.“

„Und darf ich wissen, in welchem Zusammenhang und von wem mein Name und mein Haus genannt wurden?“

Marie schluckte. „Das kann ich Ihnen nicht sagen, Mylady.“

„Kannst du nicht oder *willst* du nicht? Wie überrede ich Lord Greenwold, eine Frau in unserem Haus aufzunehmen, die uns von irgendwoher kennt, aber nicht sagen will, woher? Verstehst du, warum das misstrauisch macht?“

„Ich führe nichts Böses im Schilde, Mylady, wirklich, glauben Sie mir!“

Charlotte kaute an ihrer Lippe und blieb eine Weile still. „Ich sehe, dass du nicht schauspielerst. Kannst du mir wenigstens sagen, aus welcher Stadt du kommst?“

Marie schüttelte den Kopf. Sie blickte hoch in Charlottes Augen und fuhr sich mit dem Handrücken über das Gesicht. Eine Träne lief an ihrer Wange hinunter. Eine zweite Träne folgte und eine dritte. Sie bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuch, das Charlotte ihr reichte, und weinte, bis das Tuch durchnässt war. Charlotte griff nach ihrer Hand und drückte sie.

„Hör auf zu weinen, Mädchen. Du musst nichts sagen, was du noch nicht sagen willst. Wir finden eine Lösung.“

Marie rieb sich die Nase mit dem Taschentuch und legte ihr Gesicht erneut auf die Arme. Nach und nach ließen die Tränen nach. Das dumpfe Schlagen einer Hacke auf der harten Erde im Küchengarten war durch das offene Fenster zu hören. Erdbrocken wurden in die Luft geschleudert, und der Geruch von frisch gehackten Beeten wehte in die Küche.

„Hörst du, Marie, wie Frederik bei der anstrengenden Gartenarbeit stöhnt und keucht? Jeder hier muss praktisch Hand anlegen, jeder muss ein Mann- oder eine Frau-für-alles sein. So ist das Leben auf dem Land. Die Erde muss ihren Ertrag liefern. Ein harter Winter muss durchgestanden, die Ernte rechtzeitig eingeholt werden. Manchmal arbeiten wir Tag und Nacht. Ist das wirklich ein Leben, das du dir vorstellen kannst? Deiner Rede nach zu urteilen, bist du ein Stadtmensch. So jemand passt nicht hierher.“

„Ich kann alles lernen, Lady Greenwold“, schniefte Marie.

Charlotte nahm auf der anderen Seite des Tisches wieder Platz und schaute eine Weile zum Fenster hinaus, ohne etwas zu sagen. Schließlich wandte sie sich wieder Marie zu. „Wir machen es so. Du bist erschöpft und hast, aus was für Gründen auch immer, harte Zeiten durchlebt.“

Marie blickte hoch, Hoffnung leuchtete in ihren Augen auf.

„Du bleibst hier, bis du Fleisch auf deinen Knochen und Farbe im Gesicht hast und wir dich kennengelernt haben. Du unterstützt Franny bei

ihrer Arbeit, soweit deine Kräfte es dir ermöglichen. Allerdings können wir dir ohne Auskünfte und Empfehlungen keine feste Arbeit geben. Dafür musst du Verständnis haben. Es gibt andere, die hier arbeiten wollen und schon früher angefragt haben. Sobald du gesund bist, erkundigen wir uns bei Mrs Massey, ob sie für ihren Säugling Hilfe braucht. Im Dorf ist außerdem eine Mrs Willow, die für ihre Hühnerzucht zusätzliche Hände sucht. Wenn ich dich empfehle, nimmt sie dich bestimmt. Hilft dir das?“

Marie nickte. „Es wäre mir noch lieber, wenn ich gleich für immer bleiben könnte, Mylady. Ich bin Ihnen aber zu Dank verpflichtet und werde versuchen, Sie nicht zu enttäuschen.“

„Jetzt gehst du auf dein Zimmer, wäschst dein Gesicht und ruhst dich ein wenig aus. Ich rede mit Franny und mit meinem Mann.“

Marie erhob sich, machte einen Knicks und eilte aus der Küche. Dabei rannte sie beinahe in Franny hinein, die mit einem Stapel Wäsche an der Tür erschienen war.

„Sag mal, Mädchen. Kannst du nicht mal schauen, wo du hinläufst?“

Charlotte sprang herbei, um der Haushälterin die Last abzunehmen. „Wie oft muss ich dir sagen, dass du aufhören sollst, so viele Tischdecken, Handtücher und Laken auf einmal zu tragen, Franny?“, tadelte sie.

„Jeder Gang vom Waschraum in die Küche ist beschwerlich, Mylady. Ich muss mich entscheiden, ob ich meine Beine belaste oder lieber meine Arme. Heute sind die Arme an der Reihe.“

Charlotte legte einen Stapel nach dem anderen sorgfältig auf den Küchentisch.

„Wie haben Sie sich entschieden wegen des Mädchens, Mylady?“

„Sie bleibt fürs Erste hier“, antwortete Charlotte. „Zumindest bis sie gesund ist. Es blieb mir nichts anderes übrig.“

Franny öffnete den Mund, um etwas zu sagen, klappte ihn aber wieder zu und nickte.

„Irgendetwas Schreckliches muss sie erlebt haben“, fügte Charlotte hinzu. „Ich tue alles, damit sie dir nicht zur Last fällt. Du legst ihr bitte zwei meiner alten Tageskleider ins Zimmer, damit sie etwas Ordentliches zum Anziehen hat, und überlegst dir, wie sie dir behilflich sein kann. Ich muss jetzt hochgehen.“ Sie ging eilig zur Tür.

„Warten Sie kurz, Mylady!“

Charlotte hielt noch mal an. „Ja, Franny?“

„Mylady, erlauben Sie mir zu fragen, ob die Frau wenigstens gesagt hat, warum sie hier ist?“

Charlotte schüttelte den Kopf. „Aber ich habe im Gefühl, dass sie weder eine Diebin noch eine entflohene Gefangene noch eine Mörderin noch gefährlich ist. Ich weiß, was du gerade denkst, Franny. Nein, ich schicke sie nicht ins Armenhaus. So wie sie heult ...“

„Na ja ... Sie wäre nicht die Erste, die weiche Herzen durch ein paar Tränen ins Wanken bringt, Mylady!“

„Ihre Tränen waren echt, Franny“, entgegnete Charlotte. „Irgendeine Arbeit finden wir für sie. Dumm ist sie nicht. Ihre Sprache ist gebildet. Irgendjemand hat das Mädchen erzogen. Wir wollen Leute aus den Armenhäusern herausholen, nicht noch mehr in dieses Elend schicken, nicht wahr?“

Es war einen Moment still.

„Sie wissen, was mir mein Gefühl sagt, Mylady. Aber Sie sind hier die Herrin. Ich werde mich fügen.“

„Ich wünschte manchmal, ich wäre nicht die Herrin, Franny. Heute sagt mein Gefühl etwas anderes als deins und das gefällt mir nicht. Aber das letzte Wort ist noch nicht gesprochen. Wenn du recht hast, bin ich die Erste, die es zugibt.“

„In Ordnung, Mylady. Für wie lange bleibt sie hier?“

„Bis Harriets Kochkünste, verbunden mit frischer Luft und harter Arbeit, sie auf die Füße bringen und ihre Wangen dick und rosig machen. Danach geht sie entweder zu Mrs Massey, um ihr bei der Versorgung ihrer Kinder zu helfen, oder zu Mrs Willow, um sie bei der Hühnerzucht zu unterstützen.“

Franny seufzte, legte einen letzten Stapel Geschirrtücher auf den Tisch und fing an, mit lautem Geklapper das Frühstücksgeschirr in das Spülbecken zu räumen.

„Franny, schone die Tassen. Sie sind nicht schuld. Der Essensplan für nächste Woche liegt auf dem Tisch. Ich muss Lord Jake suchen.“

„Und ich hatte gehofft, das Leben hier würde ruhiger werden“, stöhnte Franny, holte ihre Spülschürze vom Haken neben der Tür und band sie um ihre Taille. „Lady Elinor tobt und eine wildfremde Frau von irgendwoher setzt sich an meinen Küchentisch. Wir fangen wieder von vorne an.“

Unter Mariens Füßen knackten die Äste, die das Ufer des Weihers bedeckten. Sie blieb stehen, als sie eine schrille Stimme mitten aus dem Schilf hörte.

„Musst du immer wie ein unbeholfener Elefant durch den Sumpf trampeln, Franny? Du schreckst die Kaulquappen auf. Ich bin hier, falls du mich suchst. Und ich bleibe auch hier, falls du das wissen willst.“

An einer Stelle nahe dem Wasser bewegten sich die Gräser und ein blonder Lockenkopf mit einer blauen Schürze tauchte auf.

„Ich bin nicht Franny, aber du bist wohl Elinor“, stellte Marie fest.

„Wer bist du und was suchst du hier?“, fragte Elinor.

„Ich bin Marie, und ich suche dich. Du sollst zum Essen kommen. Deine Mutter ist nicht da und wir essen in der Küche.“

„Ach, Franny hat Angst, selber zu kommen und lässt mich holen. So läuft das jetzt.“

„So läuft das jetzt nicht. Ich habe gefragt, ob ich ihr helfen kann, und sie sagte, ich solle dich holen, weil sie Harriet beim Hantieren mit den schweren Kochtöpfen hilft.“

„Und wenn ich dir sage, dass Franny mich nicht mag und ich deshalb nicht komme?“ Sie verschränkte ihre Arme und blieb an Ort und Stelle stehen.

„Dann bist du in guter Gesellschaft, weil Franny mir auch skeptisch gegenüber ist. Aber ich habe Hunger, weil ich in den letzten Tagen nur wenig zu essen hatte. So versuche ich, Franny zu mögen, weil sie Harriet in der Küche unterstützt.“

Anstelle einer Antwort war ein Rauschen von Schilfgräsern und ein Knistern von Zweigen zu hören und plötzlich stand Elinor direkt vor Marie und blickte hoch in ihr Gesicht. „Und wer bist du?“, fragte sie.

„Ich heiße Marie. Ich bleibe ein paar Tage in eurem Haus und versuche, mich nützlich zu machen. Wenn du deine Hände hochstreckst, dann fühlst du, wie ich aussehe.“

„Woher weißt du, dass ich nicht sehen kann?“

„Ich sehe es dir an. Du hast bildhübsche Augen, aber sie haben kein Licht.“

Elinor zögerte und tastete mit einer Hand nach oben. Marie bückte sich und hielt die ausgestreckten Finger an ihre Wange.

„Du bist sehr dünn, hast hohle Wangen und ich vermute, eine blasse Stirn“, sagte Elinor.

„Richtig. Deshalb möchte ich schnell zurück in die Küche und etwas essen. Und ich freue mich, wenn du mitkommst, denn dann fühle ich mich nicht so alleine“, antwortete Marie.

„Sind deine Hände auch so dünn?“, fragte Elinor.

„Nimm meine Hand in deine und du kannst es fühlen.“

Elinor gehorchte. Sie fuhr mit ihrem Finger über Maries hervorstehende Fingerknochen. „So dünn!“, rief sie. „Solche knochigen Finger habe ich in meinem ganzen Leben noch nie gefühlt. Warum bist du so dünn?“

„Wenn du mitkommst, erzähle ich es dir vielleicht.“

Elinor zögerte, legte ihre Hand in Maries Hand und spazierte mit ihr durch den Park zurück zum Haus.

Lord und Lady Greenwold schlenderten Arm in Arm den sanften, grasigen Hang zu den alten Mauerresten des Turms hinauf. Der Weg schlängelte sich in sanften Kurven bergauf. Ein Schubkarren voller Steine, auf halber Höhe stehen geblieben, erinnerte an die Arbeit, die Dickon und Frederik unter den Felsen verrichtet hatten. Hinter der Ruine ragten dunkle Felsen in die Höhe, und das Rauschen von Meereswellen war in der Ferne zu hören. Die letzten Strahlen der Abendsonne warfen einen rötlichglühenden Schein auf den Turm und die grünen Hänge, die ihn umgaben. Noch wirkten die zackigen Spitzen der Klippen nicht bedrohlich, noch wurde das ferne Geräusch der Wellen nur von gelegentlichen Schreien der Möwen unterbrochen, die über die Köpfe der Spaziergänger hinweg in Richtung Meer schossen.

„Jeden Tag ein anderes Schauspiel“, sagte Charlotte leise. „Auch nach Jahren erzählt jeder Sonnenuntergang eine neue Geschichte.“

„Und was erzählt er heute?“, fragte Jake.

„Du bist doch der Meisterdichter, der die Sprache der Wolken und die Melodien des Windes versteht, nicht ich!“

Jake blickte lachend auf Charlottes Gesicht herunter, das zur Sonne ge-

wandt war. Ihre Haut spiegelte das Leuchten der Farben wider. Er küsste ihre Stirn und fuhr mit seinen Fingern über ihre Wange. „Seitdem ich Rechnungen bezahlen und ein großes Anwesen führen muss, habe ich wenig Zeit, auf die Sprache der Wolken zu achten. Erst recht, nachdem ich mich auf neue Vaterpflichten freuen darf.“ Er legte seinen Arm um Charlottes Schulter und blickte auf die Rundungen, die unter ihrem Umhang sichtbar waren. „Ich kümmere mich um das Brot auf dem Tisch, liebe Frau, und du bleibst der schöpferische Geist der Familie!“

„Niemals, Jake! In den Dichter in dir habe ich mich verliebt, nicht in den Geschäftsmann!“

„Oh, dann wird's schwierig“, lachte Jake. „Dann müssen wir schnell eine Gouvernante für Elinor finden, damit wir wieder in trauter Zweisamkeit Zeit zum Träumen haben.“

„Träumen können wir erst, wenn unsere Stadtkinder wieder gegangen sind, Jake. Trampelnde Füße in den Schmugglergängen und in der Bucht – da haben auch die letzten dunklen Geister aus der Vergangenheit keine Chance mehr. Wenn das nicht ein Traum ist, der in Erfüllung geht. Der liebe Gott meint es gut mit uns!“

Sie liefen schweigend, jeder in Gedanken versunken, bis sie die Turmuirne erreicht hatten und vor der Tür anhielten, die in den Berg hineinführte. Jake bückte sich und blickte in den offenen Eingang, wo die Stufen im Schatten des unterirdischen Gangs verschwanden.

„Sollen wir schauen, was Dickon und Frederik gemacht haben?“, fragte er.

„Nein!“, antwortete Charlotte. Sie schauderte und zog ihren Umhang um ihre Schulter enger zusammen. „Das darfst du allein machen. Ich bin noch nicht so weit. Ich muss immerzu an die Menschen denken, die hier ihr Leben lassen mussten. Es waren nicht irgendwelche Menschen.“

Jake drückte sie fest an sich. „Musst du dir das alles immer wieder ins Gedächtnis rufen, Charlotte? Trübe Gedanken bringen die Opfer nicht zurück. Irgendwann gehen wir mit Elinor und mit dem Kind, das du unter dem Herzen trägst, in die Höhlen hinunter, brechen den Bann der Vergangenheit und schaffen neue Erinnerungen!“

Charlottes Stimme wurde ernst. „Elinor war aufsässiger denn je, als du fort warst, Jake. Träge, lustlos und missmutig. Das Einzige, was sie in-

teressiert, ist das, was Dickon und Frederik in den Höhlen machen. Sie würde sofort zur Tür rausrennen und die Treppe runterspringen, wenn sie dürfte.“

„Deshalb wolltest du spazieren gehen – um über Elinor zu reden?“

„Nicht direkt.“

Charlotte setzte sich auf die niedrige Mauer neben dem alten Turm. Jake setzte sich neben sie.

„Es geht um die junge Frau“, sagte sie plötzlich.

„Die Landstreicherin, die bei Franny an der Tür war? Wir haben sie fortgeschickt. Wo liegt das Problem?“

„Eben nicht.“

„Was meinst du, eben nicht?“

„Ich habe sie nicht fortgeschickt.“

„Charlotte, du willst mir nicht sagen, dass ...“

Charlotte wandte sich zu Jake und ergriff seinen Arm. „Jake, ich bringe es nicht übers Herz. Ich wollte ihr Geld geben und sie ins Dorf schicken, aber du hättest sehen sollen, wie sie geschluchzt hat. Krank ist sie, verwairst, dünn wie eine Gerte. Du vergisst, dass auch ich ein verwaistes Kind war. Ich habe dem lieben Gott versprochen, dass ich niemals einem einsamen Herzen die Tür weisen werde.“

„Und wie oft noch müssen wir dieses Gespräch führen?“, rief Jake aus. „Wir haben die kleine Lisel auf deinen Wunsch hin aufgenommen, daraufhin hatten alle Bediensteten Läuse und Flöhe in ihren Kleidern und Betten. Danach Mathilda von irgendwoher, die eine Tierquälerin war. Dann den humpelnden Andreas, der in Wahrheit kerngesund war und sich mit dem Silber davonmachen wollte. Jetzt ist Schluss damit!“

Er erhob sich von der Mauer, klopfte den Staub von seiner Weste, stellte sich mit dem Rücken zu seiner Frau hin und betrachtete mit einem Stirnrunzeln das Anwesen, das zu seinen Füßen lag. Zu seiner Linken ging gerade die Sonne hinter den Schornsteinen des Herrenhauses unter, die Gitterfenster funkelten wie winzige Sterne im Abendlicht in dem schimmernden Rot der Backsteine. Über dem Haus färbten sich die Wolken gelb und purpurn, der Himmel war aus purem Gold. Ein Falke segelte plötzlich in das strahlende Meer von Farbe und blieb flügel-schlagend längere Zeit auf einem Fleck stehen, dann tauchte er in den

purpurnen Schatten der Schonung unter ihnen. Nach einer Minute des Schweigens drehte Jake sich wieder zu Charlotte hin.

„Charlotte, der liebe Herrgott hat uns ein wunderbares Anwesen anvertraut. Wenn wir alle einsamen Herzen dieser Welt beherbergen, gibt es bald kein Birch Heights mehr und uns auch nicht. Unsere Bediensteten stecken bis zum Hals in Arbeit, wir bekommen ein zweites Kind, Elinor gerät aus den Fugen. Unsere Großzügigkeit muss Grenzen haben!“

„Aber Menschen, die zu uns gesandt werden, müssen wir aufnehmen, Jake!“

„Und ist das Mädchen nur deshalb zu uns gesandt, weil es spindeldürr ist? Und weil es dich mit Tränen um den kleinen Finger wickelt? Großzügigkeit, ja. Fahrlässigkeit, nein. Neider und Bösewichte beäugen uns sehr missgünstig. Der Mann, der letzte Woche als Bettler vor der Tür jammerte, wäre fast mit zwei der Zuchtfohlen abgehauen. Franny und Dickon haben recht. Wir müssen unsere Eingänge besser bewachen.“

Charlotte blickte nach unten, schaukelte mit den Beinen und schlug ihre Fersen gegen die Mauer.

„Es wird kalt“, sagte Jake. „Gehen wir. Ich regle die Sache.“

Schon lief er mit langen Schritten den Hang hinunter. Charlotte eilte hinterher.

„Jake, warte! Du hast mir nicht zu Ende zugehört!“

„Ich will nichts weiter hören! Wir hatten beschlossen, dass das Mädchen geht, und dabei bleibt es.“

Charlotte hatte ihren Mann eingeholt und hakte sich bei ihm ein. „Wir hatten beschlossen? *Du* hattest beschlossen!“, rief sie außer Atem. „Weißt du was? Du redest gerade genau wie mein Vater früher. Schroff, abweisend.“

Jake blieb stehen und blickte scharf auf sie herab. „Charlotte, was ist in dich gefahren? Wie kannst du so etwas behaupten?“

„Weil du mir nicht zuhörst! Hast nichts anderes als Buchhaltungen, Weinbestände und Pferdemarkte im Kopf. Und außerdem vergisst du, dass ich hier die Herrin bin, nicht du!“

„Und du vergisst, dass die guten alten Zeiten vorbei sind, in denen Birch Heights seine Einnahmen aus Piraten- und Schmugglergeschäften eingefahren hat. Der jetzige Lord von Birch Heights muss schwer arbeiten, um seine Ländereien halten zu können!“

„Jetzt reicht es, Jake! Hatten wir nicht versprochen, Vergangenheit Vergangenheit sein zu lassen?“

Charlotte zog ihre Hand von Jakes Arm zurück. Er stellte sich vor sie hin und stemmte beide Hände in die Hüften. „Kaum ist das Mädchen in unserem Leben aufgetaucht, Charlotte, verbreitet es Unruhe. Kein gutes Omen!“

Tränen stiegen in Charlottes Augen auf. „Nicht sie, *du* verbreitest Unruhe!“, weinte sie.

Jake blickte nach unten und ließ seine Arme hängen. „Setzen wir uns wieder hin, Charlotte. Einen Streit mit dir ertrage ich nicht.“

Sie waren durch das Lattentor in der Steinmauer gelaufen, hinter der Frederik die Wiese freigeräumt hatte. Charlotte stapfte festen Schrittes auf einen alten Baumstamm zu, der quer über einer Lichtung lag, und zog Jake zu sich hinunter.

„Hör zu, Jake“, sagte sie mit Nachdruck. „Ich habe mich deiner Verordnung nicht widersetzt. Marie bleibt nur vorübergehend. Bis sie zu Kräften gekommen ist. Mit Franny habe ich es schon besprochen.“

Jake lehnte sich nach vorne, pflückte ein Kleeblatt zu seinen Füßen und zupfte ein Blatt nach dem anderen ab. Charlottes Stimme war aufgeregt, ihre Augen feurig.

„Franny war sicher außer sich vor Begeisterung“, bemerkte Jake trocken.

„Sie hat es mit Fassung getragen“, antwortete Charlotte. „Es gibt Frauen im Dorf, die Hilfe brauchen. Dort kann Marie hin, sobald sie wieder gesund ist.“

Jake sagte nichts. Charlotte ergriff wieder das Wort. Sie redete schnell, und ihre Stimme zitterte.

„Die Frau ist gebildet, Jake, und sie hat eine feine, poetische Ausdrucksweise. Sie kann lesen und schreiben.“

„Und das soll mich weniger misstrauisch machen?“

„Sie könnte uns bei der Arbeit mit den Kindern aus den Armenhäusern helfen, mit ihnen malen oder lesen.“

„Du willst damit sagen, dass ich mich zu schnell aufgeregt habe und dass dein Beschluss gründlich durchdacht ist.“

Charlotte nickte. Beide schwiegen eine Weile. Schließlich erhob sich Jake, strich seiner Frau über die Haare, nahm ihre Hand in die seine und zog sie hoch.

„Du bist entschlossen und so bleibt uns wohl nichts anderes übrig“, seufzte er. „Wir halten sie aber sorgfältig im Blick. Ich war voreilig in meinem Aufbrausen. Bitte verzeih mir. Vergangenheit bleibt Vergangenheit.“

Charlotte nahm seinen Arm, und sie gingen langsam durch das Gestrüpp aufs Haus zu.

„Jake, ich bin auf der Hut und handle sofort, sollte etwas Bedenkliches ans Licht kommen.“

Sie erreichten die eichene Doppeltür des Herrenhauses. Charlotte hielt an und blickte zu ihrem Mann hoch. „Aber bevor wir hineingehen, zeig mir, dass immer noch ein Dichter in dir lebt. Du wolltest mir sagen, welche Geschichte der Sonnenuntergang heute erzählt hat.“

„Jetzt ist es zu spät, meine Liebe. Die Sonne ist weg. Und sie hat kein Gedächtnis. Die Geschichte kann nur erzählt werden, solange sie passiert, sie kann nicht nacherzählt werden! Genau das ist der Zauber der Natur. Man muss ihn mitten im Geschehen erwischen.“

„Das klingt wieder wie mein Jake“, sagte Charlotte.

Jake wölbte seine Hände um ihr Gesicht, kniff ihr spielerisch in die Wange, küsste sie auf den Mund und verschwand ins Haus. „Ich bin in der Bibliothek, falls du mich brauchst!“

Kapitel 4

Einer Beute im Visier eines Jägers gleich kauerte Edward in seinem Stuhl und beobachtete wie hypnotisiert jede Bewegung, die Mr Creek machte.

„Du musst dich als lernwillig und gut beraten zeigen.“ Mr Creek lief wieder einmal hinter seinem Schreibtisch auf und ab. Nach jedem Satz, den er sprach, presste er seine Fingerspitzen zusammen, so fest, dass seine Fingerknöchel knacksten. Er schien nur aus Ecken, Winkeln und kantigen Bewegungen zu bestehen, als ob er mehr Glieder hätte, als sein Körper unterbringen konnte. Er legte einen Finger auf den Mund, als wolle er

verhindern, dass ein unbedachtes Wort herausrutschte, und richtete seinen durchdringenden Blick auf Edward. „Du musst das Herz von Lady Charlotte im Sturm erobern. Verstehst du?“

Edward nickte.

„Und was darfst du nicht vergessen, mein Junge?“

„Dass sie meine Feinde sind, Sir. Und meinem Vater ein gewaltiges Unrecht angetan haben.“

„Warum?“

„Weil ich der rechtmäßige Erbe von Birch Heights bin und sie meinen Vater und mich ums Erbe gebracht haben.“

Mr Creek nahm seinen Finger vom Mund und lächelte. „Gut gemerkt, Edward. Noch eine Frage. Was machst du, wenn sie sich bei dir einschmeicheln, dich verwöhnen, sich erfreut zeigen, dich zu sehen, den verloren geglaubten kleinen Bruder, der zurückgekehrt ist?“

„Alles nur Schauspiel. Sie versuchen, ihr schlechtes Gewissen zu verbergen, mich unter ihre Herrschaft zu bringen und zu verhindern, dass ihr Verbrechen aufgedeckt wird. Ich darf auf ihre Heuchelei nicht hereinfallen.“

„Wie aus der Pistole geschossen, mein Junge. Fein.“ Mr Creeks Augen blitzten. Mit Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand zog er langsam an allen Fingern der linken Hand. Edward zuckte zusammen. Das Knacksen war unheimlich.

„Und deine Aufgabe, wenn du dort bist?“

„Zu beobachten, Sir. Auskünfte zu sammeln. Das Vertrauen der Familie zu gewinnen. Ihnen alles weiterzuleiten, was ich herausgefunden habe.“

„Zum Beispiel?“

„Zugänge zum Haus, Gewohnheiten der Tochter, Schubladen, in denen Schmuck, Tafelsilber und wichtige Papiere aufbewahrt werden.“

„Wenn du weich wirst, Junge, wenn du schwach wirst und Angst bekommst?“

„Ich bin mutig und stark und spiele meine Rolle weiter.“

„Deine Belohnung, falls der Plan aufgeht?“

„Ich werde nie wieder zu den Leichen gehen, ich werde ein reicher Gentleman und Herr eines großen Anwesens sein, tun und lassen, was ich will, und ein Heer von Dienern haben, die mir jeden Wunsch von den Augen ablesen.“

Prompt, flüssig, wie eine auswendig gelernte Liturgie kamen Edwards Antworten. Seine Stimme war matt und gefühllos.

„Hervorragend! Und wenn du dich von deinen Verwandten blenden lässt, ihnen von unseren Gesprächen hier in diesem Raum erzählst und mich verrätst – was sind die Folgen?“

Edwards Lippen zitterten. Zum ersten Mal seit dem Beginn des Gesprächs zögerte er. „Ich verbringe den Rest meines Lebens damit, den Kot und das Blut von Leichen wegzuwischen. Ich nage am Hungertuch und schlafe ohne Decke auf einem eiskalten Boden. Und ich halte mich für glücklich, wenn ich zur Strafe für mein fehlerhaftes Betragen nur eine Ohrfeige bekomme.“ Seine Stimme verwandelte sich in ein Schluchzen, als er diese Worte sprach. Er hielt sich an den Stuhllehnen fest.

„Und die letzte Frage. Woher weiß ich, dass ich dir vertrauen kann?“

Edward schauderte und zog seine Schultern zusammen. Seine Stimme wurde leise. „Ich werde beobachtet. Von wem, wo und wie, erfahre ich nicht. Überall verfolgen mich unsichtbare Augen und Ohren. Sie hängen an der Decke, sie stieren mich aus den Wänden an, sie hören jedes Wort, das ich sage.“

Diesen Teil der Lektion hätte Edward im Schlaf aufsagen können. Sein Vater hatte ihn mit denselben Augen und Ohren bedroht, wenn er ihn in den Keller sperrte oder davor warnen wollte, die Flucht zu ergreifen. Edwards Augen weiteten sich, während er redete. Bis er den Satz zu Ende gesprochen hatte, war seine Stimme hysterisch. Mr Creek nickte. Er beugte sich vor, stemmte seine Hände in die Knie und starrte mit seinem stechenden Blick direkt in Edwards Augen. Edward drückte seinen Rücken so fest in die Lehne, dass der Stuhl fast nach hinten kippte. Mr Creeks Stimme wurde leise und rau.

„Und irgendwann kommt der Tag, mein Junge ...?“

„... an dem wir zusammen das Unrecht, das meinem verstorbenen Vater angetan wurde, wiedergutmachen, die Ehre und Würde unseres Familiennamens wiederherstellen und uns auf eine glorreiche Zukunft freuen können.“ Die Worte entranken sich seiner Kehle, die wie zugeschnürt war.

Mr Creek richtete sich auf, kniff seine Augen zu dünnen Schlitzen zusammen und kehrte zu seinem Schreibtisch zurück. Er nahm eine Zigarre aus der Holzschachtel, die offen auf dem Tisch lag. „Das reicht für heute,

Edward. Die Mathematik- und Schreibaufgaben übst du in deinem Zimmer, Körperhaltung, vornehmes Reden und Manieren wiederholen wir morgen. Am Spätnachmittag habe ich eine wichtige Verabredung, wir sehen uns heute nicht mehr.“

Schon war er in die Papiere vertieft, die auf seinem Schreibtisch lagen, und zog zwischendrin an seiner Zigarre. Edward schlich aus dem Raum mit dem gleichen Gefühl der Erleichterung, wie er es früher gehabt hatte, wenn sein Vater besoffen nach Hause kam. Wenigstens würde er jetzt seine Ruhe haben. Für wie lange, das wusste er nicht.

Mr Creeks Verabredungen am späten Nachmittag dauerten meist bis zum nächsten Morgen. Wenn der Vorsteher von *Hoddington Place* das Haus verließ, bekam jeder Bewohner es mit. Das Quietschen des Schlüssels an der Haupttür des Hauses hallte im ganzen Treppenhaus. Edward vermutete, dass das Schloss absichtlich nicht geölt wurde zur täglichen Erinnerung für die Bewohner, dass sie eigentlich in einem Gefängnis wohnten.

„Wie ich sehe, hast du eine Aufgabe für Marie gefunden“, sagte Charlotte.

Franny war in der Tür des Salons erschienen, in dem Lady Greenwold sich tagsüber aufhielt, wenn sie nicht Kranke im Dorf besuchte, mit ihrer Tochter zusammen las, Stickarbeiten machte oder die Aufsicht über Arbeiten in Haus und Park führte. Franny legte die Deckchen für die Beistelltische auf die Sofalehne und folgte Charlottes Blick zum Fenster hinaus. Marie und Elinor saßen auf einer Decke auf dem Rasen. Marie hatte ein Buch in der Hand und las aus ihm vor, während Elinor immer wieder aufsprang, gestikulierte und sich wieder hinsetzte.

„Ihre Tochter war so ungestüm, Mylady, dass wir nach dem Frühstück gewetteifert haben, wer am lautesten brüllen kann.“

„Ich habe es gehört“, antwortete Charlotte. „Elinor hat gewonnen.“

„Ich habe Marie ein Buch in die eine Hand gedrückt und ihr Ihre Tochter in die andere geschoben. Hauptsache, ich habe eine halbe Stunde Ruhe.“

„Ist es verantwortlich, sie allein mit Elinor zu lassen?“

„Ich lasse sie nicht lange allein, Mylady. Marie wird schnell genug das Handtuch werfen. Die Frau ist noch halb krank – obwohl man dran zweifeln könnte, wenn man sieht, wie sie mit dem Kind herumspringt. Ich halte ein Auge darauf. Von hier aus sehe ich schon, dass Elinor ihre feine Sonntagsschürze anhat, die auf keinen Fall in Berührung mit dem Gras kommen darf. Ich habe immer noch meine Zweifel, was diese Marie angeht.“

„Gib ihr eine Chance, Franny. Hauptsache, Elinor ist beschäftigt. Hör auf, dich so viel zu sorgen. Ich schaue von hier aus nach dem Rechten. Übrigens, eine Miss Caraway stellt sich heute Nachmittag vor. Sie behauptet in ihrem Bewerbungsschreiben, ein besonderes Geschick für lebhaftere Kinder zu haben.“

Charlotte blätterte einige Briefbögen durch, die auf ihrem Sekretär lagen. „Eine Miss Keller kennt sich mit Botanik und jeder Art von Vogelleben gut aus. Das dient uns weniger. Aber schau her. Eine Miss Dinkworth ist im Dienst eines kleineren Herrenhauses in Yorkshire groß geworden und in jeder Art der Verwaltung von Weingärten und in der Pferdezucht bewandert. Sie ist in der Lage, sowohl selber mit Hand anzulegen als auch junge Menschen darin anzuleiten. Das wäre die Richtige, um unsere Elinor auf zukünftige Aufgaben vorzubereiten. Meinst du nicht auch?“

Franny nahm den Brief in die Hand und las vor. „Von mir lernt Ihr Kind, wie man Pferdehufe auskratzt, morsche Äpfel von gesunden Äpfeln trennt und Kräuter bündelt und zum Trocknen aufhängt – neben den üblichen Fächern wie Lesen, Rechnen und Schreiben natürlich. Und selbstverständlich gehören auch Malen, Tanzen und Singen zum Programm.“

„Ob sie einem Mädchen, das kaum etwas sehen kann, das alles beibringen kann?“, fragte Charlotte. „Sie klingt praktisch veranlagt.“

„Praktisch veranlagt muss die Dame allemal sein“, meinte Franny. „Und wenn möglich den Unterschied zwischen einer Bohne und einer Erbse wissen. Anders als diese Marie dort draußen. Sie muss in der Lage sein, Elinor zu helfen, ihre körperlichen Hindernisse mit schlauer Kopfarbeit auszugleichen. Haben Sie in der Ausschreibung auf die Einschränkungen von Lady Elinor hingewiesen?“

„Nein, ich hatte Angst, eine aussichtsreiche Anwärtlerin dadurch abzuschrecken. Wenn sie das Kind erst kennenlernt, erwärmt sie sich. Vielleicht.“

„Oder ist erst recht abge... Verzeihen Sie, Mylady, ich wollte Sie nicht wieder beunruhigen. Aber die Dame muss bereit sein, unseren kleinen Feuerfunken rund um die Uhr zu bewachen. Das sollte sie lieber wissen, bevor sie zum Gespräch eingeladen wird.“

„Ist gut, Franny. Das erfährt sie schnell genug. Nimm du jetzt diese Einkaufsliste und vergiss nicht, die Frühlingszwiebeln bei Mrs Earling vorbeizubringen. Gib ihr diesen Umschlag mit einem Gruß von mir. Diese Frau tut so viel Gutes und hilft, wo immer sie Not sieht.“

„In Ordnung, Mylady.“ Franny machte einen Knicks und wandte sich zur Tür. Als sie den Raum verließ, ertönte lautes Gelächter von draußen. Charlotte runzelte die Stirn, lief zum Fenster und öffnete es weit. Sie versteckte sich halb hinter dem Vorhang, um zu lauschen. Marie hatte sich erhoben, hielt das kleine Buch in der Hand und las mit lauter Stimme:

„Das frische, satte Grün der Wiese war wie Balsam für die müden Augen der Prinzessin, die jahrelang nur die Finsternis ihres Kerkers gesehen hatten! Jetzt bist du an der Reihe, Elinor!“

„Sie bückte sich“, trug Elinor vor, „nahm das Kleeblatt in die Hand und staunte, wie viel Wunderkraft in jedem noch so winzigen Teil der Natur steckt. ‚Meine Seele besitzt nicht genug Kräfte, um so viel Schönheit aufzunehmen und zu bewahren‘, rief die Prinzessin verzweifelt.“

Charlotte blieb lange stehen. „Dass Elinor einen Text so schnell auswendig lernen kann?“, flüsterte sie kopfschüttelnd. „Ich glaube, wir haben in Marie in der Tat jemand, der uns bei der Arbeit mit den Stadtkindern helfen kann. Das muss ich nachher gleich Jake erzählen.“

Sie schloss leise das Fenster und zog sich vom Vorhang zurück. „Man kann über Marie sagen, was man will. Ein Mädchen aus der Gosse ist sie nicht.“

„Keine Gouvernante hält es mit mir aus“, erklärte Elinor. „Ich will, dass es so bleibt.“

„Das erzählst du mir so stolz, als ob es eine große Errungenschaft wäre, Gouvernanten das Leben schwer zu machen.“

Marie und Elinor liefen Hand in Hand durch den Birkenwald auf das Tor zum Turmhügel zu.

„Die Gouvernanten machen *mir* das Leben schwer, Miss Marie. Aber ich finde immer einen Weg, um sie loszuwerden. Falls Mama keinen Jungen bekommt, bin ich später Lady Greenwold. Das müssen Mädchen bei uns machen, wenn es keine Jungen gibt. Ich bete jeden Tag, dass es ein Junge wird. Franny sagt immer, ich muss den Ernst des Lebens kennenlernen.“

„Und das bedeutet?“

Elinor zählte mit einem tiefen Seufzer die Punkte an ihren Fingern ab, als ob sie einen geprobt Text aufsagen würde. „Dass ich weiß, wann die Gerstenernte eingebracht wird, wann die Trauben reif für Eiswein sind, wie man Fohlen auf dem Markt versteigert und viel Geld mit dem Weinhandel mit Frankreich macht.“

Marie schluckte. „Solche erwachsenen Dinge“, staunte sie. „Nicht schlecht, wenn man das alles weiß.“

„Aber ich will solche nichtigen Dinge nicht wissen. Und dann werde ich wütend. Sie wissen alle nicht, wie schrecklich es ist, kaum irgendetwas zu sehen. Ich muss immer alles raten. Ich kann nicht mitlachen, wenn andere etwas lustig oder schön finden, weil ich nur Schatten sehe. Und dann muss ich weinen. Fast blind zu sein ist die schrecklichste Sache der ganzen Welt.“

„Bist du schon immer fast blind gewesen?“ fragte Marie.

„Nein. Ich war einmal todkrank, als ich klein war“, erzählte Elinor. „Masern oder so was. Das ist das Schlimme. Ich weiß noch ganz genau, wie es ist, nicht blind zu sein. Wenn ich daran denke, dann sticht es richtig in meinem Herzen. Dann muss ich ganz tief in meinem Gedächtnis kramen, wie alles ausgesehen hat – Farben, Menschen, Gesichter. Aber irgendwann wird mein Gedächtnis leer sein. Und dann kann ich mir die Dinge nicht einmal mehr vorstellen.“

Marie führte Elinor zu dem alten Baumstamm, der quer über einer Lichtung im Wald lag. Sie pflückte ein Gänseblümchen, das zu ihren Füßen wuchs, und streichelte damit Elinors Gesicht. „Hast du nie daran gedacht, dass es andere Wege gibt, wie man sehen kann – ohne Augen?“

Elinor wandte ihr Gesicht zu Marie. „Wie? Andere Wege zu sehen?“

„Zum Beispiel mit den Händen, mit der Nase, mit den Füßen, mit den Ohren. Mit der Vorstellungskraft. Das machst du die ganze Zeit schon. Springst zum Weiher ganz alleine. Da siehst du mit den Füßen. Sagst Verse

auf, wie gerade eben. Da siehst du mit der Vorstellungskraft. Mit den Ohren siehst du jetzt im Moment. Blumen pflückst du mit der Nase und mit der Haut, weil du fühlst und tastest und riechst. Eine ganze Menge ist das. Manche Menschen behaupten, dass blinde Menschen sogar besser hören und fühlen können als Menschen, die sehen können. Sie sind nicht so abgelenkt.“

Elinor war eine Weile still.

„Und trotzdem bleibt mein Herz traurig.“

„Traurig sein ist auch nicht nur schlecht.“

„Du hast aber eine Antwort für alles, Miss Marie. Warum bist du so schlau?“

„Schlau bin ich überhaupt nicht. Aber ich habe viel erlebt. Unter anderem, dass man manchmal mit einem traurigen Herzen besser sieht als mit einem fröhlichen.“

„Wie kann ein Herz sehen? Franny sagt zu solchen Sachen immer Paperlapapp.“

„Unser Herz hat auch Augen. Ein trauriges Herz sieht mehr, weil es mehr fühlt. Wenn du zum Beispiel selber viel geweint hast, siehst du das Gesicht eines Menschen vielleicht nicht, aber du spürst die Tränen, die seine Seele weint.“ Während sie redete, flocht sie weitere Gänseblümchen zu einem Kränzchen zusammen und legte es in Elinors Hand.

„Woher weißt du, wie man schöne Kränze macht, wenn du ein Gassenkind bist?“, fragte Elinor.

Marie blickte sie scharf an.

„Wer sagt, dass ich ein Gassenkind bin?“

„Franny hat es Harriet erzählt, und Harriet hat es mir erzählt. Und dass du den Unterschied zwischen einem Salatblatt und einem Putzlappen nicht kennst, das hat Harriet auch gesagt.“

Marie hatte keine Zeit, aufgebracht zu sein. Ein Schatten fiel von hinten auf die Wiese vor ihr. Sie zuckte zusammen und drehte sich um. Es war Franny.

„Nachdem man den halben Park abgesucht hat, findet man euch endlich. Mit Grasflecken auf deiner Schürze, Elinor. Besteht dein Gedächtnis etwa nur aus Löchern? Und, Marie, ist es dir nicht aufgefallen, dass hier auf dem Lande Kleider ordentlich gewaschen werden und dass das Arbeit

macht und ich diese Arbeit tun muss?“ Franny stand aufgebracht da und hielt die Arme in die Hüften gestemmt.

Als Antwort erhob Elinor plötzlich ein kreischendes Geschrei und klammerte sich an Marie fest. „Geh weg, böse Franny!“, brüllte sie. „Wir haben uns so schöne Dinge erzählt, dass die Waldfeen bald getanzt hätten, und jetzt machst du alles kaputt!“

„Sch, Elinor“, mahnte Marie. Sie beugte sich hinunter, legte beide Arme um das Mädchen und drückte es an ihre Schulter, bis das Heulen einem leisen Schniefen wich. Erst dann wandte sie sich wieder zu Franny, die einen Schritt nach hinten getan hatte und sie mit zusammengebissenen Lippen beobachtete. „Franny, ich bemühe mich. Ich bleibe nur noch wenige Tage hier, danach ist alles beim Alten. Bitte hab Nachsehen und sag mir nur die wichtigsten Dinge, die zu beachten sind. Ich kann mir nicht so viel Neues auf einmal merken.“

„Was war heute *nicht* wichtig?“, fragte Franny. Sie schüttelte ihre Schürze aus und schob ihre Haube zurecht. „Eine Kolonne von Ameisen hat sich in der Küche bedient, weil du die Krümel nicht weggefegt hast. Die Katze hat im Milcheimer gebadet, weil du es nicht für nötig gehalten hast, den Deckel darauf zulegen, und ich musste alles wegschütten. Solche Dinge muss man nicht lernen, meine Liebe. Das sind Dinge, für die man einen gesunden Menschenverstand braucht. Du machst mir mehr Ärger in drei Tagen als alle anderen Bediensteten in einem Jahr. Ich hoffe, dass Mrs Massey überhaupt noch Kinder und Mrs Willow überhaupt noch Hühner hat, nachdem du deine Zeit dort abgeleistet hast.“

Elinor fing erneut zu heulen an. „Jetzt kommen die Waldfeen heute nicht mehr, nur wegen dir, Franny!“

„Mit Waldfeen kann man keine Küche und keinen Garten in einem ordentlichen Zustand halten, und dein Vater hat gesagt, du sollst aufhören, von Feen zu träumen. Wir können nur auf eine Gouvernante hoffen, die etwas von Erziehung versteht und dir nicht noch mehr nutzlose Flöhe in den Kopf setzt.“ Franny packte Elinors Hand, zog das schreiende und strampelnde Kind hinter sich her und marschierte Richtung Küche. Marie lief mit hängendem Kopf hinterher.

*Oh Wonne! Horch, wie die Nachtigall
In Eile drängt und ihre Töne zwitschert,
Mit raschem Schlag, so dicht und voller Lust,
Als fürchte sie, die Aprilnacht sei zu flüchtig,
Zu kurz, um ihr Liebeslied zu singen
Und ihre Seele auszuschütten,
In einem Strom voll süßem Klang!*

Samuel Taylor Coleridge

Charlotte las mit feierlicher Stimme vor, hielt an, schwieg einen Augenblick und klappte das Buch zu.

Einige Tage waren seit Maries erster Begegnung mit Elinor vergangen. Elinor durfte nur in dringendsten Fällen von Marie beaufsichtigt werden. Da so ein Ernstfall mehrmals am Tag eintraf, war die Betreuung von Elinor Maries wichtigste Aufgabe geworden. Noch zwei Wochen sollten verstreichen, bis Miss Dinkworth in Birch Heights erwartet würde. Die Gouvernante hatte wohlwollend auf die Einladung der Greenwolds geantwortet, sie freue sich darauf, die Familie und vor allem Elinor kennenzulernen.

Stille herrschte in Charlottes Salon, dessen Tür normalerweise offen war und in dem fast zu jeder Zeit ein reges Treiben herrschte. An diesem Abend war die Tür geschlossen.

„So, das war es für heute, Elinor. Eine ganze Stunde nur für uns beide. Und ein Gedicht für einen Aprilabend. Hast du es verstanden?“

„Nein, aber gefühlt. Es war wunderbar“, antwortete Elinor.

Charlotte hob eine Augenbraue. „So was Nettes aus deinem Mund, mein Kind. Bald zündet Franny die Lampen an und es ist Zeit für dich, ins Bett zu gehen und die Sorgen in deiner kleinen Seele für ein paar Stunden auszustupfen. Wie eine Kerze.“

„Tränen kann man nicht ausstufen, Mama.“

„Versuchen wir es mit Wegschmelzen. Wenn du am Fenster stehst, spürst du die letzten Sonnenstrahlen.“ Sie drückte ihre Tochter, die sich an sie geschmiegt hatte, kurz an sich. Danach sprang Elinor von der Couch auf und rannte zum Fenster. Sie stützte ihre Ellbogen auf die Fensterbank und hielt ihr Gesicht zum Licht.

„Marie würde mich jetzt fragen, was ich sehen kann“, sagte sie mit Wehmut in der Stimme.

Charlotte seufzte. „Und deine Antwort wäre?“

„*Der Rasen taucht in ein samtweiches Meer von leuchtendem Grün ein, überflutet vom warmen, goldenen Licht der untergehenden Sonne.*“ Ihre Stimme war verträumt, gefühlvoll. „Das haben wir heute auswendig gelernt. Die Feen kommen bald, um mich in den Schlaf zu wiegen, und Franny würde sagen: Papperlapapp.“

Charlotte unterdrückte ein Lachen. „Sei nicht böse auf Franny, Elinor. Sie hat manchmal eine raue Schale. Aber innen drin ist sie weich wie Butter, und sie meint es gut. Lauf gleich in die Küche, sag ihr, dass dir all der Unfug, den du heute angestellt hast, leidtut, und erzähl ihr, dass du jetzt eine ganze Stunde lang brav warst. Wenn du das machst, darf Miss Marie dich ins Bett bringen.“

„Ich sage Franny hundertmal am Tag, dass es mir leidtut. Wann reicht es endlich?“

„Wenn du aufgehört hast, ihr Kummer zu machen. Aber immerhin sagst du ihr, dass es dir leidtut. Viele Menschen schaffen es nicht einmal so weit. Irgendwann wird es dir peinlich, dich immer entschuldigen zu müssen. Dann fällt dir die glorreiche Idee ein, nicht mehr so viel anzustellen.“

„Miss Marie hört auf, mit mir zu spielen, wenn ich etwas Böses zu Franny sage, und spielt erst weiter, wenn ich mich entschuldigt habe.“

„Miss Marie ist eine kluge Frau.“ Charlotte hob ihre Tochter hoch, küsste ihre blonden Haare, setzte sie wieder auf den Boden und führte sie zur Tür. Sie blieb im Flur stehen und schaute zu, wie Elinor die Treppe zur Küche hinunterhüpfte. *Ein fremder Mensch würde nie darauf kommen, dass sie nur Schatten und Licht sehen kann*, dachte sie.

Sie ging zum Fenster zurück, setzte sich auf die Fensterbank, nahm ein Stickbild aus dem Korb, der neben ihr lag, und fing an, mit flotten Handbewegungen winzige Kreuzstiche in ein Stück Leinenstoff zu nähen. Die Konturen eines Baumes, mit dunkelgrünem Faden gestickt, waren gerade noch zu sehen. Felder, Wiesen und Wolken waren im Hintergrund mit Bleistift angedeutet. Sie wollte das Bild bis zur Geburt ihres Kindes fertig haben, als Willkommensgeschenk einrahmen und über das Bettchen hängen.

„*So wie eine neue kleine Welt in mir Form annimmt, so bekommt die Welt,*

die ich auf der Leinwand erschaffe, Gesicht und Farbe“, hatte sie angekündigt, als sie erste kleine Stiche in den weißen Stoff genäht hatte. Jetzt stickte sie feine Schattierungen in Dunkelgrün in die gerundeten Ränder eines großen Baums hinein.

Der Rasen taucht in ein samtweiches Meer von leuchtendem Grün ein, überflutet vom warmen, goldenen Licht der untergehenden Sonne, erinnerte sie sich. Diesen Rasen werde ich auf die Fläche vor dem Baum sticken. Sie nahm einen Stift und zeichnete ein paar Striche mit kurzen, kreisenden Bewegungen vor dem Baum. *Aber eine aufgehende, nicht eine untergehende Sonne – das passt besser dazu. Das gibt ein Gefühl von Hoffnung, von Neuanfang, von aufkeimendem Leben.*

Hinter dem Baum entstanden Andeutungen eines Sonnenaufgangs, am Rande des Bildes schwarze Wolken und ein Regenbogen.

Als Charlotte sich zurücklehnte, um ihre Arbeit zu begutachten, hörte sie ein Stampfen von Stiefeln und laute Männerstimmen im Flur. *Jake und Dickon*, seufzte sie innerlich. *Hoffentlich gibt es nicht schon wieder Ärger zwischen Franny und Marie.* Sie faltete ihren Stoff zusammen, legte ihn in den Korb und lief schnell zur Tür. Jake stand draußen im Flur.

„Jake, ich hoffe, Franny regt sich nicht schon wieder über Marie auf. Es sind nur noch wenige Tage bis Marie –“

Jake legte seine Hand auf Charlottes Arm und führte sie zur Couch. „Ich habe die Lösung gefunden, Charlotte“, sagte er. „Frannys Nerven liegen brach, sie nörgelt nur noch an Elinor herum und ist straff wie ein angespannter Bogen, sobald sie nur den Namen ‚Marie‘ hört. Ich denke, es wäre gut, wenn sie zumindest zur Nacht Abstand von Birch Heights bekämen. Deshalb habe ich Franny und Dickon gesagt, dass sie das Haus meiner Mutter im Dorf schon nächste Woche beziehen dürfen, nicht erst im Herbst. Es ist höchste Zeit, dass das Haus wieder bewohnt wird, auch wenn es mir schwerfällt, alte Erinnerungen loszulassen. Meine Mutter würde es so wollen. Warum bis zum Herbst warten?“

„Aber Jake, Franny und Dickon dürfen nicht denken, dass sie in Birch Heights kein Zuhause mehr haben, nur weil Marie hier ist. Marie geht bald. Und wir wollten das kleine Haus doch noch schön machen und den Garten richten.“

Jake legte einen Finger auf Charlottes Mund. „Lass mich zu Ende reden.“

Franny ist außer sich vor Glück. Es ist ohnehin höchste Zeit, dass sie und Dickon abends an ihrem eigenen Kamin sitzen, nachdem sie ihre besten Jahre dem Aufbau von Birch Heights geschenkt haben.“

„Sie freuen sich? Wirklich? Jake, du bist ein Genie!“ Charlotte warf sich um seinen Hals und bedeckte sein Gesicht mit Küssen.

„Franny ist sofort zu Mrs Phelps' Laden im Dorf gelaufen, um nach Stoff für ihre Vorhänge zu suchen. Frederik repariert morgen die Fensterläden und Dickon überprüft die alten Möbel. Frannys Gedanken sind in eine ganz neue Richtung gelenkt, und Elinor kann die Zeit mit Marie noch genießen, bis Miss Dinkworth kommt.“

„Wenn Franny und Dickon ihr eigenes Zuhause haben, gibt es keinen Grund, warum Marie nicht hierbleiben könnte, anstatt zu Mrs Massey oder Mrs Willow zu ziehen. Findest du nicht auch?“, fragte Charlotte behutsam.

„Auf gar keinen Fall!“, antwortete Jake. „Sie muss fort. ‚Ein Humbug auf zwei Beinen, der in einer Scheune erzogen wurde‘, wird sie von Franny genannt. Wenn Franny von etwas überzeugt ist, gibt es kein Zurück mehr. Du kennst sie.“

Charlotte stand auf, holte ihren Stickerkorb, setzte sich wieder zu Jake und blickte ihm in die Augen. „Hör zu, Jake“, sagte sie. „Wenn Elinor mit Marie zusammen ist, ist sie wie ausgewechselt. Artig, neugierig, in sich selbst ruhend.“

Jakes Stimme wurde scharf. „Franny sieht es anders, meine Liebe. Ein paar Minuten in Marias Nähe, und das Kind hat nur noch Schaum und Watte im Kopf.“

„Und seit wann hat Frannys Meinung mehr Gewicht als meine?“

Jake stand auf und lief vor dem Sofa auf und ab. „Du ereiferst dich wieder, Charlotte. Dieses Mal halten wir uns an unsere Abmachung. Miss Dinkworth übernimmt die Sorge für Elinor und Marie geht zu Mrs Willow. Franny und Dickon ziehen in unser Haus in Hipperclove. Besser kann es nicht geregelt sein. Ich habe keinen Kopf mehr für Streitereien; davon hatten wir in letzter Zeit genug.“

Charlotte blickte hoch und griff nach Jakes Hand, als er an ihr vorbeihastete. „Aber Jake, Elinor sagt Gedichte auf. Marie bringt ihr bei, wie man die Welt bestaunen kann, auch ohne sie zu sehen, und erzählt ihr,

wie man mit den Augen des Herzens sieht. Dass Menschen, die viel Not hatten, Dinge sehen, die normale Menschen nicht sehen.“

„Sehen diese gefühlvollen Augen auch die Paarungszeiten der Hengste, die aktuellen Preise des Getreides auf dem Markt, die baufälligen Stellen im Stall, die auszubessern sind?“

Charlotte sprang vom Sofa auf und presste ihre Hände zusammen. „Jake, du redest wie Franny! Elinor wartet darauf, die Welt zu entdecken. Sie ist redegewandt und klug, über ihre Jahre hinaus. Sie hat Flausen im Kopf, sie ist verträumt, aber das darf sie auch sein. So war ich ebenfalls. Hast du das vergessen?“

Jake presste die Lippen aufeinander, Charlotte war den Tränen nahe.

„Jake, muss Elinor jetzt schon wissen, wie man einen baufälligen Stall instand setzt? Muss sie nicht lieber ans Herz gedrückt werden und spüren, dass sie trotz ihrer Blindheit geliebt ist?“

„Braucht es Marie dazu? Kann sie das nicht von uns lernen?“, fragte Jake zurück. „Ich werde mir mehr Mühe geben, ihr meine Zuneigung zu zeigen, wenn es dir hilft. Charlotte, wir wissen immer noch nichts über diese Frau. Sie ist ein Federkopf. Sie mag sich mit Feen und Traumwelten auskennen, aber das ist nicht das, was unser Kind braucht.“

„Marie ist kein Federkopf. Sie ist gebildet. Ihre Wortwahl ist flüssig, schlagfertig. Elinor erzählt viel mehr, seit sie Zeit mit Marie verbringt, sie öffnet ihr Herz, sie –“

„Genug, Charlotte! Marie bleibt, bis Miss Dinkworth eintrifft. Auch danach ist sie nicht aus der Welt und kann zu Besuch kommen. Und wenn sie ihre Geheimnisse gelüftet hat und sich als anständige Dame aus gutem Hause erweist, dann können wir die Angelegenheit noch einmal überdenken.“

„Mein Herz spricht eine andere Sprache, Jake.“

„In diesem Fall entscheidet mein Kopf, nicht dein Herz.“

Er erhob sich, tätschelte ihre Haare und lief zur Tür. Dort drehte er sich um. „Übrigens, ein Brief für dich. Aus London. Ich hatte ihn fast vergessen.“

Kapitel 5

Edward öffnete die Tür seines Zimmers, blickte in beide Richtungen und lief auf Zehenspitzen die Treppe hinunter. Er hielt ein Bündel in der Hand. Unten an der Treppe blickte er noch mal in den Gang, um sicherzustellen, dass die Haushälterin, Mrs Fimble, nicht im unteren Teil des Hauses lauerte. Das Abendessen war vorbei und die Buben lagen in ihren Schlafräumen. Kein Geräusch war zu hören. Wahrscheinlich saß die Haushälterin in der Küche und leerte eine Flasche Branntwein oder war neben dem Kamin eingeschlafen.

Edward hatte Glück. Zuerst warf er einen Blick in den Schlafsaal. Nur das leise Ein- und Ausatmen vieler erschöpfter Kinder war zu hören, unterbrochen von einem gelegentlichen Husten. Das Bett neben der Tür war leer. Er verließ den Raum und schlich durch zwei Gänge und dann eine Steintreppe hinunter. Schließlich saß er neben einer niedrigen Pritsche in einem kleinen Zimmer im Keller des Hauses. Unter einer abgewetzten, dünnen Decke lag ein schmaler Körper, der sich nicht bewegte.

„William, ich habe dir etwas mitgebracht“, flüsterte Edward.

Die Decke bewegte sich und ein zerzauster Kopf erschien an einem Ende der Liege. Das schwindende Tageslicht, das durch die graue Staubschicht eines hohen Gitterfensters schien, leuchtete auf zwei dünne Hände, die den Rand der Decke festhielten. Zwei große Augen blickten aus tiefen Höhlen, die Wangen auf dem kreideblassen Gesicht waren eingefallen.

Edward verdrängte flüchtige Erinnerungen, die durch seinen Kopf schossen und ihn erzittern ließen: Gedanken an schlaffe Kinderleichen, die er in den Holzkarren von *Drake & Birch* legte, an die Ermahnungen seines Vaters, sich vom Karren schnell wieder zurückzuziehen, damit er sich nicht ansteckte.

„Warum bist du nicht bei den anderen?“, fragte Edward.

„Ich bin ansteckend.“

Ein Hustenanfall schüttelte den ausgemergelten Körper. Edward ließ sein Bündel fallen und legte seine Arme um Williams bebende Schulter,

klopfte ihm sanft auf den Rücken und schmiegte seinen Kopf an die Brust seines Freundes, bis das Husten nachließ.

„Du steckst dich an, Edward. Geh lieber.“

„Ich musste dich sehen, William. Ich habe ein bisschen Brot und gekochten Schinken. Vom Frühstück gespart. Ein hart gekochtes Ei. Setz dich auf und iss etwas.“

William schaute das Bündel mit wilden Augen an, richtete sich mit Edwards Hilfe auf und stürzte sich auf den Schinken. Im Nu war auch das Ei weg, danach stopfte er das Brot in seinen Mund. Edward beobachtete ihn mit einem erleichterten Lächeln im Gesicht.

„Ich komme wieder, sobald ich kann, William. Wenn du weiter so isst, wirst du im Nu wieder gesund, warte nur ab!“, versuchte er, seinen Freund aufzumuntern.

Die Jungen waren sich begegnet, als William die Aufgabe zugefallen war, täglich die Haustreppe zu schrubben. Ein leichtes Los, verglichen mit dem der anderen Bewohner des Armenhauses. Diese mussten in der Stadt Steine aus Baugruben schleppen oder Säcke und Seile in der Fabrik herstellen. William gelangte durch seine Arbeit in den vornehmen Teil des Hauses, in dem Mr Creek seine Räume hatte und Edward sein Zimmer. Edward hatte den fremden Jungen angesprochen und herausgefunden, dass er schon vierzehn Jahre alt war, obwohl er jünger aussah. Es dauerte nicht lange, bis eine innige Freundschaft die beiden Jungen verband.

William kaute nun langsam am Rest vom Brot.

„Wenn ich könnte, würde ich mit dir tauschen, William, damit du wenigstens für ein paar Tage ein warmes, helles Zimmer hättest und etwas anderes als nur dünne Brühe bekämst. Warum werden wir so unterschiedlich behandelt? Du wolltest es mir erklären. Sag es mir doch jetzt!“

William schluckte den letzten Bissen Brot hinunter und hustete wieder, bevor er sprechen konnte. „Du wirst gezüchtet, Edward.“

„Gezüchtet?“

„Weil du hübsch bist. Blond. Blaue Augen. Glatte Haut. Und weil dein Vater Mr Creeks Verbündeter war. So wird es hier gemacht. Solche werden ausgesondert, gebildet, gut ernährt und dann in die Lusthäuser geschickt.“

Edwards Kinnlade fiel herunter, er schaute William ein paar Sekunden

wortlos an. „Du meinst ... da, wo Minna herkommt? Wo Mr Creek die Nächte verbringt?“

„Ja, da erfreuen sich die Herren an Schnaps und Wein und danach brauchen sie junge Burschen oder hübsche Mädchen, um sich weiter zu belustigen.“

Edward erinnerte sich an die Nächte, in denen sein Vater weg gewesen und erst spät am nächsten Morgen mit blutunterlaufenen Augen ins Haus zurückgetorkelt war.

„Oder sie werden für die reichen Leute gezüchtet“, erzählte William weiter. „Meist für solche, die keine Kinder haben. Als Spione. Die Leute mit großen Augen anschauen, sich bei ihnen einschmeicheln, sie weich machen, sich von ihnen aufnehmen lassen, sie dann ausplündern – dazu ist blond und blauäugig gut. Eins von beiden hat er mit dir vor. Gebildet, gepflegt, gezüchtet – sag ich dir.“

Das Wort „gezüchtet“ sprach er mit gewichtiger Miene, als ob er es selber erfunden hätte.

Ein eiskaltes Gefühl umklammerte Edwards Herz, und er dachte an den Unterricht bei Mr Creek, in dem er lernen musste, sich in feinen Häusern richtig zu benehmen. „Woher weißt du das, William?“

Edward klammerte sich an William fest, als dieser von einem neuen Hustenanfall heimgesucht wurde. „Ruhig, William“, redete er auf ihn ein. „Du darfst nicht sprechen. Du erstickst ja fast.“

„Nein, es ist wichtig“, keuchte William. „Ich habe viel beobachtet.“ Seine Stimme war schwach und er röchelte, sein Atem kam in kurzen Stößen. „Bin seit meiner Geburt hier. Habe Zeit gehabt, um zu begreifen, was hier läuft. Es läuft immer gleich ab: Ein blonder Junge mit großen Augen wird hier abgeliefert und von Mr Creek gemustert, dann verschwindet er nach oben, so wie du. Nicht zu den Maschinen oder in die Baugruben oder in die Fabriken wie wir.“

Er machte eine kurze Pause, um noch mal Luft zu holen. „So, jetzt habe ich dich gewarnt. Ich habe dir meine Geschichte erzählt. Das war mein Leben, seit ich als Säugling in einer Kiste vor der Tür gelassen wurde. Du wolltest deine Geschichte erzählen. Und deine Eltern?“

„Meine Eltern ...“, begann Edward zaghaf. Seine Gedanken drehten sich in fieberhaften Kreisen – um das Wort „gezüchtet“, um seine Ver-

wandten in Cornwall, um den gierigen Blick von Mr Creek, der tagtäglich auf ihn gerichtet war. „Mein Vater wurde tot auf der Straße gefunden. Seit langem krank, ich habe nichts davon gemerkt. Meine Mutter kannte ich nicht. Sie muss so was wie adelig gewesen sein. Ich bin ein Bastard. Mehr will ich nicht wissen. Ansonsten, böse Verwandte, die mich hassen.“ Er überlegte kurz, ob er William von dem Vermögen erzählen sollte, das ihm und seinem Vater angeblich rechtmäßig gehörte. Er hielt es für klüger zu schweigen.

William hustete wieder. Edward rieb seinen Rücken, bis er wieder Luft bekam, keuchte, spuckte und still wurde. Sie schwiegen eine Weile. Das Licht einer Gaslampe draußen auf der Straße schimmerte durch das Fenstergitter nah an der Decke und der Lärm der Stimmen und der Fußtritte auf der Straße ließ immer mehr nach.

„Versuch zu schlafen, William. Soll ich Mrs Fimble sagen, dass du kaum Luft bekommst?“

William griff nach Edwards Arm und fing wieder an zu husten. „Nein!“, flehte er. „Sonst bekomme ich noch weniger Luft. Komm du lieber wieder. So schnell wie möglich. Bitte! Aber steck dich nicht an!“

Edward zitterte am ganzen Leib, als er in die verzweifelten Augen blickte und es ihm zum ersten Mal dämmerte, dass William der einzige und vielleicht letzte Freund war, den er auf Erden besaß. Am liebsten wäre er unter die Decke gekrochen und hätte sich zu ihm gelegt, um ihn in seiner Not nicht allein zu lassen. Er legte seinen Kopf auf Williams Schulter, erschrak, als er spürte, wie dünn die Haut war, die seine Knochen überzog, und flüsterte: „Ich komme wieder, William. So bald wie möglich. Ich verspreche es dir. Bald bist du gesund, dann schmieden wir unsere Pläne weiter. Wir kommen weg von hier.“

Auf einen spontanen Impuls hin griff er in seine Hosentasche und holte eine winzige Muschel heraus, die er William in die Hand drückte. Sie hatte ein Loch und hing an einer dünnen Schnur. „Das ist für dich. Mrs Fimble darf sie nicht sehen. Halte sie in deiner Hand, und immer wenn du einsam bist, denk an mich.“

„Eine Muschel, Edward? Ich hab noch nie eine in echt gesehen – nur auf einem Bild! Woher hast du sie?“

„Eine liebe Person hat sie mir geschenkt, als ich klein war. Ich kann

mich nicht daran erinnern. Früher trug ich sie um meinen Hals, aber mein Vater wollte sie mir wegnehmen und seitdem habe ich sie in meiner Hosentasche. Immer wenn ich sie berühre, denke ich daran, dass es einmal jemand gab, der mich lieb hatte. Jetzt darfst du das Gleiche tun.“

„Danke, Edward“, sagte William. „Weißt du, mein größter Wunsch war es immer, einen Freund zu haben. Jetzt habe ich einen.“

Die Stimme klang seltsam fremd. Edward küsste ihn auf die Stirn, drückte seine Hand und erhob sich, um zu gehen. William zupfte an seiner Hose. „Noch eine Sache“, flüsterte er. „Halt dein Ohr an meinem Mund, es ist wichtig.“

Edward setzte sich wieder auf die Bettkante und legte sein Ohr an Williams Lippen.

„Diese Welt kann nicht alles sein, Edward. Ich möchte glauben, dass ich in eine andere gehe, wenn ich von hier weggehe. Was denkst du? Ohne Schläge, dünne Brühe, eiskalte Nächte, Beschimpfungen? Strafen jeden Tag und man weiß nicht, wofür? Ich wurde ja nicht gefragt, ob ich leben will. Seltsam, oder? Es muss eine andere Welt geben.“

„Ich stelle mir jeden Tag die gleiche Frage, William. Mach es so wie ich. Stell dir die andere Welt einfach vor. Du nimmst die Muschel in die Hand und denkst an das blaue Meer, aus dem sie kam. Fische, Farben, Segelboote. Fröhliche Stimmen, Lachen. Nicht spöttisches Lachen, sondern herzhaftes, glückliches Lachen. Mollige Bettdecken, freundliche Worte, die dich begrüßen, wenn du morgens aufstehst. Warmes, weiches Brot auf dem Tisch mit Honig und cremiger Butter.“

„Das siehst du alles, wenn du die Muschel in der Hand hältst?“, murmelte William müde.

„Ich male es mir so aus. Sicher gibt es das – irgendwo. Bis wir es finden, müssen wir uns so ein Leben vorstellen. Zum Beispiel, dass jemand aus dieser anderen Welt kommt und uns einlädt, dorthin mitzugehen.“

Williams Atem wurde flach und regelmäßig. Er war eingeschlafen. Die Muschel hielt er fest in seiner Hand. Edward erhob sich leise und schlich aus dem Zimmer.

Charlotte drehte den Brief bei ihrer vergeblichen Suche nach einem Absender um. Sie holte einen Brieföffner von ihrem Sekretär und schlitzte den Umschlag auf. Als sie den Namen unten auf dem Briefbogen las, fing ihre Hand an zu zittern. Sie wurde bleich und setzte sich hin. „Jake, bleib da. Hör zu.“

Jake kehrte in den Raum zurück und blickte über Charlottes Schulter, während sie las. „Er ist von unserem Verwandten Malcolm: *„Beim Arzt ... Diagnose ... ‘Meldet er sich nach zwölf Jahren wieder, nur um zu sagen, dass er beim Arzt war? Moment, er ist krank. Deshalb liege ich wohl richtig in meiner Annahme, dass ich nur noch wenige Tage zu leben habe ... ‘‘*

Charlotte legte den Brief auf ihren Schoß, holte tief Luft und legte ihre Hand auf die von Jake, die auf ihrer Schulter lag. Jake beugte sich hinunter, starrte auf die Worte und stieß einen leisen Pfiff aus.

„Du lieber Himmel! Kann es sein, dass dieser unverbesserliche Schurke uns nichts mehr anhaben kann?“, rief er aus. „Das wäre zu schön, um wahr zu sein! Sieht sich aber auf dem Sterbebett immer noch als rechtmäßiger Herr von Birch Heights, was?“

„Jake, sei nicht so ungnädig. Er hat schwere Zeiten hinter sich. Und er war immerhin der Vetter meines Vaters. Wenn wir das erste Testament nicht entdeckt hätten, hätte er seinen Anspruch geltend machen können. Selbst einen Schurken soll man in seinem Unglück nicht verhöhnen. Vielleicht kann er uns sagen, wo Edward sich befindet.“

„Lies weiter“, drängte Jake.

„*„Das das Anwesen, das unter anderen Umständen meiner Person zugefallen wäre – ‘‘*

„Ich hab's doch gesagt! Er betrachtet Birch Heights immer noch als sein rechtmäßiges Erbe!“

„Lass mich doch zu Ende lesen, Jake! *„Das das Anwesen, das unter anderen Umständen meiner Person zugefallen wäre, unter Ihrer Führung und mit der Hilfe des allmächtigen Gottes zu altem Glanz zurückgekehrt ist, kam mir selbst hier in London zu Ohren. Meine Krankheit hat mich veranlasst, in mich zu gehen und über mein Leben nachzudenken. Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass ich mich in meinem Anspruch auf das Vermögen Ihres Vaters zutiefst geirrt habe und möchte Sie um Verzeihung bitten für den Kummer, den ich Ihrer Familie dadurch bereitet habe. ‘‘*

Es war still im Raum.

„Sag nicht, dass das nicht echt klingt, Jake!“ Charlottes Stimme war schwach.

„Verzeih mir mein Misstrauen, Charlotte. Aber es kommt selten vor, dass ein Mensch, der so viel Hass direkt aus der Hölle verbreitet hat wie Malcolm Forsythe-Drake, jemals ein Gespür für wahres Seelenheil bekommt.“

„Hier kommt etwas über Edward!“, unterbrach ihn Charlotte.

Sie erhob sich, packte Jakes Arme und schüttelte ihn. „Ich kann es nicht glauben, Jake! Das Kind wird in den Wirren nach der Überschwemmung von seinem Vater aufgeschnappt und weggebracht, beide lösen sich in Luft auf, und nach so vielen Jahren kommt ein Lebenszeichen. Das ist doch wunderbar!“

„Lies den Brief zu Ende, Charlotte.“

Der Rest des Schreibens war knapp und nüchtern: Edward habe bisher bei seinem Vater gelebt, würde nun bald verwaist sein und bräuchte ein neues Zuhause. Er habe immer wieder nach seiner Verwandtschaft in Cornwall gefragt.

Charlottes Stimme war von Tränen erstickt, als sie die Worte vorlas. Sie legte den Brief auf die Sofalehne. „Ich habe so lange auf eine Nachricht gehofft, Jake. Und jetzt kommt nicht nur eine Nachricht, sondern auch die Bitte, ihn bei uns aufzunehmen.“

Sie kramte ungeduldig in einer Schublade ihres Sekretärs nach Papier und einem Tintenfass. „Er kommt natürlich sofort hierher. Wir erziehen ihn wie unser eigenes Kind. Er wäre ein idealer Spielkamerad für Elinor. Er muss inzwischen dreizehn Jahre alt sein. Das ist fast zu gut, um wahr zu sein!“

Jake antwortete nicht. Er schritt langsam zum Fenster und blickte mit gerunzelter Stirn auf den Rasen. Plötzlich drehte er sich um. „Nicht so schnell, Charlotte. Wir wissen nicht, ob Malcolm die Wahrheit sagt. Eine ganze Reihe von Fragen muss geklärt werden, bevor wir irgendetwas unternehmen. Wenn Edward wirklich so oft nach uns gefragt hat, warum hat Malcolm die ganzen Jahre nichts von sich hören lassen? Der Junge war erst ein Jahr alt, als Malcolm sich mit ihm aus dem Staub gemacht hat. Edward kann sich unmöglich an uns erinnern. Es tut mir leid. Da ist etwas faul.“

Charlotte richtete sich auf, ließ den Brief auf den Boden fallen, ballte ihre Fäuste und brach in Tränen aus. „Das denkst du immer, Jake!“, warf sie ihm vor. „Wie kannst du nur von solch einem Brief unberührt bleiben? Hast du etwas gegen Edward, nur weil er ein uneheliches Kind ist?“

Jake drehte sich wieder zum Fenster und stemmte seine Arme gegen den Fenstersims. „Charlotte, warum so erzürnt? Was du sagst, ist nicht gerecht. Vor einigen Tagen habe ich wider besseres Wissen zugestimmt, dass Marie hierbleibt. Ich habe eine Anstellung für sie bei Mrs Willow besorgt. Ich habe angeboten, dass sie Elinor besuchen kann. Ich habe das Haus für Franny und Dickon hergerichtet. Wir haben für Elinor eine fähige Gouvernante gefunden. Was muss ich sonst noch machen, um hier für Frieden zu sorgen? Was ist bloß in dich gefahren, mein Liebling?“

„Edward ist mein Halbbruder, Jake! Nach so vielen Jahren kommt endlich ein Lebenszeichen von ihm. Wie kannst du davon so unberührt sein?“

„Was ist Edward für uns?“, fragte Jake. „Der Bastard, den deine Mutter mit Malcolm, dem Erzfeind von Birch Heights, gezeugt hat, um deinen Vater zu bestrafen!“

„Jake, so wie du jetzt redest, erkenne ich dich nicht wieder!“ Charlotte war schon zur Tür gerannt. Sie riss sie auf, nahm ihren Hut von einem Haken im Eingangsbereich und flüchtete in den Park.

Jake stürzte durch den Haupteingang von Birch Heights und bog scharf nach links ab, während er seine Reitjacke hastig über seine Arme zog. Er hatte nicht wie sonst vor einem Ausritt nach Dickon gerufen. Als Frederik ihn nun mit fragendem Blick an der Tür zum Pferdestall begrüßte, ordnete er nur mit knappem Ton an: „Carlos.“

Frederik verschwand im Schatten des Pferdestalls. Bald darauf war das Klirren von Zaumzeug, das Klappern von Hufen auf dem Kopfsteinpflaster und das Schnauben eines Hengstes zu hören. Carlos schabte mit einem seiner Hufe auf dem Boden, als Jake in den Sattel sprang. Er drückte ihm die Ferse in die Flanke und der Hengst sprang davon, belebt durch die frische Frühlingluft und die Eile, die in Jakes hastigen Bewegungen zu spüren war.

„Brrrr, Carlos!“ Jake zügelte sein Pferd, um es langsam über die Brücke zu führen, und brachte es an der höchsten Stelle der Wölbung zum Stillstand. Der süße Duft der Winterkirsche, der in der milden Abendluft hing, lenkte seine Gedanken einen Augenblick von den Sorgen ab, die seine Seele beschwerten. Ein Fischreiher stieg zwischen den Bäumen vom Weiher auf und segelte über den Wald davon. Das Rosa und das Grau seines Gefieders waren gegen das helle Grün der Bäume deutlich zu erkennen. Eine leichte Brise wehte, die Blätter raschelten.

Jake wurde ruhiger. Er ließ seinen Blick über Weiher und Bäume schweifen. Dann drückte er seine Fersen erneut sanft in die Flanken seines Pferdes und ritt in schnellem Trab Richtung St. Ives. Bevor er den Marktplatz in der Stadtmitte erreichte, bog er in eine schmale Seitenstraße und hielt vor einem bescheidenen Holzhaus an, das durch einen Vorgarten von der Straße getrennt war. Hier sprang er vom Pferd und band die Zügel mit einem losen Knoten an einem Zaunpfahl fest. Der Geruch von Pfeifentabak begrüßte ihn, als er das Gartentor öffnete.

„Was bedrückt dich, mein Sohn?“

Ein alter Mann saß auf einer Gartenbank vor dem Haus, blickte geradeaus und zog langsam an seiner Pfeife, bevor er eine dünne Rauchspirale ausstieß und den kreisenden Bewegungen des Rauches mit seinen Augen folgte.

„Woher weißt du, dass mich etwas bedrückt?“, fragte Jake zurück. „Ich komme zum Gartentor herein, du schaust mich kaum an und fragst gleich, was mich bedrückt!“

„Ich höre es an deinen Schritten.“

„Obwohl ich seit Jahren nicht mehr täglich in diesem Haus ein- und ausgehe? Onkel Theodor, du fehlst mir.“

An den Mundwinkeln des alten Mannes deuteten sich leise Spuren eines Lachens an. Er würdigte Jake immer noch keines Blickes, sondern zog weiter an seiner Pfeife. Ein paar wenige graue Strähnen hingen vor seinen Stirnfalten, ein Filzhut saß schräg auf seinem Kopf, als ob er jederzeit hinunterfallen würde. Alt wirkte Onkel Theodor nur in den Augen des Beobachters, der nicht in den Genuss kam, in seine Augen zu schauen. Es waren lebhaftere, strahlendere Augen, denen nichts entging. Augen, die über die Gebrechlichkeit seines Körpers und seine langsamen Bewegungen hinwegtäuschten und ihn jünger erscheinen ließen, als er wirklich war.

„Wie geht es Charlotte?“, fragte er. „Etwa vier Monate noch bis zu ihrer Niederkunft, meiner Rechnung nach.“

„Du bist aufmerksam wie immer, Onkel.“

Jake schwieg kurz und fügte dann hinzu: „Wir hatten neulich Besuch.“

„Ach was? Ihr habt doch die ganze Zeit Besuch.“

Jake schilderte die Geschehnisse der vergangenen Tage. Er erzählte von der mysteriösen Frau, die an der Küchentür aufgetaucht war, sich als Dauergast in Birch Heights eingenistet und Elinors Herz erobert hatte. Von dem Brief von Malcolm Forsythe-Drake mit der Nachricht von seiner Krankheit und seinem bevorstehenden Tod, von Charlottes Zornesausbruch, als ihr Mann sein Misstrauen geäußert hatte, von ihren Vorwürfen, er sei zu hart geworden.

„Und ich dachte, wir seien endlich in ruhiges Fahrwasser gesegelt, Onkel. Ich dachte, wir hätten das Glück endlich gefunden und auf der Asche eines Massengrabs einen Lebensbaum gepflanzt. Aber seit Marie im Haus ist, erheben all die alten Geister ihre Häupter wieder. Elf Jahre lang hatte ich kaum Streit mit Charlotte. Oder nur über Kleinigkeiten. Ob wir einen neuen Stall für die Hühner bauen sollen, ob Franny wirklich neue Kerzenständer für die Küche braucht. So einen Streit wie heute kenne ich nicht. Sie ist fahrlässig, emotional, unbesonnen geworden.“

Jake seufzte und drehte sich zu seinem Onkel hin, der seine Pfeife schmauchte und gerade vor sich hin schaute.

„Du hättest Franny in den letzten Tagen sehen sollen, Onkel. Aufgebracht wie noch nie. Ich habe das gleiche dumpfe Gefühl wie damals, als kurz darauf Charlottes Vater mit seiner Schmugglerbande entlarvt wurde. Irgendetwas stimmt nicht, aber man kann den Finger nicht darauflegen. Ich habe Angst, mich mit meinen Lieben bald wieder in so einer Lage zu befinden.“

Theodor blies eine frische Tabakwolke aus, kniff seine Augen zusammen und beobachtete die Wolke, wie sie über die Gartenhecke schwebte und sich auflöste. „Ich verstehe nicht, was das Problem ist, Junge.“

„Was meinst du damit?“

„Bis wir mehr erfahren, müssen wir davon ausgehen, dass diese Marie eine ehrenhafte Person ist und so wohlgesonnen, wie Charlotte und Elinor sie empfinden. Kinder haben meistens eine bessere Menschenkenntnis als

Erwachsene. Vielleicht hat das Mädchen seine Gründe, Geheimnisse nicht preiszugeben.“

„Gerne würde ich die Gründe wissen, Onkel.“

„Erweist euch als vertrauenswürdig, sodass sie sich euch im Laufe der Zeit anvertrauen kann. Versprich deiner Frau und deiner Tochter, dass die Tür von Birch Heights für Marie immer offen bleibt, auch wenn sie ins Dorf gezogen ist. Außerdem ist der Instinkt einer Mutter für ihr leidendes Kind nicht gering zu schätzen, Jake. Gib Elinor Menschen in ihre Nähe, die ihr helfen zu träumen. Ein schweres Schicksal hat sie in jungen Jahren getroffen. Wer weiß, vielleicht entdeckt sie die Reize von Obstwiesen und Pferdezucht, wenn sie genug geträumt und einen Fuß zuversichtlich auf diese Erde gesetzt hat.“

Jake schaute den Bewegungen der neuen Rauchspirale nach, die Onkel Theodor ausgestoßen hatte. „Und Edward, Onkel Theodor? Jahrelang hat er keine Rolle mehr in unserem Leben gespielt, außer dass Charlotte sich hin und wieder gefragt hat, was wohl aus ihm geworden ist. Sie haben sich als Bruder und Schwester kaum gekannt. Auf einmal bricht sie beim Lesen seines Namens in Tränen aus und verlangt, dass er an Ort und Stelle nach Birch Heights geholt wird.“

„Ist das nicht verständlich, Jake? Sie haben die gleiche Mutter. Blutsbande sind stark. Und sie teilen das gleiche Schicksal. Sie sind beide von ihren Eltern als Spielbälle für böse Machenschaften missbraucht worden.“

Es war einen Moment lang still. Das Schnauben des Pferdes am Gartenzaun war das einzige Geräusch, das die Luft des noch jungen Abends füllte.

Nach einer Weile nickte Jake ergeben. „Vielleicht hast du recht. Ich befürchte, ich war zu hart mit ihr, Onkel Theodor.“

„So wie du erzählst, könnt ihr ohnehin nichts machen, mein Sohn. Sir Malcolm hat weder Auskünfte zum Aufenthaltsort seines Sohnes gegeben noch Anweisungen, wie und wann der Junge aufzufinden ist. Bis auf Weiteres bleibt dir nichts übrig, als deine Frau zu trösten und unserem Gott zu vertrauen, dass er euch im Blick hat.“

Jake lehnte sich nach vorne und schüttelte den Kopf. Er spürte den sanften Druck von Onkel Theodors Hand auf seinem Arm.

„Du erteilst einer aufgebrachten Seele einen trockenen und nüchternen

Rat, Onkel“, seufzte er. „Malcolm könnte jederzeit vor der Tür stehen. Es könnte eine Falle sein. Ich habe Angst, dass Charlotte auf seine Schliche hereinfällt, wie sie auch immer aussehen mögen. Sie handelt nach Gefühl, unüberlegt. Er muss wissen, was er in ihr anrichtet, wenn er Edward nennt. Ich habe Angst, dass dunkle Mächte Birch Heights wieder heimsuchen wollen.“

Jake zeichnete mit dem Finger die knorrigen Furchen auf der Hand seines Onkels nach, die auf seinem Arm lag. Onkel Theodor legte seine Pfeife neben sich auf die Bank und richtete einen tief sinnigen Blick auf Jake.

„Dunkle Ahnungen sind schlechte Ratgeber, Jake. Das Böse – wenn es hier überhaupt im Spiel ist – braucht manchmal seine Zeit, um offenbar zu werden, bevor es besiegt werden kann. Es lauern zu allen Zeiten dunkle Mächte unter der Oberfläche, ob wir sie wahrnehmen oder nicht. Sie wollen alles zunichtemachen, was in dieser Welt gedeiht, blüht und Glück verbreitet.“

„Bis das Böse offenbar wird, ist der Schaden meist schon entstanden, Onkel. Ich will es lieber verhindern.“

„Wer jedes Unglück verhindern will, verursacht unter Umständen noch mehr Unglück. Du musst achtsam sein, Jake, aber niemals hart und ungnädig. Gott mag die Fehler eines zu weichen Herzens übersehen. Aber nicht die Fehler eines harten Herzens.“

Onkel Theodors Ton wurde inbrünstiger. „Deine Frau trägt ein Kind unter ihrem Herzen. Ein Kind, auf das sie viele Jahre gewartet hat. Gleichzeitig trägt sie die Sorge um ein anderes Kind, das fast blind ist. Nicht zu reden von dem jungen Bruder, der jetzt wieder auftauchen könnte. Sie hat schwere Verluste in jungen Jahren beklagt, Dinge erlebt, die kein Kind erleben sollte. Ist es verwerflich, wenn sie Marie lieb gewinnt und verhindern will, dass andere junge Seelen so geschändet werden, wie ihre Seele es einmal wurde? Hab Nachsicht mit ihr, Jake. Ihre Großzügigkeit ist eine feine Tugend, auch wenn sie dir fahrlässig erscheint. Es sind Herzen, mein Junge, nicht Taten, die Schicksale entscheiden. Sollte man einen Irrtum begehen, dann lieber auf der Seite der Großzügigkeit.“

Die beiden Männer schwiegen eine Weile, jeder in Gedanken versunken. Onkel Theodor griff wieder nach seiner Pfeife und drückte frischen Tabak in den Kopf hinein. Zwei Tauben gurrten in der Ferne ihr Abendlied. Carlos schnaubte und stampfte.

„Mein Pferd will sich auf den Weg machen, bevor wir die Straße nicht mehr vom Feld unterscheiden können“, sagte Jake und erhob sich. Er zögerte und blickte hoch zu dem Dachgiebel des kleinen Hauses, in dem er den größten Teil seiner Kindheit verbracht hatte. „Willst du dich nicht anders entscheiden und doch zu uns nach Birch Heights ziehen, Onkel?“

Onkel Theodor lachte, stützte sich auf die Banklehne, griff nach Jakes ausgestreckter Hand und zog sich hoch. „Als dein Vater starb, vertraute mir deine Mutter deine Kindheit an, nicht dein Erwachsensein. Du bist inzwischen mit einer adeligen Dame verheiratet, Familienvater und Vorsteher eines großen Anwesens, mein lieber, verehrter Lord Greenwold. Ich schätze, du kommst ohne meine Weisheit zurecht.“

„Manchmal bezweifle ich das“, antwortete Jake.

Er gab seinem Onkel einen festen Händedruck, hob seine Kappe und verließ den Garten.

Als Jake zurückkehrte, herrschte im Haus Ruhe. Er fand seine Frau in ihrem Salon, wo sie auf der Fensterbank saß und eine winzige Nadel auf ihrer Leinwand hin und her bewegte. Spuren von Tränen glänzten im Licht einer Kerze auf ihrem Gesicht. Der Brief von Sir Malcolm lag neben der Kerze. Sie blickte nicht hoch, als Jake in der Tür erschien.

„Ich habe die schwarzen Wolken am oberen Rand angefangen. Mit dem dunklen Faden lässt sich abends besser stecken“, sagte sie. Ihr Ton war matt und leblos. Jake trat näher.

„Und die dunklen Wolken in der Seele?“, fragte er.

„Sie haben sich gelichtet. Die frische Luft hat gutgetan.“

Jake setzte sich neben sie auf die Bank und hakte seine Hand in den Arm, der unbeweglich das Stickbild festhielt, während die andere Hand mit flinken Stichen den schwarzen Rand einer Gewitterwolke zeichnete.

„Es war ein unnötiger Streit, Charlotte. Verzeih mir.“

„Ist nicht jeder Streit unnötig, Jake? Ich habe mich umsonst aufgeregt, es tut mir leid. Der Brief enthält keine Auskünfte, wo und wie Edward aufzufinden ist. Damit ist die Sache erledigt. Aber Jake ...“

„Aber was, meine Liebe?“ Er zog ihren Kopf auf seine Schulter und hielt ihn fest. Charlotte legte ihr Stickbild auf ihren Schoß und seufzte.

„Edward. Er ist wieder hier drin.“ Sie klopfte auf ihre Brust. „Ich meine, er war vorher schon drin, aber jetzt denke ich die ganze Zeit an ihn. Er

war für mich nicht der Bastard meiner Mutter, er war mein kleiner Bruder. Verstehst du?“

Jake drückte ihren Kopf fester an seine Schulter und küsste ihre Haare.

„Irgendwo lebt er, leidet, alleine, verwaist“, fuhr sie fort. „Wer schaut nach ihm? Was für ein Leben hat er die ganzen Jahre geführt? Ist Malcolm ihm ein guter Vater gewesen? Es ist für mich unerträglich zu denken, dass er leidet und ich nichts für ihn tun kann. Ihn in London zu suchen, wäre wie eine Nadel in einem Heuhaufen zu suchen.“

Jake nahm den Brief stirnrunzelnd in die Hand. „Der Brief gibt nicht einmal einen Hinweis, wo Malcolm sich aufgehalten hat. Das ist das, was mich misstrauisch macht. Wir können nur hoffen, dass Edward eine andere, nettere Seite an seinem Vater entdeckt hat, die wir nicht gesehen haben. Und dass er nach dem Tod seines Vaters in die Obhut gutherziger Menschen gekommen ist.“ Er wischte mit seiner Hand eine neue Träne weg, die sich aus Charlottes Augenwinkel geschlichen hatte.

„Carlos war nicht im Stall. Ich vermute, du warst bei Onkel Theodor?“, fragte sie.

Jake nickte.

„Und was sagt er?“

„Er lobt die Milde deines Herzens und die Großzügigkeit deines Tuns und ermahnt mich – so wie du – wegen meines harten Herzens. Wenn wir nicht wissen, was wir tun sollen, liebe Charlotte, dann machen wir die richtigen Dinge einfach weiter. Davon gibt es mehr als genug. Für dich ist jetzt das Richtige, dass du schlafen gehst und dich morgen fröhlich um die Menschen kümmerst, die das Glück haben, sich in deiner Nähe aufzuhalten. Wir überlassen es dem lieben Gott, ob und wie Edward ein Teil unseres Lebens werden soll. Was hältst du davon?“

Charlotte löste sich von Jakes Griff, nahm ihre Nadel wieder in die Hand und stach in die angefangene Wolke hinein. „Ich kann noch nicht schlafen gehen“, widersprach sie. „Ich muss noch ein paar Gedanken zu Ende denken.“

„Aber jetzt fädelst du wenigstens einen Faden mit strahlendem Gelb in deine Nadel ein, und wir stecken die aufgehende Sonne.“

Er zog ein gelbes Garn aus Charlottes Korb, spitzte ein Ende mit seinen Fingern und nahm eine Nadel aus dem Nadelkissen. Charlotte lächelte,

fädelte das Garn ein und setzte vier zierliche gelbe Stiche mitten in die Sonne hinein.

„Damit haben wir Gott gebeten, die Sonne weiterhin über unserem Leben strahlen zu lassen, auch wenn es manch eine dunkle Wolke gibt. Auch über Edward, wo immer er auch sein mag. Und Charlotte – noch was ...“

Sie blickte hoch. „Ja?“

„Auch ich mochte den kleinen Kerl. Edward, meine ich. Und es würde mich freuen zu wissen, dass er in guten Händen ist.“

Der Postbote überreichte Dickon am nächsten Tag eine Karte, die er sofort Charlotte brachte. Die Nachricht war knapp. Sir Malcolm Forsythe-Drake habe in der Woche davor dieses Leben für ein besseres getauscht, liege auf dem Friedhof in Elmstock Street in Ostlondon, sein Grab sei mit einem schlichten Holzkreuz geschmückt und könne jederzeit besichtigt werden. Anweisungen, wie das Grab zu finden sei, standen auf der anderen Seite der Karte. Die Unterschrift unter der Nachricht war unlesbar.

„Klingt glaubwürdig, wenn er uns sogar einlädt, das Grab zu besichtigen“, war Jakes knapper Kommentar.

„Elmstock Street. Ist das wenigstens ein Hinweis darauf, wo sie gelebt haben und wo wir nach Edward suchen könnten?“, fragte Charlotte.

„Im Gegenteil. Das ist vermutlich das Ende unserer Suche nach Edward“, antwortete Jake nüchtern. „Elmstock Street ist der bekannte Armenfriedhof in der Mitte Londons. Malcolm muss in der Tat harte Zeiten durchlebt haben. Tote aus der ganzen Großstadt werden dorthin gebracht. Edward könnte überall sein. Bis wir alle Armenhäuser Londons abgesucht haben, sind wir selber reif fürs Grab.“

„So werden Hoffnungen geweckt und gleich wieder zerschmettert. Ich war darauf vorbereitet, Jake. Mach dir um mich keine Sorgen mehr. Ich habe mich wieder beruhigt.“

„Ich bin in der Bibliothek.“ Er küsste sie und verließ den Raum.

Von diesem Zeitpunkt an wurde Edwards Name nicht mehr erwähnt.

Kapitel 6

Charlotte stürzte sich mit voller Kraft in ihre Vorbereitungen für den Besuch der Stadtkinder aus den Armenhäusern, erstellte Listen und brütete über Essensplänen, Tagesprogrammen und Schlafordnungen.

„In einem Monat ist es so weit, Franny“, verkündete sie eines Tages. „Es werden nicht mehr trockene Listen sein, sondern Gesichter und Namen. Ich kann es kaum erwarten!“

Franny wischte sich die Hände an der Schürze ab, setzte zwei Teetassen und eine Kanne auf den Tisch und nahm neben Charlotte Platz. Listen lagen verteilt auf dem Tisch. Charlotte kaute an einem Bleistift und legte drei Blätter nebeneinander.

„Die Buben schlafen im Stall, die Mädchen in der alten Waschküche. Frederik hat beide Räume ausgefegt, und Dickon stellt morgen die Pritschen hinein. Wir richten sie mit einfachen Laken und Wolldecken. Ins Haus kommen die Kinder nicht. Sie brauchen nicht sehen, in welchem Wohlstand wir leben. Sie würden nur unzufrieden in ihre Waisenhäuser zurückkehren. Ein einfaches Leben, einfache Kost, viel Liebe und Zuwendung. Das ist das, was sie hier bekommen sollen.“

„Überlassen Sie mir und Dickon die Arbeit, Mylady. Hier, Ihr Tee. Sie haben genug Sorgen mit Ihrem eigenen Kind und müssen nicht die Sorgen von ganz England auf Ihren Schultern tragen. Vielleicht kann ich Elinor überreden, einen ordentlichen Besen oder einen Kochlöffel in die Hand zu nehmen. Bis dahin wird der gute Einfluss von Miss Dinkworth zu erkennen sein.“

Sie warf Charlotte einen scharfen Blick zu.

„Das ist ein Thema, über das ich mit dir reden muss, Franny. Miss Dinkworth hat heute geschrieben, dass sie nicht kommt.“

Franny stöhnte. „Und das sagen Sie mit so einer Gelassenheit, Mylady? Ich hätte ahnen müssen, dass es wieder aus irgendeinem Grund nicht klappt! Und darf ich fragen, warum sie uns im Stich lässt?“

Charlotte verzog das Gesicht. „Fragen darfst du, aber ich weiß nicht, ob ich dir Antwort geben will.“

Franny verschränkte die Arme über der Brust, zog die Schultern in die Höhe und richtete einen durchdringenden Blick auf Charlotte. „Na gut. Sie hat bestimmt Miss Singleton oder Miss Galloway oder Miss Fribstreet irgendwo getroffen und wurde durch die Schreckensgeschichten der ehemaligen Gouvernanten von Birch Heights abgeschreckt.“

Wenn Franny schon in Fahrt war, war sie kaum zu stoppen. „Tja, Kellerassel in den Laken, Wutausbrüche am frühen Morgen, Trotzausbrüche am Nachmittag, Spielsachen im ganzen Haus verstreut. Solche Geschichten haben Flügel. Ich war sofort misstrauisch, als Sie erzählten, Miss Dinkworth sei von Elinor so angetan gewesen!“

„Alles nur Vermutungen, Franny“, sagte Charlotte. „Zurück zu den Mahlzeiten. Bis dahin sind die ersten Salatköpfe bereit zur Ernte. Etwas Frisches ist für die Kinder gesund.“

„Nach Miss Dinkworths Vorstellungsbefuch habe ich gesehen, wie Elinor mit ihr zur Brücke lief, Mylady, und ihr einen Umschlag in die Hand drückte. Ich vermute, da war kein gemaltes Willkommensbild drin. Ob da irgendein Humbug gelaufen ist?“

„Franny, ich versuche, das Thema zu wechseln. Wir waren bei den Salaten.“

„Bedeutet es, dass Marie bleibt, Mylady?“

„Du musst dich vorerst einmal mit Marie abfinden, Franny, bis wir die freie Stelle wieder bekannt gemacht haben. Lord Jake hat sich gleich darangemacht, eine Anzeige aufzusetzen. Es wird nur eine kurze Verzögerung geben.“

Vorbei war die fröhliche Stimmung in der Küche. Franny setzte die Teetasse, die sie an die Lippen geführt hatte, wieder ab. „Mylady, ich bin mir nach wie vor unsicher mit diesem seltsamen Mädchen.“

Charlotte seufzte. „Ach Franny, jeder Mensch verdient eine zweite Chance. Wir regeln es so: Wenn du anwesend bist, hast du das Sagen und Elinor muss dir gehorchen. Wenn du nicht anwesend bist, überlässt du mir die Sache. Du musst mit Marie nichts zu tun haben. Klingt das vernünftig?“

„Wenn Sie so meinen, Mylady. Ich habe zu diesem Thema nichts mehr zu sagen.“

„Ich erwarte nicht, dass du vor Freude Luftsprünge machst. Aber glaub

mir, Marie hat mehr Angst vor dir als du vor ihr. Wenden wir uns nun angenehmeren Themen zu. Erzähl mir, wie es in deinem neuen Haus aussieht. Hast du schon eine Stelle vor dem Kamin für Dickons Pantoffeln gefunden?“

Franny lenkte ein. Die Frauen plauderten über Bodenbeläge, Vorhänge und Bettdecken und überlegten, ob Spitzendeckchen für den alltäglichen Gebrauch zu vornehm seien oder nicht. Franny fragte, ob sie ein Gemüsebeet oder ein Kräuterbeet im Garten anlegen sollte und ob das untere Ende des Gartens von einer Ligusterhecke oder von Lavendelsträuchern begrenzt werden sollte.

„Ich glaube, Jakes liebe Mutter lacht vom Himmel herunter, wenn sie deine Pläne für ihr Haus sieht, Franny. Füll bitte meine Tasse nach, dann trinken wir auf dein trautes Heim, auf mein zweites Kind, dass es nicht so ein launischer Wirbelwind wird wie das erste, auf eine baldige Gouvernante, die es mit unserer Elinor aufnehmen kann, und darauf, dass uns unbekümmerte Zeiten bevorstehen!“

Franny nahm die Teekanne in die Hand, füllte Lady Charlottes Tasse und hielt plötzlich inne. Sie starrte aus dem Fenster. „Man soll sich nicht zu früh freuen“, brummte sie. „Ich fürchte, die turbulenten Zeiten fangen erst an, Mylady, und kommen genau in diesem Augenblick angerannt.“

Mit grimmiger Miene trat sie zur Tür und öffnete sie. Marie stürzte in die Küche und packte Charlotte am Arm. Sie war verschwitzt und außer Atem, ihr Gesicht knallrot, ihre Haare flogen in alle Richtungen, ihr Hut hing an einem Bändchen auf ihrem Rücken. Franny runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf.

„Elinor ist verschwunden, Mylady! Wir waren im Birkenwald. Plötzlich war sie weg und kam nicht zurück, als ich rief. Sie ist bestimmt in den Höhlen verschwunden!“

„Und du stehst hier und wagst es, Lady Greenwold ins Gesicht zu sagen, dass das Kind, das in deiner Obhut war, in einem unterirdischen Gang verschwunden ist, in dem sie zu Tode stürzen könnte?“

„Franny, Ruhe!“ Charlottes Stimme erstickte. „Hol meine Sachen und lauf uns hinterher, ich gehe sofort hin.“

Franny war schon unterwegs. Charlotte stürmte in ihren Hausschuhen durch die Küchentür und zog Marie nach.

„Um Himmels willen, warum bist du ihr nicht einfach nachgegangen, Marie?“, fragte sie außer Atem. „Und was hattet ihr dort überhaupt zu suchen? Du hattest Anweisungen, im Park zu bleiben.“

„Mylady, wir bewunderten das Schiffswrack auf der Wiese. Und als ich mir den Bau ein wenig genauer von innen angeschaut habe, muss sie die Gelegenheit genutzt haben, sich zu den Höhlen davonzustehlen. Ich bin immer wieder erstaunt, wie schnell sie sich alleine durch die Gegend bewegen kann. Sie ist mir einfach davongeflizt!“, stotterte Marie, außer Atem. „Sie redet in letzter Zeit immerzu von den Höhlen, meint, dunkle Welten wären sowieso ihre Welten, will nicht immer auf später getröstet werden. In die Höhlen kann ich aber nicht! Ich ... ich erstickte, wenn es um mich dunkel wird, ich kann nicht atmen, bin gelähmt vor Angst ...“

Völlig atemlos holte Franny mit Charlottes Hut und Stiefel in der Hand die beiden am Turm ein. Charlotte zog die Stiefel über ihre Füße und setzte den Hut auf.

„Elinor, wo bist du?“, brüllte Marie bei der Ruine.

„Miss Marie, da bist du ja! Warum bist du nicht mitgekommen?“, kam eine helle Stimme zurück. Es war Elinor. Sie saß im Schatten des Turmeingangs neben Frederik, der sie in seiner Armbeuge hielt, während sie Reste von Möweneiern betastete und aufgeregt plauderte. Marie packte sie an den Schultern.

„Elinor, das darfst du niemals, niemals wieder machen, versprich es mir!“

„Gott sei Dank, du bist in Sicherheit!“, rief Charlotte. „Du hättest in irgendeinen Abgrund stürzen können!“

„Nicht bei den sicheren Treppen, die Dickon und ich gebaut haben“, grinste Frederik. „Elinor springt wie eine Gazelle hinunter. Offensichtlich haben wir gute Arbeit geleistet!“

Charlotte wandte sich zu Marie. „Marie, du hast keine gute Arbeit geleistet“, schalt sie. „Geh zurück ins Haus – wir reden später in meinem Salon miteinander. Franny, du kümmerst dich um Elinor. Marie, du hörst gar nicht zu! Was hast du bloß?“

Marie lehnte am Holzrahmen der alten Tür, dem Eingang zu den Höhlen, und starrte gebannt in die Finsternis, in die die Treppe hinunterführte. Sie wischte ihre Stirn mit der Hand und schüttelte den Kopf. „Da ist

irgendetwas, ich weiß nicht, was, Mylady. Etwas Dunkles, Unsichtbares schlägt mir entgegen, sobald ich in der Nähe dieser Ruine bin.“

Sie drehte sich um und lief mit hängenden Schultern den Berg wieder hinunter. Elinor klammerte sich an Frederik und wehrte sich strampelnd und heulend, als Franny versuchte, sie an der Hand zu greifen.

„Wo hast du sie gefunden, Frederik?“, fragte Charlotte.

„Unten in der Bucht, Mylady“, antwortete er. „Sie unterhielt sich mit den Fischersleuten. Sie können stolz auf Ihre Tochter sein. Furchtlos stieg sie den Weg durch die dunklen Gänge hinab. Sie tastete sich an den Geländern entlang, die Dickon und ich gebaut haben, hat wohl genau gelauscht, wenn wir davon geredet haben. Bis ich sie fand, wusste sie, wann die besten Zeiten sind, aufs Meer zu fahren und wann Ebbe und Flut ist. Gerade unterhielten wir uns über Brutzeiten und Flugbewegungen der Möwen und unsere Fortschritte beim Durchgang in die Fischerhöhle. Sie haben eine schlaue Tochter, Mylady. Miss Marie lockt Schätze aus dem Kind heraus.“

„Eine fahrlässige, unartige Tochter unter der Obhut einer Frau, die genauso fahrlässig ist“, erwiderte Charlotte. Ihre Stimme zitterte immer noch. „Wenn ich deine Beobachtungen zur Erziehung meiner Tochter benötige, werde ich mich melden, Frederik.“

„Verzeihung, Mylady.“

Frederik biss sich auf die Lippen und schwieg. Charlotte schnappte sich ihre schreiende Tochter, zerrte sie hinter sich her und deutete Franny, ihr zu folgen. Sie warf einen ängstlichen Blick zurück auf den Eingang der Höhlen, bevor sie mit Elinor den Hang hinunterhastete.

„Ich will zu Miss Marie!“, schrie Elinor.

Charlotte blieb stehen und fasste sie energisch an beiden Schultern. „Wenn du weiterschreist, gehst du heute nicht mehr zu Miss Marie. Hör sofort auf, dann darfst du vielleicht noch eine Gute-Nacht-Geschichte von Miss Marie hören.“ *Wahrscheinlich die letzte*, dachte sie dabei.

Elinor winselte, wägte beide Möglichkeiten noch einmal ab, schniefte und wurde ruhig.

„Mylady, sehen Sie es jetzt immer noch nicht? Ich ahne Schlimmes“, flüsterte Franny in Charlottes Ohr.

„Du ahnst immer Schlimmes, Franny. Ich regle die Sache und brauche dazu deine Hilfe nicht.“

Franny grummelte weiter über Kleidungsstücke, die in die falschen Schubladen gelegt, und Fensterläden, die abends nicht befestigt wurden, über Malstifte, die auf dem Tisch liegen blieben, und über Spuren von dreckigen Stiefeln, die im Eingangsflur gesichtet wurden.

„Das reicht, Franny“, wies Charlotte sie zurecht. „Ich möchte nichts mehr über Mariés Missetaten hören.“

Sie liefen schweigend weiter. Franny folgte Charlotte in die Küche und Elinor wurde mit der Aussicht ruhig gehalten, Kekse backen zu dürfen. Charlotte lief in ihren Salon hoch, um auf Marie zu warten. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb mit zitternder Hand auf ein Blatt Papier die Worte: *Da ist irgendwas, ich weiß nicht, was. Etwas Dunkles und Unsichtbares, das mir entgegenschlägt, sobald ich in der Nähe der Ruine bin.* „Ich muss sie fragen, was sie damit meint. Warum spüre ich genau das Gleiche? Aber die Männer nicht? Und ich dachte, wir hätten dieses Kapitel unserer Geschichte endgültig abgeschlossen.“

Edward wälzte sich in seinem Bett. In einem halb bewussten Zustand zwischen Wachsein und Schlafen träumte er, dass Mr Creek sich über ihn beugte und aus seinen Händen Krallen ausfahren ließ, um damit tiefe Furchen in sein Gesicht zu graben. Er wachte ruckartig auf, kurz bevor die Krallen seine Haut berührten. Vor lauter Angst wagte er nicht mehr einzuschlafen. Seine Gedanken schweiften hin und her und blieben schließlich bei William hängen. Wie es ihm wohl ging, ob er eingeschlafen war?

Eine plötzliche Unruhe kam über ihn. Er zündete die Kerze an, die auf dem Beistelltisch neben seinem Bett stand, zog seine Jacke über das Nachthemd und Socken über die Füße, öffnete leise die Tür und schlüpfte aus seinem Zimmer. Mr Creeks Tür war geschlossen, kein Licht schimmerte durch den Spalt am Boden.

Das Licht des Vollmonds schien von einer Dachluke herunter auf die große Treppe. Die Schreie der Trunkenbolde klangen muffig und gedämpft von der Straße draußen. Edwards Herz klopfte bis zum Hals, er klammerte sich an das Treppengeländer und setzte beide Füße nacheinander auf jede Stufe, bevor er wagte, die nächste zu betreten. Es kam ihm wie eine Ewigkeit

vor, bis er an Williams Tür stand und den Griff leise nach unten drückte. Es war totenstill und eiskalt in dem kleinen Raum. William lag mit seinem Gesicht nach unten, die dünne Decke war hinuntergerutscht. Edward stellte die Kerze auf den Steinboden, sank neben dem Bett auf die Knie und zog die Decke hoch über Williams Schulter.

„William, ich bin es wieder.“

Es kam keine Reaktion. Ein Gefühl von Panik überkam ihn. Er griff unter der Decke nach Williams Handgelenk und fühlte seinen Puls. Er wusste wenig von dem, was normale Kinder mit dreizehn Jahren schon wussten. Aber ob ein regloser Körper noch Leben in sich hatte oder nicht, erkannte er auf Anhieb. Und bei William fühlte er nun ein schwaches Pochen.

„William, nicht aufgeben, ich sage Mrs Fimble, sie soll einen Arzt holen.“

William drehte seinen Kopf zu Edward hin und öffnete seine Augen. Sie sahen im Licht der flackernden Kerze zu groß aus für das dünne Gesicht, und Tränen schimmerten an ihren Rändern.

„Nein, Edward“, hauchte er. „Der Arzt war da. Er kann nichts mehr tun.“ Seine Stimme raspelte.

„Dann hole ich dir noch was zu essen. Ich habe Brot im Zimmer. Ich bin gleich wieder da.“

„Nein, Edward! Bleib! Ich will, dass es zu Ende geht. Aber ich werde dich vermissen.“

„Nein, William! Du musst bleiben! Du darfst nicht sterben!“ Edward schüttelte ihn sanft an den Schultern und blickte ihm in die Augen, die über den eingesunkenen Wangen fiebrig glänzten. „Wir haben uns gerade erst gefunden. Du darfst nicht wieder gehen! Wir zwei, wir schaffen es, hier wegzukommen – ehrlich! Unser Fluchtplan ist gut! Zu zweit schaffen wir es.“

William stieß ihn sanft von sich. „Lass, Edward. Ich mache keine Pläne mehr. Wir haben von der anderen Welt gesprochen. Da gehe ich jetzt hin. Das ist der einzige Plan, den ich habe.“

„Dann lass mich mitkommen, William. Schick jemand, der mich holt. Du bist mein einziger Freund auf dieser Welt. Nur mit dir zusammen ist es erträglich geworden. Wenn du gehst, gehe ich auch.“

Er schluchzte in die Decke hinein, so leise er konnte, aus Angst, dass William sich aufregen würde. William sagte nichts, streichelte nur Edwards Haare mit Fingern, die sich kaum noch bewegen konnten.

Am nächsten Morgen wurde Edward unsanft von einem Keifen geweckt. Mrs Fimble hatte ihn gefunden – schlafend, neben dem Bett kniend, seine Arme um William geschlungen, seinen Kopf auf Williams Brust. Sein Gesicht fühlte sich noch feucht von Tränen an.

„Um Gottes willen, was machst du denn hier, du böser Schlingel?“, schrie sie. „Bist schlafgewandelt, was?“ Sie griff ihn an den Schultern und zerpte ihn weg vom Bett.

„Willst du, dass die giftigen Gase aus seinem Maul“ – sie deutete mit dem Kopf auf William – „sich im ganzen Haus verbreiten? Uns alle umbringen?“, kreischte sie und schleppte Edward aus dem Zimmer und in einen nahe gelegenen Waschraum.

Ein beißender Gestank von Schnaps füllte Edwards Nase und Mrs Fimbles rotes, aufgedunsenes Gesicht stierte ihn von oben herab an. Sie riss ihm seine Kleider vom Leib, ließ ihn splinternackt, bibbernd vor Kälte und immer noch schlaftrunken mitten im Raum stehen und füllte ein Fass mit Wasser. Anschließend schrubbte sie seinen ganzen Körper mit einer rauen Bürste. Zuerst mit eiskaltem Wasser und Seife, danach holte sie einen Eisenkessel aus der Küche und schrubbte ihn ein zweites Mal mit kochend heißem Wasser. Er schrie vor Schmerzen und versuchte, sich freizustrampeln. Doch je stärker er sich wehrte, desto fester wurde Mrs Fimbles Griff.

„Diese kleinen Mistbeutel, Bösewichte, elenden Ratten“, keifte sie, während sie schrubbte. „Der Fluch meines Lebens. Was tue ich alles für euch – und was bekomme ich als Dank? Seuchen, Kot, Dreck! Pass du nur auf, dass ich dich nicht eines Tages aus Versehen in ein Fass voll kochendem Wasser hineinfallen lasse und du genauso mausetot daliegst wie dein Freund da drüben!“

William? Tot? Im Nu war Edward ganz bei Sinnen. Nein, das konnte, das durfte nicht wahr sein! Plötzlich hatte er nur einen Gedanken im Kopf: Noch einmal William sehen! Sich Gewissheit verschaffen, dass er noch lebte. Ihn noch einmal drängen, wieder gesund zu werden. Vielleicht tat Mrs Fimble nur so, als ob er tot sei, weil sie ihn sich tot wünschte. Edward hörte auf, sich zu wehren und wartete, bis seine Peinigerin ihm

ein langes, grobes Baumwollhemd übergezogen hatte, das ihm bis zu den Knien reichte und seine Haut kratzte. Danach verließ sie den Raum und rief über ihre Schulter: „Und jetzt bleibst du kleines Dreckstück hier, bis jemand dich holt.“

Er hörte ihre schweren Tritte auf der Treppe, wartete, bis alles still war, blickte in den Gang in beide Richtungen und schlich zurück in das Zimmer, in dem William lag.

Nirgendwo war eine Spur von Marie. Charlotte lief rastlos in der Eingangshalle hin und her, blickte in den Park, seufzte, ließ die Tür zu ihrem Salon halb offen und setzte sich schließlich auf die Fensterbank. Das einzige Geräusch, das zu hören war, war das Ticken der Kaminuhr. Sie holte ihr Stickbild aus dem Korb, breitete die Leinwand auf ihrem Schoß aus und musterte die Wolke, die mit schwarzen Stichen umrandet war. Sie fädelte einen grauen Faden in die Nadel ein. „Schattierungen von Grau, Schwarz nur am Rand, dann sieht die Wolke nicht gar so düster aus“, beschloss sie. „Als Zeichen der Hoffnung, dass meine Fragen alle eine Antwort finden.“

Weiter kam sie nicht, es hatte an der Tür geklopft. Sie legte das Bild zurück in den Korb, ohne sich zu erheben. „Marie?“

„Sie hatten gerufen, Mylady.“

„Ich hatte nicht gerufen, ich hatte gesagt, du sollst hier oben auf mich warten. Marie, du musst lernen, Anweisungen genau zu befolgen. Wenn ich sofort sage, dann meine ich auch sofort.“

„Ist nicht mehr nötig“, antwortete Marie.

„Was meinst du, ist nicht mehr nötig?“ Erst jetzt erhob sich Charlotte und wandte sich Marie zu. Diese stand immer noch hinter der Tür mit Hut, Mantel und Stiefeln und einer Tasche in der Hand.

„Und was soll das bedeuten, Marie?“

„Franny sagte, ich solle meinen Koffer packen, weitere Nachlässigkeiten werden die Herrschaften nicht dulden. Lord Jake schon gar nicht. Ich verlasse Birch Heights. Ich spare Ihnen die Mühe, mir schonend beizubringen, dass ich gehen muss. Franny sagt, ich darf die Kleider, die ich bekommen habe, und den Hut als Dank für meine Arbeit mitnehmen.“

Am besten bringe ich den Abschied gleich hinter mich. Es bleibt mir nur zu hoffen, dass Mrs Willow mich sofort aufnehmen kann.“

Charlotte strich ihren Rock glatt, trat auf Marie zu und zog sie in den Raum. Sie stellte sicher, dass keine neugierigen Ohren in Reichweite waren, um ihrem Gespräch zu lauschen, und schloss die Tür. „Nun mal nicht so schnell. Lord Jake kommt heute Abend von Pensance wieder, bis dahin bleibst du auf jeden Fall hier. Willst du ein Glas Wasser? Setz dich. Du bist völlig durchgeschwitzt. Nach wie vor dünn und blass. Die Aufregung bekommt dir nicht gut.“

Marie setzte sich auf den Rand des Stuhls, auf den Charlotte gedeutet hatte. Sie drehte an einem Knopf ihres Mantels und wartete auf Charlotte, die ein Glas mit Wasser aus einem Krug auf der Kommode füllte und ihr reichte. Danach zog sie den Stuhl von ihrem Sekretär heran und setzte sich Marie gegenüber.

„Sie sind nicht zornig mit mir, Mylady?“ , fragte Marie zaghaft.

„Natürlich bin ich zornig. Genauso wie ich manchmal mit Franny, Dickon, Jake, gelegentlich mit Frederik, häufig mit Elinor und oft auch mit mir selbst zornig bin. Gerade jetzt bin ich zornig, weil du auf Franny hörst und dich vom Dienst abmelden willst. Mit welchem Recht tust du das?“

„Weil Franny mir jeden Tag das Gefühl gibt, ich sei hier am falschen Platz und würde mit meinem Federkopf den Untergang von Birch Heights einleiten. Jetzt kommt noch dazu, dass ich zu feige bin, in die Höhlen zu gehen.“

„Und wer ist hier die Herrin, Franny oder ich?“

„Sie natürlich, aber neben Franny ist da ja auch noch Frederik.“

„Was hat Frederik mit der Sache zu tun?“

Marie kaute an ihrer Unterlippe und blickte aus dem Fenster. „Er hat mitbekommen, wie Sie mich ausgeschimpft haben, oben an der Ruine, und dass ich mich nicht dazu durchringen konnte, auf seinem neu angelegten Weg unter die Felsen zu gehen, um nach Elinor zu suchen. Verstehen Sie nicht, Mylady? Ich habe nicht nur meine Pflichten vernachlässigt, sondern mich auch gründlich blamiert. Frederik war so liebenswürdig zu mir, als ich hier ankam, und jetzt sieht er, was für einen Feigling ich bin!“

„Es kann dir wohl einerlei sein, was Frederik von dir hält. Aber warum hast du Angst vor der Dunkelheit in den Höhlen, Marie?“

Marie zuckte mit den Achseln und wich Charlottes scharfem Blick aus. „Ich weiß es nicht. Wenn ich bleiben dürfte, würde ich versuchen, meine Angst zu überwinden. Ich würde mich zwingen runterzugehen, wenn es Ihnen wichtig ist.“

Charlotte legte den Kopf schief und schaute die junge Frau prüfend an. „Marie, kann es sein, dass du irgendwann mal etwas Schlimmes in einem dunklen Raum oder in einer Höhle erlebt hast? Versuche, dich zu erinnern. Was war da?“

Marie erschauerte und blickte nur stumm zu Boden.

Charlotte füllte ihr Glas mit Wasser nach. „Elinor wird dir sicher gerne behilflich sein, deine Angst vor den Höhlen zu überwinden“, sagte sie in einem heiteren Ton. „Das heißt, bis die neue Gouvernante kommt. Dann bist du von deinem Dienst befreit – vorher nicht.“

„Ich dachte, sie kommt in wenigen Tagen, Mylady.“

„Du meinst Miss Dinkworth? Sie hat sich anders entschieden.“

„Warum?“

Charlotte seufzte. „Ich vermute, Elinor hatte ihre Finger im Spiel. Sie gab Frau Dinkworth wohl einen Umschlag. Ich kann nur vermuten, dass sie die Worte ‚Ich hasse dich‘ auf einen Zettel geschrieben und in den Umschlag gesteckt hat. Den Satz kann sie nämlich schreiben, auch ohne zu sehen. Aber ich frage lieber nicht nach. Und du und ich, wir wissen von nichts. Lord Jake versucht, einen Ersatz zu finden. Bis dahin brauchen wir dich. Du versuchst, unauffällig und fügsam zu sein und Franny aus dem Weg zu gehen.“

„Das bringt nichts, Mylady. Franny hätte Dinge an mir auszusetzen, auch wenn ich hundert Meilen von ihr entfernt wäre.“

„Weißt du, was man macht, wenn Menschen schlecht von einem denken und man meint, ihre Vorwürfe seien unberechtigt?“

„Nein, Mylady.“

„Man beweist ihnen, dass sie Unrecht haben. Dafür hast du jetzt Zeit. Wenn es weitere Zwistigkeiten mit Franny gibt, dann muss eine von euch beiden gehen, und ich befürchte, das bist du.“

„In Ordnung, Mylady. Ich bemühe mich.“

„Du packst deine Sachen wieder aus, holst Elinor aus der Küche und bittest Franny, zu mir hochzukommen. Das war alles.“

Marie erhob sich, machte einen hastigen Knicks, griff nach ihrer Tasche und eilte aus dem Raum. Sie hielt an der Tür an, als Charlotte sie zurückrief.

„Eine kleine Sache noch, Marie. Kann es sein, dass du zu viel Wert legst auf das, was Frederik über dich denkt?“

Marie traten Tränen in die Augen, die sie gleich fortblinzelte. „Noch nie ist ein Mann so gütig zu mir gewesen, Mylady.“

„Er ist zu allen gütig, zu Männern wie zu Frauen. Das solltest du vielleicht wissen.“

Marie nickte, drehte sich um und rannte die Treppe hoch zu ihrem Zimmer.

„Und jetzt kommt das schwierigere der beiden Gespräche“, stöhnte Charlotte.

Kapitel 7

William lag noch da. Aber der zaghafte Herzschlag, den Edward in der Nacht gespürt hatte, war nicht mehr zu hören. Williams Augen waren geschlossen. Ein Arm lag über seinem Kopf, der andere auf seiner Brust. Seine Hand war zur Faust geballt und umklammerte etwas. Vorsichtig öffnete Edward die steifen, kalten Finger und befreite seine kleine Muschel.

„Ich würde dir meine Muschel mit ins Grab geben, William, aber ich fürchte, sie wird dir weggenommen, wenn sie hierbleibt“, flüsterte er. Er versuchte, die Weinkrämpfe zu unterdrücken, die seinen Körper schütteln wollten. Bald würde der Bestatter William holen. Mrs Fimble würde das Zimmer am Boden und an den Wänden nass abspritzen. Nicht um die anderen Buben vor der Schwindsucht zu schützen, sondern sich selber. Ratten würden aus ihren Verstecken unter den brüchigen Bodenfliesen hervorkriechen und durch den Raum huschen.

Edward wusste nur zu gut, wie es sich anfühlt, wenn man tote Haut

berührt: klamm und feucht. Er kannte die bedrückende Atmosphäre eines Raumes, in dem der Todesengel gerade seine Beute abgeholt hatte. Seit frühester Kindheit hatte er seinen Vater in Totenkammern begleitet. Bevor Sir Malcolm in Spiel- und Trinksucht abgestürzt war, hatte Edward die Reichen in ihren letzten Atemzügen beobachtet, umgeben von Angehörigen, die wie die Geier lauerten und sich noch am Sterbebett eines Vaters oder einer Mutter um das Tafelsilber stritten. Er kannte Särge aus feinstem Mahagoni, er kannte vorgetäuschte Tränen und heuchlerische Trauerreden, Weihrauch, singende Knaben.

Manchmal hatte sein Vater ihn gezwungen, seine feinste Hose und sein sauberstes Hemd anzuziehen und eine Kerze vor dem Sarg herzutragen. Wenn er Glück hatte, durfte er nach dem „Staub-zu-Staub-und-Asche-zu-Asche“-Spruch des Priesters ein auswendig gelerntes Gebet am offenen Grab vortragen. An einem guten Tag bekam er dann von irgendeiner Dame in Schwarz mit Worten wie „hinreißend, der goldige Kerl“ eine Münze überreicht. Sein Vater kassierte die bescheidene Belohnung gleich ein, tätschelte seinen Kopf und raunte ihm zu: „Nett gemacht, Junge, nett gemacht. Schauspielern kannst du gut. Das wird dir in Zukunft dienen. Immer, wenn du etwas erreichen willst, musst du schauspielern. Dann bekommst du, was du willst.“

Seit sein Vater die Firma heruntergewirtschaftet hatte, kannte Edward nur noch Armenbegräbnisse. Schlaffe Leichname in alte Laken gewickelt, in ungeschliffene Holzkisten gelegt. Keine Trauerreden. Keine Leute, die trauerten. Oder die so taten, als ob sie trauern würden.

Diese Leiche war anders. Diese hatte eine Seele gehabt. Eine Seele, die auf den Schrei seines eigenen hungrigen Herzens geantwortet hatte mit etwas, was er bis dahin nie erlebt hatte: Freundschaft.

Hoffnung war in ihm aufgekeimt, dass die Misere einer nie aufhörenden Hölle doch zu ertragen war, weil er nicht alleine war, weil er einen Seelenverwandten gefunden hatte. Aber so schnell, wie diese Hoffnung aus der fahlen Asche einer gebrochenen Existenz entsprungen war, so schnell war sie im Keim erstickt.

„Die Ortschaft Pensance bietet gute Aussichten“, berichtete Jake. „Mr Thompson will mehr Besucher an diesen Teil der Küste locken. Die Piratenlegende bringt Farbe und Atmosphäre in die Gegend. Und daneben ist es auch ein gutes Ausflugsziel für unsere Stadtkinder.“

Charlotte hatte ihren Mann zu einem Abendspaziergang eingeladen, damit er die Ereignisse des zurückliegenden Tages direkt von ihr erfahren konnte, bevor er Franny über den Weg lief. Sie spazierten Hand in Hand durch den Birkenwald und bewunderten die Veilchen und die Blaukissen, die von der Ferne leuchteten und das Grau der Steinmauer mit Farbtupfern schmückten.

„Und wie war es bei dir, Charlotte? War dein Tag ruhig oder plagst du dich mit neuen Sorgen?“

„Sorgen wird es immer geben, solange es Menschen gibt“, antwortete sie mit mehr äußerer Gelassenheit, als ihr Herz verspürte. „Ich versuche, die Sorgen schneller abzulegen. Langsam verstehe ich, was Onkel Theodor gemeint hat, als er einmal sagte: ‚Je mehr Menschen ich kenne, desto mehr schätze ich mein Pferd‘.“

Jake lachte laut. „So etwas aus dem Mund einer Frau, die in allen Menschen, denen sie begegnet, nur Gutes sieht! Und was hat Elinor heute angestellt?“

„Du wirst stolz auf sie sein, Jake. Sie konnte heute Abend alle Namen der Fische aufsagen, die im Meer an der Küste Cornwalls schwimmen: Sandaal, Wolfsbarsch, Knurrhähne, Pollacks, Dorsche, Hummer, Garnelen. Sie wusste, warum der Seetang für die Lebewesen im Meer überlebenswichtig ist und welche Fische welche Preise auf dem Markt bringen.“

„Sag bloß! Und das hat sie von Marie?“

„Sie hat es von den Fischersleuten. Sie war unten bei den Kuttern. Heute, als ich ihr eine gute Nacht wünschen wollte, erzählte sie mir alles, was ein kundiges Fischerweib über den Fischfang wissen muss. Sie war außerdem in der Fischerhöhle und wusste sogar vom geplanten Durchgang in der Felswand.“

„Marie war in der Bucht nicht mit dabei?“, fragte Jake mit hochgezogenen Augenbrauen.

Charlotte blickte ihn von der Seite an. „Marie hat eine lähmende Angst vor den unterirdischen Gängen und vor der Bucht. Sie merkte erst zu

spät, dass Elinor fort war. Frederik sammelte sie unten auf und brachte sie wieder nach oben. Franny ist außer sich vor Wut. Ich habe Marie eine letzte Chance gegeben. Noch ein solcher Zwischenfall oder ein Streit mit Franny, dann geht sie sofort zu Mrs Willow, ansonsten bleibt sie, bis wir eine Gouvernante haben.“

Jake und Charlotte hatten sich auf eine Gartenbank gesetzt, die Frederik in den Schatten der Mauer gestellt hatte. Von dort aus konnten Spaziergänger das frische Grün des Birkenhains und die Blütenesselweiden in aller Ruhe bewundern. Die rotbraune Backsteinmauer des großen Hauses schimmerte über die Rasenfläche hinweg und durch die Bäume hindurch. Jake nahm Charlottes Hand und schlang seine Finger um die ihren.

„Schade, dass Miss Dinkworth uns im Stich gelassen hat. Wenn Elinor die Namen der Fische von Marie gelernt hätte, wäre Marie in meinem Ansehen gestiegen.“

Charlottes Augen leuchteten auf, sie griff Jakes Arm mit beiden Händen. „Aber Jake, Marie verdanken wir auch das. Sie hat Elinors Neugierde geweckt, ihr eine Sprache gegeben. Sie redet mit dem Kind, zeigt ihm alles, lässt es alles abtasten. Welches andere halb blinde Kind würde sich trauen, sich alleine durch unterirdische Gänge hindurchzutasten und sich von fremden Menschen Auskünfte über Fische geben zu lassen? Seit Marie hier ist, lebt Elinor auf! Du darfst es Marie nicht zum Vorwurf machen, dass sie vor den Höhlen Angst hat. Ich habe auch Angst.“

„Marie hat aber die Aufgabe, auf unsere Tochter aufzupassen. Da kann man sich solche Empfindlichkeiten nicht leisten. Aufgabe ist Aufgabe.“ Er sah auf ihre ineinander verschränkten Finger und drückte ihre Hand fester. „Aber streiten werden wir uns jetzt nicht. Du gehst mit Marie weise um. Ich hatte Angst, dass die Frau dich zu sehr in ihren Bann zieht. Außerdem nimmt sich Franny zu viele Freiheiten heraus. Sie vergisst, dass sie nicht mehr deine Aufpasserin, sondern deine Haushälterin ist. Und es war an der Zeit, dass sie an ihre Stellung erinnert wird.“

„Sie meint es gut, Jake.“

„Zurück zu Marie, liebe Charlotte. Du hast ihr hoffentlich keine Lobreden gehalten, die ihr zu Kopfe steigen!“

„Keine Sorge!“, lachte Charlotte.

Jake holte einen Umschlag aus seiner Jackentasche heraus. „Hier eine

weitere Antwort auf unsere Schreiben an die bekanntesten Armenhäuser Londons. Ein Brief von einem Mister Creek. Er hat von unserem Angebot gehört, Stadtkindern einen Aufenthalt an der Küste zu ermöglichen, und zeigt großes Interesse. Er scheint um die ihm anvertrauten Kinder sehr bemüht zu sein, will das Los der Straßenkinder verbessern und sein Armenhaus zu einem Vorbild für andere Großstädte entwickeln. Sucht nach Gleichgesinnten, die ihm helfen, Reformen voranzubringen. Er fragt, ob ausgewählte Kinder aus den Heimen, denen er vorsteht, sich an unserem Sommerangebot beteiligen dürfen. Auf so eine Antwort hatte ich gewartet. Da hätten wir gleich die vier Buben, die wir suchen.“

Charlotte blickte neugierig auf den Brief. „Ich kann nur staunen. Ich hatte befürchtet, dass niemand auf unser Angebot antwortet, aus Angst davor, dass das Elend der Heime an die Öffentlichkeit gelangt. Dieser Mann ist mutig. Sollen wir ihm nicht gleich anbieten, dass wir mehr als vier Jungen nehmen?“

„Auf gar keinen Fall, Charlotte! Dickon meint, vier seien für das erste Mal genug. Buben sind anstrengender als Mädchen. Mr Creeks Offenheit spricht für ihn. Ich antworte morgen. Dickon soll die Kutschen organisieren. Es tut Franny und Dickon gut, ihre Köpfe mit anderen Dingen zu füllen als mit Marie.“

Der Himmel war verhangen, als Jake und Charlotte durch den Wald zurückschlenderten. Erste Regentropfen fielen, und sie beschleunigten ihre Schritte. Als sie die Eingangstür erreichten, fing es an zu schütten.

Dickon erschien an der Treppe und half ihnen, Stiefel und Mäntel ausziehen. Jake verschwand in die Bibliothek. Ein gemütliches Feuer begrüßte Charlotte in ihrem Salon, und eine Öllampe beleuchtete ihren Schreibtisch.

„Danke, Dickon“, sagte sie. „Keine Post heute?“

„Nur der Brief von Mr Creek für Lord Jake, Mylady. Sie fragen jeden Tag. Erwarten Sie nach der Todesmeldung weitere Nachrichten aus London?“

Charlotte warf ihren Hut auf die Couch, setzte sich in den Sessel neben dem Kamin und wärmte ihre Finger nah am Feuer. „Meine Gedanken kreisen immer wieder um Edward, Dickon. Wo finden wir ihn? Was macht er jetzt, während ich hier sitze? Zu wem sagt er heute Gute Nacht? Wer bereitet morgen sein Frühstück vor?“

„Denken Sie nur laut oder möchten Sie eine Antwort, Mylady?“, fragte Dickon.

„Ach Dickon, es tut mir leid. Du hast genug Lasten zu tragen, lass dies meine Last sein.“

„Ich konnte den kleinen Kerl auch gut leiden, Mylady. Falls dieser Mr Creek es mit seinem Plan ernst meint und wir nach London fahren, wer weiß? Vielleicht stoßen wir auf eine Nachricht von Edward.“

„London ist eine große Stadt, Dickon. Ich habe alles, was ich brauche. Du darfst gehen.“

„Jawohl, Mylady. Guten Abend.“ Er verneigte sich und verließ den Raum.

Charlotte starrte ins Feuer und brütete vor sich hin. Sie beobachtete, wie eine kleine Motte in Kreisen um die Flamme der Lampe flog. Als Jake sie eine Stunde später aufsuchte, lag ihr Kopf auf ihren verschränkten Armen auf dem Tisch, ihr Gesicht war nass von Tränen.

Mr Creeks Augen verengten sich zu schmalen Schlitzern. „Du bist heute nicht in Form, Edward. Bemühe dich mehr. Die Zeit wird knapp. Jetzt noch einmal die Begrüßung. Du blickst mit großen Augen hoch, gibst deine Hand und sagst: ‚Ich bin Edward. Ich bin zutiefst dankbar, hier zu sein.‘ Versuch es noch mal. Überzeugender. Ich bin der Gastgeber, ich komme in den Raum. Du springst aus deinem Sitz und es geht los.“

Die täglichen Übungen mit Mr Creek waren länger geworden. Erst wenn er mit Edwards Fortschritten zufrieden war, ließ er den Jungen zur Küche gehen und von Mrs Fimble ein Stück Brot holen, das er alleine in seinem Zimmer verspeiste. Danach musste er Lese- und Rechenaufgaben machen.

Heute war Mr Creek gereizter als sonst. Grimmig fragte er: „Und was ist mit ‚Verdammt noch mal‘ oder ‚zum Teufel!‘?“

„Diese Worte sollen in vornehmer Gesellschaft nicht einmal gedacht, geschweige denn ausgesprochen werden, Sir“, antwortete Edward. „Aber solche Dinge habe ich noch nie gesagt“, fügte er hinzu. „Aber Sie und mein Vater sagen so etwas in jedem zweiten Satz.“

„Du Rotznase – so eine Unverschämtheit!“, brüllte Mr Creek. Edward sprang einen Schritt zurück. „Und überhaupt, was lümmelst du heute so träge in der Gegend herum? Du sollst ein Vorzeigekind sein. Du sollst der Beweis sein, wie gut unsere Arbeit hier im Armenhaus ist! Du sollst das Herz deiner Verwandten gewinnen und dann offenbaren, wer du bist. Im Moment kann man dich nur als Paradebeispiel für einen Nichtsnutz vorzeigen! Ist das der Dank für all die Mühe, die ich mir gemacht habe? Zum Teufel mit dir! Und hör mit den Tränen auf. Jungen in meinen Häusern weinen nicht. Weinen ist Undankbarkeit. Wer lang genug von Mr Creek erzogen worden ist, kennt Tränen nicht mehr.“

„Ich habe Kopfweg, Sir.“ Edward fuhr mit der Zunge über seine trockenen Lippen. Er senkte den Kopf, seine Augen brannten.

„Dann erst recht, Junge! Du musst schauspielern! Wie du es von deinem Vater gelernt hast! Die Rolle spielen! Auch wenn du noch so krank wärst, das Schauspiel geht weiter!“

Mr Creek packte Edward an den Schultern, drückte ihn auf den Stuhl und umkreiste ihn mehrmals. Er beugte sich und schüttelte seinen Zeigefinger vor Edwards Gesicht. „Was, wenn du die Rolle nicht spielst? Wenn du nicht den braven, gut geratenen, gut versorgten Jungen spielst, was dann?“

„Augen – Augen überall; Ohren – überall versteckt!“, stammelte Edward. „Zurück zu den Särgen, zurück zu den Leichen, nie wieder raus!“

Er bekam eine Ohrfeige auf beide Backen, damit war die Lektion zu Ende. Er sollte ohne Mittagessen in sein Zimmer gehen, zur Besinnung kommen, sich danach als lernwilliger und gut gelaunter Schüler zeigen, dann gäbe es was zu essen.

Edwards Wangen glühten, sein Kopf pochte. Auch William hatte anfänglich Kopfweg und Fieber gehabt. Hatte er sich angesteckt? Sein Körper schmerzte, sein Magen verkrampfte sich vor Hunger. Er warf sich auf sein Bett. Die Tränen wollten nicht kommen. Nur Benommenheit und Leere herrschte in ihm vor.

Er fühlte noch Williams dünne, kalte und feuchte Haut unter seinen Fingern und hatte seine hohlen Wangen vor Augen. Wo war er jetzt? Was hatte Mrs Fimble mit ihm gemacht? Mr Creeks knochiger Zeigefinger schwebte wieder vor seinem Gesicht und die harte Lehne des Stuhls

drückte in seinen Rücken: Ein Albtraum in mattem Grau. Auch William hatte grau ausgesehen, als er leblos dalag. Grau war doch eine harmlose Farbe, wie konnte sie hier in diesem Haus so bedrohlich sein?

Erschöpft von den wirren Gedanken, die in seinem Kopf tobten, glitt Edward nach einer Weile in einen unruhigen Dämmer Schlaf.

Laute Stimmen im Treppenhaus drangen in sein Bewusstsein und weckten ihn wieder auf. Er öffnete die Augen. Er musste lange geschlafen haben. Ein trübes Nachmittagslicht zwang sich durch die schmutzigen Fensterscheiben, durch die nur die graue Fassade des gegenüberliegenden Hauses zu sehen war. Selbst in diesem dunkelsten Winkel Londons konnte man hin und wieder staubige Abbilder einer bunten Welt erblicken, in der die Sonne strahlte und die Blumen Farben hatten. Edward kroch aus seinem Bett, lief auf Zehenspitzen zur Tür und legte sein Ohr ans Schlüsselloch.

„Wie konnten Sie den Kerl nur so zurichten, dass er kaum denken konnte, Mrs Fimble? Haben Sie ihn in kochendem Wasser gebadet, oder warum ist seine Haut rot wie die eines Hummers? Da kann ich froh sein, dass Sie ihm die hübschen Haare nicht gleich abrasiert haben! Ansteckung hin oder her, Sie wissen, dass er gezüchtet wird. Er muss so entzückend sein, dass er Frauenherzen zum Schmelzen bringt. Ich hatte ihn fast so weit und jetzt kann ich von vorne anfangen!“

„Was hätte ich denn tun sollen?“, winselte Mrs Fimble. „Die kleine Ratte muss runtergekrochen sein, als alle schliefen. Ich habe ihn nur sauber geschrubbt. Wollen Sie, dass wir alle krepieren, nur weil einer wieder Fieber hatte?“

„Dann müssen Sie sein Zimmer in Zukunft nachts abschließen und tagsüber auch, Sie dummes Ding!“, brüllte Mr Creek.

Seine Stimme wurde wieder ruhiger.

„Und lassen Sie besser von Ihrem Schnaps ab, damit Sie wenigstens ein halbes Ohr offen haben, wenn der Teufel direkt unter Ihrer Nase herum schleicht! Der Kerl wird nächste Woche abgeholt, die Sache hat Aussicht – auch für Sie, Mrs Fimble. Wollen Sie bis dahin einen Hackbraten aus ihm machen und unsere Chance auf den Goldtopf für immer verderben? Ich will ein gesundes, ausgeglichenes Kind vorzeigen. Und Sie sorgen dafür, dass er es bis dahin ist! Er wird gemästet wie ein Tier. Ab jetzt nur das beste Essen als Belohnung für seine nächsten guten Leistungen.“

Edward kehrte in sein Bett zurück und zog die Decke über den Kopf, um Schlaf vorzutäuschen, falls Mr Creek auf die Idee käme, nach ihm zu schauen. Der Streit wurde lauter und endete mit den Worten: „Dann suchen Sie sich doch eine andere Haushälterin, die bereit ist, diese elende Folterkammer zu überwachen! Aber da können Sie lange suchen!“

„Gehen Sie mir aus den Augen – und zwar sofort! Verfluchtes Weibsbild!“, schrie Mr Creek.

Edward hörte, wie Mrs Fimble die Treppe runterstampfte. Die Tür zu Mr Creeks Zimmer schnappte zu. Edwards Gedanken überschlugen sich. Er richtete sich auf, schwang seine Beine aus dem Bett und blieb eine Weile sitzen, mit den Ellbogen auf den Knien und dem Kopf in den Händen.

„Jetzt oder nie“, beschloss er. Er stand auf und holte einen verbleichten, ausgefransten Stoffbeutel oben aus dem Kleiderschrank. Er atmete schnell und wischte eine gelegentliche Träne vom Gesicht, während er die einzigen Klamotten, die er besaß, in den Beutel hineinstopfte.

Jake blickte hinter dem Handelsblatt hervor, in dem er blätterte. „Ich habe eine Nachricht, die dich erfreuen wird.“

„Und die wäre?“, fragte Charlotte, die gerade an der Tür der Bibliothek erschienen war.

„Dickon ist mit dem Vierergespann nach London gereist, um die Jungen aus Mr Creeks Armenhäusern zu holen. Er ist früher gefahren als ursprünglich geplant, um nach Hinweisen auf Edward zu suchen.“

Charlotte trat mit strahlendem Gesicht ins Zimmer und zog die Tür hinter sich zu. „Das macht ihr für mich? Aber hat die Suche einen Sinn, wenn wir nicht einmal wissen, wo Malcolm vor seinem Tod gelebt hat?“

Jake erhob sich und legte seine Hände auf Charlottes Schulter. „Mach dir nicht zu viele Hoffnungen, meine Liebe. Aussichtslos ist das Unterfangen nach wie vor. Ich möchte es aber versucht haben. Ich habe Mr Creek in meinem Brief gefragt, ob er zufällig von einem Edward Forsythe-Drake wüsste. Er kennt einige der Armenhäuser in London, aber dieser Name sagt ihm nichts. Es gibt jedoch so etwas wie Armenregister. Vielleicht hat Dickon Glück und stolpert über eine Auskunft, die uns weiterhelfen kann.“

Mit Tränen in den Augen küsste Charlotte Jakes Wange.

„Ich war mir nicht sicher, ob ich dir den Plan verraten soll, Charlotte. Ich habe Angst, dass du dir Hoffnungen machst und wieder enttäuscht wirst.“

„Ich werde bis zu meinem Todestag hoffen, dass wir Edward finden, Jake. Danke, dass du mir von dem Plan erzählt hast. Das ist ein Liebesbeweis nicht nur für Edward, sondern auch für mich. Danke!“

Jake hielt sie einen Augenblick mit beiden Armen fest. „Glaub mir, Charlotte, der Gedanke an ihn tut auch mir weh. Hoffentlich glaubst du mir jetzt, dass ich nicht so hartherzig bin, wie ich manchmal erscheine.“

Charlotte löste sich von seinem Griff und blickte ihn kopfschüttelnd an. „Aber warum tut Malcolm so etwas? Warum lässt er uns wissen, dass Edward am Leben und verwaist ist, und lässt es dabei bewenden? Sein Siegel ist auf dem Umschlag, damit wir wissen, dass der Brief von ihm ist, aber keine Adresse. Ich begreife es nicht, Jake.“

„Entweder steckt Absicht dahinter oder er war am Ende zu krank, um sich darum zu kümmern. Da mir nicht einfällt, welche Absicht es sein könnte, müssen wir von Letzterem ausgehen.“ Er führte seine Frau zu seinem Schreibtisch, auf dem einige Papierbögen lagen, voll mit Notizen.

„Aber da wir das Rätsel heute Abend nicht lösen werden“, fuhr er fort, „wenden wir uns anderen Themen zu – Themen, die wir besser lösen können! Du hast mit Franny gute Vorarbeit geleistet, wie ich sehe. Den genauen Tagesablauf von jedem Tag habe ich mit Dickon geregelt, bevor er sich nach London aufgemacht hat. Franny bietet für die Mädchen einen Lehrgang in Küchenführung an. Einfaches Kochen, Sauberkeit, Haushalt. Die Fleißigen sind am Ende in der Lage, ihre Dienste in einem Herrenhaus anzubieten.“

Charlotte griff nach einem der Papierbögen und schaute Jake mit strahlenden Augen an. „Jake, mir fällt was ein. Vielleicht können wir sie alle gleich hier –“

„Nein, meine liebe Frau. Wir behalten sie nicht alle gleich hier!“, unterbrach sie ihr Mann. „Schau, hier stehen Maries Aufgaben. Wichtig ist, dass sie und Franny sich nicht im Weg stehen. Marie befindet sich am anderen Ende des Anwesens, wo sie im Obstschuppen den Mädchen, die nicht in der Küche sind, Malen und Schreiben beibringt. Nach einer Woche

werden die Gruppen getauscht. Franny ist dankbar, nicht alle Mädchen gleichzeitig beschäftigen zu müssen. Sie hat große Angst vor Gruppen, die aus mehr als einem Kind bestehen. Aber immerhin hat sie heute zum ersten Mal etwas Nettes über Marie gesagt.“

„Das ist in der Tat eine gute Nachricht“, schmunzelte Charlotte. „Vielleicht entdeckt Franny doch noch Mariens Vorzüge.“

Jake nickte und setzte sich an seinen Schreibtisch. „Verachte nicht den Tag der kleinen Anfänge, meine liebe Charlotte!“

Zwei Tage später saß Charlotte nachmittags allein auf der niedrigen Turmmauer und ließ ihren Blick über den Park, die Felder und die wuchernden Weingärten an den fernen Hängen schweifen. Das zaghafte Frühlingserwachen mit seinen bunten Wiesenteppichen war vorbei. Unter dem klaren Azur eines strahlenden Himmels waren Umrisse der kleinen, im Wind flatternden Blätter der fernen Birken sichtbar.

„Ich bekomme nie genug davon“, flüsterte sie.

Die Fenster des Herrenhauses funkelten wie kleine Augen in der Nachmittagssonne. Heuschrecken zirpten auf der Wiese um die Ruine herum und Bienen, trunken von Klee, summten unter den Grashalmen. Der Duft von wildem Thymian und Holunderblüten hing in der Luft, kleinblütige Weidenröschen schmückten die Hecken und die Brombeeren waren in voller Blüte.

Marie war mit Elinor zum Weiher gelaufen. Seit Sommeranfang waren sie jeden Tag dort, um das Leben des Sees von der Brücke aus zu verfolgen, insbesondere die Kaulquappen, die inzwischen zu quakenden Fröschen geworden waren, über die Seerosen hüpfen und jeden Tag dicker und lauter wurden.

„So wie ich das Rascheln des Schilfs und das Gequacke der Frösche gerade beschrieben habe, genau so müssen wir es festhalten!“, hatte Elinor eines Tages zu Marie gesagt. So fing Marie an, jeden Abend eine Seite eines Tagebuches mit den Erlebnissen des Tages zu füllen, die Elinor eine besondere Freude gemacht hatten. Elinor erzählte, Marie schrieb.

„Wer diese Einträge liest, denkt nicht, dass sie die Dinge, die sie be-

schreibt, mit ihren natürlichen Augen nicht sehen kann“, hatte Jake am Abend davor bemerkt. Charlotte bewegte den Gedanken, die mühsame Suche nach einer Gouvernante einzustellen. Jake machte immerhin erste Anzeichen, von Maries Fähigkeiten überzeugt zu sein. Aber noch traute sich Charlotte nicht, die Idee laut zu äußern.

Sie warf nun ihre Haube nach hinten, griff in ihre Rocktasche und holte einen Brief heraus. Er war von Dickon, eine erste Nachricht aus London. Frederik war mitgefahren und die Männer waren seit vier Tagen unterwegs. Dickon berichtete über die Reise und über ihre Unterkunft im Gasthof *Grünes Fass*. Er versicherte Lord und Lady Greenwold, dass die Pferde die Strapazen gut überstanden hatten und von einem hauseigenen Pferdewirt bestens versorgt wurden. Ein Wechsel der Pferde unterwegs sei nicht nötig gewesen, weil sie langsam und mit langen Pausen gereist seien.

„Komm schon, und Edward?“, flüsterte Charlotte ungeduldig.

Es ist schwierig, etwas über die Forsythe-Drakes in Erfahrung zu bringen. Wir fanden das Grab auf dem Friedhof, wie in der Nachricht beschrieben.

Gestern bekam ich im Grünen Fass Besuch von Mr Creek, der die Abholung der Kinder regeln wollte. Beiläufig fragte ich, ob er Malcolm Forsythe-Drake gekannt habe. Ihnen hatte er zwar geschrieben, dass er nichts über Forsythe-Drake wüsste. Jetzt meinte er aber, er habe den Namen doch irgendwo gehört. Seltsam. Über den Verbleib eines Sohnes konnte er jedoch keine Auskünfte geben.

Ich vermute, der Verstorbene hat in der Reichweite dieses Stadtviertels gewohnt, sonst hätte Mr Creek nicht von ihm gewusst.

Ich werde weitersuchen. Ich wünschte, ich hätte Erfreulicheres zu erzählen.

Unsere vier Jungen, von Mr Creek handverlesen, kommen aus den Armenhäusern, denen er vorsteht. Er hat hohe Erwartungen, dass sie einen großen Gewinn von ihrem Aufenthalt in Birch Heights ziehen werden und dass eine fruchtbare Zusammenarbeit für die Zukunft daraus entsteht, so seine Worte.

„Ich hätte es wissen müssen“, murmelte Charlotte, als sie den Brief in ihre Rocktasche zurücksteckte. Sie kämpfte gegen die Tränen an, stützte sich mit den Händen auf der Mauer ab und ließ ihre Beine schaukeln, während sie auf den grasigen Boden blickte.

Seit der Nachricht von Sir Malcolm war Edward überall anwesend. Sie sah seinen blonden Lockenschopf morgens an der Küchentür, wo er früher auf der Stufe mit Steinen und Töpfen gespielt hatte. Seine großen blauen Augen blickten hoch vom Schaukelpferd im Spielzimmer, in dem Elinor jetzt lernte, Blätter aus dem Wald auf Papier zu kleben, und sie mit einem Stift nachzumalen. Sie hörte seine laute juchzende Stimme, als Frederik ihn mit Muscheln und Möwenfedern in der Hand nach einem Ausflug zu den Felsen auf seinen Schultern getragen hatte. Er war nicht mehr das uneheliche Kind ihrer Mutter, das kurz anwesend und dann auf einmal wieder weg gewesen war. Er hatte sich wieder in ihr Herz eingenistet und sie wurde ihn nicht mehr los.

Morgen würde sie wieder aufspringen, wenn der Postbote kam. Ihr Puls würde wieder schneller schlagen, wenn ein Brief von Dickon eintraf. Und wieder wäre sie enttäuscht, wenn keine Nachricht über Edward darin enthalten war. Und morgen würde sie sich wieder fragen, wie er inzwischen aussah, ob seine Augen immer noch so blau waren wie früher, seine Haare immer noch blond und gelockt.

Elinors Gelächter aus der Ferne riss sie aus ihren Grübeleien. Charlottes Gesicht hellte sich auf, sie sprang von der Mauer herunter, band ihre Haube unter ihrem Kinn fest und spazierte den Hang hinunter, dem fröhlichen Geplauder entgegen.

Kapitel 8

Ihr Fluchtplan, bevor William krank wurde, war so gut gewesen: Edward wollte Teile seines Essens aufbewahren und einen Vorrat anlegen. Gemeinsam wollten sie auf einen Abend warten, an dem Mrs Fimble besonders viel Schnaps trank – was meistens nach einem Schlagabtausch mit Mr Creek vorkam. Nachdem sie eingeschlafen war, planten die Jungen den Schlüssel zur Hintertür in der Küche leise von ihrem Schlüsselbund zu lösen und das Haus zu verlassen. Sie hatten vor, eines der Viertel aufzusuchen, in denen die Reichen lebten, von Tür zu Tür zu gehen und Anstellungen als Boten- oder Pferdejungen zu suchen. Das Essen reichte sicher für ein paar Tage, falls sie nicht sofort fündig wurden. Unter einer Brücke zu schlafen, sollte kein Problem sein, denn die wärmere Jahreszeit hatte schon begonnen.

„Dann eben ohne dich, lieber William“, sagte Edward zu sich selbst. Wenn sein Zimmer heute Nacht schon zu einem Gefängnis werden sollte, dann war Eile geboten. Der Gedanke, als gezüchtetes Vorzeigekind feindliche Verwandte zu betrügen, damit Mr Creek und Mrs Fimble reich werden konnten, erfüllte ihn mit Grauen. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er einen anderen Menschen in sein Herz geschlossen und ihn wieder verloren. Gefühle der Trauer übermannten ihn und erschütterten sein Innerstes. In diesem Zustand gab es eine Sache, die er nicht mehr konnte: schauspielern. Sich bei Menschen einschmeicheln, die ihn von Grund auf hassen würden. Alles war besser als die Aussicht, die vor ihm lag. Selbst die Widrigkeiten eines Lebens auf der Straße.

Nachdem er eine Hose und ein Hemd in den Beutel gestopft hatte, legte er seine restlichen Habseligkeiten auf den Tisch und steckte einen Becher, einen Löffel und ein Handtuch in den Beutel zu den Kleidungsstücken. Brotstücke, inzwischen ausgetrocknet, die er für William gesammelt hatte, schob er in seine Hosentaschen. Die Woldecke von seinem Bett legte er sich um seine Schultern.

Draußen im Gang war alles ruhig. Mr Creek und Mrs Fimble leckten nach dem Streit ihre Wunden. Mit etwas Glück konnte das lange dauern.

Leise stahl er sich in den Flur und ließ seinen Blick auf das Treppenhaus und in die Gänge zu beiden Richtungen schweifen. Weit und breit war niemand zu sehen. Er schloss leise die Tür hinter sich und schlich die Treppe hinunter bis zur Küche. Dort lauschte er an der Tür. Sein Herz hüpfte, als er das sehnlichst erwartete Geräusch vernahm: das laute Schnarchen von Mrs Fimble. Zentimeter um Zentimeter öffnete er die Tür. An einer Stelle würde sie quietschen. Das wusste er von William.

Edward konnte sein Glück kaum fassen. Die gut gebaute Form der Haushälterin lag quer über einem der Küchenstühle, ihr Kopf war nach hinten gekippt, die Beine nach vorne gestreckt. Eine leere Flasche stand neben ihr auf dem Tisch. Der Schlüsselbund hing hinten an ihrem Rock. Von William wusste Edward, welchen Schlüssel er zur Tür brauchte: den kleinen zackigen mit dem großen Loch.

Auf allen Vieren kroch er hinter den Stuhl und fand den Schlüssel sofort. Ohne zu zögern und mit halb nach oben gerichtetem Blick, bereit zu springen, sobald die Haushälterin aus ihrem Schlummer erwachte, löste er den Schlüssel vom Bund, griff nach seinem Bündel, erhob sich leise und tapste zu der Tür, die von der Küche ins Freie führte. Das Schlüsselloch war seit Langem nicht geölt worden. Er zuckte zusammen, als der Schlüssel sich zunächst weigerte, sich zu drehen, und dann plötzlich quietschte, als er dem Druck von Edwards Fingern nachgab.

Mrs Fimble fuhr kurz auf, warf einen Arm über die Stuhllehne, hustete und röchelte. Edwards Blut erstarrte in den Adern. Er kauerte wie angewurzelt neben der Tür, atmete jedoch wieder auf, als die Haushälterin erneut zu schnarchen begann, diesmal in einer anderen Tonart und in einem anderen Rhythmus. Der Schlüssel drehte sich und die Tür schwang auf. Nichts stand mehr zwischen Edward und der Freiheit. Er warf einen letzten Blick zurück auf die schlafende Haushälterin und zog die Tür leise hinter sich zu.

Eine dicke Schicht Schmutz bedeckte das Kopfsteinpflaster und ein finsterner Nebel hing über der Straße. Vor lauter Sorge darum, wie er *Hoddington Place* entkommen würde, hatte Edward kaum einen Gedanken an das verschwendet, wie sich seine Freiheit zunächst anfühlen würde. Er drückte sich verstohlen durch Nebel und Schmutz an den Mauern der benachbarten Häuser entlang, durch gewundene und dunkle Gassen, nicht

wissend, welche Straßen in die reichen Viertel führten. Es nieselte, alles war kalt und klamm. Er warf immer wieder verängstigte Blicke hinter sich, um sich zu vergewissern, dass er nicht verfolgt wurde.

In seiner Fantasie sah er überall Augen: vor ihm auf dem Gehweg, an den schleimigen, schwarzen Mauern der Häuser, die weit über seinem Kopf in den grauen Himmel ragten, an den Hufen der Pferde, die vorbeitroteten, an den Rädern der Karren, die laut polternd durch die Gassen fuhren. Sie starrten ihn an, ohne Lider, verfolgten jeden Schritt, den er machte. Er sah Ohren, Münder, tuschelnd, schnalzend, schimpfend.

„Natürlich sehe ich sie“, keuchte er beim Laufen. „Sie kommen doch mit. Ich komme nie von ihnen weg! Sie kleben sich überall dorthin, wo ich hingehe. Vater hat es gesagt, Mr Creek hat es gesagt!“

Er stolperte weiter, als ob wilde Tiere hinter ihm her wären. Er rutschte immer wieder auf dem nassen Weg aus, stand wieder auf, kroch auf allen Vieren weiter. Hauptsache in Bewegung bleiben, so weit wie möglich fort von seinen Verfolgern. Keiner der Passanten, die unter ihren Regenschirmen vorbeischlichen, schien ihn wahrzunehmen. Als der Regen immer stärker herunterprasselte, suchte er Zuflucht unter einem überdachten Hauseingang. Dort kauerte er, hechelnd und zitternd vor Angst. Er zog seine Wolldecke über den Kopf in der Hoffnung, dadurch mit der grauen Fassade des Hauses zu verschmelzen. Wie spät es war, ob er schon stundenlang durch die Straßen Londons gestolpert war oder nur wenige Minuten, das wusste er nicht.

In der Welt, in der er groß geworden war, herrschte auch tagsüber Dunkelheit. Entweder von den Regenwolken, die über der Stadt hingen, oder vom Rauch aus den Schornsteinen und Fabriken, der wie eine schwere Glocke über den Gassen schwebte. Das Einzige, was der Sonnenaufgang erreichen konnte, war, das Grau ein wenig heller zu machen.

Es kamen keine Verfolger. Offensichtlich war die Tarnung wirksam. Edward ließ die Ereignisse der vergangenen Stunden Revue passieren. Tränen schossen ihm in die Augen. Er versuchte, sie zurückzuhalten. „William, warum musstest du von mir weggehen?“, stöhnte er.

Die Tränen, bisher ohne Ventil tief verstaut in einer schmerzerfüllten Seele, flossen auf einmal. Vom Himmel herunter schüttete es Sturzbäche, der Regen wehte in den Hauseingang hinein, in dem Edward hockte, und

je mehr es regnete, desto heftiger schluchzte er. Mit dem Gebet, dass der liebe Herrgott, falls es ihn gäbe, auch ihn in die andere Welt mitnehmen solle, schlief Edward auf dem kalten Pflaster ein und hoffte, dass er nicht wieder aufwachen würde. In seiner Hand hielt er die kleine Muschel.

Elinor sprang zu ihrer Mutter, griff nach ihrer Hand und zog sie lachend und hüpfend hinter sich her. Marie folgte den beiden durch den Birkenwald, über die Brücke und nach links auf den Pfad, der zu den Feldern führte.

„Hier werden wir spielen, Mama!“, verkündete Elinor.

„Wo und mit wem, wenn ich fragen darf?“

„Mit den Kindern, die kommen, natürlich! Ich werde ihnen alles beibringen! Miss Marie sagt, dass sie keine schönen Düfte oder Farben in ihren Städten haben. Ich werde mit ihnen Wettrennen auf den frisch gemähten Wiesen machen, ihnen zeigen, wie die Blütenknospen der Rosen sich entfalten, wir werden nach den Nestern der Schwalben suchen –“

„Ohne die kleinen Vögelchen zu stören“, warf Marie dazwischen.

„Sehr wichtig!“, lachte Charlotte.

Elinor redete weiter über die Drossel, die singen konnte wie die Engel, über Löwenzahn, Holunder, Minze und Heckenrosen. Die Mädchen würden von ihr lernen, wie man Girlanden aus Gänseblümchen macht und Stroh puppen aus liegen gebliebenem Trockengras. Wie der Weiher sich in eine Fantasiewelt verwandelte, in der die Bäume am Ufer Schlosstürme waren und die Seerosenblätter Schiffe, die einsame Prinzessinnen zu ihren Prinzen führten.

„Die Mädchen werden für immer hierbleiben müssen, um alles zu erleben, was du ihnen zeigen willst“, schmunzelte Charlotte.

„Das ist nur der Anfang, Mama. Es gibt auch noch die Pferde, die Mönche, die Krebse und Hummer und Fische, die Muscheln am Strand, das Brausen der Wellen, Ebbe und Flut, und die Geschichten, die die Wolken am Himmel erzählen.“

„Aber jetzt gibt es eine andere spannende Geschichte, mein Schatz“, warf Charlotte ein und bückte sich, um ihre Tochter auf die Stirn zu küssen.

sen. „Sie heißt: mit deiner Mama ins Haus kommen und unser Bild von der Sonne weitersticken, solange Miss Marie die gebügelten Sachen in deinen Kleiderschrank räumt. Ich sticke und erzähle dir, welche Farbe ich verwende, und du darfst raten, welchen Teil vom Bild ich gerade mit kleinen Stichen fülle. Was hältst du davon?“

Elinor verdrehte die Augen. „Die Geschichten draußen im Freien sind schöner, das sagt Miss Marie auch!“

„Die im Haus sind aber nötiger. Komm, wir gehen!“

Elinor hüpfte vor ihnen her und Charlotte lief neben Marie, die mit einem Sprung in ihrem Schritt marschierte und ihre Haube in der Hand hin und her schwang.

Charlotte warf ihr einen Blick von der Seite zu. „Marie, ich habe dich oft kritisiert. Jetzt möchte ich dir meine Anerkennung aussprechen. Du hast ganze Welten in der Seele meiner Tochter erweckt, die mir verborgen waren! Du gibst ihr dafür nicht nur Augen, die staunen können, sondern auch eine Sprache, mit der sie Bilder malt. Du machst uns damit eine große Freude, du bewirkst Wunder an unserem Kind. Wie schaffst du das nur?“

Marie war zunächst sprachlos und ihr Gesicht wurde rot. „Danke, Mylady“, stammelte sie dann. „Ich tue mein Bestes. Ich habe die Kleine ins Herz geschlossen. Ein Kind, das so wenig Augenlicht hat, nimmt nur das wahr, was es hört, tastet, riecht und fühlt. Ich zeige ihr das, was ihr guttut. Das Schlechte dieser Welt wird sie schnell genug entdecken, auch ohne Augen.“ Sie blickte Charlotte schüchtern an. „Und Sie haben an mich geglaubt und waren geduldig mit mir, Mylady.“

Charlotte hielt an und legte ihre Hand auf Maries Arm. Ein Lächeln umspielte ihre Lippen. „Wir haben es dir nicht leicht gemacht. Das bedaure ich jetzt. Wir alle sind auf die Geduld anderer angewiesen. Ich bin diejenige, die dir für deine Geduld zu danken hat.“

Sie ging einige Schritte weiter, hielt aber noch einmal an.

„Marie, wir haben keine Gouvernante gefunden. Zumindest bisher nicht. Bist du bereit zu bleiben, bis die Kinder aus den Städten wieder fort sind?“

Als Antwort nickte Marie heftig und holte ein Taschentuch aus ihrer Schürzentasche, um eine Träne aus ihrem Augenwinkel zu wischen. „Nichts lieber als das, Mylady, das wissen Sie!“

„Franny muss noch nichts davon erfahren“, fuhr Charlotte fort, als sie den Rand des Parks erreichten. „Wenn sie etwas wissen will, dann schick sie zu mir. Elinor soll auch nichts erfahren, sonst plappert sie es überall herum. Wir regeln alles wie bisher und hoffen, dass alle sich daran gewöhnen und keine Fragen stellen.“

Sie warf Marie einen strengen Blick zu. „Sorge bitte dafür, dass du keinen Anlass dafür gibst.“

„Ich werde mein Bestes tun, um unverzichtbar zu werden. Sogar für Franny.“

Schnell eilten sie Elinor hinterher, die bereits über den Park und ins Haus gehüpft war.

„Edward, du würdest so gut zu uns passen“, murmelte Charlotte, als sie ihre Haube losband und ihre Stiefel auszog.

Zum ersten Mal fiel ihr die Möglichkeit ein, dass Edward sich vielleicht ganz anders entwickelt haben könnte, als sie es sich erträumte. Vielleicht war er in Verbrecherkreise hineingeraten oder saß hinter Schloss und Riegel. Oder er war mit den Kleindieben auf den Straßen Londons unterwegs. Ob das der Grund war, warum keine Nachricht sie erreicht hatte?

Es schüttete wie aus Kübeln, der Wind trieb den Regen quer über die enge Straße. Er peitschte wie tausend kleine Nadelstiche gegen Edwards Gesicht, prasselte eiskalt von der Seite gegen seine Mütze und tropfte direkt in seinen Nacken. Das schwache Licht der Gaslampen spiegelte sich auf den Schlammschichten wider, die sich auf den Gassen gebildet hatten.

Edward war seit mehr als einer Woche auf den Straßen Londons unterwegs. Er hatte jedes Gefühl für Zeit und Orientierung verloren. Nun huschte er gebückt an den Mauern der Häuser entlang, die wie dunkle Riesen über ihm in die Höhe ragten. Er hinkte und hielt immer wieder an, um Luft zu holen. Weil er durch seine Schuhe Blasen und offene Wunden hatte, hatte er sie abgeworfen. Seine Füße waren seitdem in Stoffstreifen eingewickelt, die er von seinem Hemd abgerissen hatte. Die Tücher rieben an seinen wunden, nassen Fußsohlen. Schweißperlen bildeten sich an seiner Stirn. Ein durchdringender Schrei hob sich plötzlich vom lauten

Prasseln des Regens ab. Flackernde Lampen beleuchteten die Pfützen auf dem schmalen Gehweg, auf dem er rannte.

„Da ist das kleine Drecksschwein! Da, am Torbogen! Schnappt es!“

Menschen johlten, Hunde bellten. Edward rannte um sein Leben. Eine Seitengasse öffnete sich zu seiner Linken. Er stürzte sich hinein und schleppte seine erschöpften Beine durch ein Labyrinth von finsternen Torwegen und Höfen. Das Bellen rückte näher. Die Tiere hatten seine Fährte aufgenommen. Er hechelte und rang nach Luft. Bei jedem Atemzug fühlte es sich an, als würde es ihm die Lunge zerreißen. Die Hunde waren ihm dicht auf den Fersen, er hörte ihr Sabbern und Hecheln.

Auf einmal fuhr ein stechender Schmerz durch sein Bein. Spitze Zähne zogen ihn mit eisernem Griff auf den Boden und hielten ihn fest. Wedelnde Schwänze, japsende, gierig triefende Mäuler, schreiende Männerstimmen um ihn herum. Dazu ein ekelregender Gestank. Edward versuchte, sich aus dem Griff der Zähne zu befreien, doch jeder Widerstand war zwecklos. Es wurde ihm schwarz vor Augen, die schreienden Stimmen verhallten in seinen Ohren und er verlor das Bewusstsein.

Als er wieder zu sich kam, hörte er andere Stimmen, zunächst undeutlich und gedämpft wie aus der Ferne, aber nach und nach immer deutlicher. „Die Wunde am Bein klafft. Wir müssen sie verbinden, damit er nicht noch mehr Blut verliert.“

„Hier, nimm diese Taschentücher. Ist er noch bei Bewusstsein?“

„Nein, aber er atmet noch. Ist schlimm zugerichtet. Wir tragen ihn gleich zum Gasthof und holen einen Arzt. Gott sei Dank, der Regen lässt nach. Aber der Kerl ist bis auf die Haut durchnässt. Wenn er nicht an den Wunden stirbt, stirbt er bald am Fieber.“

„Schau, es ist noch ein junger Knabe! Kann nicht viel mehr als zwölf Jahre alt sein!“

„Gut, dass wir zufällig vorbeikamen, bevor die Meute Hackfleisch aus ihm gemacht hat!“

„Er hätte keine Chance gehabt, der arme Kerl. Und bei diesem scheußlichen Wetter ...“

„Diebstahl. Äpfel geklaut, hat es geheißt. Verwahrlost wie er aussieht, hatte er es wohl nötig. Greif du ihn unter den Armen, ich trage seine Beine. Keine Sorge, kleiner Mann, wir werden dich wieder in Schuss bringen.“

Edward schrie auf vor Schmerz, als feste Arme ihn vom nassen Boden hoben.

„Ruhig, Junge. Bist ja leichenblass und zitterst am ganzen Körper. Wir bringen dich aus diesem verdreckten Loch und schauen, wie viel die wilden Köter von dir übrig gelassen haben. Es wird kurz wehtun.“

Eine tiefe, undurchdringliche Finsternis überrollte den Jungen wieder, bis das gelbe Licht einer warmen Stube ihn das nächste Mal aus seiner Dämmerung herausholte. Er öffnete die Augen. Drei Köpfe waren über seinen Körper gebeugt, drei Stimmen unterhielten sich im Flüsterton. Er versuchte, seine Hand zu bewegen, spürte aber nur einen dumpfen Schmerz. Er wollte etwas sagen, aber seine Zunge klebte am Gaumen.

„Wir verlassen den Ort morgen, Doktor Smithson. Wo sollen wir den Jungen hinbringen?“

„Das Armenhaus ist leider die einzige Möglichkeit, Sir.“

Edward zuckte zusammen, als er das Wort „Armenhaus“ hörte. Er versuchte mit aller Kraft, den Kopf zu heben. Die Männer beachtetten ihn nicht, sie waren zu sehr ins Gespräch vertieft.

„Es wäre wichtig, dass der Junge ordentlich ernährt wird und wieder zu voller Gesundheit kommt“, ertönte die erste Stimme wieder.

Der Arzt schwieg kurz und sagte schließlich: „Dann sollten Sie ihn lieber mitnehmen, so weit wie irgend möglich weg von dieser verfluchten Stadt.“

„Das ist unmöglich. Wir nehmen schon mehr Kinder auf, als wir verkraften können. Wir denken noch mal darüber nach. Es tut uns aufrichtig leid, Herr Doktor, dass wir Ihnen mitten in der Nacht Umstände gemacht haben. Danke für Ihre Hilfe!“

„Keine Ursache, meine Herren!“

Er warf einen Blick zurück auf den kranken Jungen, tätschelte mitleidig seine Hand und verließ den Raum. In seiner Eile sah er nicht, wie nass Edwards Gesicht von seinen Tränen war und wie sehr er sich bemühte sich mitzuteilen.

„Willst du mir wirklich sagen, dass ihr ein halb totes, abgemagertes und verlaustes Kind mit einer tiefen Bisswunde am Bein aus London mitgebracht habt? Bist du nun endgültig von Sinnen, Dickon? Er könnte

irgendwer sein! Ein Verbrecher! Er könnte die Schwindsucht haben! Es könnte eine Falle sein!“ Franny marschierte in der Küche auf und ab und warf ihrem Mann feurige Blicke zu, der mit seinem Hut in der Hand in der Tür stand und sein Gewicht von einem Bein aufs andere verlagerte.

„Franny, lass mich zu Ende reden!“

„Was denkst du dir dabei?“, fuhr Franny unbeirrt fort. „Was wird Lord Jake sagen? Nehmen wir nicht schon genug Kinder auf? Elf junge Damen aus Plymouth und Exeter sind schon eingetroffen. Das Haus ist voll. Und dazu noch Marie ...!“

Franny wandte sich wieder dem Brotteig zu, der halb geknetet auf dem Tisch lag. Sie drückte ihre Hände in die weiche Masse, als ob sie ihren ganzen Ärger an dem Teig auslassen wollte. Dickon hatte sich daran gewöhnt zu warten, bis die Luft raus war. Seine Frau zu unterbrechen, wenn sie in Fahrt war, hatte keinen Zweck.

„Franny, wir haben den Jungen ins Dorf zu Lydia Earling gebracht. Sie pflegt ihn, bis er erzählen kann, wer für ihn zuständig ist und zu wem wir ihn zurückschicken können, sobald er gesund ist.“

„Ach so, warum hast du das nicht gleich gesagt?“, fragte Franny in einem weicheren Ton.

Dickon trat in die Küche und schüttelte den Kopf. „Weil du mir keine Chance gegeben hast, meine Liebe.“

„Gibt es nicht genug Armenhäuser in London, in denen ihr ihn hättet lassen können? Wenn euer Mr Creek so ein nobler Vater für Waisenkinder ist, dann hätte der Knabe doch gleich zu ihm ins Heim gehen können.“

„Wir haben es versucht, Franny. Wir konnten ihn nicht in London lassen. Er schrie wie am Spieß und klammerte sich an Frederik, sobald wir nur das Wort Armenhaus nannten – geradeso, als ob das seinen Tod bedeuten würde. Er muss aus einem der schlimmeren Sorte geflüchtet sein. Mr Creek hat mit den Reformen in seinem Haus erst angefangen. Es wird eine Weile dauern, bis sie wirksam sind. Sei gnädig, Franny. Lord Jake und Lady Charlotte müssen mit der Angelegenheit nichts zu tun haben. Frederik und ich klären alles mit Mrs Earling. Du sagst den Herrschaften gefälligst kein Wort davon.“

„Da bin ich aber erleichtert“, antwortete Franny. „Lord Jake würde sicher sehr verärgert sein, wenn er erfahren würde, dass schon wieder ein

Fremdling von seinen Gnaden abhängig ist. Und Lady Charlotte würde in Tränen ausbrechen, den Jungen in ihr Himmelbett legen und sich höchstpersönlich um ihn kümmern.“

Sie blickte hoch von ihrem Teig und klopfte eine Schicht Mehl von ihren Armen weg. „Und was haben die anderen Buben von dem kranken Passagier gehalten?“

Dickon setzte sich an den Tisch, froh um den Themenwechsel. „Nichts gesagt, nur mit großen Augen geschaut, als wir das Häufchen Elend in die Kutsche legten. Die Burschen kommen aus verschiedenen Armenhäusern, kennen sich untereinander nicht. Der Zufall wollte es, dass nur drei zu uns gebracht wurden, einer ist vor einigen Tagen abgehauen.“

„Undankbarer kleiner Dummkopf! Selber schuld, wenn er nicht weiß, was für ihn gut ist.“

„Aber jetzt haben wir mit diesem zusammen doch unsere vier Buben.“ Dickon wollte das Gespräch zu Ende bringen.

Franny knetete weiter und schwieg eine Weile. „Na, wenigstens werden sie alle ein zünftiges Stück Brot zum Frühstück haben“, fügte sie noch an.

Dickon trommelte mit seinen Fingern auf den Tisch. Nach einer Weile erhob er sich und nahm seinen Hut in die Hand.

„So ruhig?“, fragte seine Frau. „Nichts mehr zu berichten?“

„Ich schaue nach dem Knaben und komme gleich wieder“, war seine Antwort.

Franny schaute hoch und durchbohrte ihn mit ihrem Blick. „Warum das jetzt?“

„Du bist heute Abend sehr neugierig, meine liebe Frau. Der Junge ist böse zugerichtet. Ich muss die ganze Zeit an ihn denken und will dafür sorgen, dass Mrs Earling alles hat, was sie braucht.“

„Aber Sorge auch dafür, dass er sich nicht in deine gutmütige Seele einnistet.“

„Ist schon passiert“, flüsterte Dickon vor sich hin und lief die Treppe hoch.

Marie öffnete die Küchentür einen Spalt und zögerte, als sie Franny am Tisch sitzen sah, mit dem Rücken zur Tür. Ihr gegenüber saß eine alte Frau mit einem runden Gesicht, umrahmt von den Rüschen einer Haube. Wenn sie lachte, war ihre Haut übersät mit Falten, oder waren es Grübchen? Sie hatte etwas Mütterliches, Einladendes. Wäre Franny nicht da gewesen, hätte sich Marie gleich zu ihr gesetzt. Stattdessen wandte sie sich ab und beschloss, später wiederzukommen. Die Eimer, die sie für den Nachmittag mit Elinor und den Stadtmädchen brauchte, konnten warten.

Plötzlich blieb sie stehen. Etwas, was die alte Frau sagte, fesselte ihre Aufmerksamkeit.

„Er will nicht sagen, wie er heißt und wo er herkommt, Franny.“

„Da kenne ich noch so 'nen Fall“, antwortete die Haushälterin. „Warum soll ein anständiger Mensch nicht sagen wollen, wo er herkommt? Wenn jemand etwas zu verbergen hat, ist da für mich schon der Wurm drin. Anständige Menschen wandeln im Licht und hüten keine Geheimnisse, das hat unser guter Herrgott in seinem Wort gesagt.“

Die Besucherin rückte ihren Stuhl näher an den Tisch, stützte beide Ellbogen auf den Tisch und verschränkte ihre Finger ineinander. „Es ist nicht Hinterlist, Franny. Es ist panische Angst. Der nach Hilfe suchende Blick reißt mir fast das Herz aus dem Leib. Von irgendjemandem, von irgendetwas wird der Kerl verfolgt.“

Franny stand stirnrunzelnd auf und füllte den Kessel mit Wasser. „Trotzdem bin ich misstrauisch, Lydia. Zu viele Menschen behalten ihre Geheimnisse für sich und kommen mit den wundersamsten Ausreden daher. Wie oft bin ich hinterhältigen Gestalten begegnet, die sich als gut ausgaben, und herzensguten Leuten, die als böse verunglimpft wurden. Ich gehe sicherheitshalber vom Schlechten aus, bis das Gute bewiesen ist.“

Lydia Earling nickte und schwieg kurz, bevor sie weiterredete. „Vernünftig, Franny. Trotzdem wage ich es, an das Gute im Menschen zu glauben, bis das Böse bewiesen ist.“

„Du redest wie Onkel Theodor, Lydia. Eine gefährliche Art zu leben. Da kann man mächtig übers Ohr gehauen werden.“

„Deine Art zu leben ist gefährlicher, Franny. Da kann man Engel vor die Tür setzen, weil man sie für Dämonen hält.“

Franny schüttete zwei Löffel Teeblätter in die Kanne und goss das sie-

dende Wasser darauf. „Die Zeit wird es zeigen, Lydia. Erzähl mir mehr, solange du deinen Tee trinkst.“

„Cynthia aus dem Dorf ist im Moment bei dem Jungen. Er schläft sicher noch eine Weile. Als Lohn darf sie aus meinem Garten mitnehmen, was sie will.“ Sie senkte ihre Stimme und flüsterte. Marie lehnte sich weiter nach vorne und hielt ihr Ohr an den Türspalt, um besser hören zu können.

„Franny, er träumt und redet dabei. Schreit plötzlich auf, in Schweiß gebadet, klammert sich an das Bettlaken. Er redet von Augen und Ohren, die an den Wänden und Decken hängen, die ihn verfolgen, ihm auflauern, ihn gefangen nehmen wollen. Er schluchzt: ‚Sie kommen, sie kommen!‘“

Franny presste die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. Sie reichte ihrer Besucherin eine Teetasse und einen Löffel. „Und was machst du, wenn er so schreit?“

„Ich drücke ihn an meine Brust und wiege ihn auf meinem Schoß wie ein Baby. Ich bräuchte mehr als zwei Hände, um seinen Rücken zu streicheln, seine Hände zu halten und ihn zu überzeugen, dass niemand an der Tür steht, um ihn zu holen.“

Die Frauen nippten an ihrem Tee und schwiegen eine Weile.

„Dann redet er plötzlich davon, dass es eine andere Welt gibt“, fuhr Mrs Earling fort. „Er will, dass jemand ihn aus dieser Welt wegholt in die andere. Als ich ihm sagte, dass er sich in der Nähe von Birch Heights in Cornwall befindet, schrie er und wollte flüchten. Er meinte, die Menschen hier würden ihn hassen, er müsse schnell weg. Er sprach so, als ob er uns von irgendwoher schon kennt, sich aber vor uns fürchtet. Ich redete auf ihn ein, dass alle hier ihn lieben würden. Er muss die ganze Zeit bewacht werden, sonst habe ich Angst, dass er tatsächlich zu fliehen versucht.“

„Tja, pass nur auf, Lydia, dass er nicht tot da unten auf den Felsen aufgesammelt wird.“

Als Lydia Earling sich nach einigen Minuten verabschiedete, drückte ihr Franny eine Tüte mit frisch gebackenen Brötchen in die Hand. Ein Topf warme Brühe kam dazu und ein Stück Apfelkuchen.

„Lass nur, Franny. Ich kann nicht mehr als das tragen!“

Franny nahm ihre Hand, blickte ihr in die Augen und sagte: „Lydia, ich wünschte, ich wäre so eine herzensgute Seele wie du. Der Kerl hat

Glück, aus allen Häusern dieses Königsreichs ausgerechnet deines erwischt zu haben.“

„Das war der Verdienst deines lieben Mannes.“ Lydia küsste Franny zum Abschied auf die Wange. „Dieses Dorf hat viele herzensgute Seelen. Manche ungehobelter als andere, aber deswegen nicht weniger gut. Da gehörst auch du dazu.“

Marie schob die Tür auf und der Spalt wurde breiter. Sie sah, wie Mrs Earling an der Tür zum Gemüsegarten stand, die Tüte zum Abschied in die Höhe hielt, zwischen den Tomatenpflanzen und den Bohnenstangen hindurchlief und im Park verschwand.

Ihr Herz raste. Sie wandte sich von der Küche ab, schlich die Treppe hoch, setzte sich auf die oberste Stufe und legte ihren Kopf auf die Arme, bis sie wieder normal atmen konnte.

Kapitel 9

Vierzehn Kinder aus den Armenhäusern dreier Großstädte hatten sich für drei Wochen aus dem trüben Alltag verabschiedet, den die neuen industriellen Fortschritte für viele in den Großstädten Englands mit sich gebracht hatten, und tauschten Schornsteine, Fabriken, Maschinen und Produktionshallen gegen das bunte Paradies der Küste Cornwallis.

Franny backte und kochte um die Wette. Birch Heights hallte wider von Kinderstimmen, am Anfang gedämpft und schüchtern, von Tag zu Tag ungehemmter und ausgelassener. Die Buben rasten durch den Park, kletterten auf Bäume, lernten, wie man sich eines Cricketschlägers bedient.

Dickon zimmerte mit ihnen eine Sitzbank mit Stühlen aus einem alten Baumstamm. Sie halfen Frederik, Pferde zu pflegen und bereiteten ein Viergespann für eine Fahrt vor. Sie füllten Schubkarren mit Pferdemist, den sie auf die Beete verteilten, und erfuhren, wie morsche Äpfel und

Gemüsereste zum Düngen verwendet werden können. Feldarbeiter brachten ihnen bei, wie Maisfelder bestellt und Wiesen gemäht werden und wie das Heu zu Ballen gebunden wird.

An heißen Nachmittagen wetzten sie den Hang hinauf zum Turm und verschwanden in den Höhlen, rannten hinunter zur Bucht, wo sie sich ins Wasser stürzten und achthaben mussten, dass sie nicht von verborgenen Strömungen in die Tiefe gerissen wurden, wo sie keinen Fuß auf den Boden bekamen. Sie beobachteten, wie die Fischer ihre Netze leerten, Fische putzten und sortierten und anschließend ihre Netze wuschen und aushängten.

Die Mädchen vergnügten sich unter Frannys Anleitung mit Handarbeit und Backrezepten. Wenn die Klagen der Haushälterin über ihr Rheuma, über Schmerzen, Müdigkeit und missratene Kinder zu laut wurden, übernahmen Elinor und Marie die Verantwortung und rasten mit den Mädchen in den Park und auf die Wiese, wo sie Spiele machten und Blumen pflückten.

„Miss Marie, komm, wir bilden einen Kreis – du sollst mittanzen!“ Elinor zog an Maries Hand und zupfte an ihrem Rock. Es war ein sonniger Samstagnachmittag und Marie hatte die Mädchen auf Elinors Drängen hin mit alten Damenröcken und -blusen verkleidet, ihnen Wiesenblumen in die Haare gesteckt und sie in eine Lichtung im Birkenwald geführt, wo Elinor sie angewiesen hatte, einen Kreis zu bilden.

„Tanzt ihr mal ruhig alleine. Ich schaue euch lieber zu!“, rief Marie.

„Dann musst du uns aber wenigstens anfeuern! Bist irgendwie schlecht gelaunt heute!“

Gemeinsam fingen sie an zu klatschen, machten Armbewegungen und hüpfen zum Rhythmus eines Liedes, das sie sangen.

*Ein Rascheln, ein Erwachen,
des ersten Vogels am Morgen.
Auf dem Ast eines Baums, still und klar,
schüttelt er die Federn,
zwitchert einen Ton,
bricht aus in süße Melodie, wunderbar.*

Marie klatschte mit und sprang zur Hilfe, als eins der Mädchen über ihren zu langen Rock fiel und alle anderen über sie stolperten. Ein kicherndes Durcheinander von losen Haaren, Beinen, Armen, Blumen und Stoff folgte.

„Los, Mädchen, aufstehen, weitertanzen“, rief Elinor. „Bildet einen Kreis und hüpf nach links, wenn ich das Zeichen gebe, wieder nach rechts, dann in die Mitte! Los!“

*Hüpfend durch das Eichenlaub,
pfeift er heiter und froh,
dankt der Sonne für ihre Wärme,
dem Tau für seinen sanften Kuss.
Da erwacht auch der Chor der Natur,
mit dem Lied dieses kleinen Vogels,
und singt in fröhlichem Jubel
ein Lob für den Morgen.*

„Miss Marie, tanzen Sie nicht mit?“

Marie wirbelte herum, als sie die Stimme in ihrem Ohr hörte. Es war Frederik.

„Was, sind Sie heute nicht bei den Buben?“, fragte sie. Sie fuhr mit der Hand über ihre ungekämmten Haare und hoffte, dass ihre Wangen nicht so rot waren, wie sie sich anfühlten.

„Heute Nachmittag machen sie sich schon auf die erste Etappe der Reise zurück nach London“, erwiderte Frederik. „Dickon hat sie in der offenen Kutsche nach Sedgeworth zum Strand gefahren, damit sie einen letzten Blick auf das Meer werfen können. Die Felsen in unserer Bucht kennen sie inzwischen gut genug.“

„Ich kenne die Bucht noch nicht. Ich hoffe, Sie waren damals nicht verärgert, dass ich Ihre Arbeit in den Höhlen nicht bewundert habe.“

„Ganz und gar nicht. Wer sich in eine dunkle Höhle nicht hineintraut, hat seine Gründe. Gerne begleite ich Sie eines Tages hinunter und helfe Ihnen, Ihre Ängste zu überwinden. Wenn Sie wollen.“

Marie wagte es, ihm einen verstohlenen Blick von der Seite zuzuwerfen. Es war das erste Mal, dass sie ihn von so nahe betrachtete. Sie dachte daran, wie sanft seine Augen aussahen, obwohl sie so dunkel waren. Augen,

denen nichts entging. Er beobachtete offensichtlich mehr, als seine ruhige Art verriet. Er war kein Mann der vielen Worte.

„Und was machen Sie? Genug gestickt, gesungen, gelesen, Blumensträuße gebunden, gekocht und gebacken? Ich habe gehört, dass auch die Mädchen Cricket spielen und Holz sägen wollen.“

„Und Pferde reiten und Felder bestellen“, antwortete Marie. „Schade, dass sie bald wieder gehen müssen. Wie ungerecht das Leben doch ist, finden Sie nicht auch? Hier tanzt eine kleine Elinor, die schon ihr ganzes Leben lang mit einem Übermaß an Liebe und Fürsorge überschüttet worden ist. Und andere bekommen gar nichts. Aber ich ereifere mich zu sehr, Sir. Verzeihen Sie mir.“

„Im Gegenteil, Miss Marie. Ich rechne Ihnen Ihre Fürsorge für die Mädchen hoch an. Die Burschen würden am liebsten alle hierbleiben, und ich würde sie am liebsten behalten.“

„Ich dachte, die Zustände der Armenhäuser sollen sich verbessern.“

„Ist wohl das Vorhaben, aber diese Kerle wissen nichts davon. Sie rücken mit keinem Wort heraus, wie ihr Leben dort aussieht. Entweder sind sie eingeschüchtert oder misstrauisch.“

„Aber immerhin lernen sie hier Dinge, die ihnen zugutekommen werden. Nächstes Jahr können sie wieder kommen.“

Frederik nickte. „Ich hörte, dass Lord und Lady Greenwold mit dem Experiment sehr zufrieden sind und es wiederholen möchten“, erzählte er.

Es war kurz still zwischen ihnen, und sie schauten dem Reigentanz der Mädchen eine Weile zu. Frederik wippte mit einem Fuß zum Rhythmus des Liedes. Plötzlich drehte er sich zu Marie hin. „Marie, darf ich fragen, ob Sie hier glücklich sind? Sie wirken bedrückt.“

„So etwas fällt Ihnen auf?“, fragte sie mit erhobenen Augenbrauen. „Ich ... ich bin es nicht gewohnt, auf so eine Frage zu antworten.“

Frederik wandte seinen Blick wieder zu den tanzenden Mädchen; er schien um Worte verlegen zu sein. Dann legte er seine Hand sanft auf Maries Arm und sagte: „Verzeihen Sie mir, Miss Marie. Ich bin Ihnen zu nahegetreten. Aber sollten Sie jemals Hilfe brauchen, dann wenden Sie sich bitte an mich.“

Er drehte sich auf dem Absatz um und war weg. Marie senkte ihren Blick und versetzte einem Marienkäfer einen sanften Stoß mit ihrer Fuß-

spitze, um ihn außer Reichweite der tanzenden Füße der Mädchen zu bringen. Dass die dunkle, geplagte Welt, die in ihr schlummerte, einem anderen Menschen aufgefallen war, ohne dass sie ein Wort dazu gesagt hatte, berührte sie. Sie ließ das Gespräch zwischen Franny und Lydia Earling, dem sie gelauscht hatte, in ihrem Kopf noch einmal Revue passieren. Das Schicksal des Jungen hatte sich unwiderruflich in ihr Bewusstsein gebrannt. Seine Verzweiflung war ihre eigene Verzweiflung geworden. Sie wollte ihn kennenlernen, ihn fragen, aus welchem Teil Londons er war, woher seine Alpträume und Ängste kamen.

Selber schuld, tadelte sie sich. *Seit wann belauscht man fremde Gespräche? Wenn Lady Greenwold das erfährt, bin ich meine Arbeit los.*

In der Nacht träumte sie. Zum ersten Mal seit ihrer Ankunft in Birch Heights. Lidlose Augen hingen von der Decke ihres Schlafzimmers. Weit offen, stierend, mit weißen Rändern drum herum schwebten sie auf sie zu. Wie an einen Gummifaden gebunden, flogen sie immer näher, bis sie ihr Gesicht streiften und ihr direkt in die Augen blickten. Sie wachte auf, schweißgebadet, und hielt sich die Hand vor den Mund, um nicht laut zu schreien.

Sie drehte sich um, presste ihr Gesicht in das Kopfkissen und hielt sich die Ohren zu, träumte aber weiter, obwohl sie hellwach war. Jetzt waren es Ohren, die sie von allen vier Wänden her anfielen, in ihre Seele hineinhorchten, ihre tiefsten Geheimnisse herauszogen und sie lachend davontrugen, um sie der ganzen Welt zu verkündigen. Sie setzte sich aufrecht im Bett auf.

„Warum bin ich nicht einmal hier in Sicherheit?“, schluchzte sie.

Sie zündete eine Kerze an in der Hoffnung, den Schrecken aus dem Raum zu verbannen. Sie lief zum Fenster und zog den Vorhang zur Seite. Ein voller Mond stand am Himmel und beleuchtete den Park, der friedlich und still vor ihr ausgebreitet lag. Das Meer rauschte in der Ferne.

„Siehst du?“, ermahnte sie sich. „Nichts! Gar nichts! Alles genauso wie gestern in der Nacht und vorgestern und vorgestern! Was bin ich für ein Dummkopf, mich von kindischen Alpträumen erschrecken zu lassen!“

Sie blies die Kerze trotzig aus, legte sich wieder hin und schlief bald ein.

Und dann kam er und suchte sie in ihren Träumen auf. Schwitzend und keuchend erdrückte er sie unter sich und klammerte sich an ihren zarten Körper. Sein ungepflegter Bart kratzte ihre Haut, seine rauchige Stimme hauchte ihr Beleidigungen ins Ohr. Seine Zunge streifte ihr Gesicht, sie

warf ihren Kopf von einer Seite auf die andere, um jeder Berührung seiner Lippen zu entfliehen. Der widerliche Gestank, der von seinem Körper ausging, nahm ihr den Atem. Sie schrie laut auf, er klatschte seine schwitzende Hand auf ihren Mund und hielt ihn zu, bis sie fast erstickte.

„Du ... Ekel ... du bist ... doch ... weit weg von hier!“, kam es aus ihrem Mund.

Sie wachte auf, schlotternd und schauernd am ganzen Körper, und tastete fieberhaft nach der Kerze. Beängstigt zündete Marie sie an, schwang ihre Beine aus dem Bett und griff nach einem Tuch, das sie um ihr Nachthemd warf. In großer Sorge, dass sie im Schlaf geschrien haben könnte und Elinor, die im Nachbarzimmer schlief, aufgeweckt hatte, schlich sie auf Zehenspitzen aus der Tür und horchte kurz an Elinors Tür. Alles war still.

Das übernächste Zimmer war das Bad. Sie stieß die Tür leise auf, stellte ihre Kerze auf die Waschkommode und goss Wasser aus einem großen Krug in die Wanne. Danach riss sie ihre Kleider vom Leib, stieg in das eiskalte Wasser und fing an sich zu schrubben. Minutenlang rieb sie ihre nackte Haut, schluchzend, winselnd, mal mit Seife, mal mit einem Schwamm, mal mit der Bürste, mit der die Porzellanfläche der Wanne geputzt wurde.

Plötzlich hörte sie Schritte im Gang. Sie hielten vor der Tür des Badezimmers. Marie erstarrte, blies die Kerze aus und kauerte in der Wanne. Ihre Zähne schlotterten, sie presste ihre Hände auf den Mund, um nicht laut zu schreien. Die Tür öffnete sich einen Spaltbreit und eine Lampe warf einen flackernden Schein auf den dunklen Boden und auf die gegenüberliegende Wand.

„Du lieber Himmel! Was in aller ...?“

Es war Frannys Stimme. Die Haushälterin betrat den Raum, knallte ihre Lampe auf die Kommode und stemmte ihre Hände in die Hüften. Marie schauderte zurück. Frannys Gesicht war im Schatten verhüllt, nur die Umrisse ihrer gut gebauten Form waren im Licht der Laterne sichtbar. Aber die grimmige Miene war aus jedem einzelnen ihrer empörten Worte rauszuhören. „Marie, bist du denn völlig übergeschnappt? Steig sofort aus der Badewanne heraus. Ist es deine neue Gewohnheit, in tiefster Nacht spliternackt im eiskalten Wasser zu baden?“

„Ich wollte kein Feuer machen, damit niemand aufwacht!“, stotterte Marie und merkte sogleich, wie albern ihre Antwort unter diesen Umständen klingen musste.

„Machst du Scherze? Für wen hältst du mich? Dass du kein Feuer gemacht hast, ist wohl nicht das Problem“, schimpfte Franny.

Sie nahm den Schürhaken, der neben dem Holzofen hing, und stocherte wütend in der Asche herum, die unten in der Ofenschublade war. Während sie Marie den Rücken zukehrte, stieg diese schnell aus der Wanne heraus, griff nach einem Handtuch auf dem Regal und wickelte sich hinein.

„Ich ... ich hatte Albträume“, versuchte sie zu erklären.

„Und wenn man Albträume hat, rennt man ins Bad und wäscht sich mit der Badbürste, die normalerweise für das Porzellan verwendet wird, und dann sind die Albträume weg? Schade, dass ich das erst jetzt erfahre. Lady Charlotte wird morgen in aller Frühe erfahren, wie man in diesem Haus Albträume vertreibt. Vielleicht will sie die kleine Elinor das nächste Mal mit dir mitschicken.“

Marie packte mit der einen Hand Frannys Arm und schüttelte ihn, mit der anderen Hand hielt sie ihr Handtuch über ihre Brust. Wasser tropfte von ihrem Körper und bildete eine Pfütze auf dem Boden. Franny versuchte, sich aus ihrem Griff zu befreien.

„Nein, bitte, bitte sag Lady Charlotte nichts, Franny! Ich wollte nur ... es gibt Gründe ... das mit den Albträumen, meine ich!“

„Hast du vor, dieses interessante Ritual jede Nacht durchzuführen?“

„Nein, nein, es war das erste Mal, ich ...“

„Einmal übernachtete ich nach einem langen Arbeitstag wieder im großen Haus, weil Dickon die Buben nach London zurückfährt, und dann so was“, stöhnte Franny und leitete Marie durch die Tür in den Gang.

Kopfschüttelnd folgte sie ihr und wartete an der Schlafzimmertür, bis die zitternde junge Frau ihr Nachthemd über den Kopf gezogen hatte, in ihr Bett gestiegen war und unter der Decke kauerte. Erst dann hörte Marie, wie das Türschloss einschnappte und Frannys Schritte immer leiser wurden, bis sie ganz verhallten.

Marie wälzte sich hin und her und spielte die Szene im Kopf durch, die sie am nächsten Morgen erwarten musste. Lady Charlotte würde sie in ihren Salon bestellen, sie enttäuscht anschauen und ihr mit betroffenem

Gesichtsausdruck ankündigen, dass sie ihre letzte Chance verspielt hatte. Sie würde ihre Tochter keiner Verrückten anvertrauen wollen. Es sei schade, dass die erfreulichen Entwicklungen der vergangenen Wochen so ein enttäuschendes Ende genommen hätten.

Und wenn ich ihr alles gleich erzähle?, überlegte Marie. *Aber das würde eine Kündigung an Ort und Stelle bedeuten. Dazu habe ich keine Kraft. Irgendwann in nächster Zeit kommt sowieso die neue Gouvernante.* Der Schlaf, der sie schließlich übermannte, war traumlos und stumpf.

Die Morgensonne schien am nächsten Tag durch die roten Vorhänge und ließ das Schlafzimmer rosa schimmern. Marie schlug ihre schweren Augenlider auf. Ihre benebelten Gedanken wichen nach und nach den Eindrücken der Nacht, die in ihr Bewusstsein zurückdrängten. Das Zimmer sah aus wie jeden Tag. Keine Spur von den bösen Geistern, die sie in der Nacht heimgesucht hatten. Sie rieb ihre Augen. Vielleicht war sie irrsinnig geworden.

Sie setzte ihre Füße, die schwer wie Blei waren, auf den Boden und zog sich an. Jede Bewegung war lästig. Jedes Vogelgezwitscher, das durch das Fenster klang, war eine schmerzhaft Erinnerung daran, dass die paar flüchtigen Wochen nun vorbei waren, in denen ihr zum ersten Mal in ihrem Leben so etwas wie Glück aus der Ferne gewinkt hatte. Sie holte die alte, verwaschene Ledertasche, mit der sie einige Wochen zuvor zum ersten Mal an der Küchentür erschienen war, aus ihrem Schrank und stellte sie auf den Boden. Nachher würde sie genug Zeit zum Packen haben.

„Du bist traurig, Miss Marie“, sagte Elinor, als Marie in ihr Zimmer kam, um sie für den Tag fertig zu machen.

„Das spürst du, Kleine?“, fragte Marie. „Du greifst jede Regung einer müden Seele auf, noch bevor diese Seele den Raum betritt!“

„Das habe ich von dir gelernt!“ Elinor streckte sich hoch und pflanzte einen Kuss auf Maries Wange. „Tränen auch noch“, stellte sie fest. „Weinst du, weil der Schmetterling gestorben ist und wir ihn nicht retten konnten?“

„Kann sein“, antwortete Marie, „aber jetzt wollen wir einen letzten Tag mit unseren Mädchen fröhlich sein, bevor sie zurück in ihre Armenhäuser gehen müssen!“

Es gab wie an jedem Tag der vorangegangenen drei Wochen Reigentänze auf dem Rasen und Spaziergänge in den Wald und zum Weiher. Äußerlich lief alles wie gewohnt, innerlich fühlte sich Marie leer und hohl.

Ihre Finger stickten und nähten mit, das fröhliche Geplapper um den Tisch klang aber wie die Sprache einer fernen, unschuldigen Welt, in der die Sonne noch schien – einer Welt, zu der sie nicht gehörte. Und nie gehören würde.

Instinktiv warf sie immer wieder einen Blick über ihre Schulter in der Hoffnung, Frederiks sanfte Augen hinter sich zu sehen wie am Tag zuvor und die Worte noch einmal zu hören: *„Sollten Sie jemals Hilfe brauchen, dann wenden Sie sich bitte an mich.“* Sie schob den Gedanken schnell von sich. Er würde nur mit Abscheu auf sie herabblicken, wenn er vom Vorfall der vergangenen Nacht erfuhr. Vielleicht wusste er es auch schon.

„Marie, Lady Charlotte will sofort mit Ihnen reden!“ Es war Harriet, die durch den Park gelaufen kam.

Es war also so weit. Marie hatte nur einen Gedanken: Das schmerzvolle Gespräch und dessen Folgen so schnell wie möglich hinter sich zu bringen.

„Elinor, du übernimmst jetzt hier die Anleitung! Blumensträuße binden und zum Mittagstisch mitbringen. Aber nicht die Gartenblumen an der Mauer!“

„Können wir hinunter zur Bucht? Ein letztes Mal? Ich kann es, Miss Marie, wirklich!“

„Auf gar keinen Fall, Elinor! Niemals wieder gehst du ohne Aufsicht in die Höhlen! Und erst recht nicht mit den Mädchen. Frag Frederik, ob er heute Nachmittag mit euch hinuntergeht!“

Maries Herz klopfte, als sie die Türflügel des Haupteingangs erreichte und Lady Greenwolds Salon aufsuchte.

„Hier, nimm Platz! Ich bin gleich bei dir“, sagte Lady Charlotte und deutete auf den Stuhl neben ihrem Schreibtisch. Zornig klang sie nicht.

„Klar“, dachte Marie. „Sie ist dankbar für die Ausrede, mich loszuwerden.“

Charlotte schrieb noch einen Briefbogen zu Ende und unterzeichnete ihn, dann drehte sie sich zu Marie hin.

„Die Mädchen fahren demnächst weg“, begann sie.

Und ich gleich auch, fügte Marie im Stillen hinzu.

„Du hast deine Aufgaben zu unserer besten Zufriedenheit erfüllt. Alle sind von deinem Feingefühl und deiner Zuwendung angetan, und alle sind begeistert, wie geschickt du die jungen Mädchen anregst, ihre Talente zu

entdecken und zu entfalten. Gott weiß, sie haben sonst keine Möglichkeit, etwas zu lernen. Du erklärst ihnen die Pflanzenwelt wie eine Meisterin in der Botanik, sie dichten Reime und Verse, alle können ein Taschentuch ordentlich besticken und einen Knopf annähen. Am allerwichtigsten ist, dass viele von ihnen in ihrer ganzen Kindheit nicht so viel gelacht haben wie in diesen drei Wochen, in denen sie in deiner Obhut waren.“

Marie blickte Lady Charlotte mit großen Augen an. *Und jetzt kommt das große Aber*, dachte sie.

„Aber natürlich bin ich keineswegs überrascht“, fuhr Charlotte fort. „Ich habe schließlich gesehen, was für erfreuliche Auswirkungen deine Begleitung auf Elinor hatte in den Monaten, seit du bei uns arbeitest. Zwei Sachen möchte ich dir sagen.“ Marie hielt den Atem an. „Erstens, wenn du dich vollends eingelebt hast, werden wir dich im Sommer als festen Bestandteil unseres Haushaltes anstellen. Das heißt, wenn du das möchtest.“

Marie starrte verwirrt auf den Boden. Träumte sie oder hatte Lady Charlotte das wirklich gesagt? „Was, Mylady – hat Franny nicht mit Ihnen ... ich meine, ist das Ihr Ernst?“

Charlotte stand auf und schritt zum Fenster. „Vieles hat sich seit deiner Ankunft eingespielt, Marie. Lass dich nicht von Franny in die Flucht jagen. Ihr Rheuma macht ihr zu schaffen, wir müssen Nachsehen haben. Gib ihr in allem recht, was sie sagt, küss sie auf die Wange und gehe so vor, wie du es für richtig hältst. So mache ich es.“

„Küssen könnte ich sie niemals, Mylady. Aber ich meinte, wegen gestern ...“

Charlotte schaute eine Weile aus dem Fenster und drehte sich dann wieder um. Marie sah nur die Umrisse ihrer Haube und konnte ihren Gesichtsausdruck nicht ausmachen.

„Sie hat mir von der zerbrochenen Vase schon erzählt. Das war nicht deine, sondern Elinors Schuld.“

Marie schluckte. Konnte es wirklich sein, dass Franny nichts von der Begegnung im Bad berichtet hatte?

„Zweitens, du kennst unsere Bekannte, Mrs Earling, die im Dorf lebt.“

„Ja, Mylady. Manchmal besucht sie Franny in der Küche und holt Gemüse und Kräuter.“

„Ja, das tut sie.“ Charlotte lief mit verschränkten Armen vor dem Fens-

ter auf und ab, wie es ihre Gewohnheit war, wenn sie gleichzeitig redete und nachdachte. „Jedes Dorf braucht einen Engel, der seine Augen offen hält und sieht, welches Herz blutet, welches Kind verhungert, welche einsame Seele verzweifelt. Solch ein Engel ist Mrs Earling. Deshalb hat sie fast immer Besuch im Haus. Gutes Essen, ein gemütlicher Herd, offene Ohren für die Klagen eines gebrochenen Herzens: Irgendwann schreiten ihre Schützlinge erhobenen Hauptes zurück in die Welt und ertragen das Leben wieder. Keiner weiß, wie sie es macht, aber sie tut es.“

Marie dachte an den gütigen Blick der alten Dame, die mit Franny am Küchentisch gegessen hatte, an die Falten und Grübchen, die sich über ihr Gesicht ausbreiteten, wenn sie lachte.

„Kommen wir zur Sache. Mrs Earling ist alt und leidet an Arthrose. Sie kann sich nicht mehr leicht bücken. Sie fragt, ob eine unserer Bediensteten einmal in der Woche das Haus gründlich putzen könnte. Sonstige Alltagspflichten schafft sie noch alleine.“

Neue, hoffnungsvolle Gedanken rasten durch Maries Kopf. Sie erinnerte sich an Mrs Earlings Worte: „Ich bräuchte mehr als zwei Hände, um dem Kerl den Rücken zu streichen, seine Hände zu halten, ihm glaubhaft zu machen, dass er nicht allein ist.“ Am liebsten wäre sie sofort ins Dorf gerannt, hätte ihr ganzes Leben vor Mrs Earling ausgebreitet, sich ihr hemmungslos anvertraut. Im gleichen Moment nahm sie diese Gedanken wieder zurück. Mrs Earling war mit der halben Belegschaft von Birch Heights befreundet, sie würde Marie verraten.

„Das mache ich gerne, Mylady“, war ihre zurückhaltende Antwort. Jedenfalls würde sie auf diesem Weg mehr über den Jungen in Erfahrung bringen können, den Mrs Earling in ihr Haus aufgenommen hatte.

Charlotte hatte noch nicht zu Ende geredet.

„Sie hat, wie ich höre, einen jungen Knaben im Haus, den Dickon und Frederik in London auf der Straße aufgesammelt haben. Erst jetzt habe ich davon erfahren. Dabei kann sie auch Hilfe gebrauchen. Und noch eine Sache, Marie.“ Marie hielt wieder den Atem an. „Deine Kleidung. Hast du nur ein Kleid oder tust du nur so, als wenn du nur ein Kleid hättest?“

„Ich habe am Anfang zwei von Franny bekommen, Mylady. Haube, Schuhe und Umhang dazu. Sie sehen gleich aus. Ich wasche sie abwechselnd.“

„Das will ich hoffen. Aber sie sind für eine Bedienstete von Birch Heights mit fester Anstellung auf keinen Fall geeignet. Außerdem hast du mehr Fleisch auf deinen Knochen als am Anfang deines Aufenthalts hier, was dir gut bekommt und deine Kleider eng werden lässt. Du nimmst morgen den Nachmittag frei. Ich übe mit Elinor ihre Gedichte und du gehst nach Hipperclove. Schräg gegenüber der Kirche hat Mrs Phelps ihren Stoffladen. Dort suchst du drei Stoffe aus, die dir gefallen, und bittest Mrs Phelps darum, dir drei praktische Arbeitskleider zu nähen. Einen Hut, zwei Hauben und zwei Paar stabile Schuhe darfst du dir auch aussuchen. Die Rechnung geht nach Birch Heights.“

Marie konnte ihr Glück nicht fassen.

„Ein Kleid für vornehme Anlässe habe ich in dein Zimmer gelegt. Es ist in Stoff eingewickelt und liegt auf deinem Bett. Probier es an und nimm es mit zu Mrs Phelps, falls es geändert werden muss. Es ist eins meiner alten Musselinkleider und müsste dir passen. Ich war früher auch so zierlich wie du. Das dezente Altrosa wird dir gut stehen.“

„Aber ich bin nur das Kindermädchen, Mylady. Was habe ich bei feinen Anlässen zu suchen?“

„Du bist mehr als ein Kindermädchen, Marie. Soweit ich weiß, nennt man eine Frau, die einem Mädchen Malen, Singen, Schreiben und Dichten beibringt, eine Gouvernante. Und soweit ich weiß, begleiten Gouvernanten ihre Schützlinge auf Feste und Ausflüge und müssen sich dementsprechend kleiden. Franny wird zwar nicht begeistert sein, dich in einem meiner alten Kleider zu sehen, aber sie muss allmählich begreifen, dass du jetzt zur Familie gehörst.“

„Ich weiß nicht, womit ich das verdient habe, Mylady. Wie kann ich Ihnen nur danken?“

„Du hast mir schon dadurch gedankt, dass du aus meiner Tochter eine ausgeglichene, glückliche und begabte junge Dame gemacht hast. Ich habe in den vergangenen drei Wochen beobachtet, wie sie sich um die Stadtmädchen gekümmert hat. Ich konnte die Verwandlung in ihr kaum glauben. So wie sie sich entwickelt, könnte sie eine hervorragende nächste Herrin von Birch Heights werden, falls uns keine Söhne geschenkt werden.“

Sie tätschelte nachdenklich die Wölbung unter ihrem Kleid. Marie rang mit widersprüchlichen Gedanken, die in ihrem Inneren tobten. Die

Wahrheit findet immer einen Weg, herauszukommen. Das war jedes Mal der Schlusssatz von Franny, wenn sie genüsslich die Geschichte vom ehemaligen Lord Greenwold erzählte, dessen schlimme Verbrechen jahrelang verborgen blieben, schließlich aber doch entlarvt wurden.

Marie biss sich auf die Lippen und holte tief Luft. „Aber Mylady, es gibt Dinge, die Sie vielleicht über mich wissen sollten.“

„Die kannst du Mrs Earling erzählen.“

„Es sind schlimme Sachen, Mylady. Ich will ehrbar und aufrichtig mit Ihnen umgehen.“

„Das spricht sehr für dich, Marie. Hast du deine Missetaten bereut und dich von ihnen getrennt?“

„Ja, Mylady.“

„Dann gibt es nichts mehr hinzuzufügen. Auch ich bin Irrwege in meinem Leben gegangen. Wichtig ist, dass man diese Wege verlässt und auf den geraden Weg zurückfindet. Wir beide werden uns eines Tages hinsetzen und Tee trinken. Dann erzählst du mir deine Geschichte und ich erzähle dir meine. So weit für heute, Marie. Du darfst jetzt gehen, ich habe zu tun.“

Marie erhob sich, machte einen Knicks und verließ den Raum. Sie schloss die Tür und warf schnell einen Blick durch den Haupteingang in den Park. Sobald sie gesehen hatte, dass die Mädchen auf dem Weg zum Essraum waren und ihre Aufsicht nicht brauchten, rannte sie die Treppe hoch zu ihrem Zimmer.

So schnell sie konnte streifte sie ihr schäbiges graues Kleid vom Leib und holte mit Ehrfurcht das Festkleid aus Musselin, das auf ihrem Bett lag, aus seiner Stoffhülle heraus. Sie traute sich kaum, den feinen, weichen Stoff anzufassen, streichelte ihn zärtlich und fuhr mit den Fingerspitzen über die glatte Oberfläche der Samtbänder, die das Dekolleté und die Ärmel säumten. Vorsichtig zog sie den Stoff über ihren Kopf. Ihre Arme reichten nicht weit genug nach hinten, um die winzigen Knöpfe zu schließen, die an der Rückseite des Kleides angebracht waren. Aber sie sah, dass es passte. Vollkommen. Sie drehte sich und bückte sich, um von dem Kleid so viel wie möglich in dem kleinen, zerkratzten Spiegel über ihrer Frisierkommode zu erblicken. Sie würde bis zum Abend warten müssen, um ihr Spiegelbild in der Fensterscheibe sehen und beurteilen zu können, wie das Kleid als Ganzes wirkte.

Den Gedanken, was Frederik wohl von solchen Kleidern hielt, wies sie schnell wieder von sich. Erst recht, als sie sich daran erinnerte, dass Franny ihr Schicksal noch in der Hand hielt. Warum hatte sie nichts von dem Vorfall im Bad erzählt? Würde sie es noch tun? Würde dann dieser Traum, wie so viele in ihrem Leben, sich plötzlich in Luft auflösen, noch bevor er wirklich geträumt war?

„Du schläfst nicht, mein Junge. Schließ deine Augen und gebiete deiner Seele Ruhe.“

„Darf ich nicht, Ma’am.“

„Warum nicht? Bist totenblass und hast seit Stunden kaum ein Auge zugemacht.“

„Sobald ich meine Augen zumache, kommen die Gesichter und fangen mich, Ma’am.“

„Niemand fängt dich, solange du in meinem Hause bist.“ Mrs Earling beugte sich über das Bett und strich Edward einige Haarsträhnen aus der Stirn. „Ich hole dir einen Becher cremige Milch, das hat gestern geholfen.“

Sie erhob sich und ging in die Küche. Edward richtete seinen müden Blick auf das Blumenmuster auf der Tapete und fragte sich, ob er vielleicht doch in der anderen Welt gelandet sei, von der William geträumt hatte, in der die Menschen lieb und freundlich waren. Bald hörte er das leise Schlurfen von Füßen. Mrs Earling kehrte zurück mit einem Becher in der Hand und setzte sich auf die Bettkante.

„Ich bleibe heute Nacht bei dir und halte deine Hand“, sagte sie. „Sobald die bösen Bilder kommen, drückst du meine Hand und ich scheuche sie weg.“

„Das wäre schön, Ma’am. Die Muschel – die muss bei mir bleiben, in der anderen Hand.“

„Eines Tages erzählst du mir, warum die Muschel dir so wichtig ist.“

„Wenn ich das nur wüsste“, antwortete er mit einem schwachen Lächeln.

Mrs Earling hob den Becher an Edwards Lippen. Er trank und wischte sich dann mit dem Handballen ein paar Tränen vom Gesicht. Müde legte er sich auf sein Kopfkissen zurück, griff nach Mrs Earlings Hand und

schloss die Augen. Nur am Rande bekam er noch mit, wie Mrs Earling neben dem Bett auf die Knie sank, seine dünnen, blassen Finger an ihr Gesicht hob und anfang, das Vaterunser zu beten. Sie hielt an bei der Stelle: *und erlöse uns von dem Bösen.*

„Welche bösen Dinge auch immer dieser Bub erleben musste, lieber Gott“, betete sie, „erlöse ihn davon. Warum müssen zarte Seelen Dinge sehen, die sie nie in ihrem Leben sehen sollten? Wer hat diesen Jungen so zugerichtet? Warum lässt du das zu – du, der es als Einziger verhindern könnte?“

Einen Moment schwieg sie, dann setzte sie wieder an: „Danke, dass du ihn in mein Haus geführt hast. Vielleicht war das deine Antwort.“ Ihre Stimme wurde lauter. „Aber Herr, es gibt Tausende andere, die nicht in mein Haus gebracht werden. Was ist mit ihnen? Ach, es bringt nichts, mit dir zu hadern. Amen.“

Edward schlug die Augen wieder auf und betrachtete sie neugierig. Jetzt murmelte sie noch ein paar weitere Worte vor sich hin und bekreuzigte sich. Dann öffnete sie ihre Augen und im Licht der kleinen Öllampe sahen sie einander an.

„Tut mir leid, ich habe dich wach gehalten“, entschuldigte sie sich.

„Mit wem redest du da?“, flüsterte er.

„Mit Gott natürlich. Jeder anständige Mensch redet am Ende des Tages mit Gott. Und weil ich heute Nacht bei dir bleibe, rede ich hier mit ihm.“ Sie ließ seine Hand los, stützte sich auf die Bettkante und richtete sich mühevoll auf.

„Mit dem Gott von ‚Gottverdammte‘, ‚Verfluchte Mutter Gottes‘, ‚Es strafe dich Gott der Allmächtige‘ und so?“

Mrs Earling zuckte zusammen und starrte ihn an. „Ach mein Junge, in welcher Kloake hat man dich denn großgezogen? Nein, nicht der. Sondern der von ‚Gott helfe uns‘, ‚Der Segen des Allmächtigen sei mit dir‘, ‚Grüß Gott‘. Mit dem rede ich.“

„Wo sitzt der?“

Edward blickte in die dunklen Schatten des Raumes. Mrs Earling hatte neben ihrer winzigen Küche zwei Zimmer im Erdgeschoss des Häuschens, das sie mitten im Dorf bewohnte. Sie aß und schlief in ihrem Wohnzimmer, weil ihre Arthrose sie daran hinderte, die schmale, steile Treppe

zu den beiden oberen Räumen zu besteigen. Das zweite Zimmer war ihr Gästezimmer.

„Schön wäre es, wenn er sichtbar wäre“, seufzte sie. Sie schleppte einen Schaukelstuhl aus dem Schatten in der Ecke des Raumes über die Fliesen zu Edwards Bett hin. „Ist er aber nicht. Obwohl, das stimmt nicht ganz. Einmal wurde er sichtbar. Setzte sich zu den Leuten an den Tisch, plauderte, lachte, spielte mit Kindern.“

„Warum hat er damit aufgehört?“

„Hat er nicht. Er beauftragte seine Freunde, es für ihn weiter zu machen. Er würde in ihr Herz einziehen, meinte er, und ihnen helfen, so zu leben wie er. Und er ließ Anweisungen dazu in einem besonderen Buch schreiben. Nie von der Bibel gehört, Junge?“

„Es gab sie bei den Begräbnissen.“

„Bei welchen Begräbnissen?“

„Ach, nichts Wichtiges.“

Mrs Earlings Schaukelstuhl stand quer neben seinem Bett. Die alte Frau setzte sich, nahm Edwards Hand und fing an, vor und zurück zu schaukeln. „Ich sehe immer noch Falten in deiner Stirn“, bemerkte sie. „Hast du noch eine Frage, bevor wir uns von diesem Tag verabschieden? Wir sollten jetzt schlafen.“

„Dann gibt es sie doch, Mrs Earling!“

„Gibt es doch was?“

„Die andere Welt.“ Edward stützte sich auf einen Ellbogen und starrte Mrs Earling an. „Kennst du William?“

„Nein, mein Kind. Aber es ist mir, als ob ich ihn kennen würde, so oft wie du im Schlaf von ihm sprichst.“ Sie hatte aufgehört zu schaukeln und lehnte sich nach vorne. „Erzähl mir von William.“

Edward sank zurück in sein Kissen. „Er war der einzige Freund, den ich hatte. Wir redeten oft über die andere Welt, in die wir gehen wollten. Dann wurde er krank und starb. Aber vorher versprach er mir, dass er jemand schicken würde, um mich zu holen, falls es die andere Welt gibt. Ich dachte, dass er vielleicht dich geschickt hat, um mich zu holen.“

„Hör zu, mein Junge“, sagte Mrs Earling mit zitternder Stimme, „ich kann dich nicht in die andere Welt holen. Aber ein kleines Stück von der anderen Welt können wir miteinander in diese Welt holen, wenn wir das

wollen. Der liebe Gott hatte seine Gründe, deinen William zu sich zu holen und dich hier zu lassen. Wollen wir nicht herausfinden, welche das sind? Das wäre doch ein Grund, wieder gesund zu werden, was?“

Edward nickte. Dann fielen ihm seine Augen wieder zu. Er hörte noch, wie Mrs Earling sich leise in ein Taschentuch schnäuzte, dann sank er in einen tiefen Schlaf.

Kapitel 10

Marie ging zum ersten Mal in ihrem Leben mit einem neuen Gefühl im Herzen zu Bett: mit dem Gefühl von unbändiger Freude. Noch nie hatte sie so viel geballtes Glück erlebt – auch nicht in den Wochen, die sie bisher in Birch Heights verbracht hatte.

Die Krönung der Kette froher Ereignisse war eine Begegnung mit Lord Jake im Eingangsfloor gewesen, der ihr lächelnd gesagt hatte, dass sie demnächst mit ihrer ersten Gehaltszahlung rechnen könne und eine klare Regelung für ihre Stunden und Pflichten bekäme. Bis dahin hatte der Herr von Birch Heights sie kaum beachtet. Sie ihrerseits hatte vor ihm große Ehrfurcht gehabt. Nun fühlte sie sich wie im siebten Himmel.

Das Musselinkleid, das sie von Lady Charlotte bekommen hatte, hielt sie fest an ihr Herz gedrückt, als sie sich ins Bett legte und beobachtete, wie das Mondlicht durch den Vorhang schien und kleine rötliche Lichtkugeln auf die Bretter des Fußbodens warf. Wie anders war der Tag verlaufen, als sie erwartet hatte. Das gleiche Bett, der gleiche Raum, aber eine andere Frau. So empfand sie es.

Sie schlief ein, das Kleid immer noch im Arm. Auf einmal war sie wieder ein kleines Mädchen, hüpfend und tanzend an der Hand einer hübschen, fröhlichen Mutter. Sie liefen auf einem Feldweg, danach an den Vorgärten vornehmer Häuser vorbei.

„Und wie heißt dieser Baum?“, fragte ihre Mutter.

„Das ist eine Esche, dort drüben steht eine majestätische Eiche, dies hier ist eine Linde“, sprudelte es aus Marie hervor. Irgendwann erreichten sie den Stoffladen im Dorf.

„Du darfst selber aussuchen, mein Schatz, welchen Stoff du möchtest. Es ist kein Festkleid, es ist ein Kleid zum Ausgehen in den Park, du musst dich also darin bewegen können.“

„Darf es trotzdem hübsch sein, Mama?“ An die Reaktion, die folgte, konnte sich Marie erinnern, als wenn es gestern gewesen wäre: Ihre Mutter warf ihren Kopf nach hinten und lachte schallend – laut, aber nicht grob. Wie sprudelndes Wasser, wie lautes Vogelgezwitscher.

„Den karierten Stoff möchte ich“, sagte das Mädchen ernsthaft. Ihr Kleid sollte ähnlich sein wie das ihrer Freundin Emma, die immer feine Sachen anhatte.

„Die Baumwolle in Dunkelgrün mit den eingearbeiteten dunkelroten Streifen?“ Die Verkäuferin schaute neugierig über ihre Brille. „Die meisten Mädchen wollen Kleider in Himmelblau oder Rosa, Samt oder Seide. Aber dir gefällt ein kariertes am besten?“

„Ja, genau“, antwortete Marie. „Ich muss mich im Kleid gut bewegen können. Es soll aber auch hübsch sein. Mit Schleifchen an den Ärmeln. Bald komme ich wieder und wir bestellen ein Festkleid für die Taufe meines kleinen Bruders.“ Marie strahlte – nicht wissend, dass sie dieses Kleid nie abholen würde. Und dass es auch kein Lachen mehr mit nach hinten geworfenem Kopf geben würde.

Stattdessen ein Leichenkleid für die Mutter, die ihre Niederkunft nicht überlebt hatte. Es gab auch kein Festkleid für die Taufe des kleinen Bruders, denn dieser lag, in eine winzige Decke eingewickelt, mit der Mutter zusammen im Sarg.

Schlaftrunken öffnete Marie ihre Augen. Die Stimme ihrer Mutter klang in ihrer Seele nach, ihr Gesicht war feucht von Tränen. Sie grub ihre Nase in den weichen Musselinstoff, der neben ihr lag. Das Kleid war noch da, es war also kein Traum gewesen. Die Unschuld einer unbeschwerten Kindheit winkte ihr aus einer fernen Vergangenheit zu, in der die Welt noch in Ordnung gewesen war. In ihrem Herzen stieg eine zarte Hoffnung auf, den Faden ihres Schicksals dort aufgreifen zu können, wo sie ihn unbefleckt hatte liegen lassen müssen.

Sie stieg aus dem Bett, zog die Vorhänge zur Seite, öffnete das Fenster, schob die Fensterläden zurück und hielt ihr Gesicht der strahlenden Morgensonne hin. Vormittags stand der Abschied von den Stadtmädchen an, danach Malen und Erdkunde mit Elinor – als Trost im Abschiedsschmerz. Nachmittags der Gang zu Mrs Phelps' Stoffladen. Später in der Woche ihr erster Besuch bei Mrs Earling. Diese Aussichten mussten im Vorfeld schon ausgekostet werden.

Und hatte Dickon nicht mit einem Augenzwinkern bemerkt, dass man nicht in Birch Heights leben dürfe, ohne reiten zu können, und Frederik sei sicher mehr als bereit, es ihr beizubringen? Bei Dickon wusste man nicht, ob er nur scherzte oder etwas ernst meinte. Mrs Earling würde sie alles erzählen. Wenn es jemand gäbe, der lang genug zuhören und Marie glauben würde, dass die ganze Geschichte nicht ihre Schuld war, dann Mrs Earling.

„Mutter, ich glaube, ich bekomme eine zweite Chance. Ich habe wieder ein Zuhause“, flüsterte sie. „Ich wünschte nur, du wärest dabei, wenn ich den Stoff aussuche. Vielleicht kommt doch der Augenblick, in dem ich überzeugt sagen kann, meine Mutter wäre stolz auf mich.“

Elinors Stimme holte Marie aus ihren Träumereien.

„Ich bin gleich so weit!“, rief sie zurück, während sie Wasser aus einem Porzellankrug in ihre Waschschüssel schüttete. Sie schrubhte ihr Gesicht und trocknete es ab, zog rasch ihr altes Kleid über ihren Kopf und steckte ihre Haare mit zwei Haarnadeln hoch. Elinor wartete ungeduldig im Gang und hüpfte von einem Bein aufs andere.

„Wo bist du so lange, Miss Marie? Hast du vergessen, dass Mira vielleicht ihre Welpen heute bekommt und ich nach ihr schauen darf, bevor die Mädchen aufstehen?“

„Dann nimm bitte die Schürze von gestern. Schadet nicht – sie ist schon dreckig und es kommen noch Hundehaare und Stalldreck dazu. Wir gehen über die Küche raus, damit deine Stiefel keine Spuren im Haus hinterlassen. Und ich muss dir einen Kuss geben, weil ich dich lieb habe und mich so sehr auf den Tag freue!“ Sie fing die überraschte Elinor mit den Armen auf, küsste beide Wangen und ließ sie wieder hinunter.

Wenige Minuten später rannten beide laut lachend zum Pferdestall. Schafe blökten auf dem Feld hinter der Pferdekoppel, stolze Hühner

meldeten die ersten frischen Eier des Tages, Geranien und Petunien blühten in einem Kunstwerk aus Rot und Dunkellila auf der Mauer, die den Stall vom Park trennte. Die Tür stand offen und sie wurden mit einem fröhlichen Pfeifkonzert begrüßt, das immer lauter wurde. Schließlich erschien Frederik an der Tür mit einer Mistgabel in der Hand und hob seinen Hut.

„Guten Morgen, Lady Elinor, guten Morgen Marie! Unser Stall hat seit heute Früh fünf neue Bewohner und ihr seid die ersten Besucher!“

„Fünf? Und sie sind schon da?“

Elinor sprang vor Freude in den Stall hinein, Frederik hinter ihr her. Als Marie sie einholte, lag Elinor bereits im Stroh neben Miras Korb. Die Morgensonne schien durch die staubigen Fenster der Scheune und beleuchtete den zappelnden Haufen neuen Lebens, den die Hundemutter sorgfältig ableckte. Sanft tastete Elinor nach den kleinen Welpen und streichelte dann den Kopf der Hündin, während sie ihr Zärtlichkeiten und Glückwünsche ins Ohr flüsterte.

Während Elinor mit den Welpen beschäftigt war, ruhten Frederiks Augen auf der jungen Frau, deren Künste als Kindermädchen, das auch die wildesten kleinen Furien zähmen konnte – sogar solche, die aus den Armenvierteln Londos kamen –, nun in ganz Hipperclove bewundert wurden. „Kommen Sie näher, Marie.“ Frederik legte seine Hand unter ihren Ellbogen und ermutigte sie, sich neben Elinor hinzuknien.

„Ein richtig hübsches Mädchen ist sie geworden“, hatte Dickon am Abend zuvor bemerkt. „Erstaunlich, was ein bisschen Futter und gute Luft für so eine Jungfer ausmachen kann. Wenn ich dran denke, wie sie an jenem ersten Tag aussah ... wie frisch aus dem Grab! Und jetzt kurvig und rosig wie eine Frischverliebte. Was denkst du, Frederik?“

„Ich denke, so redet man nicht über ein Mädchen. Oder du machst wieder Scherze und willst Spott mit mir treiben“, hatte Frederik geantwortet. „Pass bloß auf, dass deine Franny ein solch albernes Geschwätz nicht mitbekommt.“

„Keine Sorge, Frederik – ich halte mich zu meiner Franny. So ein zartes

Ding wie Miss Marie wäre für mich sowieso nichts gewesen. Eine elegante Grazie braucht Pflege. Ich brauche Stärke und Widerstand – ein Weib, das mir die Stirn bietet und mir sagt, wo es langgeht.“

„Das hast du auf jeden Fall!“

Dickon hatte lachend mit den Achseln gezuckt und das Thema gewechselt.

Ein Lächeln umspielte Frederiks Lippen, als er sich an das gestrige Gespräch erinnerte und nun die Szene vor sich beobachtete. Sein Blick folgte Maries Hand, die eine hellbraune Haarsträhne aus ihrem Gesicht strich und hinter ihr Ohr schob. Die Sonne warf ein warmes Licht auf ihren zerzausten Kopf und ließ ihre braunen Haare fast wie Bronze schimmern. Zum ersten Mal fiel ihm auf, dass sie Grübchen in ihren Handgelenken hatte, wie samtweich ihre Haut aussah und wie fein die Kurve ihres Nackens über ihrem Kragen war. Erst seit wenigen Tagen steckte sie ihre fülligen, gewellten Haare hoch und das machte sie in Frederiks Augen nur noch schöner ...

„Auf diesem Regal sind die neuen Stoffe aus London, Miss. Gefällt Ihnen da was?“

„Ich hätte gerne etwas Kariertes“, antwortete Marie schüchtern. „Am liebsten in Dunkelgrün, mit dunkelroten Linien, oder umgekehrt. Haben Sie so etwas?“

„Etwas Kariertes?“, fragte die Verkäuferin. „Das ist ungewöhnlich für eine junge Frau wie Sie. In Mode sind blumige Muster. Rosa und blau.“

„Blumen gefallen mir im Garten, aber nicht auf einem Kleid“, sagte Marie mit fester Stimme.

Schließlich wählte Marie ein kleinkariertes Muster in Dunkelrot, in das blaue Linien hineingearbeitet waren, einen Blumenstoff in Gelbgrün und einen einfarbigen blauen Stoff für sonntags. „Noch eine Frage, Mrs Phelps.“

„Und die wäre?“

„Wäre es unangemessen, Schleifchen an den Ärmeln vom karierten Kleid zu haben, vorne an den Bündchen? Wäre das für ein Arbeitskleid übertrieben?“

„Sie sind aber entzückend“, schmunzelte Mrs Phelps. „Ich mache so viele Schleifen dran, wie Sie wollen. Auch Arbeitskleider dürfen hübsch sein. An die Naht unter der Brust kommen sowieso Samtbänder hin. Kommen Sie bitte nächste Woche wieder, um die Kleider anzuprobieren. Mit Ihren zierlichen Gesichtszügen und Ihren feinen Haaren werden Sie aussehen wie ein Gedicht, warten Sie nur ab!“

Marie errötete bei diesem Kompliment, bedankte sich und verließ den Laden. Sie trat hinaus auf den Bürgersteig, blieb aber gleich stehen. Ein ungutes Gefühl überkam sie, etwas Fremdes stieß ihr auf. Erst nach einigen Sekunden kam sie darauf, was es war: ein bekannter Geruch.

Ein paar weitere Sekunden vergingen, bis sie sich daran erinnerte, was sie dort roch – eine Zigarre! Auf der entgegengesetzten Straßenseite stand ein Gentleman mit dem Rücken zu ihr und starrte in das Schaufenster von Mr Bluntons Schuhladen, langsam und genüsslich an einer Zigarre ziehend.

Marie gefror das Blut in den Adern. Sie traute sich nicht, sich zu bewegen. Er war es unverkennbar, auch von hinten! Hager, groß, mit spärlichen grauen Haaren. *Edel Mélange* war die Marke mit dem beißenden, würzigen Geschmack. Marie erinnerte sich sogar an die Buchstaben auf der Schachtel. Der Gentleman hatte nach ihnen gestunken, auch wenn er nicht geraucht hatte. Der Geruch hing in seinen Kleidern, in seinen Haaren, in seinen Gliedmaßen und begleitete ihn, wohin er auch ging.

Maries Knie zitterten, ihr Herz pochte wild. Noch hatte er sie nicht gesehen. Sie drehte ihren Kopf von ihm weg und schlich an der Mauer von Mrs Phelps' Laden entlang, bis sie um die Ecke bog und außer Sichtweite des Schuhladens war. Dann rannte sie. Mit aller Kraft, die sie aufreiben konnte – zurück zum Fluss, über die Brücke, ohne einen einzigen Blick nach hinten zu werfen, in den Wald hinein, über den Park. Sie stürzte atemlos durch den Gemüsegarten, schob die Tür zur Küche auf und raste ins Haus. Sie riegelte die Tür hinter sich ab. Gott sei Dank – Franny war nicht in der Küche! Nach Luft hechelnd, spritzte sie sich kaltes Wasser ins verschwitzte heiße Gesicht und sank auf einen Stuhl am Küchentisch. Zitternd legte sie ihren Kopf auf die Arme und stöhnte.

Sie versuchte, klar zu denken. Vielleicht hatte sie sich das alles nur eingebildet. Es gab viele hagere Gentlemen mit spärlichen grauen Haaren in dieser Welt. Und sicher viele, die *Edel Mélange* mochten. Es konnte

irgendein Herr sein! Und außerdem, was würde ausgerechnet er in diesem abgelegenen Teil des Landes zu suchen haben?

Obwohl ... die Jungen aus London.

Sie hatte nicht einmal daran gedacht zu fragen, aus welchem Teil der Großstadt sie kamen. London war riesig. Und sie waren erst zwei Tag davor mit Dickon abgereist. Wenn einer von ihnen den Mann gekannt, ihn irgendwo getroffen und sie verraten hätte, wäre es ein absonderlicher Zufall. Oder das Ganze war die Strafe Gottes.

Natürlich! Irgendwelche dunklen Mächte, die über ihr Leben wachten, rächten sich, verfolgten sie, um jedes erhoffte Glück schon im Keim zu ersticken. Sie hatte gewusst, dass es zu schön war, um wahr zu sein. Ihre Gedanken jagten im Kreis.

„Miss Marie! Miss Marie! Wo bist du? Du wolltest mir von deinen neuen Kleidern erzählen!“

„Ich komme, Elinor!“ Marie erhob sich, klopfte ihren Rock zurecht und spritzte sich noch einmal Wasser ins Gesicht. Sie durfte sich ja nichts anmerken lassen, vor allem nicht vor Elinor. Das fröhliche Geplapper des Mädchens riss sie aus ihren trüben Gedanken. Bis sie Elinor geholfen hatte, ihr Zimmer aufzuräumen, und bis der Abend herangerückt war, hatte sie sich mit der Gewissheit beruhigt, dass der Herr – falls er es gewesen war – sie gar nicht gesehen hatte, da er mit dem Rücken zu ihr gestanden hatte.

Marie warf einen raschen Blick in die Küche, vergewisserte sich, dass Franny nicht da war, legte zwei Teller, die Elinor ausgeliehen hatte, in den Geschirrschrank, und machte sich auf den Weg nach oben in ihr Zimmer.

Zwei Dinge gleichzeitig erschreckten sie fast zu Tode, als sie an der weit geöffneten Tür zu Lord Greenwolds Bibliothek vorbeischlich: der beißende Geruch von *Edel Mélange*, der ihr aus dem offenen Raum entgegen schlug, und Lord Greenwold, der in der Tür stand und sie nun hereinwinkte. Maries Herz schlug bis zum Hals. Sie wollte fliehen, aber ihre Füße bewegten sich keinen Schritt.

„Kommen Sie herein, Marie! Ich möchte, dass Sie einem besonderen Gentleman erzählen, was Sie mit den Mädchen aus den Armenhäusern gemacht haben. Am besten soll er es direkt aus Ihrem Munde hören! Wir haben große Pläne, diese Wohltätigkeitsarbeit weiter auszubauen, und

auch Sie könnten eine wichtige Rolle –“ Lord Greenwold hielt überrascht mitten im Satz an.

Marie fuchtelte mit den Händen und schüttelte vehement den Kopf. Sie sah, wie ein grauer Hinterkopf über dem Sessel vor Lord Greenwolds Kamin sich in ihre Richtung drehte. Schnell hob sie den Saum ihres Rocks mit beiden Händen an und ergriff die Flucht. Ohne nachzudenken, rann sie die Treppe hinunter, zurück zur Küche. Die Tür war offen, jemand summte ein Lied. Gott sei Dank, Franny war da!

Zum ersten Mal seit ihrer Ankunft in Birch Heights dankte sie Gott für die Haushälterin. Neben der Küche war ein Bügelraum. Dort könnte sie arbeiten und sich versteckt halten, bis der Gast wieder fort war. Sie erinnerte sich daran, dass er sie immer noch nicht gesehen hatte. Lord Jake hatte zwar ihren Namen genannt und offensichtlich etwas über sie erzählt. Aber es gab viele Frauen mit dem Namen Marie und nie würde jemand, der sie in der Vergangenheit gekannt hatte, auf die Idee kommen, dass sie als Gouvernante in einem adligen Haus weit entfernt von London arbeiten würde. Am nächsten Tag würde sie Lord Jake aufsuchen und bis dahin hoffentlich eine Erklärung für ihr seltsames Gebaren gefunden haben.

Rasch schürte sie die glühende Asche im Feuerofen, legte das schwere Bügeleisen, das von Harriets Bügelarbeit am späten Nachmittag noch warm war, auf das Gitter und wartete, bis es heiß wurde. In der Ecke lagen Bettwäsche und Tischdecken aus Leinen, frisch von der Wäscheleine und noch nicht geplättet.

Ihre aufgewühlten Gefühle beruhigten sich, als sie immer wieder das Eisen schwungvoll über den Stoff führte, und sie atmete den Duft der frischen Wäsche in tiefen Zügen ein. Zwei Stunden waren bald verstrichen. Das Klappern von Geschirr und die Stimmen von Harriet und Franny, die sich angeregt unterhielten, waren aus der Küche zu hören und gaben ihr nach und nach das tröstliche Gefühl, dass alles im Haus seinen gewohnten Lauf nahm. Irgendwann meinte sie zu hören, wie Türen im Hauptteil des Hauses zugeschlagen wurden und die Räder einer Kutsche auf der Kieselzufahrt holperten. Der Gast musste fort sein. Gott sei Dank!

Vielleicht konnte sie Lord Jake noch erwischen, bevor er sich zurückzog, und ihm irgendeine Erklärung liefern. Sie würde hinzufügen, dass sie sich geehrt fühlte, in seine Pläne eingebunden zu werden. Als sie in Begriff

war, eine letzte Serviette sorgsam zusammenzufalten und auf den Stapel auf dem Regal zu legen, hörte sie draußen Fußstritte auf den Fliesen und eine Sekunde später, wie sich die Tür hinter ihr öffnete. Marie setzte an: „Franny, ich hatte noch Zeit nach der Abendlektüre mit Elinor und –“

Der Zigarrengeruch wieder. Sie wirbelte herum – das war nicht Franny! Zu ihrem Entsetzen sah sie *ihn* vor sich stehen, mit einem breiten Grinsen im Gesicht: Mr Creek!

„Sieh mal einer an! Wen finden wir denn hier?“, spöttelte er. Sie sprang auf ihn zu, um an ihm vorbei aus der Tür zu rennen, aber er war schneller. Bedrohlich stellte er sich ihr in den Weg, hielt ihren Arm mit eisernem Griff fest und machte mit seiner freien Hand die Tür hinter sich zu.

Marie zuckte vor Schmerz zusammen, fasste ihren Arm an der Stelle, an der seine Finger Spuren hinterlassen hatten, und stolperte nach hinten. Er wandte sich schnell zur Tür und drehte den Schlüssel im Schloss.

Sie saß in der Falle!

„Oh, oh, so ein Wildfang ist die Kleine geworden. Offensichtlich hat der zähmende Einfluss von Malcolm und mir gefehlt. Wir wollen doch in unserem kleinen Rendezvous nicht gestört werden, nicht wahr, meine Liebe?“

Er machte langsame, große Schritte auf sie zu. Immer noch das breite Grinsen im Gesicht. Sie ließ ihn nicht aus den Augen und tastete nach hinten, bis sie die kühlen Steine der Wand in ihrem Rücken spürte. Er stellte sich breitbeinig vor sie hin, beugte sich über sie und stemmte seine Ellbogen über ihren beiden Schultern gegen die Wand. Sein Gesicht schwebte direkt über ihrem Kopf und beim Gestank des Zigarrenrauchs wurde ihr schwindelig. Verzweifelt drehte sie ihren Kopf zur Seite und drückte ihre Fäuste in ihren Rücken, um aufrecht stehen zu bleiben und nicht das Bewusstsein zu verlieren. Es war, als wenn sich eine Schlinge um ihren Hals zusammenziehen würde.

„Wie ... wie haben Sie mich gefunden?“, keuchte sie.

„Ha! Dich gefunden? Nichts leichter als das! Ich habe nicht einmal gesucht! Ein Glücksgriff ohnegleichen!“ Seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzten. Sie fühlte seinen warmen Atem auf ihren Wangen. Seine Stimme war rauchig und derb. Seine Lippen berührten ihre Haut.

„Du dachtest, du wärest uns entkommen, du schlaues Wiesel. Im

Schaufenster des Schuhladens konnte ich wie in einem Spiegel beobachten, wie unser kleines, entflohenes Vögelchen den Stoffladen verließ, erschrocken in meine Richtung blickte und gleich wegflog. Welch reizende Überraschung! Ein Geschäftstermin mit dem Lord von Birch Heights bringt mich nach Cornwall, und siehe da, ich laufe direkt in die Arme meiner Marie.

Doch anstatt sich zu freuen, versucht sie, ihrem treuen Geliebten zu entkommen. Dabei hab ich mich mit Malcolm zusammen so liebevoll um dich gekümmert. So ein doppeltes Glück hat nicht jedes Mädchen in unserem Haus. So selbstlos haben wir dich geteilt. Und du wusstest es nicht einmal zu schätzen.

Aber wie das Schicksal es will, fragt mich der Herr dieses Hauses, ob ich nicht einen kurzen Blick in die Wirtschaftsräume werfen möchte, bevor ich zurück zu meiner Bleibe laufe. Als gütiger Vater der Waisenkinder, wie ich es bin, muss ich doch erfahren, welche Annehmlichkeiten meine Kinder erwarten, wenn sie hierherkommen. Rücksichtsvoll wie immer versicherte ich meinem Gastgeber, dass ich alleine den Weg finde, damit er die anderen Gäste verabschieden kann. So ein Vertrauen hat er schon zu mir. Und dann stoße ich zufällig auf dich!“

Jeder Satz, den er sprach, war wie ein Messerstich in Maries Herz.

„Es waren also andere Gäste, die mit der Kutsche fahren“, murmelte sie.

Mr Creek lachte. „Und du dachtest, du seist davongekommen! Wie reizvoll!“

„Was ist Ihr wahrer Grund, hier zu sein?“, kam wieder Maries gequälte Stimme.

„Habe ich gerade eben erklärt, meine Liebe. Freut es dich nicht zu erfahren, dass ich in meinem wahren Leben ein biederer, gutbürgerlicher Weltverbesserer bin, besorgt um das Wohl kleiner, verwaister Jungen?“

Er nahm seine Ellbogen von der Wand, trat zurück und drückte seine Hände auf ihre Schulter. Seine Finger sanken wie Klauen in ihr Fleisch hinein. Sie schrie auf vor Schmerz. Seine Augenschlitze öffneten sich wieder. Er musterte sie, bewusst, langsam, von Kopf bis Fuß. „Appetitlich ist die Süße geworden“, säuselte er. „Wie sehr hat Sir Malcolm dich vermisst! Aber jetzt ist er tot, der Arme!“

„Sir Malcolm ist tot?“

Als Antwort legte er einen Finger auf die Haut an ihrem Hals, beugte seinen Kopf wieder nach vorne und blies auf die Stelle, die er berührt hatte. Sie schrak zurück und drehte ihren Kopf von ihm weg.

„Weiches, unverdorbenes Fleisch. Und jetzt muss ich es nicht mehr mit Sir Malcolm teilen. Bei deiner und meiner letzten Begegnung war nur noch Knochen und Haut an dieser Stelle zu finden. Das Leben im Herrenhaus bekommt dir gut. Du wirkst unschuldig, frisch, unberührt. Geradezu einladend. Alles an dir schreit ‚Berühre mich!‘“

„Hören Sie auf, Sir, hören Sie sofort auf! Ich lade nicht ein, ich habe nie eingeladen!“

„Ach, diese Neckereien kennen wir nur zu gut. Wenn du wieder Fang-mich spielen willst, dann gerne. Sollen wir spielen?“

„Nein, ich wollte nie Fang-mich, ich wollte nie irgendetwas spielen!“

„Aber wir haben dich dazu gezüchtet. Es ist deine Bestimmung, in Besitz genommen zu werden.“ Plötzlich hörte der spöttische Ton auf. „Aber kommen wir nun zur Sache.“ Er befreite ihre Schulter von seinem Griff und verschränkte die Arme.

Marie schluckte, ließ ihre Schultern hängen und kämpfte gegen einen drohenden Schwindelanfall. Sie versuchte, sich auf seine Rede zu konzentrieren.

„Es sind wichtige Geschäfte mit diesem Haus im Gange. Sechs Wochen lang werde ich hier ein- und ausgehen. Hör gut zu: Wenn die Herrschaften hier im Haus ein Wort – nur ein einziges Wort – über die vergangene Verbindung zwischen dir, Malcolm und mir – oder über mein Treiben in Blanche House – mitbekommen, dann bist du ein totes Hurenweib. An Ort und Stelle!“ Er schwieg kurz, um die Worte wirken zu lassen.

Marie sank langsam zu Boden, immer noch an die Wand gelehnt. Es war ihr eiskalt am ganzen Leib. Mr Creek machte ein paar Schritte zur Tür hin. Das Klicken seiner Stiefel hallte auf den Steinfliesen. Dann drehte er sich noch einmal um. „Erinnerst du dich an die Augen und Ohren? Sir Malcolm mag tot sein, aber die Augen und Ohren sind nicht tot. Sie belauern dich auf Schritt und Tritt. Du erlebst sie heute Abend. Es gibt unsichtbare, magische Kräfte, die dich zu uns zurückziehen – ob du es wahrhaben willst oder nicht. Vor uns gibt es kein Entkommen, Marie.“

Auch wenn du noch so weit weg von hier fliehen würdest, wir würden dich irgendwie, irgendwo finden.“

„Dann will ich lieber gleich sterben“, stammelte sie. „Ich ertrage die Ohren und Augen nicht. Ich ertrage Ihre Nähe nicht. Töten Sie mich gleich. Oder ich setze selber meinem Leben ein Ende.“

„So einfach geht das nicht. Wenn wir schon das Glück haben, dich hier vorzufinden, können wir deine Dienste auch in Anspruch nehmen. Du bleibst bis auf Weiteres am Leben, bis ich es anders entscheide. Und du bleibst hier. Es ändert sich für dich nichts. Solange du unsere Geheimnisse für dich behältst, passiert dir nichts. Ein kleiner Fehltritt, und nicht nur du bist tot, sondern auch Lady Elinor. Ich Sorge dafür, dass du nach deinem Ableben den Mord an einem jungen Mädchen auf dem Gewissen hast und dass diese Familie für immer den Tag verflucht, an dem sie dich in diesem Haus beherbergt hat. Wenn du dich fügst und deinen Mund hältst, dann entlasse ich dich nach Abwickeln meiner Geschäfte aus meiner Obhut und du bist eine freie Frau.“

Die letzten Worte klangen fern und verschwommen in ihren Ohren. Sie hörte, wie der Schlüssel gedreht und die Tür zugezogen wurde. Danach wurde alles schwarz und sie wusste von nichts mehr.

Am nächsten Morgen wickelte Marie ihre Bettdecke enger um ihren Körper und grub ihren Kopf in ihr Kopfkissen. Sie konnte sich nicht erinnern, wie sie in ihr Zimmer zurückgefunden hatte. Sie musste im Halbschlaf die Treppe hochgestolpert sein. Sie trug immer noch ihre Tageskleidung.

Draußen hingen dunkle Wolken träge am Himmel. Die Kirchenglocken im Dorf fingen an zu schlagen. Als sie nicht aufhören wollten, merkte Marie, wie spät es schon war. Sie sprang aus dem Bett, goss Wasser in die Porzellschüssel ihrer Waschkommode und spritzte es sich ins Gesicht. Sie schrak zurück, als sie ihre geschwollenen Augen im Spiegel sah und die roten Flecken an ihrem Arm, da wo Mr Creek sie festgehalten hatte. Rasch kämmte sie sich ihre Haare und setzte sich auf den Stuhl, der am Fenster stand. Zunächst traute sie sich nicht, die Vorhänge zur Seite zu ziehen und die Fensterläden zu öffnen. Zu viel Angst hatte sie davor, die drahtige Form von Mr Creek zu sehen – unter einem Baum, neben der Mauer, auf einer Sitzbank im Park. Überall konnte er sein! Aber wenn sie die Läden geschlossen ließ, würde sie vielleicht Misstrauen erwecken. Er

würde vielleicht schneller herausfinden, wo ihr Zimmer war. Vorsichtig schob sie die Fensterläden zurück und versteckte sich dabei hinter dem Vorhang. Sie erhaschte einen flüchtigen Blick auf den verregneten Park. Keine Spur von Mr Creek.

Verzweifelt setzte sie sich auf ihre Bettkante und vergrub ihr Gesicht in den Händen. Eines stand fest. Elinor durfte auf keinen Fall etwas passieren! All ihre bisherigen Pläne für den Ernstfall waren damit hinfällig – Birch Heights zu verlassen, kam nicht mehr infrage. Auch nicht der Gang auf die Klippen, den sie sich als letzten Ausweg vorbehalten hatte, falls alles andere in einer Sackgasse endete. Sie wäre nicht die Erste gewesen, die sich von oben auf die spitzen, schwarzen Felsen gestürzt hätte, weil die Aussicht auf einen weiteren Tag in dieser Welt zu grausam war.

Sie musste bleiben. Sechs Wochen noch. Malcolm stellte keine Gefahr mehr für sie dar. Wie und wo er sein Ende gefunden hatte, interessierte sie nicht im Geringsten. Mr Creek könnte jedoch nach Malcolms Ableben umso gefährlicher werden. Vielleicht war sein Versprechen, sie nach sechs Wochen in Ruhe zu lassen, nur ein Trick, um sie in ein betrügerisches Gefühl der Sicherheit einzulullen und sie nachher in seinen Besitz zurück-zuholen.

Eines stand jedoch fest: Sie musste schauspielern, durfte keinen Verdacht erwecken, der zu neugierigen Fragen führen konnte. Falls die Aussage von Mr Creek stimmte, waren danach seine Geschäfte in Birch Heights abgeschlossen, und sie wäre ihn los. Für immer.

Bei diesem Gedanken leuchtete ein winziger Hoffnungsschimmer in ihrem Herzen auf. Solange sie sich unter Menschen bewegte, war sie in Sicherheit, auch wenn er ihr auflauerte. Sie war ihm und seinen Mittätern nicht wie damals tagtäglich ausgeliefert. Sobald sie sich gewiss war, dass er fort war und Elinor nicht mehr in Gefahr war, würde sie Lady Charlotte alles beichten. Die Greenwolds sollten dann über ihr Schicksal entscheiden.

Sie war erleichtert, einen Beschluss gefasst zu haben. Niemandem fiel es auf, dass sie später als sonst in der Küche erschien. Dort frühstückte sie an den meisten Tagen mit Elinor zusammen, es sei denn, Lord und Lady Greenwold wünschten die Gesellschaft ihrer Tochter oben im Familiensaal. Mit einem dumpfen Gefühl im Magen suchte sie Lord Greenwold nach dem Frühstück auf. Sie hörte ihn pfeifen. Erleichtert, dass er gut

gelaunt zu sein schien, lief sie in die Richtung, aus der der Klang kam. Sie traf ihn in der Eingangshalle an, wo er sich für einen Ausritt fertig machte.

„Wegen gestern Abend, Sir. Ich ... ich war etwas unpässlich und musste schnell in den Baderaum. Bitte verzeihen Sie mir meine Unhöflichkeit.“ Die Ausrede brannte ihr in der Seele, doch sie sah keine andere Lösung.

„In Ordnung, Marie. Es gibt immer ein nächstes Mal. Mr Creek will sechs Wochen lang hier in der Gegend verweilen und Ideen für die Sommerschule sammeln, die wir planen. Wir rechnen natürlich mit deiner Beteiligung und haben große Erwartungen an dich.“

„Ich bin bereit, meine Ideen einzubringen“, antwortete Marie und hoffte, dass es Lord Greenwold nicht auffiel, wie viel Mühe ihr diese Worte bereiteten. Ein kleiner Trost war wenigstens die Bestätigung von Lord Greenwold, dass Mr Creek tatsächlich nach sechs Wochen wieder fort sein würde. Er hatte also nicht gelogen. Seine Geschäfte mit Birch Heights waren ihm wohl sehr wichtig. Hoffentlich wichtiger als seine Lust auf Marie.

Jetzt musste sie ihn glauben lassen, dass sie sich seinen Wünschen fügte. Vielleicht würde er sich dann nicht so genötigt sehen, ihr aufzulauern.

Zwei Tage später lief Charlotte untergehakt mit Lydia Earling durch Hipperclove. Sie hatte zuvor Körbe, gefüllt mit Lebensmitteln, zu bedürftigen Familien im Dorf gebracht und war zufällig Mrs Earling begegnet.

„Mr Creek aus London hat uns besucht und das Anwesen besichtigt“, erzählte Charlotte. „Er kann sich vorstellen, mit unserer Hilfe eine jährliche Sommerschule für arme Kinder einzurichten. Stell dir vor, Lydia: Dutzende, vielleicht Hunderte von Kindern werden aus den Fabriken und von den Straßen hierhergebracht, um Lesen und Schreiben zu lernen, um Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu bekommen!“

„Dieses Unterfangen könnte landauf, landab als Vorbild für andere dienen“, antwortete Mrs Earling.

„Ich träume davon, dass eine Reformbewegung daraus entsteht“, sagte Charlotte. „Die Politiker in London scheinen immer offener dafür zu sein. Neue Gesetzesentwürfe liegen schon auf dem Tisch in Westminster. Das hat uns Mr Creek erzählt. Er selber ist ein sympathischer und zuvorkom-

mender Gentleman und um seine Kinder sehr bemüht. Fast wie ein leiblicher Vater um die eigenen Kinder. Jake hatte die Idee, Marie mit einzubinden, weil sie eine außerordentliche Gabe im Umgang mit Kindern hat.“

„Ich freue mich darauf, deine Miss Marie persönlich kennenzulernen, Charlotte.“

Die beiden Frauen kamen in der Gasse von Mrs Earlings Haus an und traten durch die Haustür. Charlotte setzte sich an den Küchentisch, während Lydia Teetassen aus dem Schrank holte.

„Noch mal zu Marie, Charlotte. Ich bin dankbar für jede Hilfe, die ich bekomme. Ich habe so viel Erfreuliches über sie gehört, dass ich mich geehrt fühle, dass sie mir Gesellschaft leisten möchte.“

„Sie kommt in erster Linie, um dir beim Putzen zu helfen und deinen Garten zu bearbeiten. Aber erzähl mir, bevor ich gehe, Lydia: Wie geht es deinem kleinen Gast?“

„Körperlich so weit ganz ordentlich. Er lebt aber in einem nicht endenden Albtraum und kann nicht alleine gelassen werden. Cynthia kommt vom Markt, um bei ihm zu sitzen, wenn ich einmal an die frische Luft gehen möchte oder zu Franny für einen Tee.“

„Und meine Idee, dass er zu uns ins große Haus kommt und an Elinors Unterricht teilnimmt? Vielleicht tut ihm die Gesellschaft gut und reißt ihn aus seinen schrecklichen Erinnerungen. Und Elinor braucht wieder Gesellschaft, jetzt, wo die Stadtkinder abgereist sind. Wenn Marie halb so viele Wunder bei ihm bewirkt wie bei meiner Tochter, dann haben wir im Nu aus ihm einen fröhlichen, unbeschwerten Jungen gemacht.“

„Du lieber Himmel, ich glaube, das wird nicht so einfach, Charlotte. Aber einen Versuch ist es wert. Ich gebe dir Nachricht, sobald ich meine, dass seine Genesung dazu weit genug fortgeschritten ist. Marie kann ihn kennenlernen, wenn sie hier ist, vielleicht kann sie ihn jetzt schon aus der Reserve locken. Bisher sagt er mir nicht einmal seinen Namen.“

Charlotte wollte sich gerade verabschieden, da fasste Mrs Earling sie an der Hand und schaute sie mit einem suchenden Blick an. „Darf ich fragen, ob es über Edward etwas Neues gibt?“

„Nichts Gutes, Lydia.“ Charlotte rang mit den Tränen.

„Und?“ fuhr Mrs Earling fort.

„Mr Creek weiß von Dickon, dass wir seit der Nachricht über Sir

Malcolms Tod nach Edward suchen. Der gute Herr aus London hat eigene Erkundigungen eingezogen. Er fand heraus, dass Malcolm durch seinen jahrelangen Alkoholkonsum an der Leber schwer erkrankt war und eines Abends auf der Straße umfiel. Er wurde einige Zeit später tot aufgefunden. Es sind Gerüchte im Umlauf, dass Edward schon vorher tot war, meint Mr Creek. Verlässliche Gerüchte.“

„Oder will jemand verhindern, dass ihr eure Suche weiterführt?“

„Meine liebe Lydia, wieso sollte jemand verhindern wollen, dass wir nach Edward suchen? Auf jeden Fall meldet sich Mr Creek postwendend, falls es weitere Neuigkeiten gibt.“

„Du trägst die Nachricht mit Fassung?“

„Nicht wirklich. Bis vor Kurzem wussten wir nichts von ihm und ich dachte nur selten an ihn. Dann hatten wir Grund, auf ein Wiedersehen zu hoffen, als Malcolm uns in seiner letzten Nachricht darum bat, seinen Sohn in unserem Haus aufzunehmen. Die Erinnerungen an den kleinen Kerl kehrten wie eine Flut zurück, und ich sehnte mich wieder nach ihm. Jetzt müssen wir annehmen, dass er vielleicht tot ist.“

„Das tut weh“, erwiderte Mrs Earling mitleidig. Sie küsste Charlotte zum Abschied auf beide Wangen und begleitete sie zur Haustür. Dort hielt sie an und blickte zurück. „Der kleine Kerl da drin“, murmelte sie vor sich hin. „Ich hatte wilde Momente, in denen ich gegen alle Wahrscheinlichkeit gehofft habe, mir eingebildet habe, er könnte der sein, den wir gesucht haben ... aber es sind nur Wunschträume.“

Sie drehte sich wieder um. „Auf Wiedersehen, Charlotte, und Gott befehlen.“

„Warum ich ausgerechnet hierher gekommen bin? Sie wollen aber auch alles wissen, Mrs Earling! Ich erfuhr von Birch Heights durch einen Bekannten, der hin und wieder davon sprach.“

„Er lud Sie hierher ein?“

„Nein“, sagte Marie. „Er war kein Freund von mir, im Gegenteil. Gerade deshalb beschloss ich, hierher zu kommen.“

„Und aus welcher Stadt bist du gekommen?“

„Das erzähle ich Ihnen gerne ein anderes Mal, Mrs Earling. Ich brauchte eine neue Bleibe und so kam ich hierher.“

Marie saß neben Mrs Earling auf einer Gartenbank zwischen Geranientöpfen in dem kleinen Hof hinter dem Haus. Sie war mit Dickon auf dem Gemüsekarren nach Hipperclove gefahren und war nicht, wie sonst üblich, durch den Wald und über die Brücke gelaufen. Sie wollte auf alle Fälle vermeiden, zu irgendeiner Zeit alleine zu sein. Dickon hatte versprochen, sie vor Anbruch der Dunkelheit wieder abzuholen.

„Sie kamen nach Cornwall zu Fuß? War es ein langer Weg?“, fragte Mrs Earling.

„An manchen Tagen konnte ich bei einem Bauern auf dem Wagen mitfahren.“

Je mehr Fragen Mrs Earling stellte, desto knapper fielen Maries Antworten aus und desto unruhiger war ihr Blick, der in alle Richtungen schweifte. Als es einmal an die Haustür klopfte, schreckte sie zusammen und drückte ihren Körper gegen die Außenwand des Hauses, an die die Gartenbank angelehnt war.

„Das war Cynthia mit frischen Eiern vom Markt“, erklärte Mrs Earling und setzte sich wieder neben sie. Sie musterte Marie mit einem Stirnrunzeln. „Sie haben mir nur winzige Fragmente der wahren Geschichte erzählt, stimmt’s, Marie?“, fragte sie leise. „Wovor haben Sie Angst?“

Marie biss sich auf die Lippe und schüttelte den Kopf. „Zeigen Sie mir, wo Ihre Putzlappen sind, Mrs Earling, ich mache mich an die Arbeit.“

Eine Stimme erklang aus dem Innern des Hauses. „Mrs Earling, darf ich mir ein Glas Milch holen?“

„Mein junger Patient ist wach, Marie.“ Sie wandte den Kopf zur Tür. „Komm raus, Junge, hier wartet jemand, den du kennenlernen solltest.“

Als Marie sich umdrehte und einen blonden Lockenschopf und zwei helle, blaue Augen an der Tür erblickte, musste sie erst einmal überlegen, ob sie mit dem Gesicht etwas Positives oder etwas Negatives verband und an wen sie die Mundform des Jungen erinnerte. Erst als er direkt vor ihr stand und ihr die Hand reichte, stammelte sie ein verwirrtes „Guten Tag“. Mrs Earling erzählte ihm, dass er demnächst an Miss Maries Unterricht im großen Haus zusammen mit Lady Elinor Greenwold teilnehmen durfte.

„Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, Miss.“

Seine Stimme klang betrübt, und er warf einen verängstigten Blick zu Mrs Earling hin.

„Du musst dich daran gewöhnen, auch einmal mein Haus zu verlassen, mein Junge“, sagte seine Gastgeberin und zog ihn neben sich auf die Bank. „Du gehst mittlerweile jeden Tag in den Garten, das ist bereits ein großer Fortschritt. Wenn du nun auch noch das große Haus besuchst, dann gehe ich mit, oder Cynthia. Es schauen dich keine fremden Augen an, wenn du mit uns zusammen bist, nur unsere. Es wird dir gefallen. Und die Leute dort sind nett, sie mögen dich von ganzem Herzen, warte nur ab.“

Marie horchte auf, widerstand aber dem Drang, ihn zu fragen, vor welchen Augen er Angst hatte, und erzählte stattdessen von der Bucht, von den unterirdischen Gängen, den Pferden und Weinbergen und von dem sonnigen Unterrichtsraum, in dem Elinor jeden Tag Malen, Singen und Rechnen lernte. Sie erklärte ihm, wie Elinor auf einer Wachstafel ihre Wörter übte, weil sie nicht sehen konnte, und wie sie die Buchstaben mit den Fingern nachfuhr.

„Es wird ihr gefallen, Gesellschaft zu haben und jemand, der ihr vorlesen kann“, sagte Mrs Earling. „Und in der Bucht findest du bestimmt mehr solcher Muscheln wie die, die du aus London mitgebracht hast.“

Edwards Gesichtszüge entspannten sich. Er holte seine Muschel aus seiner Hosentasche und zeigte sie Marie. Mrs Earling erhob sich und griff nach der Gießkanne, die neben der Bank auf den Fliesen stand.

„Ich gieße jetzt die Tomaten“, sagte sie. „Die Putzlappen können warten, Marie. Unterhaltet ihr euch ruhig weiter, solange ihr euch was zu erzählen habt.“

In Mrs Earlings sonnigem Garten schien die Welt in Ordnung zu sein. Marie hatte seit der Begegnung mit Mr Creek im Bügelraum keine Spur mehr von ihm gesehen. Hin und wieder meinte sie, einen Hauch von *Edel Mélange* in der Luft zu riechen, und es kam ihr der beunruhigende Gedanke, dass er womöglich einen Verbündeten im Haus hatte, der sie bespitzelte. Sie ließ alle Gesichter der Bediensteten in ihrem Kopf Revue passieren, die im Laufe einer Woche in dem Anwesen arbeiteten. Manchmal waren Knaben und Mädchen aus Hipperclove da, die einen Tag in der Woche aushelfen durften, um sich ein paar Münzen zu verdienen. Ihr war aber nicht aufgefallen, dass jemand von ihnen sie besonders beobachtet hätte.

Am frühen Abend stand nicht Dickon, sondern Frederik an Mrs Earlings Tür, um Marie nach Hause zu begleiten. Er hob seine Kappe und erklärte, dass Dickons Dienste kurzerhand von Lord Jake gebraucht worden seien. „Ich hoffe, das macht Ihnen nichts aus, Miss Marie.“ Er ließ seine Kappe von einer Hand in die andere wandern, während er sprach.

Maries Herz klopfte wie wild. „Natürlich macht es mir nichts aus.“ Sie versuchte, ihre Freude hinter einem gleichgültigen Gesichtsausdruck zu verbergen.

„Bis morgen, mein junger Freund“, verabschiedete sie sich von Edward. „Und das Erste, was wir machen, ist, für dich einen Namen zu finden, bis du so viel Vertrauen in uns hast, uns deinen wirklichen Namen zu verraten.“

Frederik lud sie ein, sich bei ihm einzuhaken, und sie liefen langsam am Fluss entlang, über die gewölbte Brücke und durch den Wald, beide in Gedanken versunken. Einmal blickte er von der Seite auf sie herunter und sah, dass das Tuch, das ihre Schulter bedeckte, auf einer Seite verrutscht war. Er zog es zärtlich über ihren Ärmel bis zu ihrem Nacken. Maries Herz machte einen Sprung und ihr Gesicht glühte.

„Danke“, flüsterte sie. *Ein Mann, der mich zudeckt ...*, fügte sie in ihren Gedanken hinzu.

Er lächelte auf sie herab. „Ich habe zu danken“, entgegnete er. „Es war mir eine Freude, mit Ihnen zu laufen.“

Zum ersten Mal seit Tagen hatte Marie eine ganze halbe Stunde lang keine Sekunde an Mr Creek gedacht.

Kapitel 11

Mr Creek war zufrieden, dass Marie sich allem Anschein nach seine Warnungen zu Herzen genommen hatte, und reiste für ein paar Tage zurück nach London. Er wollte Entwürfe, Grafiken und Skizzen vorbereiten, die seine Pläne für die Sommerschule in Birch Heights glaubwürdiger erscheinen lassen sollten. Als er an einem Morgen in *Hoddington Place* an seinem Schreibtisch saß und einen Brief verfasste, hörte er eine vertraute Stimme an der Tür.

„So, so, schon eine Weile in London und keinen einzigen Gedanken für Ihre Minna übrig!“

Mr Creek nahm seine Lesebrille von der Nase und blickte zur Tür. „Minna, meine Liebe, jetzt nicht. Ich habe Wichtiges zu tun und reise schon bald wieder ab. Hab Verständnis. Wenn ich mit den Angelegenheiten fertig bin, flitze ich wie ein Pfeil zurück in deine Arme.“

„Ein feiner Lohn für eine, die sich Ihnen gerne und aus freien Stücken zur Verfügung stellt, Mr Creek. Oder macht es Ihnen mehr Spaß, eine Frau zu zähmen, die Ihnen nicht zugeneigt ist und sich mit Händen und Füßen wehrt? Brauchen Sie wieder das Vergnügen der Jagd, bevor Sie über Ihre Beute herfallen?“

Mr Creek setzte seine Brille wieder auf die Nase, verengte seine Augen zu Schlitzen und wandte sich erneut seinem Brief zu. Minna tänzelte lässig in den Raum hinein und bückte sich über seinen Schreibtisch. Sie bedeckte mit gespreizten Fingern die beschriebenen Briefseiten und blickte ihm trotzig in die Augen.

„Es interessiert Sie vermutlich nicht, was ich über Ihren abtrünnigen kleinen Edward Forsythe-Drake erfahren habe. Soll mir recht sein. Ich will mich schließlich niemandem aufdrängen. Leben Sie wohl!“

Grazil erhob sie sich wieder, marschierte davon und war schon fast aus der Tür, als Mr Creek von seinem Stuhl hochsprang und ihr hinterhereilte. Er packte sie an der Taille und küsste sie auf den Mund.

„Wenn ich recht überlege, gefällt mir dein Angebot. Heute Abend zur gewohnten Zeit. Bei mir“, raunte er ihr ins Ohr.

„Das klingt schon eher wie mein lieber Verführer von *Hoddington Place*. Was wollen Sie wissen?“

„Edward! Wo ist er?“

„Gegen welchen Preis heute Abend?“

„So viel, wie du willst. Mit Aufpreis für brisante Auskünfte. Erzähl von Edward, schnell.“

„Immer mit der Ruhe, Mr Creek.“ Sie stieß einen schrillen Pfiff aus und zwei ungepflegte Burschen sprangen die Treppe hoch.

„Nicholas und Gilbert, zwei Halbwüchsige, die vor ein paar Wochen ausgebüxt sind, als Ihre Mrs Fimble wieder ein paar Gläschen zu viel in sich hineingekippt hatte. Erinnern Sie sich? Ich hab die Kerle nach ein paar Tagen erwischt und zurückgeschleppt und Sie schulden mir immer noch eine Belohnung dafür. Inzwischen habe ich herausgefunden, dass sie prickelnde Auskünfte haben, die Sie bestimmt interessieren.“

Sie schüttelte vor den Nasen der beiden Jungen einen kleinen Lederbeutel, der voller Münzen war. „Geld statt der Peitsche, die ihr verdient hättet“, sagte sie schroff. „Raus mit der Sprache und zwar schnell.“

„Es war Edward, nicht?“ , fing Nicholas an.

„Ja, gewiss war es der Edward“, stimmte Gilbert zu.

„Lag auf der Straße, nicht?“

„Jawohl, auf der Straße lag er. Hast recht. Oder war es auf dem Gehweg?“

„Auf der Straße war es. Wie ich gesagt habe.“

„Nein, auf dem Gehweg! Ich war näher dran. Ich hab es gesehen.“

Mr Creek tippte ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden.

„Und die Hunde hinter ihm her.“ Das war wieder Gilbert.

„Jo, das waren sie, die Hunde. Flink hinter dem her. Und Katzen auch.“

„Und die Kutsche – wir ham die Kutsche fast vergessen.“

„Jo, die Kutsche, die war auf der anderen Seite.“

„Auf der anderen Seite der Straße.“

So ging es eine Weile weiter. Die Kerle stritten sich darüber, welche Straße es war, wie viele Pferde das Gespann hatte und ob die Kutsche dunkelbraun oder schwarz war. Nachdem Minna ihnen den Geldbeutel wieder vor die Nase gehalten hatte, kam schließlich das heraus, worauf Mr Creek gewartet hatte. Edward sei von fremden Männern vor den Hunden gerettet und ins *Grüne Fass* gebracht worden. Sie seien aus Neugierde

hinterhergelaufen in der Hoffnung, für irgendeinen kleinen Dienst ein paar Münzen Trinkgeld zu bekommen. In der Nacht müsse Edward dortgeblieben sein, sie hätten nicht gesehen, dass er wieder hinausgetragen wurde. Am nächsten Tag seien sie wieder hingelaufen, um zu schauen, wie die Kutsche abfuhr, und hätten Edward auf einem der Sitze gesehen, von Kissen gestützt. Die Kutsche sei auf dem Weg nach Cornwall gewesen und drei fremde Kerle hätten auch darin gegessen. Am Schluss stritten die beiden sich darüber, ob es denn wirklich Edward gewesen sei oder nicht. Aber Mr Creeks hatte alle Auskünfte, die er brauchte.

„Gute Arbeit, Burschen“, sagte er, nahm zwei Münzen aus Minnas Beutel und drückte sie ihnen in die Hand. Sie schauten sehnsüchtig auf den Rest, aber Mr Creek winkte ihnen ungeduldig mit der Hand, dass sie verschwinden und erst wiederkommen sollten, wenn sie weitere spannende Neuigkeiten zu berichten hätten. Er zwickte Minna in den Arm, eilte zurück zu seinem Tisch, griff nach seiner Feder und schrieb hastig an dem Brief weiter, den er begonnen hatte.

Das Angesicht der Götter leuchtet auf uns, mein Freund! Unsere Glücksträhne nimmt nicht ab.

Nicht nur der kleinen Hepe bin ich auf die Spur gekommen, gerade eben habe ich auch eine Nachricht bekommen über deinen lieben Sohn Edward. Er ist ebenfalls in Cornwall, dieser schleimige kleine Wurm. Alle Wege führen nach Birch Heights!

Meiner Rechnung nach muss es die Kutsche von deinen ehrwürdigen Verwandten gewesen sein, die ihn mitgenommen hat, da sie um diese Zeit hier waren, um meine Kinder abzuholen. Hinweise, dass er sich in Birch Heights oder dessen Umgebung aufhält, bekam ich nicht, als ich dort war.

Aber ich wurde mit solcher Herzlichkeit in deinen Hallen empfangen – du hättest dich köstlich amüsiert. Falls Edward dort abgeliefert wurde, hat er sich offenbar nicht zu erkennen gegeben. Insofern ist unser ursprünglicher Plan auf merkwürdige Weise doch in Erfüllung gegangen. Die kleine Ratte rennt davon und landet direkt dort, wo wir sie sowieso kinspeischen wollten. Nur die Vorgehensweise muss anders werden. Ihn so zu züchten, dass

er sich bei ihnen einschleimt, als verlorener Bruder mit offenen Armen empfangen wird und von uns heimlich gelenkt wird, bis wir die Thronräuber beseitigt haben, das geht nun nicht mehr.

Die Herrschaften danken, er sei tot. Das habe ich ihnen erzählt, damit sie nicht auf die Idee kommen, nach ihm zu suchen. Für sie muss er tot bleiben, damit wir sie anders überraschen können. Falls ich ihn finde, Sorge ich dafür, dass er mundtot bleibt. Wie sehr wird er sich freuen, wenn er entdeckt, dass sein schmerzglich vermisster Vater doch am Leben ist! Da er und Maria sich hier nie begegnet sind und beide schweigen müssen, werden sie nicht draufkommen, dass sie beide unter unserer Macht stehen. Jedenfalls werde ich herausfinden, wo Edwards Kutschfahrt ihn hingebracht hat.

Er legte die Feder in ihren Halter, erhob sich, holte eine Karaffe von der Kommode neben dem Fenster und goss Wein in ein Glas. Mit einem abwesenden Blick starrte er aus dem Fenster. „Die Bedingungen stimmen. Jetzt die Schritte“, murmelte er.

Er ließ den Wein einige Sekunden im Glas kreisen, nahm einen Schluck und setzte sich wieder an seinen Schreibtisch.

Die Früchtchen sind gereift. Wir müssen sie nur pflücken. Du begibst dich so schnell wie möglich nach Sedgeworth. Ich nehme heute die Postkutsche aus Whitechapel. Wir treffen uns dann im Coach and Horses in Sedgeworth. Ich mache es mir im Gasthof Mäowennest in Hipperclove gemütlich und unterrichte dich über weitere Entwicklungen.

Ich blicke mit Vorfreude auf den Tag, an dem ich meinen besten Freund als Lord von Birch Heights begrüßen darf!

Der Brief endete mit Lappalien. Danach unterzeichnete er ihn, öffnete seine Zigarrensachtel, lehnte sich mit einem zufriedenen Grinsen zurück und blies genüsslich große Wolken Edel Mélange ins Zimmer hinein.

Nach einer guten Woche traf Mr Creek wieder in Birch Heights ein und zeigte ein reges Interesse an der Schreinerei, in der Dickon reparatur-

bedürftige Möbel aus dem großen Haus instand setzte, Stühle und Tische zimmerte und alle Werkzeuge, die auf dem Anwesen verwendet wurden, regelmäßig reinigte und in Ordnung brachte. Die beiden Männer hatten gerade die Werkstatt verlassen und liefen durch den Wald.

„Jedes einzelne Leben zählt für mich, Dickon“, bekundete Mr Creek. Er redete mit Nachdruck und ballte inbrünstig seine Fäuste bei den Worten „jedes einzelne Leben“. „Es ist mir ein besonderes Vergnügen, einen Mann wie Sie kennenzulernen, der handwerkliches Geschick besitzt. Manche dieser Jungen werden sich mit Buchstaben schwertun, aber handwerkliche Tätigkeiten haben etwas Heilsames an sich, denken Sie nicht auch?“

„Genau so ist es, Mr Creek“, antwortete Dickon. Sie blieben am Rand des Birkenwalds stehen. Die Wiese, auf der das Schiffswrack aufgebaut war, lag vor ihnen.

„Sehen Sie sich mal diese Fläche an, Mr Creek. Früher eine Wildnis. Bis Lady Charlotte uns beauftragt hat, eine Spielwiese hier anzulegen, einen Ort der Erholung. Vor allem für Kinder, die noch nie in ihrem Leben in einem Garten gespielt haben oder irgendwo herumgeklettert sind, keine Namen von Blumen oder Sträuchern wissen, auch nicht die Namen der Vögel, die in den Bäumen singen und Nester bauen.“

Dickon zeigte Mr Creek die Sitzbänke, die die Buben gezimmert hatten, und das alte Schiff, auf dem sie stundenlang herumgesprungen waren. Er erzählte von seinem Vorhaben, mit Waisenkindern Vogelhäuschen und Zäune zu bauen, Holzspielzeug und Puppenhäuser.

„Ich bin sprachlos. Ich glaube, wir zwei sind Seelenverwandte, Dickon.“ Mr Creek schüttelte den Kopf und wischte sich die Augen mit seinem Taschentuch. „Meine Buben haben von diesem Paradies geradezu geschwärmt und jetzt verstehe ich, warum.“

Dickon grinste von einem Ohr zum anderen. „Ein Paradies in der Tat, Sir. Ich bin nie glücklicher, als wenn ich meinen Spaten, meine Säge und meinen Schubkarren bei mir habe und einen Vormittag lang hier grabe, baue oder säge. Es ist herrlich.“

Sie hatten inzwischen die Steinmauer und das Tor erreicht, das zum Turmhügel führte, drehten sich dort um und bewunderten die Wiese von der anderen Seite. Mr Creek ergriff wieder das Wort.

„Die Erfüllung eines Traums liegt hier vor unseren Augen, Dickon. Ich freue mich auf den Tag, an dem man ein beliebiges Kind aus einer beliebigen Gasse in London aufsammelt, aus den Fängen der Hunde sozusagen, in eine Kutsche hineinsteckt, hierherbringt und aus ihm einen lebensstüchtigen jungen Mann macht, der in der Lage ist, eine Werkstatt zu errichten, ein Haus zu bauen und ein Feld zu bestellen.“ Er warf Dickon einen verstoßenen Blick von der Seite zu.

„Komisch, was Sie da sagen, Mr Creek“, erwiderte Dickon. „Als wir Ihre Burschen aus London holten, ist uns genau das passiert.“

Mr Creek hob eine Augenbraue hoch und richtete einen bohrenden Blick auf ihn. „Was passiert?“

„Wir sind auf einen verwahrlosten Jungen gestoßen, der vor einer Meute Hunde auf der Flucht war und mitten in einer dunklen Gasse zusammengebrochen ist.“

„Und was haben Sie mit ihm gemacht?“

„Haben ihn in die Kutsche gesteckt und hierhergebracht. Es blieb uns nichts anderes übrig.“

„Schade, dass Sie ihn nicht nach *Hoddington Place* gebracht haben! Wir hätten ihn im Nu wieder auf die Beine gebracht!“

„Er hat angefangen zu toben, als wir das Wort Armenhaus nur erwähnten, Sir. Wir wussten noch nicht, wie hervorragend Ihre Arbeit in *Hoddington Place* ist.“

„Nicht alle Armenhäuser haben einen guten Ruf“, antwortete Mr Creek. „Vielleicht hatte er etwas Schlimmes erlebt. Gerade deshalb ist das, was wir hier machen wollen, von unendlicher Wichtigkeit!“

Sie spazierten durch die Wiese zurück und plauderten weiter über die Übel der meisten Armenhäuser und über das Los verwaister Kinder. Plötzlich hielt Mr Creek an und blickte stirnrunzelnd zu Dickon. „Sagen Sie mir, Dickon. Zurück zu dem Jungen, den Sie gerettet haben. Er geht mir nicht mehr aus dem Sinn. Wie läuft seine Genesung? Wie sind seine Aussichten?“

„Er ist bei einer Dame im Dorf untergekommen. Er ist so weit gesund, dass er das Haus demnächst verlassen kann. Lady Charlotte will ihn nach Birch Heights bringen, damit er mit ihrer Tochter zusammen unterrichtet werden kann.“

Mr Creek blickte zu Boden. „Hat er erzählt, warum er auf der Straße war oder woher er kam?“

„Laut Mrs Earling erzählt der arme Kerl nichts aus seiner Vergangenheit, Sir. Er hat nicht einmal seinen Namen gesagt. Bisher nicht, zumindest.“

„Natürlich ist es wichtig, dass er viel an die frische Luft geht. Das wird hier auf dem Anwesen sehr gut möglich sein, besser als in den beengten Verhältnissen im Dorf, nicht wahr?“

„Nun ja, Frau Earling lebt zwar mitten im Dorf, Sir, aber ihr großer Garten grenzt an den Friedhof und ist umgeben von hohen Bäumen. Frische Luft im Überschuss. Neben einer Kirche zu leben, kann nie ein Fehler sein!“ Er lachte verlegen. „Es wird Ihnen aufgefallen sein, Mr Creek, dass es hier äußerst ländlich zugeht!“

„Das ist natürlich ein Grund, warum mich alles hier so interessiert, Dickon. Gesunde Luft ist die Grundlage eines jeden Seelenheils. Als Mann aus dem Nebel und dem Dunst Londons spreche ich dies aus Überzeugung!“

Dickon nickte anerkennend. Sie schlenderten zurück in den Wald bis zur Kreuzung, an der der Weg nach rechts bog und über die Brücke nach Hipperclove führte.

„Ich werde das Vergnügen haben, in den nächsten Wochen öfter Gast in Birch Heights zu sein, Dickon. Ich freue mich sehr auf weitere Unterhaltungen mit Ihnen. Leben Sie wohl.“ Mr Creek lüftete seinen Hut und verabschiedete sich. Bevor er das Gasthaus *Möwenest* aufsuchte, machte er jedoch noch einen Spaziergang durch die Dorfmitte.

Es war ein lauer Sommerabend, und die Tagesgeschäfte im Dorf näherten sich ihrem Ende. Es herrschte eine entspannte Feierabendstimmung und hier und da tippte sich ein freundlicher Bauer an seinen Hut, als er den Besucher aus London erblickte, der als Lord und Lady Greenwolds Ehrengast inzwischen bekannt war. Mr Creek ging gemächlich zur Kirche hin und um den Friedhof herum. Er blieb unter zwei stattlichen Ulmen stehen und blickte über eine niedrige Hecke in einen Garten hinein, der halb Rasen und halb Gemüsegarten war.

Einen grünen Daumen hat die Frau allemal, spöttelte er. Jawohl, bei den saftigen Tomaten wirst du sehr schnell gesunden, mein lieber Edward!

„Und ist unsere Kücheneinrichtung zu Ihrer Zufriedenheit, Sir?“, fragte Franny am nächsten Tag.

„Wenn man einmal Ihr gutes Brot gekostet hat, Ma'am, dann weiß man, dass nicht nur die Einrichtung, sondern auch die Hände, die sich ihrer bedienen, an Geschicktheit nicht zu überbieten sind. Ich war bei meinem letzten Besuch schon von Ihrer Küche äußerst angetan.“ Franny errötete und strahlte.

„Harriets Verdienst“, wehrte sie bescheiden ab. „Aber seitdem ihr Augenlicht schwächer ist, muss ich mehr Verantwortung übernehmen. Das Lob unserer Gäste ist natürlich das höchste Kompliment, das unsere Küche erhalten kann. Und wenn ein Gentleman aus London, der die feine Küche der Großstadt gewohnt ist, gerne bei uns in Birch Heights einkehrt – was bekommt unserem Ruf besser als das? Mein Mann war von Ihrer Freundlichkeit und Ihrem Interesse an seiner Arbeit schon völlig ergriffen und jetzt verstehe ich, warum.“

„Jetzt machen Sie mir Komplimente, liebe Franny“, lachte Mr Creek, „und mehr, als mir guttut!“ Er spazierte um den Tisch herum und musterte die Regale und Schränke mit ihren Schildern, die mit sauberer Handschrift beschriftet waren.

„Mit einem Handgriff findet man alles, was man braucht“, stellte er fest. „Ich denke zu jeder Zeit für meine Mädchen mit, Franny. Ich stelle mir vor, wie sie in kleinen Gruppen hier um den Tisch stehen und backen, kochen, Obst und Gemüse einmachen. Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr mich die Aussicht bewegt, dass junge Kinder, die nur Elend kennen, hier eine heile Welt erleben. Die Großzügigkeit dieses Hauses wird Geschichte schreiben.“

Franny schniefte und holte ein Taschentuch aus ihrer Rocktasche. „Sie drücken es fein aus, Sir. Ich bin so berührt. Es kommt selten vor, dass jemand die harte Arbeit würdigt, die in den Küchen der Herrenhäuser getan wird, vor allem wenn Besuch kommt. Da muss man einiges schwitzen und schuften. Aber die fröhlichen Gesichter zu sehen, als die Mädchen hier waren – eine schönere Belohnung gibt es nicht für die Mühe. Wollen Sie unseren Kräutertee probieren, Sir?“

„Nichts lieber als das!“ Er nahm Platz am Tisch und beobachtete Franny, die das Feuer im Holzofen schürte und den Teekessel mit Wasser füllte.

„Wenn Sie Tee kochen und gleichzeitig ein paar neugierige Fragen beantworten könnten, würde ich gerne wissen, wie Sie die Entwicklung der Kinder einschätzen, die drei Wochen hier verbracht haben?“

„Ach Sir, die kleinen Seelen blühten schon am ersten Tag auf. Das, was für uns Leute vom Lande selbstverständlich ist, ist für sie ein Genuss ohnegleichen. Eine Blume zu sehen, versetzt sie schon in helle Begeisterung. Mit warmem Brot, direkt aus dem Ofen, stopfen sie sich den Mund voll, als ob ihr Leben davon abhinge. Man könnte meinen, sie hätten in ihrem Leben nie was Ordentliches zu essen bekommen.“

Mr Creek nickte mit ernster Miene. „Bei vielen wird das wohl zutreffen.“

„Aber bei Ihren Kindern bestimmt nicht“, wandte Franny ein.

„In *Hoddington Place* und in meinen anderen Häusern bemühen wir uns um ein gesundes Lebensklima für die Kinder, die uns anvertraut werden“, antwortete Mr Creek. „Aber Veränderungen brauchen ihre Zeit.“ Er nippte eine Weile an dem Tee, den ihm Franny vorgesetzt hatte, kreuzte die Beine, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und schaute zu, wie sie Möhren putzte. Mit Genugtuung vernahm er, wie sie Harriet, die an der Tür erschienen war, anwies, die Betten zu richten, sie sei gerade in einem Gespräch mit einem sehr wichtigen Gentleman.

„Sie nehmen ganz schöne Lasten auf sich, Franny, wenn Sie das Haus mit fremden Leuten füllen, auch wenn es Kinder sind. Ohne eine Ahnung zu haben, was sie für Probleme mitbringen, welchen Unfug sie anrichten könnten. Sie könnten mit dem Tafelsilber abhauen! Sehr mutig von Ihnen. Alle Achtung.“

Franny legte ihr Messer auf die Arbeitsplatte, drehte sich um und schaute ihn mit großen Augen an. „Was Sie nicht sagen, Sir! Wissen Sie, das ist genau das, was ich den Herrschaften hier immer sage. Lady Charlotte will alles wiedergutmachen, was ihr Vater und Großvater an Schaden angerichtet haben. Ich verstehe sie gut, ich habe die schlimmen Zeiten miterlebt. Deshalb bemühe ich mich, den Mund zu halten. Damit, dass Kinder hierherkommen, habe ich keine Mühe. Aber in letzter Zeit fürchte ich um unsere Sicherheit. Sie lässt jeden Fremden hier herein, gibt ihm ein Bett und weist mich an, mich um ihn zu kümmern. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis etwas geschieht ...“ Sie seufzte.

Mr Creek lehnte sich nach vorne und stützte seine Ellbogen auf den Tisch. „Lord und Lady Greenwold sind sicher froh, achtsame Diener wie Sie im Haus zu haben, die mit offenen Augen durch die Gegend gehen!“

„Sie sind so gütig, Sir! Haben Sie weitere neugierige Fragen? Ich erzähle Ihnen gerne alles, was Sie wissen wollen!“

Mr Creek zögerte. „Ich hoffe, dass ich nicht zu aufdringlich bin, Franny, wenn ich nach dieser hübschen jungen Frau, Miss Marie, frage? Wer ist sie? Woher kommt sie?“

Franny warf einen Blick nach hinten, als ob sie ein gefährliches Geheimnis lüften wollte. Sie setzte sich Mr Creek gegenüber, senkte ihre Stimme und flüsterte: „Sie ist gerade so ein Beispiel, Sir. Sie arbeitet hier schon seit Wochen. Keiner weiß, woher sie kommt und warum sie hier ist. Aber meinen Sie, wir dürften Fragen stellen? Sie dürfen aber nicht verraten, dass ich Ihnen auch nur ein Wort gesagt habe! Ich leide sehr darunter, Sir. Hab mich mit Haut und Haar dieser Familie hingegeben und muss nun zuschauen, wie alles, wofür ich gelebt habe, aufs Spiel gesetzt wird.“

Mr Creek lächelte grimmig. „Sie können mir vertrauen, Franny.“

„Ach, ich plaudere zu viel, Sir. Ich langweile Sie nur.“

„Ganz und gar nicht, Franny. Erzählen Sie ruhig weiter.“

„Sie sind aber freundlich. Gegen diesen Jungen habe ich allerdings nichts, weil meine Freundin Mrs Earling ihn richtig ins Herz geschlossen hat.“

Mr Creek hob eine Augenbraue. „Welchen Jungen meinen Sie?“

„Den, den sie von London mitgebracht haben.“

„Ah! Ihr Mann hat mir schon davon erzählt! Und er ist jetzt hier ins Haus gezogen?“

„Er lernt oben im Spielzimmer zusammen mit Elinor, neben dem blauen Salon. Vielleicht macht es Ihnen Mut, wenn Sie sehen, was bei so einem verstörten Jungen möglich ist, der erst ein paar erholsame Tage hier an der Küste verbracht hat. Vor Angst gelähmt war der Kleine, er rückte mit nichts heraus. Aber jetzt taut er auf. Er war heute zum ersten Mal am Weiher, war außer sich vor Freude. Hat nie Bäume oder Felder oder Hecken gesehen, sein Leben lang nicht, läuft wie ein Verzauberter durch den Park.“

„Das würde ich tatsächlich mit Vergnügen beobachten, Franny. Aber zuerst trinke ich Ihren vorzüglichen Tee.“

Sie plauderten noch über dies und jenes. Mr Creek bat Franny um das

Rezept für die Kohlsuppe, die sie für den ersten Gang des Mittagmahls gekocht hatte. So eine feine Kohlsuppe habe er noch nie gekostet. Sie mache sogar den Nobelrestaurants in London Konkurrenz.

Als er die Küche einige Zeit später verließ, strahlte Franny über das ganze Gesicht und Mr Creek war sich sicher, dass sie auch abends noch vor Begeisterung über ihren vertrauten Austausch mit dem Gentleman aus London sprudelte. Er schlenderte mit den Händen in den Hosentaschen die Treppe hoch. Es war an der Zeit, Marie an das wachsame Auge zu erinnern, das sie immerfort beobachtete. Das ließe sich mit einer ersten Begegnung mit Edward gut verbinden. Sollte er fragende Blicke auf sich ziehen, brauchte er sich nur als der nette Herr aus London zu erkennen geben, der Lord und Lady Greenwold helfen sollte, Birch Heights zu einer Erholungsstätte für arme Kinder zu machen.

Marie war weit und breit nicht zu entdecken, als er an Lady Charlottes Salon vorbeiging und die Tür zum Spielzimmer erreichte, die einen Spalt offen stand. Er hörte auch keine Stimmen. Vielleicht waren die Kinder mit Marie draußen. Doch dann konnte er sein Glück kaum fassen, als er seinen Kopf in den Türspalt steckte und Edward alleine an einem Tisch sitzen sah, mit Holzbuchstaben beschäftigt. Mehrere Bilderbücher lagen vor ihm ausgebreitet. „Hallo, mein Junge!“

Edward sprang von seinem Stuhl hoch und wirbelte herum.

„Hab keine Angst, ich tue dir nichts! Bloß nicht schreien, Junge!“

Eine Sekunde lang stand Edward da mit offenem Mund und starrte seinen Besucher mit weit aufgerissenen Augen an. Dann stolperte er nach hinten, schlich um den Tisch herum, ohne Mr Creek aus den Augen zu verlieren, bis der Tisch zwischen ihm und seinem ehemaligen Zuchtmeister stand, und klammerte sich an den Stuhl, der hinter dem Tisch stand.

„Was machen Sie hier?“, fragte er heiser. „Marie und Elinor kommen gleich wieder! Sie wollten nur ein Bändchen für Elinors Haube holen, bevor wir in den Park gehen. Sie müssen von hier verschwinden, Mr Creek.“

„Danke für die Auskunft, ich fasse mich kurz. Gut gemacht, Junge! Du versuchst, mir zu entkommen und landest genau an dem Ort, wo ich dich hinschicken wollte. Weil du unseren Plänen vorgegriffen hast, müssen wir sie nun anpassen.“

„Ich wollte nicht gezüchtet werden, Sir!“

„Tja ... Wir wollten dich als Edward hierherschicken – sicher hätten wir leichtes Spiel gehabt. Jetzt haben die Herrschaften aber erfahren, dass Edward tot ist. Und er muss tot bleiben! Du musst dir einen anderen Namen für dich ausdenken. Und du hast niemals in deinem Leben irgend etwas mit mir zu tun gehabt. Verstanden? Alles Weitere wird seinen Lauf nehmen.“

Edward schluckte und nickte.

Mr Creek machte einen Schritt auf ihn zu. „Vergiss nicht, dass diese Menschen dich hassen würden, wenn sie wüssten, wer du bist.“

Er wandte sich zur Tür, hielt aber noch einmal an, bevor er den Raum verließ. „Ich gehe mittlerweile wie ein Familienmitglied in diesem Haus ein und aus und genieße das volle Vertrauen seiner Bewohner. Auch das soll so bleiben. Schauspielern musst du, mein Junge, schauspielern. Wie du es von uns gelernt hast. Wenn du nichts verrätst, bist du nach einer gewissen Zeit, die ich bestimmen werde, frei von allen Verpflichtungen. Aber bis dahin belauern dich überall Ohren und Augen, wo du auch hingehst. Sie hören jedes Wort, das du sprichst. Es gibt vor mir kein Entkommen.“

Eine angsterfüllte Stille herrschte im Raum.

„Hast du dazu Fragen?“

Edward schüttelte den Kopf. Aus der Ferne erklangen lachende Stimmen. Mr Creek richtete einen letzten durchbohrenden Blick auf Edward und schlich sich aus dem Raum. Dann hielt er kurz an, grub in seiner Hosentasche und holte einen Zigarrenstummel heraus, den er auf den Boden direkt vor der Tür fallen ließ.

Das wird sie daran erinnern, dass ich immer in ihrer Nähe bin, dachte er bei sich.

Bevor er die große Eingangstür von Birch Heights erreichte, begegnete er Lord Greenwold, der von einem Ausritt zurückkehrte.

„Na? Haben Sie jetzt alles gesehen, Mr Creek?“

„O ja! Und ich habe so viele Ideen, Mylord, dass wir Abende damit füllen können!“

„Nichts wie an die Arbeit, Sir! Heute Abend beim Abendessen mit der Familie? Mein Onkel Theodor ist auch eingeladen, ich möchte gerne, dass Sie ihn kennenlernen. Er ist mit unserem Anwesen aufs Engste verbunden. Auch Miss Marie wird anwesend sein – sie interessiert sich sehr für Ihre

Ideen, wie die Gegebenheiten des Hauses zu verbessern wären, um Stadtkinder unterzubringen.“

„Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, Mylord. Bis heute Abend.“

Er verneigte sich, drehte sich um und marschierte zurück ins Dorf.

„Sie haben den Vorteil eines überdurchschnittlich fruchtbaren Bodens, Mylord. Ist Ihnen das bewusst?“ fragte Mr Creek, als er am Abend auf Birch Heights dinierte. „Als mich meine Erkundungstour zum Turm führte, kam mir der Gedanke, dass man aus dem Brachland am Hang unter dem Turm eine Menge machen könnte, sogar einen Garten anlegen. Man ist dem lieben Herrgott nie näher als in einem Garten, heißt es bei den Dichtern der Antike.“

„Tja, dem ist nichts hinzuzufügen“, sagte Jake. „Franny, füllst du Mr Creeks Weinglas bitte nach?“

„Mit Vergnügen, Mylord“, antwortete Franny, die seit der Ankunft der Gäste im Speisezimmer pausenlos mit Tablets, Karaffen und Platten umherhuschte. Mr Creek führte seine Gabel an den Mund und kaute mit nachdenklichem Blick an einem Stück Hähnchenfleisch. Als er es hinuntergeschluckt hatte, stocherte er in seinen Kartoffeln herum und redete weiter. „Lord und Lady Greenwold werden mir sicher zustimmen, wenn ich behaupte, dass allein die Bearbeitung der Erde für Kinder ungewein gewinnbringend ist. Meine Jungen konnten von ihrer Arbeit hier auf den Feldern nicht genug schwärmen. Das, was für Sie als Landleute Arbeit bedeutet, ist für diese Kinder ein Genuss!“

„Ja, wir vergessen, wie gut wir es haben, Mr Creek“, stimmte Jake zu. „Es ist aber für manche ein langer Weg zur inneren Genesung. Die drei Wochen waren zu kurz. Was hätte man mit mehr Zeit alles machen können! Der Junge, den Mrs Earling beherbergt, fängt erst jetzt nach einigen Wochen an, überhaupt den Mund zu öffnen.“

„Leider war seine Erholung nur von kurzer Dauer“, warf Charlotte ein. „Marie, du fandst ihn völlig verstört wieder, nachdem du ihn wenige Minuten zuvor fröhlich und aufgeweckt verlassen hattest. Erzähl, wie es war.“

Marie führte gerade ein Glas Wasser zum Mund. Sie verschluckte sich, hustete und sagte leise: „Es war ein Fehler, ihn allein zu lassen. Er ist noch nicht stark genug. Wir sorgen künftig dafür, dass er immer in Gesellschaft bleibt, falls er überhaupt hier im Haus bleiben will.“

„Es war aber fahrlässig von Ihnen, Miss Marie, ihn so bald nach seinem ersten Besuch in Birch Heights alleine zu lassen“, rügte Mr Creek. „Sie, die Sie hier so behütet leben, haben keine Ahnung, was diese Kinder durchlitten haben. So ein Junge hatte keine Kindheit. Die Ängste sitzen sehr tief.“

Theodor Fenton, der bis zu diesem Zeitpunkt nichts gesagt hatte, warf Mr Creek einen prüfenden Blick zu. „Sie kennen sich mit dem Leben sowohl in der Großstadt als auch auf dem Lande gut aus, Mr Creek“, warf er ein. „Erzählen Sie doch. Wie ist es dazu gekommen, dass Sie sich in beiden Welten so sicher bewegen?“

Mr Creek legte Messer und Gabel auf seinen leeren Teller zusammen, nahm einen Schluck Wein und wischte sich den Mund mit einer Serviette ab. „Kein Thema lieber als das, Mr Fenton. Selber bin ich aus London, aus gutem Hause. Aber auch wenn man in einem der vornehmeren Stadtviertel lebt, kommt man nicht umhin, wenn man durch die Stadt geht oder gefahren wird, das Elend der Armenviertel hautnah mitzuerleben.“

Er hielt inne und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Es tut mir leid – es fällt mir schwer, darüber zu reden. Es ist zu schmerzhaft. Das Gefühl werden Sie als religiös geprägter Mensch kennen, Mr Fenton. Wichtig ist, dass man etwas dagegen unternimmt, und deshalb sind wir auch hier in dieser Runde zusammen.“

Er nahm noch einen Schluck aus seinem Weinglas. „Der Anblick von Kindern, die nur aus Haut und Knochen bestehen, von Frauen, verwahrlost und verlassen, die froh sind, wenn sie ihren Kindern eine Brotkruste bieten können, und manchmal sogar gezwungen sind, ihren Lebensunterhalt durch schändliche Berufe zu verdienen – das hat mich nicht mehr losgelassen. So habe ich nach Abschluss meines Jurastudiums beschlossen, mein Leben dem Los dieser Menschen zu widmen und Wege zu finden, wie ich Licht und Wärme in ihr Leben bringen kann.“

„Alle Achtung“, sagte Charlotte.

Die Runde schwieg beeindruckt, bis Mr Creek wieder das Wort ergriff. „Es sind kleine Anfänge, meine Herrschaften. Aber ein Tropfen auf dem heißen Stein ist allemal besser als gar kein Tropfen. Und aus einem Tropfen können viele werden. Deshalb liegt mir so viel daran, unsere Sommerschule auch landesweit bekannt zu machen.“

„Das ist auch meine innige Hoffnung“, stimmte Charlotte zu. „Dass

andere wohlhabende Familien sehen, welche Freude es bringt, Reichtum und Segen mit anderen zu teilen!“

Mr Creek bemerkte, wie Marie ihm gegenüber auf ihr Essen starrte, das noch immer unberührt vor ihr lag, und wie sie mit aller Macht versuchte, seinem bohrenden Blick auszuweichen. „Sie scheinen wenig begeistert zu sein, Miss Marie! Ich hätte erwartet, dass diese Pläne gerade Ihr Herz höherschlagen lassen würde. Sie scheinen einen besonderen Zugang zu den Kindern aus den Großstädten zu finden, wie mir erzählt wird. Man könnte meinen, Sie hätten selber in einer Großstadt gelebt. Vielleicht können wir zwei uns einmal in aller Ruhe darüber unterhalten und –“

„Nicht alle Menschen haben ein Herz, das vor aller Augen höherschlägt, Mr Creek“, fuhr Theodor Fenton ihm in scharfem Ton dazwischen. „Miss Marie ist eine ruhige Person, und es ist, denke ich, angebracht, dass sie sich als Gouvernante in so einer Runde wie heute zurückhaltend benimmt. Der unglückliche Vorfall mit dem Jungen heute Morgen scheint sie außerdem bedrückt zu haben, wie ich sehe.“

Marie nickte. Franny schenkte Kaffee ein und Mr Creek ging dazu über, den vorzüglichen Obstsalat zu loben.

„Ich glaube, der Vorfall hat uns alle sehr bewegt“, sagte Charlotte. „Der Junge kann nicht viel mehr als dreizehn Jahre alt sein und ist schon so sehr aus der Bahn geworfen. Ich möchte nicht wissen, was jene hübschen blauen Augen alles schon mitansehen mussten. Sie können sich sicher davon ein Bild machen, Mr Creek, nicht wahr?“

Mr Creek winkte Franny heran, die sein Glas mit Wein nachfüllte, während er antwortete. „Wenn Sie bis Mitternacht Zeit haben, kann ich Ihnen viel davon erzählen, was solche Augen leider allzu oft sehen müssen. Aber erbaulich wird das nicht sein.“

„Immerhin haben wir einen Namen für ihn gefunden“, erzählte Charlotte. „Er ist damit einverstanden, dass wir ihn Eddy nennen. Wenn Edward noch leben würde, wäre er auch etwa so alt. Und blaue Augen hatte er auch, zumindest, als er klein war. Um unseren jungen Besucher von unserem verlorenen Edward zu unterscheiden, habe ich ihm den Namen Eddy gegeben.“

Mr Creek gab vor, betroffen zu sein, und drückte sein Bedauern aus, dass er der Familie Greenwold keine bessere Nachricht hatte bringen können als die vom Tod ihres Cousins und dessen Sohnes Edward. „Nachdem

Dickon Ihre verzweifelte Bitte um Auskunft überbrachte, haben wir den Stadtteil, in dem der Vater gefunden wurde, gründlich durchsucht. Der Junge muss völlig abgemagert in irgendeinem Hauseingang gefunden worden sein, so hat es geheißsen. Kurz darauf sei er gestorben.“ Er schüttelte den Kopf und seufzte.

„Das spricht aber nicht sehr für die Zuneigung oder Fürsorglichkeit des Vaters“, warf Mr Fenton mit einer erhobenen Augenbraue ein. Charlotte blickte in ihren Suppenteller.

„Den Gedanken, dass wir um eine Haaresbreite zu spät kamen“, klagte sie, „kann ich nicht ertragen. Wir hätten alles für ihn getan, ich hätte an seinem Bett gewacht und gebetet, hätte ihm Löffel um Löffel Brühe zugeführt, bis er gesund geworden wäre. Wir hätten aus ihm einen strammen, fröhlichen Jungen gemacht. Wir hätten ihn viel früher suchen müssen, Jake! Ich werde mir mein Leben lang Vorwürfe machen!“

„Das hätte nichts gebracht, meine Liebe“, sagte Jake. „Sein Vater hat uns bis kurz vor seinem Tod gehasst, er hätte uns Edward nie anvertraut.“

Es wurde wieder still im Raum. Mr Creek brach schließlich das bedrückte Schweigen. „Aber jetzt müssen wir wieder fröhlich werden“, rief er und schlug dabei seine Hände auf den Tisch. „Bald werden andere an Ihre Tür klopfen, die in diesen vornehmen Hallen gedeihen werden. Vielleicht ist das für Sie ein kleiner Trost in Ihrer Trauer.“

Wenig später wurde die Tafel aufgehoben und Franny stapelte das Geschirr auf ein Tablett. Jake erhob sich und lud die Herren zu einem Glas Portwein in die Bibliothek ein. Während Mr Fenton sich mit Jake und Charlotte lebhaft unterhielt und Franny gerne weitere Komplimente von Mr Creek zu ihrem vorzüglichen Essen entgegennahm, machte Marie einen Knicks und schlich leise aus dem Speisezimmer.

„Und Sie leisten uns bei unserem Sommerfest Gesellschaft, hoffe ich, Mr Creek?“, fragte Jake, als die beiden Männer durch die Tür gingen.

„Ganz sicher, Sir! Und jetzt entschuldigen Sie mich einen Moment – ich muss mit der jungen Dame ein kurzes Wort wechseln, ich komme nach.“ Er wartete, bis Jake außer Sichtweite war, und eilte dann Marie hinterher. Er ging auf Zehenspitzen und holte sie am Fuß der großen Treppe ein, die zu den oberen Räumen führte.

„Reizend siehst du in dem neuen Kleid aus. Warst einkaufen, was?“

flüsterte er ihr von hinten ins Ohr und presste schnell eine Hand auf ihren Mund, um den Schrei zu ersticken, den sie ausstieß. Sie strampelte sich aus seinem Griff frei. Besorgt warf er einen Blick über seine Schulter nach hinten, wo Stimmen aus der offenen Tür zum Speisezimmer kamen, und wich einen Schritt zurück. „Da hätte ein Mann glatt Lust, dich zu begleiten, wohin auch immer du jetzt gehst. Wie in guten alten Zeiten.“

„Ich werde schreien, wenn Sie –“

„Nein, du wirst nicht schreien, meine Süße. Wir ziehen dieses Spiel durch. Du darfst ruhig etwas lebhafter in meiner Anwesenheit sein. Wir wollen doch nicht, dass irgendjemand auf dumme Gedanken kommt, weil du deinen hübschen Kopf hängen und dein Essen unberührt lässt, nur weil ich den Raum betreten habe. Das ist heute Abend gerade noch gut gegangen. Ich erwarte dich in Zukunft in angeregtem Gespräch, sprudelnd, mit schöpferischer Kraft.“

„Als ob Sie nur einen Cent für die armen Kinder geben würden, Mr Creek. Welche krummen Geschäfte treiben Sie mit diesen Leuten? Was haben Sie heute Morgen mit dem armen Jungen angestellt? Sie kennen ihn nicht einmal. Warum ist er nach einer Begegnung mit Ihnen schier krank vor Schreck? Wo steckt das ganze Geld drin? Ohne Geld würden Sie keinen Finger für einen anderen Menschen rühren!“

Mr Creek hob spöttisch seinen Zeigefinger. „O, o, das Gör wird aber frech. Das könnte gefährlich sein, kleine Hexe. Die Antwort auf deine Frage ist einfach. Ich betreibe ein Armenhaus, die lieben Herrschaften hier haben angeboten, ihr Anwesen für arme Kinder zu öffnen, und ich habe das Angebot in Anspruch genommen. Wie schade, dass du mir böse Absichten unterstellst. Du kennst mich doch so gut, Liebling.“ Er schüttelte den Kopf und verzog seinen Mund in gespielter Empörung.

„Ich halte meinen Teil unseres Abkommens, Mr Creek. Ich verrate nichts von unserer vergangenen Verbindung. Mehr als das können Sie nicht von mir fordern.“ Maries Stimme war heiser. „Jetzt verschwinden Sie, Mr Creek, und trinken Sie Ihren Portwein, sonst werden die Herrschaften misstrauisch.“

„Ich wollte dich nur liebevoll an meine Sorge für dich erinnern“, grinste er.

„Dafür brauche ich keine Erinnerung“, gab sie zurück. Sie drehte sich um und rannte die Treppe hoch.

Mit einem diabolischen Grinsen drehte sich Mr Creek um, machte sich auf den Weg zur Bibliothek und stellte sich dabei vor, wie Marie in ihrem Zimmer vor Angst zitterte ...

„Und was hältst du von unserem ehrenwerten Gast? Deine ehrliche Meinung.“ Jake und sein Onkel standen auf dem Kiesweg außerhalb des Haupteingangs von Birch Heights und warteten auf Frederik, der das Pferd sattelte.

Onkel Theodor zog ein letztes Mal an seiner Pfeife, die er noch in der Hand hielt, drückte den Tabak in den Kopf, bis er keinen Rauch mehr abgab, und steckte die Pfeife in seine Tasche. „Gut gespielt“, war seine knappe Antwort.

„Was meinst du mit ‚gut gespielt‘? Wer hat was gut gespielt?“

„Den gnädigen, gönnerhaften Vater der Waisenkinder hat er gut gespielt. Geprobt vor dem Spiegel, vermute ich. Jede Geste sitzt. Bühnenreif. Eiskaltes Herz, geschmeidige Rede. Noch nie habe ich jemand gesehen, der sich selbst so in Szene setzt und dabei tut, als ginge es ihm um andere. Es überrascht mich nicht, dass alle ihn so sympathisch finden. Und dass er Zutritt zu eurem Haus hat. Er ist gut darin, Menschen hinters Licht zu führen.“

Jake blickte auf den Boden und grub mit seinem Fuß eine kleine Mulde in die Kieselsteine. „Du sprichst ungewohnt harte Worte über einen Gast in Birch Heights, Onkel. Ich kann nur staunen. Der Mann hat erfindungsreiche Ideen für die Entwicklung des Anwesens, die ich nur bewundern kann. Wir setzen viel auf seine Hilfe.“

„Du hast mich um meine Meinung gefragt, und ich habe sie dir mitgeteilt“, antwortete Onkel Theodor. „Wer ehrliche Worte hören will, darf nicht klagen, wenn er sie bekommt.“ Sein Ton wurde sanfter. „Ich mag Unrecht haben, mein Sohn. Warte, ob seine erfinderischen Ideen Hand und Fuß haben. Ich bin immer bereit, meine düstere Sicht von Menschen zu ändern, wenn unerwartete Tugenden in ihrem Handeln offenbar werden.“

„Onkel Theodor, wir sind nicht gutgläubig, wir haben gründlich geforscht. Der Mann hat in London einen ausgezeichneten Ruf, er steht an

vorderster Front in den Reformen der Armenhäuser, er schreibt Artikel für die *Times* und sucht Verbindungen zu führenden Männern im Parlament. Er ist genau der Mann, den wir gesucht haben. Selber hat er keinen Gewinn aus diesem Vorhaben, nur Opfer, Aufwand, große Kosten. Warum so misstrauisch?“

Onkel Theodor stieß einen Seufzer aus und steckte seine Hände in die Hosentaschen. „Ein inneres Gefühl, Jake. Hast du gesehen, wie kreidebleich eure Gouvernante den ganzen Abend war? Wie er versuchte, mit ihr Spott zu treiben? Dass sie keinen einzigen Bissen gegessen, sondern nur in ihrem Teller herumgestochert hat? Fast wünschte ich, ich hätte das Thema nicht gewechselt. Hätten wir ihn gelassen, hätte er sie länger gehänselt und sich vielleicht entlarvt.“

„Marie ist oft zurückhaltend und in sich gekehrt, Onkel. Zumindest wenn sie mit uns zusammen ist. Mit Elinor ist sie anders. Über sie wissen wir weniger als über Mr Creek. Sie hatten doch nie miteinander zu tun.“

„Da bin ich mir nicht so sicher. Aber ich kann mich irren.“

Frederik rückte mit dem Pferd an. Onkel Theodor klopfte Jake auf den Rücken, strich ihm über den Kopf und sagte: „Mach dir nichts draus, Junge. Mag sein, dass ich voreingenommen bin. *An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen*, heißt es schon in der Bibel. Doch Früchte brauchen eine Weile zum Reifen. Behaltet euren Mr Creek im Auge. Bitte.“

Er legte einen Fuß in den Steigbügel, sprang in den Sattel und nahm die Laterne, die Frederik ihm hochreichte. „Aber andere Probleme sind gelöst, wie ich sehe“, sagte er und nahm die Zügel in eine Hand und die Laterne in die andere. „Vergessen wir nicht die guten Dinge. Franny und Dickon, glücklich wie zwei Frischvermählte, Elinor vergnügt und zufrieden. Mit Marie hat Franny offensichtlich einen Waffenstillstand geschlossen. Hoffentlich findet deine Frau Trost in ihrer Trauer über den verlorenen kleinen Bruder, wenn sie diesen armen Kerl aus London ins Herz schließt und ‚Eddy‘ nennen darf. Ich glaube, du hast allen Grund, mit Zuversicht in die Zukunft zu blicken!“ Er winkte mit seiner Reitpeitsche und ritt davon. Jake blickte ihm nach, bis das Licht seiner Laterne unter den Bäumen verschwunden war.

„Das Problem ist, dein inneres Gefühl hat meistens recht“, murmelte er.

„Haben Sie was gesagt, Mylord?“, fragte Frederik, der hinter ihm stand.

„Bist du Mr Creek während seiner Besuche in Birch Heights begegnet, Frederik? Was ist dein Eindruck?“

„Mir steht es nicht zu zu urteilen, Mylord. Er ist anständig, höflich, zuvorkommend. Franny hält viel von ihm. Sie hat meistens eine gute Nase für faule Eier. Haben Sie Grund zu zweifeln, Mylord?“

„Nein. Aber bleiben wir wachsam, Frederik. Gute Nacht.“

Charlotte saß an ihrem gewohnten Platz auf der Fensterbank in ihrem Salon und stickte, als Jake hereinkam. Als sie ihn in der Tür sah, strahlte sie ihn an.

Er trat in den Raum und setzte sich neben sie. „Das Bild nimmt Gestalt an, es wird fertig werden, bis unser Kind kommt!“, sagte er.

„Heute sticke ich die Sonne zu Ende, um zu feiern. Ein feuriges Gelb, Orange und Rot!“

Jake legte seinen Arm um sie und lehnte seinen Kopf an ihre Schulter. „Keine Sorge, ich bleibe ganz still“, flüsterte er. „Ich schaue gern zu, wie das Bild wächst. Und was gibt es heute zu feiern, außer dass dein lieber Gatte wieder von einer Reise zurück ist?“

„Das ist immer ein Grund zu feiern“, lachte Charlotte. „Gestern fragte ich Elinor in Geschichte ab und staunte, welche Fortschritte sie macht. Sie kann alle Könige und Königinnen Englands seit Wilhelm dem Eroberer auswendig, mit Geburts- und Todesdaten.“

„Habe ich dir nicht schon immer gesagt, dass sie ein schlaues Köpfchen hat?“, fragte Jake.

„Es brauchte aber jemand, der ihr zeigt, was in einem schlaun Köpfchen steckt!“

„Und du wolltest mich daran erinnern, dass Marie diese Person ist, und dass ich in meinem anfänglichen Urteil zu hart war?“

„Nicht ganz, Jake. Ich hatte Verständnis für dich, das weißt du.“

„Und ich für dich. Jetzt freuen wir uns, dass wir richtig gehandelt haben. Wenn Elinor in einem Jahr immer noch solche Fortschritte macht und Marie sich so gut weiterentwickelt, dann entschuldige ich mich in aller Form bei meiner Charlotte und frage sie, wie ich meinen Fehler wiedergutmachen kann.“

„Jetzt machst du dich über mich lustig, Jake! Ich meine was anderes: Lydias Junge will mir nicht aus dem Kopf gehen.“

„Ein Problem gelöst, und schon brauchst du jemand anderes, um den du dir Sorgen machen kannst – bis du einen Säugling auf dem Arm hältst, um den du dich kümmerst. Stimmt's?“

„Im Gegenteil, Jake! Was Marie mit Elinor macht, kann sie auch mit anderen machen. Elinor will ihr dabei helfen. Marie erzählte dem Jungen heute, was im Weiher los ist, wie weit die Kaulquappen gewachsen sind, welche Libellen über die Seerosen schweben. Ich habe Hoffnung, dass er bald gesund und fröhlich wird.“

Jake blickte wieder hoch und küsste ihre Wange. „Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr ich mich freue, dass dir so ein Stein vom Herzen gefallen ist“, sagte er.

„Seit wir den Jungen bei uns haben, fühle ich mich vollständig“, antwortete Charlotte. „Erinnerst du dich an das, was deine Mutter immer gesagt hat? Auch wenn ein verlorenes Kind niemals ersetzt werden kann, ist ein anderes zumindest ein Trost. Der liebe Gott hatte ihr ein Kind weggenommen. Das war deine kleine Schwester. Kurz darauf hat er ihr mich geschenkt, als Ersatz. So geht es mir mit dem Jungen. Edward wurde mir weggenommen, dieser Eddy wurde uns geschenkt. Ich habe das Gefühl, ich kenne ihn schon sein Leben lang.“

„Ich habe den lieben Gott um Trost für dich gebetet, Charlotte. Vielleicht ist Eddy seine Antwort. Bleibt nur herauszufinden, warum so ein Sündenpfuhl wie London zwei so liebliche Gestalten wie Marie und Eddy hervorbringen konnte. Hoffentlich finden beide bald den Mut, uns ihre Geschichte zu erzählen.“

Charlotte legte ihre Nadel hin und lehnte sich zurück in Jakes Arme. „Ich habe beide ins Herz geschlossen, auch ohne ihre Hintergründe zu wissen, Jake“, sagte sie. „Jetzt fehlt nur noch ein gesundes Kind, wenn möglich ein Junge – und dann könnten wir unsere Geschichte bald abschließen mit den Worten ‚Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute‘.“

Sie drehte sich zu ihm um. „Wolltest du mit mir über etwas reden?“, fragte sie.

„Ich wollte dich etwas fragen, aber es kann warten. Nichts Wichtiges“, antwortete er.

Er küsste sie, erhob sich und verließ den Raum, ohne ihr zu erzählen, welche Ahnungen Onkel Theodor bezüglich Mr Creek hatte.

Jemandwas hat mir heute Abend nicht gefallen.

Mr Creek saß an einem kleinen Tisch in seinem Zimmer im „Möwennest“ in Hipperclove. Er hatte bereits einen Briefbogen gefüllt, blätterte um und schrieb hastig auf der anderen Seite weiter.

Da saß ein Verwandter, unangenehm. Zog an seiner Pfeife und wandte seinen Blick keine Sekunde von mir ab. Keine Manieren, kein Stil. Wittert Böses, da wette ich drauf!

Die kleine Hexe ungemein frech. Ihre Unterwürfigkeit bekommt Risse, sie bietet mir die Stirn. Mit einem einzigen Fingerschnalzen könnte ich sie auf die Knie zwingen. Aber eine Frau ist erst dann besiegt, wenn ihr innerer Widerstand gebrochen ist.

An zu vielen Stellen könnte unser Plan undicht werden. Wir müssen ihn beschleunigen. Ein faules Wort von Marie oder Edward und es ist aus.

Begib dich in die Startlöcher. In zwei Tagen komme ich nach Sedgeworth. Alles Weitere dort.

Am nächsten Morgen beauftragte er einen Diener des Gasthofs, den Brief schleunigst nach Sedgeworth zu bringen. Der Mann brachte eine schriftliche Bestätigung zurück, dass der Brief angekommen war. Erst dann drückte ihm Mr Creek eine Münze in die Hand. Danach machte er sich eilig auf den Weg nach Birch Heights. Er überquerte die Brücke, hielt aber auf der anderen Seite an, als er Kinderstimmen hörte, die vom Weiher kamen. Er folgte dem Klang der Stimmen, bis er zwei blonde Köpfe mitten im Schilf sah.

„Wieso kannst du über so viele Dinge etwas erzählen, obwohl du nichts sehen kannst, Elinor?“

„Das denkst du, weil dir noch niemand klargemacht hat, dass man auch anders sehen kann als mit den Augen: Man kann mit dem Herzen sehen, mit der Nase, mit der Haut, mit den Ohren. Wer das alles kann, lernt Freude am Leben zu haben, auch ohne Augenlicht. Und außerdem: Ganz blind bin ich nicht. Schatten und Licht und manche Umrisse kann ich sehen.“

„Und wie findet man Freude am Leben ohne Augenlicht?“

„Es kann geübt werden, Eddy. Versuche es selber. Mach deine Augen fest zu und versuche, dir die Dinge vorzustellen, die ich dir beschreibe. Fertig? Übrigens, es ist eine feine Sache, einen Namen für dich zu haben. Eddy ist wunderbar. Fast wie unser Edward, der verloren gegangen ist. Ich hab ihn zwar nicht gekannt, aber er gehört trotzdem irgendwie dazu. Meine Mutter hat ihn schon lange vermisst.“

Edward wirkte verunsichert und steckte eine Hand in seine Hosentasche, als tastete er dort nach etwas. Fragend sah er das blinde Mädchen an. „Hatte deine Mutter ihn lieb, den kleinen Edward, meine ich?“

„Ja, er war so was wie ein Bruder oder Halbbruder. Warum fragst du?“

„Weil ... ach, nichts. Darüber darf ich nichts erzählen.“

Mr Creek hielt den Atem an und streckte seinen Kopf nach vorne, um besser hören zu können.

„Schade, Eddy! Die Sachen, über die man nichts erzählen darf, sind immer die spannendsten. Ein anderes Mal. Sind deine Augen auch wirklich zu? Unter unseren Füßen ist es nass und sumpfig. Das ist, weil der Boden hier Moorboden ist. Das ist saurer Boden, auf dem besondere Dinge wachsen, wie Farn und Heidekraut. Heidekraut ist das, was die Felsen aussehen lässt, als ob sie purpurrot wären. Zwischendrin gibt es kleine Tümpel mit bronzefarbenem Wasser. Das ist nicht, weil es dreckig ist, sondern das hat etwas mit dem Boden zu tun. Auch Flechten und Moos fühlen sich am Weiher wohl. Deshalb fühlt es sich so frisch und kühl an, auch wenn die Sonne lacht. So, Edward, hast du das alles gesehen?“

„Ich kann die Sachen nicht sehen, weil ich nicht weiß, was sie sind. Aber ich fühle sie, wenn du sprichst. Ein kühles, frisches Gefühl. Wie nach Hause kommen.“

Elinor klatschte in die Hände und hüpfte hoch und runter. „Du hast es erfasst, Eddy! Wir holen nachher die Bilderbücher mit den Pflanzen und du erzählst mir, wie die Pflanzen aussehen, und ich sage dir, welche es sind. Irgendwann liest du mir aus den Büchern vor. Das wird ein Spaß sein. Dann muss ich nicht immer Miss Marie oder meine Mutter dabeihaben. Du kannst meine Augen sein!“

„Kommt der große Mann wieder ins Spielzimmer?“, fragte Edward plötzlich.

„Er hat dir einen mächtigen Schreck eingejagt, was?“, fragte Elinor zurück. „Miss Marie hat verordnet, dass du nie allein sein darfst. Ich werde immer dabei sein. Was wolltest du von dir?“

„Er wollte mir sagen ... aber das darf ich auch nicht erzählen, Elinor.“

„Es gibt ja immer mehr Dinge, die du nicht erzählen darfst, armer Eddy.“

„Es ist so schön zu hören, wie du mich Eddy nennst, Elinor. Es klingt so richtig, so gemütlich. Kein Wunder, denn ... das erzähle ich dir später irgendwann!“

Mr Creek wandte sich mit einem finsternen Blick vom Weiher ab. Er hielt noch mal an, als er erneut Elinors Stimme hörte.

„Ich habe eine wunderbare Idee, Eddy. Wir gehen hinunter zur Bucht. Wenn es am Sonntag in einer Woche immer noch so heiß ist wie heute, können wir Miss Marie überreden. Mutter muss nichts davon erfahren, die fährt nämlich an dem Sonntag mit der Kutsche nach Sedgeworth. Und am Abend davor ist das Sommerfest. Alle werden müde sein und einen Nachmittagsschlaf machen. Wir laufen blitzschnell runter, plaudern kurz mit den Fischern, kommen wieder hoch und keiner merkt es. Miss Marie hat Angst, sich in den Höhlen zu verlaufen, aber mir macht es nichts aus! Ich springe hinunter wie eine Gazelle auf einem Berg bei hellem Sonnenschein! Und du kannst dann einmal erleben, wie es ist, blind zu sein, weil alles stockdunkel ist.“

Je schneller und aufgeregter Elinors Stimme wurde, desto heller leuchteten Eddys Augen.

„Wir tasten uns am Geländer entlang und die Treppen hinunter, barfuß natürlich, damit du alles fühlst. Bis es nicht mehr weitergeht. Je mehr es nach unten geht, desto lauter hören wir die Wellen, und dann donnert es in der ganzen Höhle, und du hast das Gefühl, das Meer tobt um dich herum. Plötzlich fühlst du Sand unter deinen Füßen und springst zurück, weil das Wasser über deine Zehen kriecht und deine Haut kitzelt. Du hörst die Möwen schreien und riechst die Algen. Ich sehe dein Gesicht nicht, Eddy, aber du schaust bestimmt mit großen Augen und denkst ‚nichts wie hin‘. Stimmt das?“

„Ich gehe überall mit dir hin, Elinor! Ich habe das Gefühl, ich würde das alles schon kennen. Wahrscheinlich weil ich ... Wie seltsam es ist. Ich war so überzeugt, dass ihr mich alle hassen würdet.“

„Dich hassen? Warum bloß?“

„Mein Vater ... aber das darf ich nicht erzählen.“

Als Mr Creek davoneilte, hörte er ein Rascheln am Ufer und Maries Stimme: „Ihr hattet genug Zeit allein, kommt zurück ins Haus, mir nach! Schnell!“

Es folgten laute Beteuerungen von Elinor, dass Eddy gerade anfangen würde zu erzählen, dass der Weiher ihm so guttue, und er sich wohler fühle, wenn keine Erwachsenen anwesend seien.

Den Rest bekam Mr Creek nicht mehr mit, denn er eilte bereits zurück ins Dorf.

Kapitel 12

Marie hatte Mr Creek seit der Begegnung auf der Treppe nicht mehr gesehen. Mit jedem Kreuzchen, das sie in ihren Kalender machte, stieg ihre Sehnsucht nach dem Tag, an dem er sie für immer in Ruhe lassen würde. In ihrer Anwesenheit wurde sein Name nicht mehr genannt.

Ihr Herz machte einen Sprung, als Franny einmal bedauerte, dass sie seit vielen Tagen keine Spur von ihm gesehen hätte. Bald traute sich Marie allein ins Dorf, um Eddy morgens von Mrs Earling abzuholen und ihn abends wieder hinzubringen. Es wurde davon geredet, ihn ganz im großen Haus unterzubringen. Die Albträume hatten nachgelassen, er schlief abends friedlich ein und zeigte ein reges Interesse an seiner neuen Umgebung. Mit Freude beobachteten Lord und Lady Greenwold, wie die beiden Kinder miteinander spielten und plauderten, als ob sie sich ihr ganzes Leben gekannt hätten.

Hin und wieder gönnte sich Marie verstohlene Blicke auf ihr Spiegelbild, wenn sie am großen Wandspiegel in der Eingangshalle des großen Hauses vorbeilief. Sie genoss es, wie der weiche Unterrock beim Gehen um ihre Beine schwang, sie erfreute sich an Haarkämmen und Bändchen,

seit sie voller Freude entdeckt hatte, dass ihre Haare wieder leuchtend und füllig geworden waren. Ohne dass sie sich dagegen wehren konnte, schlich sich immer öfter der Gedanke in ihren Kopf, was Frederik wohl über sie dachte. Über diese Haube oder jene Frisur, über ihre Unternehmungen mit Eddy und Elinor. Dass seine sanften, braunen Augen immer wieder lange auf ihr ruhten, wenn sie sich zufällig im Haus begegneten, war ihr bewusst. Auch, dass er gerne Aufgaben übernahm, die ihn in ihre Nähe brachten, wenn sie im Park mit den Kindern unterwegs war.

Je mehr sich ihre Gedanken mit Frederik füllten, desto mehr mischte sich Angst in ihre Vorfreude auf den endgültigen Abschied von Mr Creeks Terrorherrschaft in ihrem Leben. Ihr Plan stand nun fest. Sobald die Kreuzchen auf ihrem Kalender vollzählig waren und zwei zusätzliche Felder zur Sicherheit angekreuzt waren, würde sie ihr Vorhaben, Mrs Earling alles zu beichten, sofort umsetzen. Danach würde sie sich an Lord und Lady Greenwold wenden, alle Fakten auf den Tisch legen und auf ihre Gnade hoffen. Diese Aussicht hatte sie mit Erleichterung erfüllt – zumindest bevor Frederik immer deutlicher zeigte, dass er ein Auge auf sie geworfen hatte.

Die Greenwolds würden sie nicht mehr im Haus dulden, so viel stand für sie fest. Nach ihrer Entlassung würde sie nach einer einfachen Anstellung als Küchenhelferin oder als Bauernmagd suchen. Der Abschied von Elinor würde bitter werden, es würde einen Aufstand mit großem Geschrei geben und viele Fragen, warum sie erst so spät mit der Wahrheit herausgerückt habe.

Für ihr bisheriges Schweigen musste sie eine Erklärung finden. Sollte sie Mr Creek und seine Erpressung ins Spiel bringen? Warum hatte er keine Angst davor, dass sie ihn entlarven würde? Er hatte doch Pläne mit Birch Heights. Er wollte seine Sommerschule jedes Jahr durchführen. Rechnete er damit, dass niemand ihr glauben würde, wenn seine Aussage gegen ihre stünde? Was, wenn sein Vorhaben für die Stadtkinder doch ehrbar war und sie der Familie in Birch Heights durch eine Auskunft über ihre frühere Verbindung zu Mr Creek Schaden zufügen würde? Mit diesen und vielen weiteren Gedanken im Kopf wälzte sie sich nachts im Bett herum und suchte vergeblich nach Ruhe für ihre beschwerte Seele.

An einem heißen Sommertag war sie früher als sonst mit ihrer Arbeit in

Mrs Earlings Haus fertig. Sie wrang ihre Putzlappen aus, hing sie auf die Wäscheleine im Garten und zog ihre Schürze aus.

Mrs Earling hatte sich auf die Gartenbank an der Hauswand gesetzt. „Hast du Zeit, mir Gesellschaft zu leisten, Marie? Meine Tage sind leer geworden, seit Eddy sich im großen Haus vergnügt.“

Marie hing ihre Schürze an einen Haken in der Küche, kehrte zurück und setzte sich neben Mrs Earling. Sie lehnte sich gegen die Hauswand und hielt ihr Gesicht zur Sonne. „Mrs Earling, Sie beten immer *Erlöse uns von dem Bösen*, nach jedem Essen. Eddy kann es schon auswendig, das ganze Gebet. Warum tut Gott es nicht?“

„Tut was nicht, Marie?“

„Warum sollen wir ihn darum bitten, wenn er uns doch nicht vom Bösen erlöst?“

„Solch eine schwermütige Frage an einem so herrlichen Sonnentag, meine liebe Marie? Es hängt davon ab, was du mit ‚dem Bösen‘ meinst.“

„Ich habe das Vaterunser als Kind jeden Abend gebetet, Mrs Earling. Aber ich habe mein Leben lang nichts anderes als Böses erlebt. Böse Menschen, böse Dinge. Manche Menschen landen auf der Sonnenseite des Lebens, manche mitten in einem schwarzen Sumpf. Warum?“

Mrs Earling legte ihre Finger aneinander und sagte zunächst nichts. Dann sah sie die junge Frau fragend an. „Auf was willst du hinaus, Marie? Du trägst schwere Geheimnisse mit dir herum, da muss ich keine Seherin sein, um das zu erkennen. Suchst du eine Annäherung, um Verborgenes ans Licht zu bringen? Du kannst dich mir anvertrauen, mein Kind. Wer das alles gesehen hat, was ich gesehen habe, ist von nichts mehr empört.“

„Ich darf nichts verraten, Mrs Earling. Noch nicht. Mein Geheimnis gehört nicht nur mir. Es betrifft auch andere, denen ich verpflichtet bin. Außerdem begreife ich bisher nur wenig. Ahnungen hier und da, Zusammenhänge, die es geben könnte, aber vielleicht auch nicht. Das große Bild fehlt.“

Mrs Earling legte ihre Hand auf Maries Hand, die neben ihr auf der Bank lag. „Wer sagt dir, dass du es nicht verraten darfst, Marie?“

Maries Augen wurden feucht, sie schüttelte den Kopf, drückte Mrs Earlings Hand und schwieg.

„Es sei dir für heute so viel gesagt, mein Kind“, sagte Mrs Earling mit

erstickter Stimme. „Es gibt Zeiten, in denen man alles geben würde, in einem anderen Leben geboren zu sein, in einer anderen Zeit gelebt zu haben. Die Widrigkeiten des Lebens werden aber so zugeteilt, wie der liebe Gott es zulässt. Entscheidend ist nicht das Böse, das von außen kommt, sondern das Böse, das hier in unserem Herzen sitzt.“

Sie bückte sich und pflückte ein paar Gänseblümchen, die sich im Rasen vor der Bank eingeknistet hatten, und band sie zu einem kleinen Strauß. „Entscheidend ist, dass wir unser Bestes für andere Menschen geben, auch wenn unser eigenes Herz am Bluten ist“, fuhr sie fort. Sie legte die Gänseblümchen auf Marias Schoß.

„Und wie unterscheidet man zwischen dem Bösen, das von außen kommt, und dem Bösen, das innendrin ist?“

„Wenn wir Böses mit Bösem vergelten, dann hat das Böse in uns gesiegt. Wenn wir unser Vertrauen auf Gott setzen, immer an das Wohl der anderen denken, ungeachtet eigener Vorteile, dann hat das Gute gesiegt, auch wenn wir mit unserem Leben dafür bezahlen.“

„Das ist hart, Mrs Earling. Wissen Sie, wie es ist, Übles zu befürchten, egal welchen Weg man einschlägt? Weil alle Wege in eine undurchdringliche Finsternis hineinführen?“

„Ja, das weiß ich. Ich hatte das große Glück, gottesfürchtige Eltern zu haben, Marie. Sie haben mir Gebete und Psalmen beigebracht, deren Bedeutung ich aber erst viel später begriffen habe. Irgendwann hat mein Leben den Inhalt dieser alten, vertrauten Texte eingeholt. Ich habe plötzlich gewusst, was die Verfasser gemeint haben. Wenn ich in Not komme, bete ich den einen Satz: *Erlöse uns von dem Bösen*. Ich wiederhole den Satz immer wieder.“

„Bei Ihnen wirkt es. Sie leben noch, Sie sind in Sicherheit.“

„Das Gebet wirkt nicht immer auf die Weise, wie ich es mir wünsche. Aber du hast recht. Ich lebe noch, also hat es doch irgendwie gewirkt. Dann bete ich umso dankbarer den zweiten Teil: *Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen*. Das ist mein Dankgebet an jedem Tag, an dem der liebe Gott mich bewahrt und am Leben gehalten hat.“

Marie seufzte und schaute vor sich hin. „Ich muss jetzt Eddy holen. Nur noch eine Sache: Ich werde mich Ihnen anvertrauen, Mrs Earling. Aber anderthalb Wochen muss ich noch ausharren. Bitte beten Sie für mich.“

„Das tue ich jeden Tag, bist du mir doch wie eine Tochter ans Herz gewachsen, mein Kind.“

Die zwei Frauen erhoben sich. Auf einen spontanen Impuls hin nahm Mrs Earling Marie in die Arme und drückte sie an ihr Herz, wo sie sie ein paar Sekunden lang festhielt.

Sie lief zum großen Haus zurück und wurde von einer begeisterten Elinor gleich in Anspruch genommen.

„Ich ziehe am Samstagabend meine neue dunkelblaue Seide für das Fest an, Miss Marie! Du musst mich besonders hübsch machen. Meine Haare möchte ich in einen lockigen Pferdeschwanz zusammengebunden haben, mit einer blauen Schleife, die zum Kleid passt, und die Schuhe auch passend dazu. Mama erlaubt es!“

„Ein Fest? Welches Fest?“, fragte Marie.

„Hat es dir Franny nicht gesagt? Einmal im Jahr kommen alle Bediensteten zu einem großen Sommerfest zusammen. Es gibt Spanferkel, ein Zelt, Girlanden und Fackeln und wir feiern und tanzen bis in die Nacht hinein. Und ich darf so lange aufbleiben, bis die letzten Besucher sich verabschiedet haben. Die Bediensteten dürfen am nächsten Tag länger schlafen, wenn sie wollen. Aber die meisten tun es nicht, weil sie in die Kirche müssen.“

„Und ich darf dabei sein? Vielleicht hat Franny es mir absichtlich nicht gesagt!“

„Du darfst nicht nur, du *musst* dabei sein. Alle sollen ihre besten Sachen anziehen. Franny ist nur gekränkt, weil du jetzt für immer hierbleibst.“

Wenn du wüsstest, dachte Marie und schob die bedrückende Aussicht, ihr neu gefundenes Glück bald wieder zu verlieren, von sich. Sie hatte die Familie Greenwold mit jeder Faser ihres Wesens ins Herz geschlossen. Sie war ihre Familie geworden. Sogar Franny würde sie vermissen.

„Weißt du, ob Gäste von außerhalb eingeladen sind?“, fragte sie.

„Ich weiß alles, was hier läuft, Miss Marie! Freunde wie Mrs Earling sind immer dabei und alle im Dorf, die bei der Ernte helfen oder wenn besonders große Dinge repariert werden müssen.“

Mit Ehrfurcht holte Marie das dunkelrosarote Musselinkleid, das Charlotte ihr für besondere Anlässe gegeben hatte, aus ihrem Kleiderschrank. Es schimmerte im Licht des Fensters. Sie strich über den weichen Stoff, hielt ihn an ihren Körper, legte ihn gegen ihr Gesicht.

Einen einzigen unbeschwerten Abend würde sie sich gönnen. Einmal in den Genuss kommen, sich schön zu machen, so zu tun, als ob sie ein normales Mädchen wäre, in einer glücklichen Familie aufgewachsen, das zum ersten Mal zum Ball gehen darf.

Einen Abend lang nicht über die Zukunft nachdenken.

Einmal im Leben unschuldig sein.

Am Samstagvormittag vor dem Fest waren alle Hände fleißig. Franny hielt sich Marie gegenüber zurück, was diese dankbar bemerkte, und bat sie in die Küche. Pasteten und Fleischrollen wurden vorbereitet, auf Platten gelegt und mit gelierten Fruchtstücken garniert. Kartoffeln wurden in vielen Varianten gekocht, gebraten und geröstet, Gemüse aus dem Garten als Beilage für das Spanferkel gedünstet, das Lord Greenwold von St. Ives mitgebracht hatte. Außerdem gab es verschiedene Fischarten vom Markt in Hipperclove und zum Nachtschiff allerlei Zuckerwerk und Konfekt.

„Marie, hilf Harriet, die Apfelmäße vom Keller hier reinzutragen. Beim Kartoffelschälen hast du immer noch zwei linke Hände. Hoffentlich nicht, wenn du die schweren Körbe trägst. Äpfel, die auf dem Boden gerollt sind, kann ich nicht gebrauchen. Danach kannst du die Äpfel waschen und die schlechten Stellen ausschneiden.“ Franny rollte Teig aus und streute großzügig Mehl um sich. Ihre Arme waren bis über die Ellbogen weiß. „Nur schade, dass der nette Herr aus London heute Abend nicht dabei sein kann“, erzählte sie Harriet.

Marie stolperte und ließ ihren Korb fast fallen, fing ihn aber noch rechtzeitig auf und machte sich an die Arbeit, die Äpfel zu sortieren. Sie hoffte bloß, dass Franny ihre Aufregung nicht bemerkt hatte.

Aber Franny schwelgte zu sehr in ihren Lobeshymnen über Mr Creek, um die Reaktionen ihrer Zuhörerinnen wahrzunehmen. „Das ist ein Mann, der Manieren hatte, das sag ich dir. Er hat nicht schlecht gestaunt, als er die Ordnung und die Sauberkeit in unserer Küche sah. Und Lobeshymnen hat er gesungen, bei denen jedem die Ohren rot werden müssen“, kicherte sie.

„Warum kommt er nicht mehr?“, fragte Harriet.

„Er hat seine Aufgaben hier fürs Erste abgeschlossen und ist mehr als zufrieden mit allem, was er gesehen hat. Weitere Vorbereitungen für die Sommerschule werden über Schriftverkehr geregelt. Er hat uns seine gu-

ten Wünsche über Lord Jake ausrichten lassen. So ein feiner Mann, er denkt sogar an die Küche. Ein Jammer, dass wir ihn erst nächsten Sommer wiedersehen werden. Er hätte Stil und Niveau in unseren Festabend gebracht.“

„Na ja, hoffen wir, dass der Regen wenigstens fernbleibt“, meinte Harriet trocken. „Sonst ist wenig an Stil und Niveau zu erwarten. Die Hirten wittern Sturm.“

Die Frauen arbeiteten in Ruhe weiter. Franny knetete und rollte Teig, Harriet und Marie schnitten Äpfel. Es stimmte also: Mr Creek war endgültig fort, noch bevor die sechs Wochen abgelaufen waren.

Marie kämpfte gegen die widersprüchlichen Gefühle an, die in ihr hochstiegen. Erleichterung, dass das qualvolle Warten vorbei war und sie ihr Schweigen endlich brechen durfte. Angst vor dem Abgrund, vor dem sie stand, wenn ihre Geheimnisse keine Geheimnisse mehr waren.

Morgen würde sie Mrs Earling aufsuchen, danach Lady Charlotte. Weiter konnte sie nicht planen. Sie würde Eddy fragen, warum er von den gleichen Ohren und Augen träumte wie sie und was Mr Creek zu ihm gesagt hatte an jenem Tag, als er ihn im Spielzimmer aufgesucht hatte. Mit einem Stich im Herzen dachte sie an Frederik. An die Empörung von Harriet, an die tiefe Enttäuschung der Greenwolds, an Franny, die mit der Zunge schnalzen und entrüstet ausrufen würde, sie habe es ja schon lange kommen sehen.

Am schlimmsten war für Marie der Gedanke an Elinor, an den Abschied, der beiden das Herz brechen würde. Diesen Gedanken konnte sie nicht ertragen. Sie wandte Harriet und Franny den Rücken zu, während sie das Obst schnitt. Sie wollte nicht, dass die Verzweiflung in ihrem Herzen sich in ihren Gesichtszügen zeigte.

Das Gewitter kam nicht. Stattdessen tauchte ein feuriger Sonnenuntergang den Park in goldenes Licht. Die Gäste trafen ein. Da fast jede Dorf-familie eine Tochter hatte, die hin und wieder den Besen im großen Haus schwang, oder einen Sohn, der im Herbst mithalf, die Ernte einzubringen, war ganz Hipperclove in Festlaune versammelt. Alle staunten darüber, dass das prächtige Wetter sich gehalten hatte und das Gewitter, so wie es aussah, noch einen Tag warten würde.

„Miss Marie, ich spüre es in meinen Knochen, dass du wie eine

Prinzessin aussiehst“, rief Elinor mit Begeisterung, als Marie ihr Zimmer betrat, um sie für das Fest anzukleiden. „Eddy erzählte mir, dass du umwerfend schön bist. Und jetzt machst du aus mir eine dunkelblaue Fee wie aus einem Märchen, bitte!“

„Woher will Eddy solche Dinge wissen?“, fragte Marie. „Dich nennen wir lieber nicht eine Fee. Wenn Franny und Harriet mitbekommen, dass du wie eine Fee aus einem Märchen aussehen willst, dann bekommst du von ihnen nichts zu essen.“

Sie war schon dabei, das blaue Kleid an Elinors Rücken zuzuknöpfen und ihre blonden Haare hochzustecken. „Falls wir uns jemals für immer verabschieden müssen, Elinor, dann will ich dich mit meinem inneren Auge immer so vor mir haben, wie du heute Abend aussiehst! Ein Traum in Seide, mit hübschen blonden Locken, die in deine Stirn fallen, oben mit einer großen Schleife zusammengefasst.“

„Aber da du uns niemals verlassen wirst, wird das nicht nötig sein“, schoss Elinor unbekümmert zurück. Sie wirbelte in ihrem Kleid im Kreis herum. „Wie sieht der Schwung meines Rocks aus, wenn ich mich drehe?“, fragte sie. „Sehe ich wie eine Tänzerin aus?“

„Du sollst nicht wie eine Tänzerin aussehen“, mahnte Marie, „sondern wie ein hübsches, bald erwachsenes zehnjähriges Mädchen, das zum Fest gehen darf und sich artig benehmen wird.“

„Ich möchte allen zeigen, wie flott man tanzen kann, wenn man blind ist. Aber das geht nur, wenn du mich führst. Folglich bist du für den ganzen Abend als meine Tanzpartnerin gebucht. Und ich wette, dass mindestens zehn alte Tanten laut sagen werden: ‚Wer hätte gedacht, dass ein fast blindes Mädchen sich so frei bewegen kann?‘ Und mindestens eine Tratschtante wird sagen: ‚Vielleicht tut sie nur, als wenn sie blind wäre.‘ Und zwei weitere werden sagen: ‚Siehe da, das Kindermädchen ist ganz hübsch geworden, wer hätte das gedacht?‘“

Marie lachte laut. „Elinor, nicht einmal die schlimmsten Klatschtanten darfst du so nachahmen! Solche bösen Dinge darfst du nicht einmal denken! Wie kannst du nur?“

Als Antwort griff Elinor nach Maries Händen, zog sie aus dem Zimmer, forderte sie zu einem schottischen Reel auf und danach zu einem Galopp den Gang hinunter bis zur großen Treppe.

„Ist es nicht ein schönes Gefühl, wenn samtweiche, federleichte Rockfalten dir um die Beine wehen und ausschwingen? Fühlst du das auch mit deinem dunkelrosa Kleid?“, fragte Elinor.

„Ich habe noch nie ein feineres Kleid getragen, Elinor! Ich fühle mich wie eine Prinzessin!“ Marie strahlte, als sie die Treppe hinuntergingen.

Das Ale floss, das Fleisch brutzelte, Platten um Platten von Sandwiches, Pasteten und Kuchen wurden aus der Küche gebracht. Flaschen von den besten Weinen, die die Weinkeller von Birch Heights anzubieten hatte, wurden geöffnet und geleert. Es herrschte eine ausgelassene Stimmung. Nach dem Essen wurde zum Tanz aufgerufen. Unter lautem Applaus der Gäste traten zwei Geiger vor und Paare reiheten sich auf für die ersten Tanzrunden. Ein Rufer feuerte die Tanzgesellschaft mit seinen Anweisungen an und gab die Tanzkombinationen vor: Quadrille, Polonaise und Square-Tänze.

Marie blieb ihrem Wort treu und führte eine begeisterte Elinor durch die Tanzschritte, die sie mit ihr geprobt hatte. Sie tanzten wie im Rausch, immer schneller, immer übermütiger.

„Sechsmal!“, rief Elinor.

„Sechsmal was?“, rief Marie zurück.

„Sechsmal ‚wer hätte gedacht, dass sie blind ist?‘ und zehnmal über dich!“

„Über mich? Was denn?“

„Zehnmal: ‚Wie die kleine Gouvernante sich gemacht hat – eine richtige Schönheit!‘ Und: ‚Wie reizend sie aussieht, wenn ihre Haare in alle Richtungen fliegen!‘“

„Elinor, ich brauche eine Pause. Du sollst die Aufmerksamkeit bekommen, nicht ich!“ Marie hielt an, rot im Gesicht und außer Atem und versuchte, ihren verrutschten Haarkamm zurück an seinen Platz zu schieben.

„Darf ich Ihnen behilflich sein?“, hörte sie eine bekannte Stimme hinter sich.

Sie drehte sich überrascht um. Es war Frederik, der mit einem Lächeln im Gesicht auf sie herunterblickte. Während sie nach Luft und einer Antwort rang, legte er seine Hand auf ihre Hand, nahm seine andere zu Hilfe und führte ihre Finger. Gemeinsam steckten sie Maries Haare hoch, bis ihre Frisur wieder perfekt saß. Danach musterte Frederik das Ergebnis mit leuchtenden Augen.

„Nicht, dass Sie vorher nicht bezaubernd genug ausgesehen hätten, Miss Marie. Aber vielleicht fühlen Sie sich wohler, wenn Ihre Haare aus dem Gesicht sind. Möchten Sie nach den schwungvollen Tänzen etwas trinken?“

„Sie dürfen nicht lachen, Frederik, sonst denke ich, Sie machen sich über mich lustig. Ich hatte Elinor versprochen, dass ich mit ihr tanze. Mich zu blamieren war das Letzte, was ich wollte.“

„Sie haben sich ganz und gar nicht blamiert, Miss Marie! Ganz im Gegenteil, Sie haben nur bewundernde Blicke auf sich gezogen.“

Marie errötete und versuchte, seinem Blick auszuweichen. Doch er legte seine Hand unter ihren Ellbogen und führte sie von der Menschenmenge weg.

Nach Einbruch der Dunkelheit war der Park mit Hunderten von Fackeln beleuchtet. Ein klarer Vollmond stand hoch oben am Himmel und warf ein silbernes Licht auf das fröhliche Treiben der Festgesellschaft. Frederik und Marie schlenderten zu den Bäumen, ohne ein Wort zu reden, wie zwei Herbstblätter, vom Wind verweht, die sich plötzlich auf der gleichen Reise befinden, aber nicht wissen, was sie zusammengetrieben hat oder wo die Reise hinführt.

Schließlich standen sie Seite an Seite auf der Wölbung der Brücke und blickten hinunter in den Fluss, in dem der Mond sich zusammen mit Tausenden von funkelnden Lichtern spiegelte. Frederik wandte sich Marie zu und schien nach Worten zu ringen. Sie senkte ihren Blick und starrte auf die tanzenden Lichter auf der Wasseroberfläche.

„So oft habe ich auf einen Moment wie diesen hingefiebert, Miss Marie. Und jetzt weiß ich nicht, wie ich beginnen soll. Ich bin es nicht gewohnt, Gefühle in Worte zu fassen, aber ich muss es wenigstens probieren. Habe ich Ihre Erlaubnis dazu?“

Marie hielt sich mit beiden Händen am Holzgelenker der Brücke fest. „Frederik, bitte reden Sie nicht weiter. Ich bin nicht gut genug für Sie. Sie kennen mich nicht, Sie wissen nichts über mich. Ich hätte es Ihnen früher sagen müssen. Ich hätte nicht mit Ihnen hierherlaufen sollen. Wenn ich gewusst hätte ...“ Ihre Stimme zitterte, sie starrte ins Wasser.

Frederik legte seine Hand auf ihren Arm. „Marie, nur ruhig. Lassen Sie mich ausreden. Ich bestehe darauf. Danach können Sie mir alles ehrlich sagen, was Sie wollen. Ich bin Ihnen nicht böse.“ Seine Stimme war

sanft und eindringlich. „Marie, ich möchte Sie heiraten. Wenn meine Liebeserklärung Sie nur mit Abscheu erfüllt, wenn Sie meine Gefühle nicht erwidern können, dann sagen Sie es mir ehrlich und ich rede kein Wort mehr davon.“

Als sie ihren Kopf energisch schüttelte, rückte er näher an sie heran. Sie fühlte die Wärme seines Körpers neben sich.

„Nie in meinem Leben habe ich eine Frau wie Sie gekannt, Marie. Schon bald nach unserer ersten Begegnung vor mehreren Monaten auf dieser Brücke spürte ich eine unsichtbare Verbindung zu Ihnen, die mit jeder Begegnung inniger wurde. Ich liebe alles an Ihnen. Die Art, wie Sie Ihren Kopf bewegen, Ihr Lächeln, Ihre Grübchen, Ihre Augen, wenn sie plötzlich aufleuchten oder auch wenn sie nachdenklich sind. Alles an Ihnen ist Sanftmut, Liebreiz und Unschuld. Ich kann mir nicht vorstellen, mit irgendeiner anderen Frau meine Zukunft zu verbringen.“

„Frederik, hören Sie auf, bitte!“, unterbrach ihn Marie. „Ich ertrage es nicht!“ Tränen liefen ihr übers Gesicht, als sie ihren Kopf hob und zu ihm hochblickte. „Es kann nichts mit uns werden. Es gibt tiefgehende Gründe dafür!“

„Dann sagen Sie mir die Gründe, Marie. Sagen Sie mir, was Sie an mir nicht ertragen. Ich scheue keine Mühe, es zu ändern. Nichts kann mich von meiner Absicht fernhalten. Wenn Geld der Grund ist, spielt es keine Rolle, wenn Ihre Familie Schande auf Sie gebracht hat, ist es für mich kein Hindernis. Wenn Krankheit Sie plagt, pflege ich Sie. Marie, ich liebe Sie, wir überwinden gemeinsam jede Hürde, die uns in den Weg gestellt wird!“ Flehend, leidenschaftlich redete er auf sie ein.

Marie stützte ihre verschränkten Arme auf die Holzbrüstung und legte ihren Kopf darauf. „Es gibt nichts an Ihnen, was ich nicht ertrage, Frederik. Es gibt aber unzählige Dinge an mir, die ich nicht ertrage. Ich kann es Ihnen nicht antun.“

„Wenn Sie Frannys Einwände meinen, wenn Sie den Vorfall im Badezimmer meinen, das kann doch kein Hindernis sein.“

Marie musste kurz überlegen, was er damit meinte. „Der Vorfall im Badezimmer? Was wissen Sie davon?“

„Liebe Marie, Franny hat so laut geschimpft, bis ich ihr ein Redeverbot erteilt habe.“

Frederik war es also, der verhindert hatte, dass Lady Charlotte von dem Vorfall erfahren hatte. Klar war es Frederik. Schützend, fürsorglich, mitfühlend, wie er war.

„Nein, es ist viel schlimmer als der Vorfall im Baderaum, Frederik. Wenn Sie Ihr Leben mit meinem verstricken, wird das Ihr Ruin sein. Sie werden es bitter bereuen.“

„Dann lassen Sie es unser gemeinsamer Ruin sein. Ich laufe mit Ihnen in jeden Abgrund, welche schweren Lasten Sie auch immer tragen. Ein Leben ohne Sie an meiner Seite, ganz gleich wie erfolgreich und wohlhabend, ist für mich unerträglich. Wenn Sie vor etwas flüchten wollen, flüchte ich mit. Wir kaufen uns einen Hof, ein paar Tiere, bestellen unsere eigenen Felder. Irgendwo, wo niemand uns kennt. Marie, wir können so glücklich sein. Ich verstehe nicht –“

„Aber ich nur zu gut!“, schluchzte Marie. Sie hob ihren Kopf von der Brüstung und blickte ihn eine Sekunde lang mit schmerzerfüllten Augen an. „Bald werden Sie es erfahren, Frederik. Und dann werden Sie mir und dem lieben Gott für immer dankbar sein, dass ich Ihr großzügiges Angebot abgelehnt habe! Hätte ich nur nicht gewusst, dass Sie mich so ernsthaft lieben, dann wäre es bei Weitem nicht so unerträglich! Nein, bitte folgen Sie mir nicht!“ Sie drehte sich um und rannte zurück in den Park.

Als sie die feiernden Gäste erreichte, lief sie im Eiltempo und mit gesenktem Kopf weiter, bis sie die offene Haupttüre erreichte, dann sprang sie die Treppe hoch, rannte in ihr Zimmer und schaute atemlos aus ihrem Fenster zur Brücke hinüber.

In der Ferne sah sie Frederiks Umrisse. Jetzt fuhr er mit einer Hand über die Brüstung an der Stelle, an der sie eben noch gestanden hatte, und schüttelte langsam den Kopf.

Erst nach einer Weile ging er schweren Schrittes im Licht des Vollmonds, der den Park beleuchtete, Richtung Stall und verschwand aus ihrem Blickfeld.

Voller Trauer warf sich Marie auf ihr Bett und weinte bitterlich.

Kapitel 13

Marie widerstand dem Drang, zu Frederik zurückzurennen, sich in seine Arme zu werfen und ihm zu sagen, dass sie ihn liebte, mindestens so leidenschaftlich wie er sie. Sie könnte doch weiter schauspielern. Was war so falsch daran, in einer Lüge zu leben? Schließlich hatten andere ihr diese Lüge aufgedrückt, nicht sie selber.

Niemand mehr in Birch Heights fragte nach ihrer Vergangenheit. Selbst Franny brachte hin und wieder ein nettes Wort über die Lippen. Warum nicht so tun, als ob die finsternen Jahre in London in ihrem Leben nie eine Rolle gespielt hätten? Oder Frederiks Angebot annehmen, mit ihm irgendwohin ziehen, wo niemand ihr auf die Spur kommen konnte? Was er nicht wissen wollte, musste sie ihm nicht erzählen. Ihre Liebe zueinander würde so stark sein, dass sie Geheimnisse ertragen würde.

Sie zog ihre Schuhe aus, setzte sich auf die Bettkante und bedeckte ihre Augen mit den Händen. Stöhnend wippte sie vor und zurück. Bilder schossen ihr durch den Kopf: von einem kleinen Häuschen auf dem Lande, einem Licht im Fenster, von spielenden Kindern um ihre Knie herum, einem Schaukelstuhl am Kamin, Frederiks lachenden Augen an der Tür.

Sie spürte wieder die zärtliche Berührung seiner Hand auf ihrer Hand und ihren Haaren, als er den Kamm befestigte. Die Sehnsucht nach ihm zerriss ihr fast das Herz. Vor der Begegnung auf der Brücke war ihr klar gewesen, was sie zu tun hatte: Beichten und Birch Heights verlassen. Doch seit Frederiks Liebesgeständnis stand plötzlich viel mehr auf dem Spiel.

Sie blickte aus dem Fenster. Die Gäste verabschiedeten sich, die Lichter erloschen, und es wurde dunkel im Park. Sie musste ihn wiedersehen! Ihn bitten, ihr mehr Zeit zu geben, um über sein Angebot nachzudenken.

Auf einen verzweifelten Impuls hin zog sie ihre Schuhe wieder an und stahl sich hinunter in die Küche. Leise schob sie den Türriegel zur Seite, schlüpfte in den Garten, zog die Tür wieder zu und rannte zwischen den Gemüsebeeten hindurch und über den verlassenenen Park in Richtung der Stallungen. Doch sie sah ihn nirgendwo. Außer Atem lehnte sie sich gegen einen Baum und rang um ihre Fassung. Ihre Gedanken waren in Aufruhr.

Wie dumm war doch der Gedanke, ihn um mehr Zeit zu bitten, ihn nur noch länger auf die Folter zu spannen, ihm zu verheimlichen, wie schuldbeladen ihr Leben war, wie viele Männern sich schon an ihrem Körper vergnügt hatten. Irgendwann würde die Wahrheit sie einholen, ob sie mit ihm in Birch Heights bleiben oder woandershin fliehen würde. Ohren und Augen gab es überall, ob von Mr Creek oder von anderen Menschen!

Und wer konnte wissen, ob Mr Creek wirklich mit ihr abgeschlossen hatte, ob Elinor wirklich nicht mehr gefährdet war? Ohren und Augen gab es auch in ihrem eigenen Gewissen. Sie erinnerte sich an die Stimme ihrer geliebten Mutter aus ferner Vergangenheit, die Marie immer wieder ermahnt hatte, dass der Preis für die Wahrheit nie zu hoch sei und immer bezahlt werden müsse. Auch wenn es das eigene Glück kosten würde.

Marie schleppte ihre schweren Beine zurück zur Gartentür, durch die Küche und die Treppe hoch zu ihrem Zimmer. Mrs Earling redete immer mit Gott, als sitze er neben ihr. Wenn sie vor Verzweiflung nicht weiter wusste, kniete sie sich hin und betete das Vaterunser. Marie erinnerte sich an ihre mahnenden Worte: *„Eine von Schmerz gepeinigter Seele kann nur auf das zurückgreifen, was vertraut und geprobt ist. Deshalb ist es so wichtig, Verse und Gebete auswendig zu lernen. Man weiß nie, wann man sie braucht.“*

Zum ersten Mal seit ihrer Kindheit sank Marie auf ihre Knie und sprach unter Schluchzen die alten, vertrauten Worte aus dem einzigen Gebet, das sie kannte: *„Erlöse uns von dem Bösen.“* Ihre Seele war wie gelähmt. War sie überhaupt noch in der Lage, irgendetwas zu fühlen, oder zu glauben?

Kein Trost durchflutete ihr Herz, keine tiefe Ruhe überrollte sie. Aber als sie erschöpft zurück ins Bett kroch, kurz bevor ihr die Augen zufielen, schimmerte so etwas wie ein winziger Hoffnungsschimmer in ihrem Herzen. Sie sank in einen tiefen, ungestörten Schlaf.

„Nein, Elinor, ihr geht nicht in die Höhlen“, bestimmte Marie am nächsten Morgen, nachdem die Familie von der Kirche zurückgekehrt war. „Und ich überrede deine Mutter nicht. Heute ist Sonntag. Ruhetag. Du bist von gestern Abend noch müde, auch wenn du es nicht wahrhaben willst.“

Elinor stampfte mit dem Fuß auf. „In den Höhlen ist es aber ruhiger als hier im Haus. Außerdem ist Eddy heute traurig, und es würde ihn fröh-

lich machen, wenn er endlich einmal dorthin dürfte. Er war noch nie dort unten. Wir reden seit Tagen davon. Bitte, Miss Marie.“

„Dann hört auf, davon zu reden. Es gibt andere schöne Dinge, die Eddy fröhlich stimmen können.“

„Mutter findet alles gut, was Eddy zum Lachen bringt. Sie hat bestimmt nichts dagegen!“

„Dann frag sie doch“, antwortete Marie. „Ihr esst gleich oben zusammen. Wenn sie Nein sagt, spielt ihr mit euren Holzfiguren und Eddy liest dir etwas vor. Gestern gab es genug Aufregung.“

„Aber wenn wir in die Höhlen gehen, hast du deine Ruhe. Du bist heute so schlecht gelaunt.“

„Wer hat dir denn diesen Floh ins Ohr gesetzt, Elinor? Allein in die Höhlen? Ihr würdet euch nur verlaufen – dort unten ist es zu gefährlich und außerdem strengstens verboten. Wenn du heute nett zu Frederik bist, dann geht er vielleicht morgen mit euch hinunter. Warum ist dir das überhaupt so wichtig?“

„Ich will einfach gern in die Höhlen gehen. Übrigens war ich schon oft unten. Nicht nur, als die Stadtkinder hier waren. Einmal war ich alleine. Du hast es nicht gewusst, weil du einen freien Nachmittag hattest, und Franny hat nicht aufgepasst. Ich habe noch mal mit den Fischersleuten gesprochen, und ich wollte schauen, wie weit Frederik mit dem Durchgang zur Fischerhöhle ist, und ich habe alleine wieder hochgefunden. Nichts einfacher als das. Frederiks Treppen machen alles möglich. Niemand hat es bemerkt.“ Ihre Stimme war trotzig.

„Ich bin schockiert, Elinor“, tadelte Marie. „Ich hätte nicht gedacht, dass du so ungehorsam sein kannst. Wenn du mir nicht versprichst, folgsam zu sein, dann muss ich euch in das Spielzimmer einschließen.“

„Das erlaubt Mutter nicht.“

„Elinor, wie kannst du so störrisch sein! Und das gleich nach der Kirche ...“

„Ich bin nicht störrisch, ich denke nur an das Wohl unseres Gastes Eddy. Wir sollen andere Menschen lieb haben, sagte der Pfarrer. Und dieser andere Mensch möchte in die Höhlen gehen.“

Marie seufzte. „Ich vermute stark, dass du diesen anderen Menschen überredet hast, dass er in die Höhlen gehen will! Und übrigens, es soll regnen.“

„Noch besser! In den Höhlen bleiben wir trocken!“

„Ich habe Dringendes zu tun, Elinor. Deine Eltern wollen zum Hafen nach Sedgeworth fahren, bevor das Wetter kühler wird. Sie machen dort einen Besuch. Vielleicht nehmen sie euch mit. Falls nicht, holst du mich aus meinem Zimmer und wir gehen zum Weiher und schauen nach den Fröschen, bevor die Wolken näher heranrücken. Das mag Eddy auch sehr.“

Elinor schien nachzugeben und sich mit diesem Plan zufriedenzugeben.

Marie zog sich in ihr Zimmer zurück, erleichtert, dass sie Elinors Gepolter los war und dass die Kinder in den großen Saal zum Essen bestellt wurden. Sie selber konnte nicht an Essen denken. In der Kirche hatte sie einmal gewagt, einen Blick in Frederiks Richtung zu werfen. Er hatte mit versteinerner Miene nach vorne geschaut. Nach dem Gottesdienst war er direkt weg gewesen. Sie öffnete ihren Kleiderschrank, in dem alle ihre Habseligkeiten verstaut waren, und holte aus einem Regal eine Schreibmappe, in der Briefpapier und ein Tintenfass mit einer Schreibfeder lagen. Sie setzte sich an ihre Frisierkommode und fing mit zitternder Hand an zu schreiben.

Lieber Frederik,

*seit unserer Begegnung gestern Abend kommt mein Herz nicht zur Ruhe.
Wie schlecht Sie über mich denken müssen! Ihre Worte haben mich völlig
unvorbereitet getroffen.*

Das klang wie ein Vorwurf. Und ganz überraschend waren seine Worte nicht gekommen ...

Sie zerknüllte das Papier und fing noch einmal an. Einen Moment später hörte sie die Räder der Familienkutsche auf den Kieselsteinen draußen und Frederiks Stimme, die den Pferden Einhalt gebot. Der Ausflug nach Sedgeworth stand anscheinend immer noch auf dem Tagesplan. Elinor kam nicht, um sie zum Weiher zu holen, die Kinder waren also mitgefahren. Dankbar für die freie Zeit, die ihr unverhofft vergönnt war, fing sie noch mal an.

Lieber Frederik,

meine Ablehnung Ihrer großzügigen Liebeserklärung gestern Abend muss Ihnen wehgetan haben ...

Das fand sie zu gefühlvoll.

Lieber Frederik,

wenn Sie nur wüßten, welcher Orkan in meinem Herzen tobt.

Einige Minuten später lagen mehrere Entwürfe verstreut auf dem Boden.

„Genug damit“, sagte sie zu sich. „Lieber gehe ich gleich zu Mrs Earling und erzähle ihr alles. Bis die Herrschaften von Sedgeworth zurück sind, habe ich mindestens zwei Stunden Zeit.“

Sie trug die verstoßenen Briefe in den Baderaum, wo die Asche vom Vortag im Ofen noch glühte, und sah dabei zu, wie jedes Stück Papier Feuer fing und nach kurzer Zeit zu weißlichem Staub zerfiel. Danach wickelte sie ein Tuch um ihre Schultern und verließ das Haus.

Im Park war alles still. Sie lief über die Brücke und fühlte einen dicken Kloß im Hals, als sie an der Stelle vorbeieilte, wo sie am Abend zuvor Frederiks Atem auf ihrem Gesicht gespürt hatte. Ein Teil von ihr hätte alles gegeben, Frederik in diesem Moment wieder in die Arme zu laufen. Der andere Teil war froh, Mrs Earlings Haustür zu erreichen, ohne eine Spur von ihm gesehen zu haben. Vielleicht hatte er die Familie nach Sedgeworth begleitet.

Sie klopfte an die Tür, doch niemand öffnete ihr. Offenbar war Mrs Earling nicht zu Hause. Marie erinnerte sich daran, dass sie sonntags oft Besuche machte. Dennoch klopfte sie weitere Male – vergeblich. Schließlich wandte sie sich schweren Herzens vom Haus ab und schlich langsam und mit hängenden Schultern zurück nach Birch Heights.

Erste Regentropfen fielen vom Himmel, als eine Stimme sie aus ihren Grübeleien herausriss. Es war Harriet, die aus dem Küchengarten gerannt kam. „Marie! Da bist du ja endlich! Die Kinder sollen in die Küche kommen. Franny hat Plätzchen vom Sommerfest übrig und macht einige warm!“

„Die Kinder sind in Sedgeworth mit Lord und Lady Greenwold!“, rief Marie zurück. „Ich schicke sie hin, sobald sie da sind! Es dauert mindestens noch eine Stunde!“

„In Sedgeworth? Aber die Kinder sind nicht nach Sedgeworth mitgefahren, Marie! Sie waren doch bei dir!“

Ein Schauer lief über Maries Rücken. Vor lauter Grübeleien hatte sie jedes Gefühl von Zeit verloren. „Aber ich hatte Elinor doch aufgetragen, mich zu holen, falls sie nicht ... Harriet, lass mich schnell vorbei!“

Sie schob Harriet zur Seite und rannte durch die Küche und die Treppe hoch. Sie warf einen Blick auf die große Pendeluhr neben dem Hauseingang und sah mit Entsetzen, dass die Herrschaften seit zwei Stunden unterwegs waren. Offensichtlich ohne die Kinder! Mit klopfendem Herzen erreichte sie die Tür zum Spielzimmer.

„Sie müssen hier sein“, sagte sie zu sich. „Sie haben sich in ein Spiel vertieft und vergessen, mich zu holen!“

Doch das Spielzimmer war leer.

„Die Höhlen!“ Marie hastete in ihr Zimmer. Dort schüttelte sie ihre Sonntagsschuhe von den Füßen ab und zog ihre Stiefel an. Sie griff nach einer Laterne und nach Zündhölzern, warf sich einen Umhang über die Schultern und eilte hinunter. Sollte sie Dickon und Frederik suchen?

Nein, sie hatte keine Zeit zu verlieren! Die Kinder waren seit mindestens zwei Stunden unten in den Höhlen. Vielleicht war einer der Männer mitgegangen und hatte vergessen, sie darüber zu unterrichten. Vielleicht würde Marie sie in der Bucht finden, fröhlich spielend.

Sie erreichte die Turmruine und hielt an, um Luft zu holen. Dicke Regentropfen klatschen auf die Steine der alten Mauer. Donnerschläge waren in der Ferne zu hören und der Wind zerrte an Maries Haube und Umhang. Die Tür zu den Höhlen stand offen. Eine Windböe fegte über den Hügel, und die rostigen Angeln quietschten. Die Tür schlug mit einem Knall zu.

Marie zwang sich, die Eisenklinke in die Hand zu nehmen, und zog mit ganzer Kraft daran. Gleich stand sie im windgeschützten Eingang der Höhle. Mit einem Fuß schob sie den schweren Stein in die Tür, der dafür vorgesehen war, sie offen zu halten, solange Höhlengänger drin waren. Dann zündete sie die Kerze in der Laterne an und ging die Treppe hinunter.

„Elinor, Eddy!“, rief sie. Ihre Stimme hallte von den feuchten

Steinwänden und hohen Steindecken zurück. Sie schrie immer lauter und wartete regungslos, bis das Echo verhallt war. Es kam keine Antwort.

Vielleicht waren sie nicht zur Bucht gegangen. Vielleicht saßen sie irgendwo unter den Bäumen am Weiher und suchten nach Fröschen. Tief in ihrem Herzen wusste sie, dass das nicht sein konnte. Sie hätte ihre Stimmen gehört, als sie über die Brücke zurückgekommen war.

Vorsichtig klammerte sie eine Hand um das Geländer und hielt mit der anderen Hand ihr Licht hoch. Langsam stieg sie ab. Mit einem Fuß, dann mit dem anderen, tastete sie behutsam nach jeder Stufe. Warum hatte sie sich nicht früher gezwungen, zur Bucht hinunterzugehen? Der Gang wäre jetzt einfacher und vor allem schneller.

Eine unheimliche, schwarze Finsternis umhüllte sie. Das Geräusch von herunterfallenden Wassertropfen durchbrach hin und wieder die Stille. Jeder Tropfen klang ohrenbetäubend und hohl in der gähnenden Dunkelheit. Einmal schrie sie laut, als etwas gegen ihren Arm schlug und an ihrem Kopf vorbeistreifte. Sie hielt die Laterne hoch. Über ihr schossen Fledermäuse hin und her wie kleine Pfeile.

Sie atmete tief durch und ging weiter. Immer wieder rief sie nach den Kindern. Die Stimme, die zurückhallte, klang mit jedem Ruf hämischer, wie eine fremde Stimme, die sie verspotten wollte. Panik stieg in ihr hoch. Bilder strömten durch ihren Kopf – Augen, Ohren. Sie hingen von der Decke, sprangen von der Felswand, zerdrückten sie, bis sie keine Luft mehr bekam und jeder Atemstoß ihre Lunge zu zerreißen drohte.

Der Weg nahm kein Ende. Vielleicht hatte sie sich verlaufen, vielleicht war sie aus Versehen irgendwo abgebogen. Sie verlor jedes Gespür für Zeit und Raum. Sie hatte das Gefühl, nie ein Leben außerhalb dieser Höhle gehabt zu haben, so, als ob sie schon immer in dieser unterirdischen Welt herumgeirrt wäre und gegen eine dichte, den Atem raubende Dunkelheit angekämpft hätte. Die Kerze fing an zu flackern. Gerade als sie dachte, das Licht würde ausgehen, hörte sie in der Ferne Schritte.

„Endlich! Elinor, Eddy! Ich bin hier! Ich komme! Habt keine Angst!“

Doch es kam keine Antwort.

Marie beschleunigte ihren Gang. Ihre Schritte wurden lauter. Endlich sah sie das, wonach ihre müden Augen die ganze Zeit Ausschau gehalten hatten: ein Licht in der Ferne, schwach, fad, aber ein Licht.

Sie rannte los, stolperte die Stufen hinunter. Sie tastete sich immer noch am Geländer entlang und schob ihren Körper an einem Felsvorsprung vorbei. Das Licht kam nun direkt auf sie zu. Erst als ihre geblendeten Augen sich an den Schein gewöhnt hatten, sah sie, dass es nicht die Kinder waren.

Die schattige Gestalt eines großen, wohlbeleibten Mannes erhob sich hinter der Kerze und stapfte langsamen Schrittes auf sie zu. Es lief ihr kalt den Rücken hinunter, sie biss sich auf die Lippen, taumelte nach hinten und stützte sich auf einer Stufe ab. Ihre Kerze fiel zu Boden.

Der Mann beugte sich über sie. Seine Augen wirkten in seinem aufgedunsenen Gesicht klein, sie funkelten aber im Laternenlicht. „So begegnen wir uns wieder, mein süßes, entflohenes Kätzchen“, keuchte er. Sein Gesicht schwebte direkt über ihrem Gesicht, nur die Kerze stand zwischen ihnen.

Sie sprang hoch. „Sie sind doch tot, Sir Malcolm, Sie sind tot!“, schrie sie.

Er lachte laut. „Herzlich willkommen in meinem Grab, meine Liebe! Wusstest du nicht, dass es in der Hölle so gemütlich sein kann? Ich war nie tot. Und habe auch nicht vor zu sterben. Nicht, solange ich nicht Rache geübt habe. Und jetzt läuft mir genau die Dame in die Arme, die zu suchen ich mich aufgemacht habe. So ein Glück! Ich hatte angenommen, dass ich dich hier treffe, wenn du nach den Kindern suchst.“

Maries Lippen waren trocken, und ihr Atem kam in kurzen Stößen. Sie versuchte zu verstehen, was sich da gerade vor ihren Augen abspielte. „Welche Rache? Wie kommen Sie hierher?“ Sie bewegte sich nach hinten, tastete mit ihrem Fuß nach den Stufen und zog sich mit beiden Händen am Geländer entlang.

Er folgte ihr mit großen, schweren Schritten. „Ich war die ganze Woche hier. Ich konnte ohne deine Nähe nicht leben. Und siehe da: Das Leben als Fischer hat mir nicht schlecht bekommen.“

„Kommen Sie keinen Schritt näher. Rühren Sie mich nicht an, Sir Malcolm! Wo sind die Kinder?“

„Ich entscheide, wen ich anrühre und wen nicht“, brüllte er, packte sie am Arm und zog sie an seinen Körper. Sie stieß einen Schmerzensschrei aus.

„Wie sehr habe ich unsere süßen Stunden vermisst“, säuselte er ihr ins Ohr. „Zu gerne würde ich mir ein letztes Mal ein süßes Zusammensein mit dir gönnen, bevor wir uns verabschieden, aber leider fehlt uns die Zeit. Du kommst jetzt mit. Ich zeige dir, wo die Kinder sind.“

Er zerrte sie hinter sich her, sein Griff auf ihrem Arm war wie Eisen. Tausende von Messerstichen schossen durch ihre Schulter und raubten ihr den Atem.

„Die Kinder, was haben Sie mit den Kindern gemacht?“, stöhnte sie.

„Wenn du aufhörst, dich quergestellt, dann siehst du, was ich mit den Kindern gemacht habe.“

Maries Magen verkrampfte sich, es wurde ihr schwarz vor den Augen. Sie hörte auf, sich zu wehren und wankte hinter Sir Malcolm her.

Endlich drang etwas, das wie Tageslicht aussah, in den dunklen Gang hinein. Sie waren bei der Bucht angekommen. Es regnete in Strömen. Die Wellen krachten über die Felsen und rasten auf den Strand, fast bis zum Eingang der Höhle. Bald war Hochwasser. Eine unsichtbare Macht war dabei, die gewaltigen Wassermassen eines ganzen Ozeans auf das Küstengeröll Cornwalls donnern zu lassen. Kein Mensch, der auf sein Leben etwas hielt, ging zu dieser Zeit hinunter zum Strand.

„Dort sind die Kinder.“ Sir Malcolm zeigte auf das Meer.

„Nein, nein! Sie sind von Sinnen, Sir Malcolm! Sagen Sie mir bitte, dass sie in Sicherheit sind!“ Marie schlug auf seinen Arm und schüttelte ihn mit aller Macht.

„Aaah, so mag ich mein Kätzchen“, flötete er. „Anhänglich, flehend, unterwürfig.“

„Wo sind die Kinder?“, schrie sie.

„Nicht so wild, meine Süße. Sie sind in Sicherheit. Sie befinden sich in einem Boot und müssten bald in Sedgeworth ankommen. Dort werden sie in eine Kutsche verfrachtet, die dort auf sie wartet, und auf dem schnellsten Weg nach London gebracht.“

„Nein! Bitte bringen Sie sie zurück. Lassen Sie mich zu ihren Eltern gehen und ihnen sagen, wo sie sind. Sie werden krank vor Sorge sein!“

„Das höre ich gerne – so soll es eine Weile bleiben“, antwortete Sir Malcolm, der Marie immer noch fest in seinem Griff hielt.

„Sir Malcolm, das Mädchen ist blind. Was fällt Ihnen ein? Haben Sie denn kein Herz?“

„Doch, genauso viel Herz wie Lady Charlotte, als sie Birch Heights aus meinen Händen gerissen und zu ihrem Eigentum erklärt hat. Die Kinder sind in den sicheren Händen meines guten Freundes Mr Creek. Und

werden zurückgebracht, sobald die Herrschaften dort oben die Ansprüche erfüllt haben, die wir gestellt haben.“

Er deutete mit der Hand nach oben auf die Felsen.

„Sir Malcolm, das können Sie den Greenwolds nicht antun“, schluchzte Marie. „Das sind aufrichtige Leute, Sie können mit ihnen reden, wenn Sie etwas von ihnen wollen.“

„Mit ihnen darüber reden, dass sie mein Vermögen und meine Zukunft gestohlen haben? Und sogar meinen Sohn? Du hast wohl nicht gewusst, dass ich der Cousin von Lady Greenwolds Vater bin, der rechtmäßige Erbe von Birch Heights?“

Marie versuchte, die schrecklichen Zusammenhänge zu begreifen, die ihr langsam klar wurden, während Malcolm weitererzählte: von seinem Hass auf die Familie Greenwold, von seiner Affäre mit der ehemaligen Lady Greenwold, Charlottes Mutter, von seinem fehlgeschlagenen Versuch, sein Recht auf das Vermögen durch das Kind, das er mit ihr zeugte, geltend zu machen. Jetzt sei es an der Zeit, Verlorenes zurückzuerobern, verkündigte er. Und seinen Sohn wieder zu dem Zweck zu benützen, zu dem er geboren sei.

„Ihr Sohn?“

„Eddy ist mein Sohn. Eddy ist Edward. Und Eddy gehört mir!“ Sein Atem roch nach Alkohol; zwischen seinen weitschweifenden Ausgüssen von Bitterkeit lachte er immer wieder laut und spöttisch. Dass Lady Charlottes Anspruch auf Birch Heights in einem Erbschaftsstreit angefochten worden war, wusste Marie von Franny. Aber eine Verbindung zu dem Jungen, den sie Eddy genannt hatten? Mr Creeks Besuch im Spielzimmer fiel ihr wieder ein wie auch ihr flüchtiges Gefühl bei der ersten Begegnung mit Eddy, dass irgendetwas an dem Jungen ihr vertraut vorkam.

„Lassen Sie mich gehen, Sir Malcolm, dass ich wenigstens –“

„Ha! So einfach wird es nicht! Wir gehen zusammen. Vorwärts, marsch!“ Er hatte sie auf den Strand gezerzt und schob sie jetzt vor sich her. Der Wind schleuderte Sandkörnchen in ihr Gesicht, ihre Haube hing an ihrem Rücken, die Bänder flatterten im Wind. Bald schlugen ihr ihre Haare wie eine Peitsche gegen die Haut. Sie wollte sich wehren, nach Hilfe schreien, aber Regen mischte sich mit Gischt und füllte ihren Mund jedes Mal, wenn sie versuchte, ihn aufzumachen. Sir Malcolm zog sie durch das

kniertiefe Wasser, das die Felswand erreicht hatte und inzwischen den ganzen Strand bedeckte. Marie erinnerte sich, dass die Bewohner von Birch Heights peinlichst genau auf die Hochwasserzeiten am Strand achteten. Umgeben von Felswänden füllte sich die Bucht bei Flut blitzschnell, bis in die Höhlen hinein. Sir Malcolm schob Marie auf ein kleines Fischerboot zu, das auf den Wellen schaukelte. Zwei Männer saßen drin.

„Nein, alles, bloß das nicht! Lassen Sie mich los, Sir Malcolm! Ich komme nicht mit!“, schrie sie aus voller Kehle. Doch der Wind verschluckte jeden Ton.

Sie versuchte, sich aus seinem Griff freizukämpfen, aber ihre Kräfte ließen nach. Sie blickte zurück und sah, dass das Wasser hinter ihr schon höher stand als noch kurz zuvor. Zur großen Öffnung zurückzuwaten, aus der sie gekommen waren, war jetzt unmöglich.

Ihr Peiniger ließ sie los, doch schwimmen konnte sie nicht, davon abgesehen, dass auch der stärkste Schwimmer bei dieser mächtigen Strömung von den Fluten auf die Felsen geschleudert werden würde. Die einzige Zuflucht vor den brausenden Wellen war die Fischerhöhle, die gleich zu ihrer Rechten lag.

„Es wird dich überraschen, aber ich hatte nicht vor, etwas so Lästiges wie dich mitzunehmen. Ich will dich hier nur verrecken sehen!“, brüllte Malcolm ihr ins Ohr. „Geh dort in die Fischerhöhle, wo deine Freunde deine Leiche abholen können – falls sie dich jemals finden werden. Wir haben Lord und Lady Greenwold benachrichtigt, dass wir unsere kleine Komplizin Marie mitgenommen haben. Sie werden nicht auf die Idee kommen, nach dir zu suchen! Leb wohl!“ Er winkte ihr grinsend zu und stiefelte durch das Wasser auf das Boot zu.

Das Wasser war nun bis zu Mariens Oberschenkeln angestiegen. Sie musste sich schnell etwas einfallen lassen und zwang ihre durchgefrorenen Glieder, sich zu rühren, warf ihren Umhang ab, zog mit Mühe ihre Stiefel von ihren Füßen und band ihren Rock um ihre Knie. Mit aller Macht kämpfte sie um ihr Gleichgewicht. Einmal rissen die Wellen ihren Körper mit einem gewaltigen Sog weg vom Strand aufs offene Meer zu. Ein anderes Mal wurde sie von hereinbrechenden Wellen in die andere Richtung geschleudert, auf die Höhlen zu.

Ihr war klar, was sie zu tun hatte. Wenn sie nur die Fischerhöhle er-

reichen könnte, dann würde sie dort im Schutz der Felsen bis zur Ebbe warten, zurück zum Strand und zur großen Öffnung gehen, die Treppe wieder hochrennen und Lord und Lady Greenwold erzählen, dass die Kinder entführt wurden, dass Eddy in Wirklichkeit Edward, der Sohn von Sir Malcolm war, dass ... Weiter kam sie mit ihren Gedanken nicht.

Das Wasser tobte um ihre Hüften, mit ihren Armen kämpfte sie gegen die Flut an. Fast hatte sie die Höhle erreicht. Ein Schild hing über dem Höhleneingang, dessen Schrift sie erst jetzt lesen konnte. Sie blickte hoch: „Achtung, Gefahr! Höhle bei Hochwasser bis zur Decke überflutet.“ Das Blut gefror ihr in den Adern.

Daher also die eindringlichen, wiederholten Warnungen an die Kinder, nicht zu lange in der Bucht zu bleiben. Daher die Leichtigkeit, mit der Sir Malcolm sich davongemacht und sie ihrem Schicksal überlassen hatte. Klar – sie sollte ertrinken! Entweder draußen auf dem stürmischen Meer oder in der Höhle. Sie durfte entscheiden.

Die Familie sollte glauben, dass sie mit den Entführern nach London gefahren war und die Entführung der Kinder mit geplant hatte. Niemand würde nach ihr suchen. Eine Lawine von Panik und Entsetzen drohte, sie um den Verstand zu bringen, obgleich sie mit aller Macht versuchte, ruhig zu überlegen.

Plötzlich mischte sich ein klarer Gedanke in die lähmende Panik; Mrs Earling fiel ihr ein. „*Erlöse uns von dem Bösen, erlöse uns von dem Bösen*“, flehte Marie, immer schneller, immer verzweifelter, während sie durch die steigenden Wellen auf die Höhle zutaumelte.

Edward wischte über die beschlagene Fensterscheibe, drückte seine Nase dagegen, wölbte seine Hände über seine Augen und starrte hinaus. „Wir müssten schon längst da sein“, flüsterte er Elinor zu.

„Was siehst du durch die Fensterscheibe, Eddy? Vielleicht haben sie sich verfahren! Oder machen einen Umweg.“

„Es regnet und ist fast dunkel, mehr sehe ich nicht. Der Weg, auf dem die Pferde galoppieren, spiegelt sich – es muss eine glatte Straße sein. Frag doch den Diener.“

„Es gibt keine glatte Straße von Sedgeworth nach Birch Heights. Frag du.“

„Ich habe Angst, Elinor.“

Elinor seufzte, beugte sich zur vorderen Bank in der Kutsche vor und zog am Mantel des Dieners, der eingeschlummert war. Sein Kopf war nach hinten gelehnt und er schnarchte laut.

„Charles, wach auf!“

Charles zuckte zusammen. „Was gibt’s, kleine Lady?“

„Wir sollten längst zu Hause sein, Marie wird krank vor Sorge sein, und meine Eltern werden überall nach uns suchen! Wo sind wir denn?“

Charles sagte nichts, klopfte aber mit einem Stock an die Decke der Kutsche.

„Ich habe dir doch gesagt, dass es eine schlechte Idee war, ins Fischerboot zu steigen und nach Sedgeworth zu rudern, Elinor“, sagte Edward.

„Nicholas hat es angeboten, Eddy. Wie kann man da Nein sagen? Er ist der netteste aller Fischerleute. Stell es dir doch nur mal vor: Mutter und Vater laufen gerade am Hafen entlang, da fährt ein Boot ein und wir steigen aus! Das wäre so eine Überraschung gewesen! Pech, dass sie nicht mehr da waren. Wir waren zu spät.“

Charles klopfte noch einmal an die Decke, dieses Mal energischer.

„Brrrrr!“, tönte es vom Kutschersitz über ihren Köpfen. Die Pferde schnaubten, liefen im schnellen Trott weiter, danach klapperten und spritzten ihre Hufen nur noch im Laufmarsch in den Pfützen auf der harten Oberfläche der Straße. Die Kinder hörten hektische Männerstimmen.

„Da ist noch jemand auf den Kutschersitz zugestiegen“, sagte Edward mit einem Zittern in der Stimme.

Schließlich hielt das Gefährt an und das Licht einer Laterne leuchtete durch die schmutzige Fensterscheibe. Edward kauerte sich instinktiv in den hintersten Winkel der Sitzbank. Er wusste nicht, warum sein Herz anfang zu rasen und seine Glieder auf einmal wie gelähmt waren.

Jemand zerrte von draußen am Türgriff und die Tür öffnete sich. Herin blickte das grinsende Gesicht von Mr Creek.

Marie kroch an der steinigen Innenwand der Fischerhöhle entlang und griff nach jedem auch noch so kleinen hervorstehenden Stück Fels, an dem sie sich mit einer Hand festklammern konnte. Das Wasser hatte mittlerweile ihre Taille erreicht und krachte mit einem ohrenbetäubenden Lärm in die Höhle. Unter ihren Füßen fühlte sie Sand und Kieselsteine.

Immerhin bot die Höhle Schutz vor dem Wind und sie konnte sich schneller fortbewegen. Es war ein Wettrennen gegen die Zeit. Noch hatte sie Licht. Sobald es Abend wurde, wäre jede Hoffnung dahin, die rutschigen Felsen hochzuklettern und ein Luftloch zu finden, in dem sie das Ende der Flut abwarten könnte.

Die Felswand führte leicht bergauf. Ihre Lunge brannte und nach jedem Atemzug spuckte sie salziges Wasser aus. Sie hatte unendlichen Durst. Bald sah sie direkt vor sich die hintere Wand der Höhle. Sie tastete nach Felsenriffen oder Klumpen von Höhlenalgen, an denen sie sich hochziehen konnte. Hier würde sich ihr Schicksal entscheiden.

Unrat trieb auf der Wasseroberfläche an ihr vorbei: abgeworfene Fetzen von Fischernetzen, Fischreste, alte Anglerhaken. Sie griff nach einem alten Tuch, das vorbeischwamm, riss es in Stücke und band es, so gut sie konnte, um ihre wunden Hände. Zwei oder drei Zigarrenstummel trieben vorbei. Ob die armen Fischersleute aus Sedgeworth Geld für Zigarren hatten? Komisch, welche banalen Gedanken einem kamen, wenn man dem Tod ins Gesicht schaute.

Plötzlich fiel ihr ein, dass Mr Creek wahrscheinlich hier gewesen war. Hier die Geschäfte verrichtet hatte, für die er eigentlich nach Birch Heights gekommen war. Inzwischen war ihr alles klar. Warum bloß hatte sie das wahre Ausmaß seiner Niedertracht nicht durchschaut? Elinor hatte mindestens einmal, vielleicht auch zweimal mit den Fischersleuten geplaudert. Hatte Malcolm sie hierher gelockt, sich mit ihr angefreundet? Sie hatte von irgendetwas erzählt, wonach sie schauen wollte. Blitzartig fiel Marie ein, was es war: Frederik wollte die schmale Felswand zwischen dem Hauptdurchgang und der Fischerhöhle durchbrechen. Ob er es schon geschafft hatte? Warum hatte sie nie aufgepasst, als es in Gesprächen um die Höhlen ging?

Sie fuhr mit der Hand über die feuchte Oberfläche der hinteren Felswand. Trübe Überreste eines schwindenden Tageslichts erreichten den

hinteren Teil der Höhle, aber nicht genug, um Unregelmäßigkeiten auf der Oberfläche der Felswand auszumachen. Sie schleppte ihren Körper auf ein langes, schmales Riff zu, das an der Wand auf halber Höhe entlanglief. Das Wasser tobte direkt unter ihr. Sie lehnte sich nach rechts und tastete mit der Hand, so weit sie reichen konnte, ohne in die steigenden Fluten zu stürzen. Dann nach links. Auf einmal fühlten ihre Finger eine raue, senkrechte Kante, die offensichtlich eine weitere Höhle hinter sich verbarg. Anscheinend befand sie sich doch nicht im hintersten Teil der Höhle.

Vorsichtig drückte sie ihren Körper gegen die Wand und glitt langsam nach links. Ein kühler Luftzug wehte von irgendwoher. Ihr Puls raste, sie hielt sich mit der linken Hand an der Kante fest und zog ihren Körper nach. Plötzlich saß sie auf trockenem Untergrund. Erschöpft zog sie ihren Kopf unter der tief hängenden Decke des Hohlraums ein und kauerte sich auf den Boden. Auch wenn es nicht Frederiks Öffnung war, so bot ihr diese Nische wenigstens die Möglichkeit zu einer kurzen Atempause. Feuchte Algen, die die Wände schmückten und Marie immer wieder unangenehm streiften, waren schweisgsame Zeugen dafür, dass die Erholung nur von kurzer Dauer sein würde. Auch hier gab es keinen Schutz vor dem Hochwasser.

Marie tastete mit den Händen weiter. Es war inzwischen stockdunkel. Neben ihr sickerte Wasser am Boden entlang. Das Meer reichte hier noch nicht hoch. Woher kam das Wasser? Rasch bückte sie sich und benetzte ihre geschwollene Zunge. Wie vermutet war es nicht salzig und tat so gut. Sie schlürfte es direkt vom felsigen Boden, versuchte, es mit der Hand zu schöpfen. Ein winziger Hoffnungsschimmer stieg in ihrem Herzen hoch. Vielleicht war sie doch auf den Durchgang gestoßen? Gab es hier irgendwo eine undichte Stelle? Ein Rinnsal, das aus einer Öffnung oder aus gelockerten Steinen herausfloss.

Hinter ihr hatte das Meerwasser ihr Versteck schon erreicht und entfesselte seine gesamte Gewalt auf den Felsensims, auf dem sie nur kurz davor gegessen hatte. Ihr Atem kam in kurzen Stößen. Nur noch ein letzter Versuch. Sie griff nach einem Stein. Er war locker. Sie schleuderte ihn hinter sich. Danach noch einen und wieder einen. Die Gischt der salzigen Fluten fühlte sie schon an ihren Fersen. Noch mehr Steine. Sie wurden kleiner und lockerer. Schwitzend, keuchend, auf allen Vieren am feuchten Boden ent-

langkriechend, grub sie sich eine Bahn durch den Steinhäufen. Wenn sie nicht in den Fluten umkommen würde, dann durch eine Steinlawine, die sie lebendig begraben würde. Die Haut an ihren Händen war aufgeschürft und zerkratzt, die Stoffbänder hatten sich gelöst und jeder Griff tat weh.

Plötzlich tasteten ihre Finger ins Leere, und sie zerrte ihren erschöpften Körper auf den Steinboden einer großen Höhle. Das Rauschen der Fluten hinter ihr klang nun fern, gedämpft. Schluchzend vor Glück und Erleichterung blieb sie eine Weile in der pechschwarzen Dunkelheit liegen.

Sie war am Leben! Alles andere war unwichtig.

Langsam tastend streiften ihre Finger etwas Festes – eine Keilhacke. Andere Werkzeuge lagen auch da. Eine Spitzhacke, ein Pickel. Sie suchte nach einer Lampe, fand aber keine. Aber immerhin – von hier aus musste irgendwo ein Weg nach oben führen, den die Arbeiter verwendet hatten. Ihre Gedanken kehrten mit einem Ruck zurück zu Elinor und Edward. Sie musste so schnell wie möglich hier raus. Ein letztes Mal füllte sie ihren Mund mit dem kühlen Wasser, das unter ihr floss, dann stocherte sie mit ihren Händen nach einem Halt und einem Hinweis auf einen gangbaren Weg. Stufen gab es hier keine. Sie befand sich also abseits von dem ausgebauten Weg, den sie vorher gegangen war.

Ihre Finger stießen an einen Holzbalken, der offensichtlich Teil eines Geländers war. Sie hielt sich daran fest, richtete sich auf und lief bergauf, zuerst langsam, dann immer schneller.

Elinor verstand die Welt nicht mehr. Sie hörte, wie Eddy plötzlich panisch brüllte, und spürte, dass er aus der Kutsche springen wollte. Irgendjemand schien das aber zu verhindern. Eddys Bewegungen wirkten, als strampelte und trete er mit den Füßen, und sein Brüllen schien auf einmal gedämpft, als halte ihm jemand den Mund zu.

Elinor heulte erschrocken auf und streckte sich mit beiden Händen nach ihm aus. „Was ist mit dir, Eddy? Wer ist da?“, schrie sie.

Doch als Antwort kam nur ein Spucken, Husten, Ringen nach Luft. Dann die Stimme eines Mannes. „Wenn du noch einen einzigen Laut von dir gibst, erwürge ich dich, du kleiner Rotzbengel.“

„Wer sind Sie? Was machen Sie mit Eddy?“, kreischte Elinor wütend. „Lassen Sie ihn in Ruhe!“

„Erfreut, dich zu sehen, Lady Elinor!“, ertönte eine Stimme, die sie plötzlich wiedererkannte. „Wie schön, dass ich nun die Möglichkeit habe, dich noch viel besser kennenzulernen!“

„Sie sind der Mann aus London! Der nette Gentleman mit der Schule ...? Mr Creek?“

„Richtig erkannt, Lady Elinor! Ein guter Freund deines Vaters! Und mein treuer Bediensteter, Charles, der das Vergnügen hat, euch zu begleiten.“

„Charles? Der nette Fischer, der uns mit der Postkutsche nach Hause begleiten wollte?“ fragte sie.

Mr Creek und Charles lachten laut.

„Anscheinend hast du deine Rolle sehr überzeugend gespielt, mein lieber Freund!“, rief Mr Creek.

Eddy sagte noch immer keinen Ton. Plötzlich spürte Elinor, wie der Mann ihr näher kam und etwas vor ihr Gesicht hielt. Eine Laterne? Die Welt um sie herum wirkte für einen Moment heller.

„Tatsächlich. Blind wie ein Maulwurf, Charles. Sieht Licht, aber erkennt keine Gesichter.“

Elinor fing an, hysterisch zu schreien und um sich zu schlagen.

„Aber ein Organ hat sie, du lieber Himmel. Hört man meilenweit! Halt sie fest, Charles!“

„Bringen Sie uns sofort zurück nach Birch Heights!“, brüllte Elinor. „Sie haben kein Recht, in unsere Kutsche zu steigen!“

„So ein Befehlston in so einem jungen Alter! Alle Achtung. Eine echte Greenwold. Keine Sorge, Kleine. Deine Eltern erfahren bald, in wessen guten Händen ihr seid. Es ist alles ausgemacht. Ihr verbringt ein paar Tage bei mir in London, wir zeigen Euch Westminster Abbey und Big Ben, dann bringe ich euch sicher und fröhlich nach Birch Heights zurück. Übrigens: Ich bin nicht in eure, ihr seid in meine Kutsche eingestiegen.“

Eddy gab nun ein paar gedämpfte Laute von sich, doch anscheinend wurde er noch immer festgehalten.

„Das ist nicht wahr!“, heulte Elinor. „Meine Eltern hätten es mir gesagt. Lassen Sie Eddy los und bringen Sie uns nach Hause! Wir verraten nichts, Sie können gleich wieder wegfahren. Es bleibt unser Geheimnis!“

Mr Creek und Charles brachen wieder in ein lautes Lachen aus, dieses Mal war es ein hämisches Gelächter. „Sieh mal einer an. Schlau ist die Dame auch! Und behandelt uns wie unartige Jungen!“

Elinor nahm eine Bewegung wahr und spürte, wie Eddy neben sie auf die Bank gedrückt wurde. Dann stieg Mr Creek in die Kutsche und es wirkte, als hocke er nun vor ihnen.

„Passt auf, ihr zwei“, zischte er durch zusammengebissene Zähne. „Wenn ihr keinen Ärger macht, wird kein Haar von eurem Kopf gekrümmt. Wir fahren nach ein paar Tagen zurück nach Birch Heights. Bis dahin haben deine Eltern, Lady Elinor, Zeit gehabt zu begreifen, wer der rechtmäßige Erbe von Birch Heights ist. Alles Weitere klären wir dann. Edward, eine einzige Widerrede von dir und die kleine Dame ist tot. Den Rest des Spiels kennst du.“

„Edward?“, kreischte Elinor. „Warum nennt er dich Edward? Kennst du diesen schrecklichen Mann von früher?“

„Sei ruhig, Elinor“, flüsterte Eddy mit einem Schluchzen in seiner Stimme in ihr Ohr, „später!“ Dann sprach er geradeaus gerichtet: „Mein Vater kann nicht der rechtmäßige Erbe sein, Mr Creek, er ist doch tot!“

„Aaaah, das Leben ist voller Überraschungen, mein Junge!“

„Die Erbschaft müssen Sie mit Lord Jake regeln, Sir. Das geht seine Tochter nichts an! Bringen Sie uns wieder nach Hause!“

Mr Creek erhob sich und schnalzte mit der Zunge. „Ach, bist du entzückend, wenn du zornig bist, mein Junge! Wir bringen euch doch nach Hause – zurück zu *dir* nach Hause. Wir sind schon flott unterwegs. Es gibt Gasthöfe, an denen wir schnell die Pferde wechseln können, und in zwei Tagen werden wir in London sein!“

Elinor nahm wahr, wie Mr Creek aus der Kutsche stieg und von draußen durch die Tür sagte: „Charles bewacht euch. Wenn ihr ruhig seid, werdet ihr in Ruhe gelassen. Wenn nicht, gibt es Ohrfeigen, die eure Ohren tagelang brennen lassen. Und das wäre nur der Anfang.“

Er schlug die Tür zu.

„Warten Sie, Mr Creek!“, rief Eddy und klopfte an die Scheibe. Die Tür ging wieder auf.

„Was gibt es noch? Du stellst meine Geduld auf die Probe, Junge.“

„Nehmen Sie mich mit und lassen Sie Elinor wenigstens nach Hause

gehen. Beim nächsten Gasthof. Sie kann morgen früh mit der Postkutsche zurück nach Cornwall. Sir! Bitte! Ihre Eltern werden alles in Bewegung setzen, um sie zu finden. Sie werden verhaftet. Knast – oder sogar Galgen!“

„Ha! Du hast es immer noch nicht begriffen, kleiner Kerl. Wir lassen unseren großen Fang nach so viel Mühe nicht entwischen. Bis die Herrschaften in Birch Heights merken, dass ihr weg seid, sind wir längst außer Reichweite. London ist groß. England noch größer. Und Verstecke gibt es viele. Die finden euch nie.“

„Mr Creek, das können Sie nicht machen!“

„Ein kleiner Rat, Edward“, mahnte Mr Creek. „Hilf uns jetzt und die ganze Welt liegt dir zu Füßen. Du bist der Erbe von Birch Heights. Sei doch nicht dumm, Junge. Jeder andere würde alles geben, um in deinen Schuhen zu stecken.“

Dann schlug die Tür zu und sie hörten, wie er draußen auf den Kutschersitz sprang. Die Kutsche schaukelte. Es folgte ein Ziehen, ein Schnauben der Pferde und ein Klappern des Zaumzeugs. Danach gab es einen Ruck und die Kutsche setzte sich wieder in Bewegung.

Elinor tastete nach Edwards Hand. Sie hörte, wie er leise vor sich hin stöhnte. „Was ist hier los?“, schluchzte sie. „Eddy, um Himmels willen, hör auf zu jammern und sag mir, was hier los ist!“

„Wir werden entführt“, flüsterte er ihr ins Ohr.

Die tiefe Erleichterung, einem wässrigen Grab entkommen zu sein und wieder frei atmen zu können, beflügelte Marie. So wie der Drang, so schnell wie möglich zurück zum Haus zu finden, Lord und Lady Greenwold in ihrer Not beizustehen, die Kinder zu finden, alles zu erzählen, was sie von Sir Malcolm erfahren hatte, ihre eigene Unschuld zu beteuern.

Der Weg aus den Höhlen kam ihr trotzdem endlos vor. Sie horchte in die Dunkelheit hinein in der Hoffnung, Rufe und Schritte von Suchmannschaften zu hören, die die Höhlen nach Spuren der Kinder durchsuchten. Eine neue Angst überkam sie. Vielleicht befand sie sich in einem anderen Teil der unterirdischen Labyrinth. Vielleicht hatte sie sich verlaufen und würde niemals den Weg hinaus finden.

Unter ihren Füßen waren jetzt Stufen. Der Durchgang zur Fischerhöhle war wohl ein Seitengang gewesen, der nun in einen gebauten Weg eingemündet war. War er aber der richtige? Sie hatte die Tür zum Hügel offen gelassen, irgendwann müsste sie doch einen Schimmer von Licht sehen. Auch wenn die Nacht hereingebrochen war, schien der Mond in diesen Tagen hell. Aber vielleicht hatten Suchleute die Tür wieder abgeriegelt?

Gerade als neue Wellen von Panik in ihr hochstiegen, sah sie in der Ferne einen Schimmer von blassem, blauem Licht. Sie stolperte so schnell sie konnte darauf zu. Direkt vor ihr war die offene Tür der alten Turmruine. Falls Suchmannschaften in den Höhlen nach den Kindern gesucht hatten, hatten sie ihre Suche längst eingestellt. Sie dachte wieder an ihr Gespräch mit Mrs Earling, sank in dem feuchten Gras auf die Knie und murmelte durch Lippen, die vor Kälte und Aufregung schlotterten: „*Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen.* Nun hilf mir bitte weiter, lieber Gott.“

Der Regen hatte aufgehört, aber ein starker Wind schleuderte die Baumwipfel hin und her. Dünne, dunkelgraue Rauchfetzen huschten an einem strahlenden Vollmond vorbei, und finstere Wolken türmten sich in der Ferne hinter den Weinbergen. Durch den Birkenwald konnte sie die Umriss des Hauses gerade noch ausmachen. Es war eingetaucht im Dunkeln, nur hier und da leuchtete ein gedämpftes Licht. Sie erhob sich und straukelte den Hang hinunter, durch den Garten und in den Wald hinein.

Im Licht des Mondes sah sie zum ersten Mal, wie die Schrecknisse der vergangenen Stunden ihren Körper zugerichtet hatten. Ihre Hände waren blutig und zerkratzt, ihre Füße wund und geschwollen, ihr Kleid zerrissen und nass. Ihr ganzer Körper bibberte vor Kälte im nassen Kleid, als sie die gewölbte Brücke überquerte.

Konnte es wirklich sein, dass sie vor nur einem einzigen Abend dort mit Frederik gestanden hatte, ohne einen blassen Schimmer zu haben von den Gefahren, die um sie lauerten und um alle, die ihr lieb waren? Was erwartete sie jetzt in Birch Heights? Anstelle von Erleichterung spürte sie inzwischen Hoffnungslosigkeit. Die Greenwolds mussten bereits von Sir Malcolms Forderungen erfahren haben. Wahrscheinlich hatte deswegen keiner in den Höhlen gesucht. Oder zumindest nicht lange gesucht.

Für die Greenwolds war Marie wahrscheinlich eine Verräterin, eine

Komplizin, die an der Entführung der Kinder beteiligt war. Doch es gab nur einen Weg herauszufinden, wie die Lage war. Schon stolperte sie, so schnell sie konnte, durch den Park. Jeder Muskel ihres Körpers tat weh, sie hatte Angst, ohnmächtig zu werden. Ein Stich ging ihr durchs Herz, als sie ein Licht hinter den dunklen Vorhängen in Lady Charlottes Räumen sah. Auch in der Küche brannte Licht. Mit letzter Kraft rannte sie durch den Küchengarten und hämmerte an die bereits verschlossene Tür.

Edward und Elinor saßen aneinandergeschmiegt, ihre Finger ineinander verschränkt. Bis auf Elinors gelegentliches Schniefen und Winseln waren sie still.

Nach einer Weile begann Charles wieder zu schnarchen.

„Er schläft, Eddy. Komm, wir machen die Tür auf und springen!“

„Sei nicht dumm, Elinor. Die Kutsche rast. Wir verletzen uns, dann sammeln sie uns halb tot von der Straße auf und die ganze Hölle tobt uns um die Ohren. Wir wissen nicht, ob er wirklich schläft, deshalb erzähl ich dir nichts Wichtiges. Ich versuche gerade, ruhig zu werden, sonst mache ich was Dummes. Lass mich nachdenken.“

„Eddy, es ist alles meine Schuld. Miss Marie hatte es uns verboten, und wir sind trotzdem runtergegangen, ich habe dich überredet.“ Ihre Tränen tröpfelten auf Edwards Hand, die über ihrer lag.

„Hier mein Taschentuch, Elinor. Es hilft uns nicht zu fragen, wer schuld war. Ich hätte dich zurückhalten sollen. Ich war auch mit schuld.“

„Wir müssen schon Stunden unterwegs sein. Bist du jetzt ruhig, Eddy?“

„Um Himmels willen, Elinor. Wenn du nur aufhören würdest zu jammern und mir versprechen würdest, nicht wieder loszuschreien und ein Theater zu machen, dann würde ich schneller ruhig werden.“

Edward schaute noch mal hin, ob Charles wirklich schlief. Erst dann erzählte er Elinor im Flüsterton von seiner Verbindung zu Mr Creek, von seiner Flucht aus *Hoddington Place* und seinem Glück, von Frederik und Dickon entdeckt worden zu sein, als die Hunde über ihn hergefallen waren. Dass er in der Tat der verlorene Halbbruder ihrer Mutter war, aber nichts hatte verraten dürfen. Dass es deswegen so seltsam war, „Eddy“

genannt zu werden, dass er immer wieder so nah dran gewesen sei, zu ver-
raten, wer er wirklich war.

Charles hörte plötzlich auf zu schnarchen und öffnete seine Augen.

„Sch! Den Rest erzähle ich später, Elinor!“

Es vergingen viele Stunden, die sich wie eine Ewigkeit anfühlten. Eine Nacht, ein Tag, noch eine Nacht. Zwischendurch waren die Pferde ge-
wechselt worden. Schließlich hielt die Kutsche unter einer Gaslampe an.
Durch die Fensterscheibe waren schwammige Umrisse von schmalen Ge-
bäuden zu sehen, die in die Höhe ragten, eingetaucht in eine gelbliche
Nebelsuppe. Edward wachte erschrocken aus einem unruhigen Schlaf auf.
Charles war aus der Kutsche ausgestiegen. Männerstimmen waren von
draußen zu hören. Elinor schlief noch tief und fest neben ihm auf der
Bank. Er schüttelte sie. „Wach auf, Elinor. Wir sind da.“

Elinor richtete sich langsam auf und tastete um sich.

„Miss Marie, Mutter? Eddy? Wo sind wir?“

„In London. Du hast mir versprochen, nicht zu heulen.“

„Was? Vater hat uns noch nicht eingeholt? Wo bleibt er bloß?“

„Elinor, ruhig! Gib ihm Zeit! Es ist eine Drei-Tage-Reise, Mr Creek hat-
te den Vorsprung und ist auch bei Nacht gefahren. Dein Vater braucht län-
ger! Seine Pferde sind die harten Straßen nicht gewohnt. Jetzt versuchen
wir, nicht zu schreien oder Ärger zu machen. Das bringt nur Unglück.
Mein Kopf ist wieder klar und wir finden einen Weg, hier wegzukommen.
Ich verspreche es dir.“

Dass Lord Greenwold keine Ahnung haben konnte, wo er die Suche
beginnen sollte, verschwieg Edward. Er gab sich gefasster, als er sich fühlte.
Elinor klammerte sich an seinen Arm.

Plötzlich wurde die Tür von außen aufgerissen und Charles schaute zu
ihnen hinein. „Einen schönen guten Morgen!“, rief er. Mit groben Hän-
den zog er die schreiende Elinor aus der Kutsche heraus.

Edward sprang ihr hinterher und versuchte, ihre Hand wieder zu fas-
sen. Charles schob sich dazwischen und drückte ihn gegen die Kutsche.
Bevor Edward sehen konnte, wo er war, wurde eine schwarze Decke über
seinen Kopf geworfen.

„Jetzt spielen wir Blindkuh! Dann weißt du, wie es deiner blinden
Freundin geht!“, spottete Charles. Von Mr Creek war keine Spur zu sehen.

„Elinor, bist du noch da?“, rief Edward, als Charles seine Arme packte und ihn abführte.

„Bleib hier Eddy, bleib hier!“, heulte Elinor. Ihre Stimme klang immer ferner.

Edwards letzte Hoffnung, dass alles glimpflich ausgehen würde und sie bald nach Hause zurückkehren könnten, war verflogen. Sie waren Gefangene. Eine Drei-Tage-Reise von Birch Heights entfernt. Die Aussicht, dass sie wenigstens zusammenbleiben und sich gegenseitig Mut zusprechen konnten, war auch dahin. Was würden sie bloß mit Elinor tun?

Mitten in der Trostlosigkeit stieg ein zorniger Trotz in Edward hoch. Die unebenen Pflastersteine, auf denen er vorwärts geschoben wurde, und die engen Gassen, die nach Fäulnis und Gemüseresten stanken, weckten in ihm alte Kräfte, die im Laufe der unbeschwerten Tage in Birch Heights geschlummert hatten. Die Gefahr, in der Elinor stand, und das Grauen, das sie jetzt fühlen musste, stachelten ihn zusätzlich an. Auch wenn es nur um ihretwillen war, er durfte sich auf keinen Fall seinem Schicksal kampflos ergeben, noch durfte er als Spielball von Mr Creeks Intrigen erhalten.

Charles befahl ihm, schneller zu laufen. Sein Ton war forsch. Er zwang Edward zu rennen. Offensichtlich sollten sie ihr Ziel erreichen, bevor die Stadt erwachte und Passanten neugierige Blicke in ihre Richtung werfen konnten. Das Jaulen zweier Kater hallte durch die stillen Straßen. Bald würden die Tagesgeschäfte die Straßen mit dem Schreien der Markthändler, dem Rufen der Bettler und dem Poltern Tausender von Rädern auf dem Kopfsteinpflaster füllen. Edward horchte nach irgendeinem Hinweis, der verraten würde, in welchem Teil Londons sie sich befanden. Gerade als er durch eine Tür in eine niedrige, dumpf riechende Stube geschoben wurde, hörte er in der Ferne den Glockenschlag von St.-Pauls. Fünf Uhr. Sie waren also nicht weit vom Zentrum Londons entfernt.

Charles zog Edward die Decke vom Kopf und Edward rieb sich die Augen. Er stand in einem Kellerraum, der vom schwachen Licht der Morgendämmerung beleuchtet war. Ein schmales Gitterfenster nahe der Decke war die einzige Verbindung zur Außenwelt. Die Wand gegenüber vom Fenster glänzte grünlich. Irgendwo tröpfelte Wasser auf die Steinfliesen unter Edwards Füßen. Die einzigen Möbel waren der Tisch, auf dem eine Kerze stand, und eine niedrige Pritsche aus Holz.

„Willkommen in deiner neuen Bleibe“, höhnte Charles. „Du befindest dich im berühmten *Blanche House*. Zu Hause bei Mr Creek und seiner reizenden Großfamilie.“

Blanche House. Den Namen kannte Edward von Gesprächen, die sein Vater und Mr Creek geführt hatten und die er beiläufig mit angehört hatte.

Charles schlurfte zur Tür und warf einen Blick nach hinten. „Du wartest hier auf Mr Creek und deinen Vater.“ Er verließ den Raum. Ein rostiger Schlüssel drehte sich von außen im Schlüsselloch.

Es stimmte also – diese leise Ahnung, die Edward immer wieder heimgesucht hatte, dass sein Vater doch nicht tot war. Die seltsamen Umstände seines Verschwindens. Das Gefühl, ihn nie losgeworden zu sein. Die immer wiederkehrende Stimme in seinem Ohr: „Du musst schauspielern, du musst schauspielern.“ Der Zorn um das verlorene Erbe zog jetzt seine unerbittlichen Kreise, die nicht mehr aufzuhalten waren. Es war zu spät, die Katastrophe zu verhindern.

Edward tastete nach der Muschel, die immer noch um seinen Hals hing. Was würde William machen, wenn er noch am Leben wäre? Seit Langem hatte er weder an seine Muschel noch an William gedacht, so sehr war er in dem neuen Leben aufgeblüht, das ihm geschenkt worden war. Vorwürfe um Vorwürfe türmten sich in seinen Gedanken auf.

Warum hatte er sich nicht gleich zu erkennen gegeben und Mr Creek bloßgestellt? Warum hatte er den Lügen seines Vaters geglaubt, dass seine Verwandten ihn hassten? Sein Vater und Mr Creek erzählten sonst auch nicht die Wahrheit – warum hatte er ihnen in dieser einen, alles entscheidenden Frage geglaubt? Er setzte sich auf die Liege und stützte seinen Kopf in die Hände.

„Schauspielern musst du, mein Sohn, schauspielern musst du.“

Die Worte hallten in seinen Ohren.

„In Ordnung, Vater, ich werde schauspielern“, sagte er zu sich, als er Schritte auf der Steintreppe draußen hörte.

Kapitel 14

Franny öffnete die Tür und ihr fiel die Kinnlade hinunter. Schockiert hielt sie sich am Türrahmen fest. „Was, *du* hier? Bist wieder aus der Kutsche gekrochen, weil es bei den Verbrechern nicht so gemütlich war, wie du erwartet hast? Wie siehst du denn aus? Willst du dich hier etwa wieder einschleimen nach allem, was du verbochen hast?“ Die Rede ging ihr so schnell von den Lippen, dass sie erst jetzt innehielt, um Luft zu holen.

„Franny, es ist dringend, ich muss zu Lady Charlotte!“

Frannys Antwort war wie ein Vulkan, der sein Feuer in die Luft schleudert. „Von wegen, du musst zu Lady Charlotte! Den Satz habe ich schon mal aus deinem Mund gehört. Bereits damals wusste ich, dass hier etwas im Argen liegt. Jetzt wissen wir alle, warum. Meinst du, ich mache den gleichen Fehler wieder? Dieses Mal machst du dich aus dem Staub, aber flott. Sonst hole ich die Wachmänner, die oben im Speisezimmer sitzen. Ein Haftbefehl ist gegen dich ausgestellt worden und ich müsste dich eigentlich gleich hierbehalten. Aber deinen Anblick kann ich nicht ertragen. Und du kannst lange suchen, bis du jemand findest, der auch nur ein einziges Wort glaubt von dem, was du sagst. Verflucht sei der Tag, an dem wir dir hier die Tür geöffnet haben.“ Den letzten Satz sagte sie nicht, sie schrie ihn aus voller Kehle und schob die Tür vor Maries Gesicht zu. Doch Marie stemmte sich dagegen.

„Lass Marie wenigstens ausreden, Franny!“ Es war Harriets Stimme. „Woher weißt du, dass sie schuldig ist? Sie war am Boden zerstört, als die Kinder weg waren! Sie dachte, die Kinder seien mit ihren Eltern in Sedgeworth. Ich habe es selber gehört!“

„Da gibt es nichts auszureden – und ich glaube dir gerne, dass sie am Boden zerstört war! Das war doch alles Teil des Schauspiels, Harriet. Begreifst du das nicht?“

„Ich komme von den Höhlen“, sagte Marie. „Ich habe mit den Entführern gesprochen. Ich weiß, was mit den Kindern passiert ist.“ Beim Sprechen drückte sie ihr Gesicht gegen den Türspalt, der noch offen war.

„Denkst du nicht, dass wir das nicht schon wissen? Und dass wir nicht

wissen, wer den Hallunken als Komplizin zur Seite stand? Und dass wir eine Hure als Gouvernante hier hatten? Weg mit dir, Marie, und komm nie wieder! Das sage ich im Auftrag von Lord und Lady Greenwold. Das ganze Dorf lechzt danach, dich und das restliche Gesindel am Galgen hängen zu sehen! Deine Sachen sind auch schon verbrannt worden. Von mir höchst persönlich und mit Vergnügen. Gleich nachdem der Brief geöffnet wurde. Lebewohl, du kleine Schwindlerin. Oder vielmehr, lebe nicht wohl. Lebe alles andere als wohl. Ich habe Wichtigeres zu tun und muss hoch zu Lady Charlotte. Wenn du nicht freiwillig verschwindest, wirst du mit Gewalt weggetragen. Direkt in den Knast.“ Sie schlug die Tür zu und verriegelte sie. Marie hörte, wie sie lautstark mit Harriet diskutierte.

Es stimmte also: Sie war als Verräterin verschrien. Ein Brief von den Entführern war angekommen, alle wussten Bescheid, dass Sir Malcolm wieder aufgetaucht war, seinen Anspruch auf das Anwesen geltend gemacht und die Kinder als Geiseln genommen hatte.

Doch einen Hoffnungsschimmer hatte sie noch. Schlotternd vor Erschöpfung und Kälte hinkte sie zurück durch den Park, über die Brücke und nach rechts ins Dorf. Sie vermied das Licht der Gaslampen und wankte im Schatten der Häuser vorwärts. Es gab kein Zeichen von Leben in den dunklen Gassen. Nur hier und da schien das Licht einer Lampe durch Vorhänge und Fensterläden. In Mrs Earlings Haus brannte kein Licht. Marie zögerte, dann klopfte sie leise an die Tür. Als keine Antwort kam, schlug sie fester. „Mrs Earling, ich bin es! Marie! Bitte machen Sie auf!“

Nichts rührte sich. Natürlich, sie wusste, was passiert war. Auch Mrs Earling hatte von Maries Verrat erfahren und wollte nichts mehr mit ihr zu tun haben. Wen wunderte es? Marie sank auf die Stufe vor der Tür, legte ihren Kopf auf die Arme und gab den Tränen nach, die sich seit ihrer Flucht aus der Höhle in ihr angestaut hatten. So viel Hoffnung und Erleichterung im Nu wieder zerstört. Schlimmer als alles, was sie durchlitten hatte, schlimmer noch als die quälende Sorge um Elinor und Edward war das Wissen, dass sie für die Schuldige gehalten wurde.

Knapp dem Tod entronnen, stand sie vor dem Nichts. In einem nasen, zerrissenen Kleid, mit Schnitt- und Schürfwunden an Händen, Füßen und Gesicht, blieb ihr nur die Flucht. Oder der Gang zurück nach Birch Heights, um sich den Wachmännern zu ergeben in der Hoffnung, sie wür-

den doch auf sie hören. Aber sie würde wertvolle Zeit verlieren. Und hätte immer noch keine Gewissheit, dass ihre Geschichte geglaubt würde.

Hinkende Schritte auf dem Kopfsteinpflaster und das Licht einer Laterne rissen sie aus ihren Grübeleien. Sie richtete sich mühsam auf und starrte auf die Straße. „Mrs Earling, sind Sie es? Nicht erschrecken, ich bin es, Marie!“

Mrs Earling blieb stehen, stellte ihre Tasche auf den Boden und hielt ihre Laterne vor Mariens Gesicht. „Um Himmels willen, Mädchen, ich habe mir fast gedacht, dass du hier sein würdest. Franny hat mich gewarnt, ich komme gerade von ihr. Was treibt dich hierher zurück? Pitschnass und zugerichtet, als wenn du in eine Schlägerei verwickelt gewesen wärst!“

„Mrs Earling, ich war nie weg, ich bin den Kindern in die Höhlen gefolgt und habe sie gesucht. Ich flehe Sie an, helfen Sie mir.“

Mrs Earling zögerte und warf einen Blick nach hinten auf die Straße. Als sie sprach, klang ihre Stimme dringlich und ernst. „Marie, ich gebe dir ein Stück Brot und Schinken und etwas zu trinken, danach musst du schauen, dass du hier wegstommst. Das ganze Dorf ist in Aufruhr wegen dir. Lord Greenwold hat verordnet, dass es gleich gemeldet werden soll, falls du dich jemals wieder hier blicken lässt. Wir dürfen mit dir nichts zu tun haben.“

Marie sank auf die Stufe zurück und umklammerte Mrs Earlings Knie. „Mrs Earling, Sie sind meine letzte Hoffnung“, schluchzte sie. „Von der Entführung habe ich nichts gewusst, glauben Sie mir. Das ist alles eine große Lüge. Lassen Sie mich bitte alles erzählen, danach verschwinde ich und lasse Sie für immer in Ruhe.“

Mrs Earling half Marie auf die Beine, schloss die Türe auf und zog sie sanft hinter sich ins Haus. Sie stellte ihre Laterne auf den Tisch in der Wohnstube, führte Marie zu ihrem Sessel am Kamin, legte frische Kohle auf die Glut und füllte einen Kessel mit Wasser. „Wärme dich am Feuer, bis ich dir frische Sachen geholt habe. Und geh ja nicht an die Tür, Marie.“

Mühsam humpelte sie in das Zimmer, in dem Edward seine ersten Wochen in Hipperclove verbracht hatte, und kam kurz darauf mit einem Bündel zurück. „Arbeitskleider, abgenutzt, aber fest genug. Sie müssten dir passen, Marie.“

Im Gegensatz zu ihren schroffen Worten war die Berührung ihrer Fin-

ger zärtlich, als sie Maries zerrissene Bluse von ihrer Brust und ihren Armen abstreifte. Sie biss ihre Lippen zusammen, als sie die Wunden an Maries Händen und Füßen sah. „Du fällst ja gleich in Ohnmacht, Kind, so heftig wie deine Lippen schlottern“, sagte sie. Sie führte die erschöpfte junge Frau zum Sofa, das gegenüber dem Kamin stand, und drängte sie, sich hinzulegen.

„Wir schneiden deinen Rock und dein Mieder weg, damit es schneller geht. Sie sind sowieso zu nichts mehr nütze. Salzwasser und Sand überall. Du warst am Meer.“ Sie wischte Maries geschwollene Glieder mit einem weichen Tuch ab, wusch ihre Wunden mit Wasser aus und rieb eine wohlriechende Salbe in die wunden Stellen hinein. Die tieferen Schnitte, die immer noch bluteten, verband sie mit weichen Tüchern.

„Mrs Earling, das müssen Sie nicht tun. Ich habe es eilig. Wenn mir keiner hilft, gehe ich selber nach London. Ich laufe, wenn es sein muss. Ich suche die Kinder, bis ich sie gefunden habe oder bis ich tot bin.“

Sie setzte sich auf und zog das Unterhemd und die Bluse, die Mrs Earling ausgelegt hatte, über ihren Kopf, zerrte die bereitgelegten Strümpfe ungeduldig über ihre Beine und zog eilig den Rock an. Mrs Earling knöpfte ihn hinten zu, legte eine Wolljacke über ihre Schultern und führte sie zum Tisch.

„Lass mich wenigstens kurz deine Haare kämmen. Sie zu waschen, dafür reicht die Zeit nicht. Und hier, iss etwas, Kind. Du brauchst Kraft. Währenddessen erzählst du mir, welche Dämonen dich plagen.“

Sie holte einen Kamm aus dem Nebenraum, goss kochendes Wasser auf die Kräuter, die sie in einen Becher gelegt hatte, und legte eine Brotkruste mit Schmand beschmiert auf den Tisch. Danach versuchte sie, Maries verknotete Haarsträhnen sanft zu entwirren, bevor sie den Kamm durchzog.

„Mr Creek ist Zuhälter und führt ein Bordell“, begann Marie und biss Stücke vom Brot ab.

„Es stimmt also, was über dich im Dorf erzählt wird.“

„Ja, ich war im Bordell. Das ist aber eine andere Geschichte. Mr Creek ist mit Sir Malcolm Forsythe-Drake verbündet, der Birch Heights als seinen rechtmäßigen Besitz ansieht.“

Mrs Earling ließ den Kamm in Maries Haaren stecken und nahm mit zitternder Hand ein Glas Wasser vom Tisch, aus dem sie einen Schluck trank.

„Das wissen wir von dem Brief“, sagte sie. „Bis dahin haben wir gedacht, er sei tot.“

„Es war gespielt“, berichtete Marie. „Um Lord und Lady Greenwold glauben zu lassen, dass keine Gefahr mehr von ihm ausginge. Mr Creek verschaffte sich Zugang zu Birch Heights und machte sich mit Elinors Gewohnheiten vertraut. Fand heraus, dass sie gerne zur Bucht hinuntergeht. Sir Malcolm arbeitete derweilen mit den Fischersleuten und weihte einige in den Plan ein, wahrscheinlich wurden sie von ihm bestochen.“

„Und woher weißt du das alles? Und seit wann?“ Mrs Earling zog ihr kräftig an den Haaren.

„Seit heute. Manches weiß ich, manches vermute ich nur.“

Sie drehte sich um und schaute Mrs Earling mit weit aufgerissenen Augen an. „Ich kenne diese Männer, Mrs Earling. Ich bin damals aus dem Bordell geflüchtet. Sie sind gefährlich und niederträchtig. Es sind Tiere, keine Menschen. Und raffiniert. Mr Creek wusste zunächst nicht, dass ich hier war. Glaub ich zumindest. Alle in Birch Heights waren von ihm so angetan. Als er mich traf, erpresste er mich, damit ich ihn nicht verrate. Er beschattete mich. Deshalb konnte ich niemandem etwas sagen. Er drohte, Elinor etwas anzutun, wenn ich etwas ausplaudern würde. Ich hätte wissen sollen, dass sie Elinor sowieso entführen wollten. Ich ahnte, er führt Böses im Schilde, aber dass er zu so was fähig wäre ...“ Sie erzählte von ihrem Gang zur Bucht, der Begegnung mit Sir Malcolm, der beiläufigen Entdeckung, dass Edward sein Sohn war, und von ihrem Kampf gegen die Fluten.

Mrs Earling hörte auf, Maries Haare zu kämmen, und versuchte, das Gehörte zu begreifen. „Eddy ist Edward? Einmal kam mir der flüchtige Gedanken ... aber es ist zu spät! Und dich wollten sie umbringen?“

„Ich weiß zu viel über sie und ihr Leben in London. Sie wollten mich bestrafen, weil ich ihnen weggelaufen bin. Ich war jahrelang ihre Gefangene gewesen. Sir Malcolm war auf dem Weg durch die Höhlen zum Anwesen, um nach mir zu suchen. Und ich lief ihm direkt in die Arme.“

Mrs Earling zog den Kamm ein letztes Mal durch Maries Haarsträhnen. Sie setzte sich auf den Stuhl auf der anderen Seite des Tisches, nahm Maries Hände in die ihren und blickte sie mit Tränen in den Augen an. „Marie, ich versuche, das alles aufzunehmen. Ich bin entsetzt. Verzeih mir meinen gnadenlosen Empfang vorhin. Nach allem, was du durchlitten hast.“

„Nein, Mrs Earling! Sie konnten es nicht wissen“, entgegnete Marie. „Wir müssen aber sofort handeln. Bringen Sie mich bitte zu Lord Jake. Ich weiß, wo diese Verbrecher leben, wir können die Polizei benachrichtigen und Hilfe holen.“

„Lord Greenwold ist mit Dickon nach London aufgebrochen. Wir konnten nur vermuten, dass die Kinder dorthin gebracht werden, weil Mr Creek von dort kommt. Früh am Abend sind sie los, gleich nachdem sie den Brief gelesen und Haus, Park und Turm nach den Kindern durchsucht hatten. Lady Charlotte ist zusammengebrochen. Ich war den ganzen Abend bei ihr. Sie liegt nur im Bett und stöhnt. Wachmänner aus Sedgeworth bleiben im Haus, bis die Männer zurück sind. Ich muss Lady Charlotte morgen noch mal aufsuchen und ihr beibringen, dass du unschuldig bist. Ob sie überhaupt auf mich hört? Sie sind alle so überzeugt ...“

„Sagen Sie niemandem, dass ich mich nach London aufgemacht habe“, flehte Marie. „Sie werden mich womöglich aufhalten und verhaften. Mrs Earling, es glaubt offensichtlich niemand hier, dass ich unschuldig bin. Sie hätten Franny hören sollen, als ich an der Tür erschien. Und wer kann es ihnen verdenken? Meine letzte Hoffnung ist Frederik. Wo ist er?“

„Er übernachtet in der Hütte in den Weinbergen. Lord Greenwold hat Posten überall auf den Ländereien für die Nacht besetzt, falls es weitere Ärgernisse gibt. Und Franny bewacht die Eingänge des großen Hauses wie ein Drache. Dort kannst du nicht mehr hin. Wenn meine Beine halb so stark wären wie deine, würde ich jetzt mit dir zu Frederik laufen und ihn zwingen, dir Gehör zu schenken.“

„Bitten Sie Gott, dass er mir sein Geleit gibt, Mrs Earling. Ich gehe jetzt.“

„Lieber würde ich dir ein weiches Bett für die Nacht geben und dich erst nach einem üppigen Frühstück in die Welt schicken.“

„Meinen Sie, ich würde eine Sekunde die Augen zumachen?“ Marie hatte sich bereits erhoben.

Mrs Earling huschte hin und her, im Nu versteckte sie Maries nasse Haare unter einer Haube, die sie unter dem Kinn festband. Dann brachte sie noch einen warmen Umhang mit Kapuze, ein Paar Stiefel und eine Ledertasche, in die sie einen halben Brotlaib, ein Stück gekochten Schinken und einige Äpfel packte, und schließlich eine Flasche, gefüllt mit dem Rest des Kräutertees.

„Das reicht, Mrs Earling, bitte! Ich muss mich auf den Weg machen. Nein, ich brauche keine Lampe. Der Mond gibt genug Licht. Leben Sie wohl. Und danke vielmals. Wenn Frederik mich vor die Tür setzt, dann reise ich alleine weiter. Ich weiß nicht, ob wir uns wiedersehen.“

„Ich wünschte, ich könnte mehr für dich tun. Sag Frederik, dass ich dich geschickt habe!“ Sie drückte Marie an ihr Herz, hielt sie fest und ließ sie erst los, als Marie sie sanft von sich wegdrückte. „Wenn Frederik morgen nicht mit dir zusammen auf dem Weg nach London ist, dann bekommt er es mit mir zu tun.“

Die beiden Frauen gingen Arm in Arm zur Tür. Marie trat auf die Straße, bog nach rechts ab und lief direkt auf den Feldweg zu, der zu den Weinbergen führte. Einmal drehte sie sich noch um und winkte der einsamen Gestalt zu, deren schattiger Umriss im blassen Kerzenlicht im Türrahmen noch sichtbar war. Es war für sie wie eine letzte Verbindung zu einer selten gewordenen Welt, in der noch so etwas wie Mitgefühl herrschte.

Eine sanfte Hand hob Charlottes Kopf hoch. Ein Tassenrand berührte ihre Lippen. Sie nahm einen Schluck kühles Wasser und fuhr mit der Zunge über ihre trockenen Lippen. Angestrengt öffnete sie ihre Augen, die schwer waren vom Weinen, und presste eine Hand gegen die Stirn. „Mein Kopf brummt. Er ist schwer wie Blei.“

„Sch, du musst ruhen, mein Kind.“

„Onkel Theodor, du bist es. Dass du gleich gekommen bist!“

„Natürlich bin ich gekommen. Mrs Earling ist nach Hause gegangen, und nun bleibe ich hier, bis alles vorbei ist. Du musst jetzt schlafen.“

Charlotte stützte sich auf ihre Ellbogen und blickte Onkel Theodor mit großen Augen an. Sie hatte ihr Tageskleid noch an. „Schlafen? Wie soll ich wieder schlafen?“, jammerte sie. „Ich wache auf, das ganze Elend rauscht an mir vorbei und ich zermartre meine Seele mit Anklagen. Onkel Theodor, ich stehe am Ende eines Weges wie damals, blicke zurück und hätte alles wissen können, habe warnende Stimmen missachtet. Und nun ist es zu spät. Nicht nur ich muss für meine Dummheiten bezahlen, alle anderen ebenfalls.“ Ihr Kopf sank zurück auf das Kissen.

Onkel Theodor stützte sie wieder mit seinem Arm und hielt den Becher an ihren Mund. „Du musst trinken, Charlotte.“ Danach klopfte er ihr Kopfkissen aus, holte ein zweites Kissen, damit sie aufrecht sitzen konnte, und legte ein kühles Tuch auf ihre schweißsnasse Stirn.

Sie drehte sich von einer Seite zur anderen und stöhnte leise vor sich hin.

„Hast du Schmerzen, Charlotte?“, fragte er besorgt und blickte auf die Kurve ihres Bauches unter der Decke.

„Nein, nicht da“, antwortete sie. „Aber im Herzen. Unerträgliche Schmerzen. Wie kann Gott mir helfen, wenn ich mit offenen Augen in die Katastrophe hineinspaziere? Elinor, wo ist sie nur? Was machen sie mit ihr? Onkel, sie schreit nach mir – ich spüre es in meinen Knochen – und ich kann ihr nicht helfen. Sie muss maßlose Angst haben.“

Onkel Theodor streichelte ihre Hand. „Sei nicht so hart mit dir, Charlotte. Sie ist ein zähes, schlaues Mädchen. Und Eddy ist bei ihr. Immerhin sind sie zusammen. Wir finden sie, irgendwie, irgendwo.“

„Franny hat von Anfang an geahnt, dass mit Marie etwas nicht stimmt. Jake auch. Ich war diejenige, die darauf bestanden hat, dass sie bleibt. Entgegen dem Rat aller, die mich lieb haben. Onkel, die Frau ist eine Hure, eine Verräterin. Sie hat ihr Leben in einem Bordell verbracht. Mir wird schlecht, wenn ich nur daran denke, wem ich mein Kind anvertraut habe!“

„Keiner macht dir Vorwürfe, Charlotte. Wir wissen nicht, wie viel von dem stimmt, was Mr Creek geschrieben hat. Ob Marie wirklich mit der Absicht hierhergekommen ist, sich zugunsten der Entführung bei dir einzuschmeicheln, ist nicht bewiesen. Harriet hat Mariens Bestürzung gesehen, als die Kinder verschwunden waren. Keine gespielte Bestürzung.“

„Aber Marie hat von irgendwoher gewusst, dass die Kinder in die Höhlen gegangen sind!“

„Weil Elinor immer in die Höhlen wollte.“

„Und Marie ist mit ihnen nach London gereist. Wenn sie unschuldig ist, würde sie eilends zurückkehren, um Alarm zu schlagen.“

„Vielleicht wurde sie dazu gezwungen, nach London mitzureisen.“

„Du glaubst immer das Beste von den Menschen, Onkel.“

„Ich glaube erst dann etwas Schlechtes, wenn es bewiesen ist, und hier

ist noch nichts bewiesen. Sonst fügen wir einem Übel ein Neues hinzu. Und nichts ist gewonnen.“

Er zögerte und strich sich am Kinn entlang. „Marie war rätselhaft und hat wenig von sich preisgegeben. Aber böse war sie nicht“, fügte er hinzu.

Charlotte ergriff seine Hand und nahm sie fest in die ihre. „Alles spricht für ihre Mitschuld, Onkel!“

„Wenn man so lange gelebt hat wie ich, dann sieht man in den Augen, ob jemand böse Absichten hat oder nicht“, entgegnete er. „Marie hatte gute Gründe für ihre Verschwiegenheit, davon bin ich überzeugt. Aber das letzte Wort ist in dieser Geschichte noch nicht gesprochen.“

Charlotte lag eine Weile still da. Als sie wieder zu reden begann, war ihre Stimme ruhiger. „Einmal wollte Marie mir etwas erzählen. Ich hatte ihr gerade gesagt, dass sie bleiben darf. Sie fing damit an, dass es Dinge gebe, die ich über sie wissen sollte.“

„Das spricht doch für sie, oder?“

„Ich hatte keine Zeit und verschob das Gespräch. Aber sie unternahm keine weiteren Versuche. Wenn ich sie nur mehr gedrängt hätte, auszupacken und die Wahrheit zu sagen!“

„Die Sätze, die mit ‚wenn nur‘ anfangen, haben noch nie etwas gebracht, Charlotte. Wir haben keine andere Wahl, als Geduld zu haben und zu beten, so hart das auch klingen mag. Du rufst mich, wenn du mich brauchst, dann bin ich sofort an deiner Seite. Versprichst du mir das?“

Sie nickte und drückte seine Hand an ihre Wange. „Du musst jetzt schlafen gehen, Onkel.“

„Soll ich nicht lieber bleiben, bis die Tränen aufgehört haben?“

„Es sind zu viele, Onkel. Es wird noch lange dauern, bis sie alle geweint sind.“

Er küsste sie auf die Stirn und zog sich in das Nebenzimmer zurück.

Die Ereignisse des vergangenen Tages zogen in einer Endlosschleife Kreise in Charlottes Seele. Die fröhliche Stimmung der Festlichkeiten am Tag zuvor erschien ihr wie aus einer anderen Welt. Erst heute Morgen hatten sie über Franny und Dickons Walzer Späßchen gemacht – und heute Nacht lag ihr Leben bereits in Scherben. Die Sorge um Jake und Dickon, die nach London aufgebrochen waren, plagte sie zusätzlich. Die Schreckensvorstellungen bei dem Gedanken, wie es Elinor und Eddy wohl ergehen würde,

versetzten ihr Messerstiche ins Herz, die nicht aufhören wollten. Das volle Maß ihres Scheiterns hatte sie wie ein Blitzschlag getroffen. Sie hatte all die Menschen verraten, die ihr am nächsten standen. In den Schmerz mischte sich ein ohnmächtiger, flammender Zorn gegen Marie. Onkel Theodors mahnende Worte ließen sie kalt.

Jakes Nachricht war knapp gewesen: Die Kinder seien entführt worden, Marie sei eine Komplizin, sie würde mit Mr Creek ein Bordell betreiben und wäre in Wirklichkeit eine Hure. Danach war er mit dem kurzen Satz „Ich reite mit Dickon nach London“ verschwunden. Er hatte Charlotte keine Vorwürfe gemacht, hatte sie nur auf die Haare geküsst und Frederek angewiesen, Onkel Theodor zu holen. Dickon war durch die Höhlen zur Bucht hinuntergerannt und hatte vergeblich nach Spuren der Kinder gesucht. Es war Hochwasser und er war gleich zurückgekehrt. Danach wollten Jake und Dickon zuerst nach Hipperclove reiten, um dem Wachmann dort zu berichten, was geschehen war, und die Fischersleute nach Hinweisen zu fragen.

Der Brief, dachte Charlotte. Jake wollte ihn mir nicht zeigen. Aber ich muss ihn lesen.

Sie zündete eine Kerze an, stieg aus dem Bett und zog ihre Schuhe an. Dann verließ sie leise das Zimmer und schlich in die Bibliothek. Tatsächlich, da lag er auf Jakes Schreibtisch: der Brief, der sie und ihre Familie in einem kurzen Augenblick in den Abgrund gestürzt hatte. Sie setzte sich hin und nahm ihn in die Hand. Ein Hieb nach dem anderen schlug beim Lesen auf ihre Seele ein. Die höhnischen Worte sprangen ihr aus dem Papier entgegen. Der Plan, die Kinder zu entführen, sei Maries Idee gewesen. Im Rückblick war alles klar. Ein unerträglicher, ruchloser Verrat. Und Elinor als Opfer mittendrin.

In zwei Wochen wenden wir uns wieder an Sie. Falls Sie bis dahin kein beglaubigtes Testament vorliegen haben, in dem Birch Heights samt Kapital an seinen rechtmäßigen Erben Sir Malcolm Forsythe-Drake übergeben wird, werden Sie Ihre Tochter niemals wiederssehen. Bis dahin halten wir Elinor in einem Versteck, das Sie nicht finden werden. Eine Suchaktion ist aussichtslos. Einen Treffpunkt zur Übergabe des Testaments werden wir vereinbaren.

Danach warten wir, bis Birch Heights geräumt ist und keine Ihrer Habseligkeiten mehr dort sind. Möbel, Geld, Besitz, Pferde und alles, was zum Anwesen dazugehört, bleiben dort. Wenn wir alles wie gewünscht antreffen, bekommen Sie Ihre Tochter zurück.

Charlotte eilte von der Bibliothek in ihren Salon. Irgendetwas musste sie tun, musste sich bewegen, um nicht wahnsinnig zu werden. Sie stellte die Kerze auf den Schreibtisch, lief zum Fenster und zog den Vorhang zur Seite. Auf der Fensterbank hinter dem Vorhang lag ihr Stickbild. Die aufgehende Sonne hatte sie am Vortag fertig gestickt. Wie eine höhnische Fratze wirkte die gelbe Kugel. Die orangenen Stiche in der Mitte der Sonne waren Elinors Werk. Charlotte hatte ihre Hand geführt, sie die Umrisse des Kreises fühlen lassen. Als Nächstes hatte Elinor die Strahlen hineinsticken wollen.

Charlotte blickte aus dem Fenster. Hoch am Himmel hing der Vollmond wie eine Lampe und warf ein silbriges Licht auf die betrügerische Stille der Landschaft. Irgendwo draußen, weit weg, waren die Menschen, an denen ihr ganzes Leben und ihr Wohlbefinden hingen. Jake und Dickon rasten durch die Nacht nach London. Elinor war an einem unbekanntem Ort, in großer Gefahr. Eddy, der gerade angefangen hatte zu leben, war einem ungewissen Schicksal ausgesetzt. Sie hatten zwei Wochen Zeit, die Kinder zu finden – allein die Reise nach London würde drei Tage dauern – oder sie müssten alles opfern, wofür sie Jahre ihres Lebens hingegen hatten. Und könnten immer noch nicht sicher sein, dass Elinor zurückkommen würde. Diese Männer waren zu allem fähig!

Schlaf kam nicht infrage. Sollte sie Onkel Theodor holen, Franny wecken, nach Mrs Earling fragen? Alle hatten ihr Bestes gegeben, um sie zu trösten, sie hatten ihre Ruhe verdient. Charlotte legte eine Decke vom Sofa um ihre Schulter, stellte die Kerze in eine Laterne, die neben der Tür stand, und öffnete von innen den Riegel der Haupttür.

„Ich schnappe kurz Luft, Herr Wachtmeister, ich finde keine Ruhe“, erklärte sie dem Polizisten, der draußen am Haupteingang wachte.

„Soll ich Sie begleiten, Lady Greenwold?“, fragte er.

„Nein, ich bin gleich wieder da.“

„In Ordnung, Mylady. Passen Sie aber auf, wir wissen nicht, wer hier noch unterwegs ist.“ Er zog die schwere Tür hinter ihr zu.

„Keine Sorge. Die, die uns schaden wollen, sind schon weit weg“, entgegnete Charlotte.

Sie rannte durch den Park zum Birkenwald. Alles erinnerte sie an Elinor. Instinktiv blickte sie sich um in der verzweifelten Hoffnung, ihre Tochter würde hinter einem Baum hervorspringen, sich lachend auf ihre Mutter werfen und erzählen, es sei alles ein Streich gewesen, ein Versteckspiel. Oder es war nur ein böser Traum gewesen. Sie würde aufwachen, Elinor würde in ihr Zimmer hineinstürmen, wie sie es immer machte, ihr Gesicht mit Küssen bedecken, ihr erzählen, was sie heute vorhatte, was sie mit Eddy und Marie ...

Sie ballte ihre Fäuste. Der Hass auf Marie überrollte sie erneut. Und die Sorge um Eddy, der nach Schrecknissen, die er nicht preisgeben konnte, gerade erst angefangen hatte, Boden unter seinen Füßen zu finden.

Charlotte blickte zurück zum Haus. In der Küche brannte noch Licht. Die liebe Franny. Natürlich würde sie nicht schlafen gehen. Alle waren in Mitleidenschaft gezogen, alle standen am Abgrund. Nur wegen ihrer Blauäugigkeit, nur weil sie nicht auf den Rat der anderen hatte hören wollen. Sie ging durch das Tor und rannte den Hügel hoch zur Turmruine.

Marie wusste, wo die Hütte war. Einmal war sie mit Elinor dort hingewandert, um den Arbeitern Proviant aus der Küche zu bringen. Es war ein sonniger Frühlingstag gewesen. Die Weinstöcke wurden beschnitten. Es war der Tag, an dem ihr zum ersten Mal aufgefallen war, wie oft Frederiks Blick auf ihr ruhte, als sie mit Elinor plauderte und spielte.

Jetzt würde sie als Verbrecherin vor ihn treten, in alten Kleidern, die nicht ihre eigenen waren. Verpönt im ganzen Dorf als Frau von schlechtem Ruf, die ihren Körper an Männer verschenkt und dies zu verbergen versucht hatte.

Gestern hatte Frederik sie noch heiraten wollen. Heute musste sie ihn um ein Gespräch anbetteln. Nur eines hatte sie im Sinn: die paar gebrochene Fetzen, die von ihrem Leben noch übrig waren, für die Rettung der Kinder herzugeben. Sie hatte keine Zeit zu planen, was sie sagen würde. Sie konnte nur auf seine Gnade hoffen.

Ein Licht brannte in der Hütte. Der Pfad war an dieser Stelle schmal, von wuchernden Reben gesäumt, und führte steil bergauf. Maries Kräfte ließen nach. Fast zwölf Stunden waren es, seit sie zum Turm hochgerannt war. Nun stand ihr die schwerste aller Kraftproben des vergangenen Tages bevor.

„Wer ist da?“

Marie erschrak, als Frederiks scharfe Stimme die Stille der Nacht durchbrach. Sie näherte sich der Lichtung, auf der die Hütte auf einer kleinen Anhöhe stand. Sie hörte das Schnauben eines Pferdes. Frederik stand auf der obersten Stufe der Holzterrasse, die zur Tür der Hütte führte, und hielt ein Gewehr in der Hand. Lord Greenwolds Hengst, Carlos, war an einen Pfahl neben der Treppe gebunden. Dampf stieg von seinen Nüstern auf und er blickte von seinem Heu hoch, als er Geräusche hörte.

„Frederik, ich bin es, Marie! Legen Sie bitte Ihr Gewehr weg!“

„Marie? Um Gottes willen ...“

Sie zwang ihre müden Beine Richtung Hütte, sank auf die unterste Stufe und wartete. Sie hörte das Knarren der Stufen und hob ihren Blick. Er stand vor ihr und sagte kein Wort. Es war zu dunkel, um seine Gesichtszüge auszumachen, aber hell genug, um zu sehen, dass er sein Gewehr immer noch in der Hand hielt und keine Anstalten machte, sich zu ihr auf die Stufe zu setzen. Er stand vor ihr wie ein Fremder, der nie ein Wort mit ihr gewechselt hatte. Sie räusperte sich und suchte nach einem Anfang.

„Ich weiß, was alle von mir denken, Frederik. Und dass ein Haftbefehl gegen mich erlassen wurde. Ich kann nur ahnen, wie sehr Sie sich von mir betrogen fühlen müssen.“ Sie hielt inne. Jetzt müsste er doch etwas sagen, ihr versichern, dass es ein Missverständnis sein müsse, dass er nichts von alledem glaube, was ihr zur Last gelegt wurde. Sich zu ihr setzen, seinen Arm um ihre Schulter legen und ihr seine Unterstützung und sein offenes Ohr anbieten. Doch er sagte nichts. Rührte sich nicht.

„Ich will mich nicht verteidigen. Ich kann aber bei der Suche nach Eddy und Elinor helfen. Ich kenne diese Männer. Ich kenne die Häuser, in denen sie sich aufhalten. Ich weiß, in welche Gasthöfe sie gehen, unter welchen Menschen sie sich bewegen. Es gibt bestimmt Zeugen, die man zum Reden bringen könnte. Ich würde nichts unversucht lassen.“

„Wir wissen jetzt, wie gut Sie diese Männer kennen. Vielleicht würden

Sie für Auskünfte Ihren Körper verkaufen?“ Seine Stimme war eiskalt.

Ein Schauer durchlief Maries Körper und sie unterdrückte den gequälten Schrei, der in ihrer Kehle hochstieg. Sie richtete sich mühsam auf. Er bot ihr keine helfende Hand. „Ich verstehe Ihre Verbitterung, Frederik. Es geht mir um nichts als um die Kinder. Wenn Sie mir Geld leihen würden, könnte ich mit der ersten Postkutsche in der Frühe nach London fahren. Sie bekommen es wieder, sobald ich etwas verdienen kann.“

Ein Dambruch folgte. Frederik stieß den Lauf seines Gewehrs mit einem heftigen Schlag in den Boden und machte einen Schritt auf sie zu. „Sie wagen es auch noch, mich um Geld zu bitten? Das setzt dem Unglück, das durch Sie über Nacht hereingebrochen ist, noch die Krone auf. Woher weiß ich, dass Sie mich nicht wieder übers Ohr hauen wollen? Mir das Herz brechen und dann auch noch mit meinem Geld davonrennen, das würde Ihnen wohl gefallen? Wahrscheinlich, um es Ihren Freunden in London in die Tasche zu stecken?“

Marie hielt sich am Treppengeländer fest, um nicht wieder zu Boden zu sinken. Noch nie hatte sie Frederik zornig erlebt. Ihre Stimme war schwach und zitterte. „Dann sagen Sie mir wenigstens, wo ich Lord Jake und Dickon finden kann, wenn ich in London ankomme.“

„Das weiß ich nicht. Sie haben wohl nicht wirklich vor, zu Fuß nach London zu gehen? In diesem Zustand? Sind Sie von Sinnen?“

Ihre Stimme wurde kräftiger. „Ich bin zu Fuß hierhergekommen, Frederik, ich gehe zu Fuß wieder dorthin. Mit dem letzten Rest von Kraft, der mir noch geschenkt wird, suche ich nach Elinor und Edward, bis ich sie finde, falls ich nicht vorher sterbe. Wenn Elinor dort ist, wo ich sie vermute, dann wartet auf sie ein Schicksal, das schlimmer ist als der Tod.“

„Und woher wollen Sie das wissen?“

Sie wandte sich von ihm ab und lief zurück auf den Pfad, auf dem sie gekommen war. Ein letztes Mal drehte sie sich um. „Weil mir das Gleiche passiert ist wie in aller Wahrscheinlichkeit Elinor passieren wird“, rief sie. „Leben Sie wohl. Ich würde alles darum geben, Ihnen in einer anderen, heileren Welt begegnet zu sein. Aber nun ist es, wie es ist. Ich kann es nicht ändern.“ Sie hinkte in die Dunkelheit hinein.

Tränen strömten über ihr Gesicht und sie gab alle Versuche auf sie abzuwischen. Nur mit Mühe konnte sie ihre geschwellenen Beine Schritt

für Schritt vorwärtsziehen. Hustenanfälle erschütterten ihren Körper, so dass sie oft anhalten musste, bis sie wieder atmen konnte. Jede Faser ihres Wesens schrie nach Schlaf, nach Vergessen, nach einem endgültigen Aus. Sie blickte auf den Erdboden und sehnte sich danach, darin zu versinken. Doch sie wusste, dass sie nicht wieder aufstehen würde, wenn sie jetzt aufgäbe.

Bald hatte sie kein Zeitgefühl mehr, wie lange sie schon unterwegs war. Sie richtete ihre ganze Kraft darauf, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Die Wolken hatten sich verzogen. Der Mond war weitergewandert, seitdem sie Mrs Earlings Haus verlassen hatte, und warf ungehindert sein Licht auf die verlassen Felder, Scheunen und Wege, an denen Marie sich vorbeischleppte.

Die Landwege, die die Ortschaften um Birch Heights miteinander verbanden, boten gerade noch Platz für einen Karren oder eine Kutsche. Hier und da gab es eine Bucht, in die ein Gefährt ausweichen konnte, falls Gegenverkehr kam. Einer dieser Wege wurde immer breiter, bis er schließlich in die Hauptdurchfahrtsstraße mündete, die in nordöstlicher Richtung nach London führte. Gerade als sie die Stelle erreichte, an der die beiden Straßen zusammentrafen, hörte sie in der Ferne das Klappern von Pferdehufen. Sie hielt an und horchte. Der Lärm kam von hinten und wurde immer lauter.

Es war also so weit. Sie war nicht schnell genug gewesen, die Polizisten hatten ihre Fährte aufgenommen und waren hinter ihr her. Oder Mrs Earling oder Frederik hatten sie verraten. Sie hatte keine Kraft mehr, um sich unter den Sträuchern am Straßenrand zu verstecken. Wie würden sich Handschellen an ihren Handgelenken anfühlen? Vielleicht war es besser, verhaftet zu werden. Vielleicht war ihr doch die Chance vergönnt, ihre Geschichte zu erzählen und Hinweise auf die Entführer zu geben. Danach wartete das Gefängnis auf sie. Vielleicht sogar der Galgen.

Marie setzte sich auf einen Meilenstein, auf dem das Wort *London* schwach zu sehen war mit einer Zahl, die sie nicht lesen konnte. Dann wartete sie. Ein einzelner Reiter galoppierte auf seinem Pferd auf sie zu und schoss fast an ihr vorbei. Plötzlich vernahm sie ein Wiehern und Rufen, das Pferd kehrte im Schritt wieder um und hielt genau dort an, wo sie saß.

Charlotte stand vor der Tür, die in die Höhlen führte. Die Schreie ihrer vermissten Tochter mischten sich in ihrer Fantasie mit den Schreien von Menschen, deren Schiffe in früheren Zeiten auf die Felsen gelockt wurden. Sie durchlebte wieder den erschütternden Moment, in dem sie entdeckt hatte, dass ihr Vater ein Massenmörder war. Und jetzt hatte diese niederträchtige Macht, die die unterirdischen Gänge bewohnte, wieder ihr dunkles Haupt erhoben.

Warum hatten sie die Höhlen nicht für alle Zeiten zugebaut? Welcher Fluch lag auf diesem Land, das seine Bewohner immer wieder in den Abgrund trieb und nun ihre Tochter verschluckt hatte? Aber es war auch der Ort, an dem sie sich Elinor nahefühlte. Hier war die letzte lebendige Verbindung zu ihr. Hier war sie vor ein paar Stunden mit Eddy hochgelaufen, wahrscheinlich fröhlich lachend. Und Marie, die wusste, in welche Gefahr sie die Kinder führte, war bei ihnen gewesen, hatte sie absichtlich hierher gelockt.

Eine magische Kraft zog Charlotte in die Gänge hinein. Sie hob ihre Laterne auf, ließ die Tür hinter sich offen, hielt sich am Geländer fest und ging langsam die Treppe hinunter. Je weiter sie nach unten kam, desto lauter wurde das Rauschen der Wellen. Das Hochwasser hatte seinen Höhepunkt erreicht, hatte seinen unbändigen Zorn an den Felswänden ausgelassen und war mit einem ohrenbetäubenden Lärm in die Höhlen hineingekracht. Jetzt hatte es sich ausgetobt, die Fluten sanken wieder, und eine unsichtbare Gewalt sog die Wassermassen von der Küste weg. Als Charlotte den Strand erreichte, hörte sie den einsamen Schrei einer Möwe, die über den Wellen schwebte, gierig nach kleinen Meerestieren Ausschau haltend, die die Wellen vom offenen Meer mitgebracht und nach ihrem Rückzug auf dem Sand gelassen hatten.

Charlotte blickte aus dem Höhleneingang auf das Meer. Der Mond warf Tausende von glitzernden Märchenlichtern auf die brausenden Wellen. Sie schienen ihr zuzuwinken, sahen so einladend aus. Einfach weiterlaufen, immer weiter, in das Lichtermeer hinein, in eine Welt, in der sie vergessen konnte, in der sie die gewaltige Last von Schuld und Leid, die ihre Seele niederdrückte, einfach ablegen konnte.

Sie legte eine Hand auf ihren Bauch. Das Kind bewegte sich.

„Ich habe dich nicht vergessen“, flüsterte sie. „Dir schenke ich alles, was ich noch zu geben habe. Aber wenn Elinor nicht zurückgebracht wird, dann komme ich wieder hierher und verabschiede mich. Dann ergebe ich mich den Feinden, die mich zerstören wollen. Bitte hab Verständnis. Ich kann nicht ohne Elinor leben. Ich kann nicht für den Rest meines Lebens täglich an mein Kind denken. Mich fragen, was mit ihr passiert ist, ob sie noch lebt, ob sie nach mir schreit. Mit der Schande leben, Birch Heights in den Ruin getrieben, es an ruchlose Menschen ausgeliefert zu haben. Mit dem Schmerz, von Marie verraten zu sein. Mit der Schuld, nicht auf andere gehört zu haben. Jake, Franny, Dickon, sie haben es geahnt. Ihr alle kommt ohne mich besser durch das Leben. Ich bin nur im Weg. Gott muss es verstehen. Wenn er mich in eine Welt hineinsetzt, für die ich nicht ausgerüstet bin, wenn er mich vor solchen Fehlern nicht bewahrt, dann muss ich mich von dieser Welt verabschieden dürfen, um andere nicht mehr in Gefahr zu bringen. Ich wollte nur Gutes tun und werde dafür auf übelste Weise bestraft. Welcher Mensch kann so etwas ertragen? Ein Leben lang?“

Eine dumpfe Ruhe kehrte in ihre Seele zurück. *Ein* Ausweg blieb ihr noch offen, wenn alle anderen versperrt waren. Sie drehte sich um, hielt ihre Laterne hoch, trat in die Schatten der Höhle hinein und stieg langsam die Treppe hoch, bis zur offenen Tür.

„Charlotte, was machst du hier draußen? Der Wachtmeister hätte dich niemals aus dem Haus lassen dürfen.“ Es war Onkel Theodor, der vor der Tür der Turmruine wartete.

„Ich konnte nicht schlafen, Onkel Theodor. Es tut mir leid. Ich wollte niemandem Sorgen bereiten. Ich gehe mit dir zurück.“ Ihre Stimme klang leblos und matt.

Onkel Theodor legte seinen Arm um ihre Schulter und drückte sie an sich. Zusammen liefen sie durch den Park und zurück ins Haus. Vor Charlottes Zimmer zögerte Onkel Theodor. „Ich setze mich zu dir ins Zimmer, Charlotte.“

Sie wehrte sich nicht, sondern zog als Antwort Umhang und Stiefel aus und warf sich voll bekleidet auf ihr Bett. Onkel Theodor sank in den Sessel, der neben ihrem Bett stand. „Nur noch ein wenig durchhalten, mein Kind.“

Er lehnte sich nach vorne und legte seine Hand auf ihre Schulter, die wieder von Weinkrämpfen geschüttelt wurde. „Die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Noch wissen wir nicht alles und dürfen nicht vom Schlimmsten ausgehen. Noch gibt es Hoffnung. Aber jetzt versuche zu schlafen.“

„Ich habe keine Hoffnung mehr, Onkel“, stöhnte Charlotte.

„Lass meine Hoffnung für uns beide reichen, Kind. Wofür haben wir Menschen, die uns lieben, wenn nicht für solche Zeiten?“

Charlotte schüttelte den Kopf und vergrub ihr Gesicht im Kopfkissen.

Kapitel 15

Die schnellen, polternden Schritte auf der Treppe draußen kamen immer näher. Danach laute Männerstimmen. Der Schlüssel drehte sich. Edward schwitzte am ganzen Körper. Immer wieder kam ihm der Gedanke an Elinor, scharf, eindringlich. Egal, was er jetzt tun würde, es wäre für sie. Um ihrerwillen musste er seine Sinne beisammenhalten.

Die Tür öffnete sich. Dort standen sie, die zwei Männer, die ihn sein Leben lang als ihren Besitz betrachtet und dementsprechend behandelt hatten, die jede Bewegung seines Körpers, jede Gemütsregung seiner Seele gesteuert hatten. Er stand langsam auf, ballte seine Fäuste und biss seine Zähne zusammen.

„Vater, Charles hat es mir gesagt!“, rief er freudig. „Du lebst doch. Ich kann es nicht fassen. Da war doch ein Sarg!“ Seine Stimme zitterte, seine Augen wurden feucht. Sir Malcolm trat auf ihn zu. Er legte eine Hand auf Edwards Schulter, und mit der anderen hob er sein Kinn und blickte ihm in die Augen.

„Armes Kind, das Ganze hat dir sehr zugesetzt. Kein Wunder. Was habe ich dir nur für Kummer gemacht. Aber manchmal muss man ein kleineres Übel erdulden, um ein größeres zu verhindern. In meinem Sarg lagen zwei andere Leichen, mein Sohn!“

Edward blickte seinen Vater mit Tränen in den Augen an. „Vater, ich kann nicht beschreiben, wie froh ich bin, dich lebend zu sehen. Vom Tode auferstanden! Dass ich so was erleben darf!“

„Wie schön, dass du so bewegt bist, meine Junge! Ich bin angenehm überrascht, hatte ich doch befürchtet, dass du auf mich zornig sein würdest. Ich mache alles wieder gut, ich verspreche es dir. Wir bleiben fürs Erste hier in *Blanche House*. Es ist höchste Zeit, dass du das Haus kennlernst, das für mich wie ein zweites Zuhause geworden ist.“

„Ich ... ich bin sprachlos“, stammelte Edward. „Wenn ich gewusst hätte, dass diese Fahrt nach London mich mit meinem tot geglaubten Vater versöhnt, hätte ich mich anders verhalten, Mister Creek!“

Sir Malcolm grinste Mr Creek an und wandte sich wieder seinem Sohn zu. Er beugte sich über ihn und hielt ihn an den Armen fest. „Bald haben wir Kutschen und Pferde, Edward. Diener, weiche Bettlaken aus Seide. Das feinste Fleisch und die besten Weine. Wir bekommen alles zurück, was uns genommen wurde. Die Gerechtigkeit wird wiederhergestellt! Was hältst du davon?“

Edward warf seine Arme um seinen Vater und drückte ihn fest. „Das sind herrliche Aussichten, Vater. Ein Junge will nicht sein Leben lang um Brot betteln. Ich bin stolz auf dich. Du hast gekämpft und hast gesiegt. Sich tot zu stellen! Was für eine fabelhafte Idee!“

Er gab vor, begeistert zu sein, und wandte sich Mr Creek zu. „Jetzt verstehe ich, Mister Creek, wozu das Ganze dienen sollte. Jetzt fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Ich hätte an Ihre guten Absichten glauben sollen. Wenn ich dran denke, wie rebellisch ich war, wird mir schlecht. Wie konnte ich so dumm sein und von *Hoddington Place* weglaufen? Bitte verzeihen Sie mir. Geschieht mir recht, dass ich ausgerechnet bei meinen Verwandten gelandet bin und sie mit eigenen Augen durchschauen konnte. Unvorstellbar, wenn ich daran denke, wie mein neues Leben bald sein wird. Und dafür haben Sie gekämpft.“

Mr Creek, der sich bis zu diesem Moment in der Nähe der Tür aufgehalten und die Begegnung zwischen Vater und Sohn schweigend beobachtet hatte, trat hervor und schüttelte Edwards Hand.

„Das sind ja plötzlich ganz neue Töne aus deinem Mund, mein Junge! Falls du wirklich Einsicht gewonnen hast, ist es sehr zu begrüßen. Ich hatte

inbrünstig gehofft und erwartet, dass der Anblick deines Vaters dich zur Besinnung bringen würde. Natürlich verzeihe ich dir. Das Mädchen hat dich in diesen letzten Tagen wohl zu sehr aufgeheizt.“

Edward nickte. „Sie ist gereizt und verliert schnell die Kontrolle. Ich kenne die Familie mittlerweile gut. Seltsam, wenn ich denke, dass ich mit ihnen verwandt bin.“ Er rümpfte die Nase und schüttelte den Kopf.

Die Männer wechselten einen Blick miteinander, der Edward nicht entging. Mr Creek setzte sich auf die Liege und blickte ihm in die Augen. „Du kennst die Familie gut, Junge. Meinst du, du kannst uns helfen?“

„Ich? Ihnen helfen? Ich bin noch jung und unbedarft.“ Er blickte mit großen Augen von einem zum anderen.

„Aber schlau bist du für deine dreizehn Jahre“, sagte Mr Creek, „und du kennst Birch Heights in- und auswendig. Wir haben unsere letzte Hürde noch nicht überwunden.“

„Ich kann es versuchen. Aber wie?“

„Als Gast in Birch Heights hatte ich den Eindruck von Provinzbewohnern, die abgeschirmt leben und vom Leben in der Großstadt wenig Ahnung haben. Ist das richtig?“ Seine scharfen Augen beobachteten jede Regung in Edwards Gesicht.

Edward wusste zwar nicht, was Provinzbewohner sind, aber er nickte heftig. „Sie sind dumm und einfältig, Mr Creek“, platzte es aus ihm heraus.

„Hat Lord Jake Verbindungen nach London außer zu mir? Weiß er, wo wir wohnen?“

„Nein, Mr Creek. Manchmal kommen Weinhändler nach Birch Heights. Dickon und Frederik holten damals die Jungen ab. Dickon kennt *Hoddington Place*, aber *Blanche House* kennen sie nicht, sie waren im Gasthof *Grünes Fass*. Sie finden uns bestimmt nicht. Höchstens ...“ Er fing sich gerade noch rechtzeitig, bevor ihm die Worte *Marie, ich glaube, sie kam aus London* herausrutschten, und sagte stattdessen: „Höchstens die Pferdeleute aus dem Dorf, aber sie sind selten in London, und die Stadt ist groß.“

Mr Creek und Sir Malcolm schienen erleichtert zu sein. Sie zogen sich zur Tür zurück und redeten leise miteinander. Dann drehte sich Sir Malcolm wieder zu seinem Sohn hin. „Dieser Raum ist kein Ort für einen zukünftigen Lord von Birch Heights“, sagte er. „Du kommst mit uns nach

oben und machst eins der Gästezimmer zu deinem neuen Domizil. Dort hältst du dich auf, wenn du nicht mit uns zusammen bist. Wenn du etwas brauchst, rufst du nach Charles. Oder nach Bill. Das ist der steife Herr, der Besucher am Eingang empfängt. Störe dich nicht daran, dass fremde Menschen ein und aus gehen. Und nun lass uns hochgehen und dort weiterplaudern.“

Edward war froh, den kalten Kellerraum hinter sich lassen zu dürfen. Er merkte sich jedes Detail des Weges, den er jetzt geführt wurde. Eine Treppe führte zum Erdgeschoss. Üppige Tapeten in Rot und Orange bedeckten die Wände, dicke Teppiche die Böden. Die Möbel waren aus dunklem Mahagoniholz und Marmorfiguren von nackten Menschen schmückten fast alle Tische und Kommoden. Das Haus war riesig. Im Gang hörte Edward hinter verschlossenen Türen Stimmen, gelegentlich ein lautes Gelächter und Gekicher.

„Ist das ein Hotel?“, fragte er seinen Vater.

Sir Malcolm lachte. „So was Ähnliches“, erklärte er. „Außerhalb dieser Mauern ist es ein Hotel. Für alle Bewohner dieses Stadtviertels ist es ein Hotel. Das ist wichtig zu wissen.“

Sie liefen am Haupteingang vorbei, neben dem Bill, der Türhüter, an einem Tisch saß und Stiefel polierte. Eine weitere Treppe führte zu einer Tür, hinter der sie ein helles, breites Wohnzimmer betraten, mit Blick auf die Straße. Edward ließ die Route in der umgekehrten Richtung noch einmal im Kopf Revue passieren: eine Treppe, am Haupteingang vorbei, ein langer Gang und eine Steintreppe nach unten. Mr Creek lud ihn ein, sich neben ihn an den Tisch zu setzen, und läutete mit einer kleinen Glocke, die auf dem Tisch lag. Aus einem Nebenraum kam eine Dame mit einer Karaffe und Weingläsern auf einem Tablett. Sie pflanzte einen Kuss auf Mr Creeks Wange und er kniff sie am Arm, als sie die Gläser füllte.

„Reizend siehst du aus, Larina“, säuselte Sir Malcolm, der sie mit leuchtenden Augen musterte. „Bei so einem Kleid will ein Mann wissen, wie es drunter aussieht.“

„Du vergisst, dass dein Junge hier sitzt, Malcolm“, ermahnte ihn Mr Creek.

„Unser grandioser Kraftakt gehört gefeiert, was?“, gab Sir Malcolm zurück.

Sie stießen miteinander an und machten sich über die Blauäugigkeit der Greenwold-Familie lustig, mit der diese in ihre Falle getappt war. Dies war also das berühmte Lusthaus, von dem William erzählt hatte. Ein Gefühl von Ekel überkam Edward. Was würden Lord Jake, Lady Charlotte und Mrs Earling denken, wenn sie ihn hier sehen würden? Sein Vater lebte also hier. Schon die ganze Zeit. Das Beerdigungsinstitut war nur eine Tarnung gewesen für das niederträchtige Treiben, das in diesen roten Wänden stattfand.

„Und das Mädchen?“, fragte Mr Creek, der Edward erneut anblickte. „Vermisst du deine kleine Freundin?“

Edward gab sich lässig. Die Männer beobachteten seine Gesichtszüge nach wie vor. „Ach die“, sagte er abfällig. „Im Gegenteil. Ich war erleichtert, als ich das Geschrei nicht mehr hören musste. Ihre Anfälle sind nicht auszuhalten.“

„Anfälle?“, fragte Mr Creek.

„Ja, sie ist nicht nur blind, sie leidet auch unter plötzlichen Anfällen. Wenn sie einen hat, kann es Tage dauern, bis sie aufhört zu schreien. Sie schlägt um sich und brüllt so laut, dass die ganze Nachbarschaft es hört. Es ist seltsam. Sie wird nie heiser. Ich hoffe, ihr habt sie gut eingesperrt.“

„Sie ist im Krankenzimmer in *Hoddington Place*. Und ja, eingesperrt.“

Edward zuckte zusammen. Das war der Raum, in dem William gestorben war. „Es überrascht mich, dass ihr sie in *Hoddington Place* gelassen habt. Bewacht Mrs Fimble sie gut genug?“

„Da sehen wir eine Gefahr“, räumte Mr Creek ein. „Wir wollten euch trennen, bis wir die Lage besprochen hatten. Nachdem du uns aber mit deinem Gesinnungswandel überrascht hast und nun ein komfortables Zimmer hier oben bewohnst, könnte das Mädchen hier im Kellerraum unterkommen. Dort können wir sie besser bewachen. Auch wenn sie blind ist, man weiß ja nie ... Mrs Fimble ist nicht zuverlässig und trinkt viel.“

Edward schmunzelte. „Wem sagt ihr das? Ich weiß, wie leicht es ist, an Mrs Fimble vorbeizukommen!“

Die Männer lachten laut. Edward zwang sich, mitzulachen, und hoffte, dass es nicht zu offensichtlich war, wie künstlich sein Lachen war. „Ich vermute, dass ihr Kreischen durch die Steinmauer hier unten nicht durchdringen wird.“ Er versuchte, nicht zu eifrig zu klingen. „*Hoddington Place*

ist außerdem bekannt und könnte von den Greenwolds schnell entdeckt werden.“

„Auch dafür haben wir Vorsorge getroffen“, betonte Mr Creek. „Wer dort nach mir fragt, erfährt, dass ich für längere Zeit auf Reisen bin und keine andere Bleibe hier in London habe.“

Die Männer redeten eine Weile miteinander und schienen zu vergessen, dass Edward da war. Er erfuhr, dass sie Lord und Lady Greenwold zwei Wochen Zeit gegeben hatten, um ein neues Testament zu erstellen, in dem Birch Heights und sein Kapital an Sir Malcolm Forsythe-Drake vermacht wurden. Bei Übergabe des Testaments und nach Räumung des Anwesens würde ihnen ihre Tochter zurückgebracht werden. Wenn die Familie Greenwold den geringsten Versuch unternehmen würde, Rechtsanwälte oder Polizei einzuschalten, würden sie ihre Tochter nie mehr wiedersehen. Schließlich kam das Gespräch auf Elinor zurück. Sie beschlossen, sie in der darauffolgenden Nacht im Schutze der Dunkelheit in ihre neue Bleibe zu bringen. Edward atmete erleichtert auf.

„Ich hoffe, es plagt dich nicht zu sehr, wenn sie hier ist“, sagte sein Vater.

„Ach, je entfernter, desto besser, wenn ich ehrlich bin, Vater. Aber dort unten hört man sie immerhin nicht schreien. Und noch was ...“ Er zögerte. „Ich weiß nicht, ob es euch hilft ...“

„Erzähl uns trotzdem“, drängte Mr Creek.

„In Birch Heights musste ich ihr jeden Tag aus Büchern vorlesen. Manchmal erfand ich auch eine kleine Geschichte, die ich ihr erzählte – jedes Mal wenn sie tobte –, die Geschichte vom Möwenmonster. Nur was Albernese.“ Er winkte geringschätzig mit der Hand. „Aber es wirkte. Ich flüstere ihr die Geschichte ins Ohr, danach wird sie zahm wie ein Kätzchen. Ich könnte es probieren, wenn ihr möchtet.“

„Nur zu, Edward. Wir gehen mit dir hinunter, sobald sie da ist!“

Sie amüsierten sich darüber, dass Lady Charlotte den Namen „Eddy“ für ihn erfunden hatte, um ihren für tot gehaltenen Halbbruder zu ehren, nicht ahnend, dass er der wirkliche Edward war.

Edward wurde wie ein Fürst behandelt. Ihm war bewusst, dass ein einziges, unvorsichtiges Wort das Ende seines Spiels bedeuten könnte. Die Männer lauschten aufmerksam jedem Ton, den er von sich gab, und ließen ihn nicht aus den Augen. Mr Creek schien misstrauisch. Die roten Wände

im Haus waren erdrückend. Das Gefühl von Augen und Ohren, die jede seiner Bewegungen verfolgten, machte ihn müde. Die quälende Sorge um Elinor schärfte aber seine Sinne, sie hielt ihn wach. Überall standen die nackten Marmorfiguren. Mal grinsten sie, mal bündelten sie mit koketten Blicken mit ihm an, mal runzelten sie die Stirn und blickten ihn mit Argwohn durch zusammengezogene Schlitzaugen an, wie Mr Creek. Zu seiner Bestürzung war das kleine Zimmer, das ihm zugeteilt wurde, mitten in den Wohnräumen von Mr Creek. Sich davonzustehlen und Elinor auf eigene Faust aufzusuchen, wäre unmöglich.

Am nächsten Morgen wurde ein üppiges Frühstück aus Eiern, Speck und Brot von Larina aufgetischt und durch die gleichen anrühigen Bemerkungen vonseiten der beiden Herren begleitet wie am Vortag. Nach dem Frühstück erhob sich Sir Malcolm plötzlich mit den Worten: „Der Junge braucht etwas Ordentliches zum Anziehen. Komm Edward, wir gehen zu *Hestors Herrenbekleidung* und verwandeln dich in einen kleinen Lord.“

Edwards Herz schlug höher und er schluckte schwer, um seine Freude nicht zu zeigen. Jeder Gang auf die Straße bedeutete die Chance, auf eine Suchmannschaft aus Birch Heights zu treffen. „Wenn du möchtest, Vater“, erwiderte er, „aber wir können es auch an einem anderen Tag machen, wenn du jetzt zu müde bist.“

Marie stand auf und blickte hoch zu dem Reiter, dessen Gesicht im Schatten einer Kapuze verborgen war.

„Herr Wachtmeister, ich bin es, Marie. Sie suchen sicher nach mir. Ich ergebe mich widerstandslos und komme mit Ihnen mit. Aber lassen Sie mich das Ganze erklären. Ich habe Auskünfte über die entführten Kinder, die Ihnen helfen könnten, sie zu finden. Danach können Sie mit mir machen, was Sie wollen.“

Die Stimme des Reiters unterbrach sie. „Auf jeden Fall kommst du mit, Marie. Wir reiten nach London.“

„Frederik, wie in aller Welt ...?“

Frederik war bereits vom Pferd gesprungen und stöberte in einer Tasche, die an seinem Gürtel festgebunden war.

„Keine Zeit für Fragen oder Förmlichkeiten. Sie sind krank und er-

schöpft. Später entschuldige ich mich gründlicher für mein unrühmliches Verhalten an der Hütte. Ich habe keine Ausreden. Jetzt hüllen Sie sich erst mal in diesen Mantel, beleben mit dem scharfen Schnaps Ihre Sinne und sagen mir, welchen Straßenschildern wir folgen müssen. Sie kommen nämlich mit mir – hinten auf dem Pferd. Wir haben bereits genug Zeit verschwendet.“

Er duldete keine Widerrede. Schon hielt er das Fläschchen an ihre Lippen, und die Flüssigkeit brannte in ihrem Hals. Dann hängte er ihr eine Tasche um, gefüllt mit Brot und Käse. „Das nehmen Sie zu sich, sobald Sie Hunger haben, damit Sie schnell wieder zu Kräften kommen. Ihren Beutel können Sie in Carlos' Satteltasche stopfen. Zu Pferd brauchen wir zwei Tage. Wir lassen Carlos an einem Gasthof, sobald er müde ist, und mieten uns ein frisches Pferd. Auf dem Rückweg holen wir Carlos wieder ab. So kommen wir ohne Pause durch und verschwenden nicht noch mehr Zeit.

„Richtung London“, sagte sie zwischen zwei Schlückchen Schnaps. „*Whitechapel* – irgendwo dort in einem Gasthof.“

„In London sind wir Mr und Mrs Grayman, die ihre kranke Tante besuchen und bei diesem nasskalten Regenwetter ihre Köpfe und Gesichter verhüllt halten. Sich als jemand Falsches auszugeben, widerstrebt mir zwar, aber ich sehe keine andere Möglichkeit, wenn wir nicht direkt erkannt werden wollen.“

„Und Geld für die Reise und den Pferdetausch?“

Als Antwort klopfte er auf die Tasche, die an seinen Gürtel gebunden war. „Ich habe vor der Abreise rasch meine Wertsachen geholt. Und dadurch noch mehr Zeit verloren. Aber das Geld sollte reichen.“ Bevor er den Satz zu Ende gesprochen hatte, hatte er sie schon hochgehoben und auf das Pferd geschoben.

„Drücken Sie Ihre Knie in Carlos' Flanken und halten Sie sich mit den Händen hinten am Sattel fest“, ordnete er an. Er setzte seinen Fuß in den Steigbügel und schwang sich in den Sattel – vorsichtig, um Marie nicht von ihrem Sitz zu stoßen. „Sie können Ihren Kopf an meinen Rücken anlehnen und Ihre Arme um meinen Bauch legen. Ich halte Ihre Hände mit einer Hand vorne fest und halte die Zügel mit der anderen Hand. Der Mond ist hell, wir brauchen keine Laterne. Sie müssen sich im Rhythmus der Hufe bewegen für einen entspannten Ritt.“

Bevor Marie begreifen konnte, was ihr widerfahren war, galoppierte Carlos schon Richtung London. Ein Licht ging in ihrer Seele auf. Die bittersüße Nähe zu Frederik, die Wärme, die von seinem Körper ausging und der Branntwein in ihrem Hals belebten nach und nach ihre betäubten Sinne. Sie dachte an das, was sie in London erwarten würde, und versuchte, sich in das Vorhaben von Sir Malcolm und Mr Creek hineinzudenken. Die Männer würden sich in ihrer vertrauten Umgebung sicher fühlen und die Kinder zunächst in London festhalten. Marie, einziges Bindeglied zwischen Birch Heights und Blanche House, hielten sie für tot. Darin lag ihre einzige Chance, Mr Creek und Sir Malcolm zu überlisten.

Weiter kam sie mit ihren Gedanken nicht. Meereswellen, Algen auf schleimigen Steinen, vorbeischwimmende Zigarrenstummel, Augen und Ohren, die aus der Wand sprangen, Frannys Schimpfen: Alle Eindrücke des Tages drehten sich in verschwommenen Kreisen in ihrer Fantasie, bis sie nicht mehr denken konnte. Nach und nach nahm sie nur noch die donnernden Hufe unter ihrem Körper wahr, fühlte nur noch Frederiks festen Griff auf ihren Händen und den weichen Stoff seines Mantels an ihrem Gesicht. Ihr erschöpfter Körper entkrampfte sich. Ihr letzter Gedanke war, dass sie vom Pferd herunterfallen könnte, wenn sie aus Versehen einschlafen würde. Danach wurde es Nacht um sie.

„Wir decken dich mit Seide, Samt und feinsten Stoffen ein, mein Junge!“, rief Sir Malcolm. „Ein Vorgeschmack auf kommende Freuden!“

„Wir müssen wachsam sein, falls jemand aus Cornwall in diesem Teil Londons unterwegs ist und mich erkennt“, mahnte Edward.

„Unwahrscheinlich“, gab Sir Malcolm zurück. „*Blanche House* ist den Greenwolds unbekannt. Aber ich staune über deine Umsicht, Sohn. Du hast für deine jungen Jahre den Kopf eines Genies! Was aus einem jämmerlichen kleinen Feigling alles werden kann. Du machst mich stolz, Edward!“

„Ich ziehe meine Mütze über meine Stirn, nur um ganz sicher zu sein“, schlug Edward vor.

Die Straße wimmelte von Leben. Markthändler zogen ihre Holzwagen hinter sich her, Kutschenjungen schrien Passanten an, dass sie Platz

machen sollten, bettelnde Kinder zupften an den Mänteln von wohlhabenden Käufern. Edward atmete die stickige Luft tief ein. Seit Stunden überschlugen sich die Gedanken in seinem Kopf.

Die einzige Hoffnung, die er hatte, hing an einem seidenen Faden, aber es war immerhin eine kleine Hoffnung. Marie kannte Mr Creek, darüber war sich Edward sicher. Nach seiner Begegnung mit Mr Creek im Spielzimmer hatte Marie über den „verfluchten Gestank dieses Monsters“ geschimpft, „den sie überall wieder erkennen würde.“ Sie hatte Edward an den Schultern gepackt und ihn angefleht, ihr zu erzählen, was der böse Mann getan hatte und ob Edward ihn aus London kenne. Edward hatte nicht gewagt, auch nur ein Wort zu sagen. Danach hatte Marie nichts mehr über eine Verbindung zu Mr Creek angedeutet.

Aber sie würde vielleicht einen Hinweis geben können, in welchem Teil Londons Mr Creek sich vermutlich aufhielt. Die Greenwolds hatten bis jetzt drei Tage Zeit gehabt. Irgendjemand würde nach ihnen suchen. Dickon, Lord Jake, Frederik, vielleicht alle drei. Sie würden alle Hebel in Bewegung setzen. Je länger er draußen unterwegs war, desto größer die Chance, entdeckt zu werden, einen von ihnen zu erblicken.

Dann überrollte ihn die Verzweiflung wieder. Aus jeder Seitengasse flossen Menschenmengen in die große Durchgangsstraße hinein, die zu *Whitechapel* führte. Wie gering war doch die Chance, dass er und ein Gesandter aus Birch Heights sich zufällig an der gleichen Stelle zur gleichen Zeit befinden würden.

Sobald sie die Haustür hinter sich gelassen hatten, verschaffte sich Edward einen Überblick über das Stadtviertel, in dem sich *Blanche House* befand. Die Straße war schmutzilig und schmal, die Hausfassade hinter ihm schäbig und grau. Nichts an der unauffälligen Fassade deutete auf die üppige Ausstattung im Inneren hin oder auf die Geschäfte, die dort betrieben wurden. Es war der gleiche Stadtteil, in dem er nach seiner Flucht aus *Hoddington Place* tagelang in Eingängen, unter Brücken und an Straßenrändern geschlafen, auf Müllbergen nach Essensresten gesucht und die Glockenschläge von St.-Pauls gezählt hatte. Daran hatte er ausrechnen können, wie lange die Nacht noch dauern würde.

Blanche House war von *Hoddington Place* nicht weit entfernt. Das *Grüne Fass*, in das Dickon und Frederik ihn gebracht hatten, nachdem sie ihn von

den Hunden befreit hatten, war ein paar Straßen weiter, dort, wo die Häuser vornehmer waren. Irgendwo dazwischen war das Beerdigungsinstitut. Wenn er seinen Vater nur dazu bringen könnte, in diese Richtung zu laufen, dann würde er sich besser orientieren können.

„Du wirst sehen, dass Seide sich anders auf der Haut anfühlt als rohe, kratzende Baumwolle“, sagte Sir Malcolm.

„Ich werde mich schnell an Seide gewöhnen“, antwortete Edward. „Ich habe mich gewundert, wie wenig Wert die Herrschaften in Birch Heights auf standesgemäße Kleidung legen.“

Malcolm schmunzelte. „Das ist, weil sie von standesgemäßem Adel keine Ahnung haben. Wer ist schon Lord Jake? Ein Pferdejunge, der dem Größenwahn verfallen ist, nur weil eine ungewollte Göre einst ihr Auge auf ihn geworfen hat!“

„Wer hätte jemals gedacht, dass ich eines Tages in ein feines Geschäft gehen und Seide kaufen würde? Weißt du was, Vater? Ich würde gerne zum Beerdigungsinstitut gehen. Noch ein letztes Mal. Um mich daran zu erinnern, wie armselig meine Anfänge waren.“

„Nichts leichter als das, Sohn! Ein Steinwurf von hier entfernt. Es ist seit meinem Tod natürlich nicht mehr in Betrieb. Es hat uns dazu gedient, den Schein zu bewahren, bis unser Plan ausgereift war.“

Während Malcolm Anekdoten über Leichen und Särge erzählte und sich brüstete, dieses Elend für immer hinter sich gelassen zu haben, streifte Edwards Blick die Gehwege, die Gesichter der Passanten, die Fensterscheiben der vorbeifahrenden Kutschen. Er täuschte Staunen und Dankbarkeit vor, als er das staubige Schaufenster des Instituts vor sich sah und sein Blick zu den gebrochenen Fensterscheiben im ersten Stock wanderte, hinter denen das kleine Zimmer war, in dem er früher geschlafen hatte.

„Gott sei Dank, nie wieder!“, rief er aus.

„Deine Belohnung für die Einsicht, die du gewonnen hast, mein Sohn“, lobte ihn Sir Malcolm.

Plötzlich wandte er sich mit einem fragenden Blick Edward zu. „Euer Kindermädchen, Miss ...“

„Marie, meinst du?“, fragte Edward.

„Ja, Marie. Wie fandst du sie, Sohn?“

„Störrisch, stur, wir tanzten auf ihrem Kopf herum, so erbärmlich

schwach war sie.“ *Schauspielern, Edward, schauspielern*, munterte er sich selbst auf. Ja nichts verraten, seinen Vater ja nicht auf diese Fährte locken, auf seine einzige Hoffnung, gerettet zu werden.

„Du hast nicht gewusst, dass sie ihre Jugend in *Blanche House* verbracht hat?“ Also kannten sie sich doch. Edward spitzte die Ohren, gab sich aber gleichgültig und versuchte zu begreifen, wie es sein konnte, dass Marie eine der leicht bekleideten Dienstdamen in *Blanche House* war.

„Sie hätte es so gut haben können, so gut“, erzählte Malcolm weiter. „Die Männer rissen sich um sie. Und dann: abgehauen – mir nichts, dir nichts. Wir hatten Angst, dass sie uns verraten könnte, weil sie *Blanche House* so gut kennt.“

„Du machst mir Angst, Vater. Wird sie uns verraten? In dem Fall müssten wir schnell weg.“

„Zum Glück löste sich das Problem von alleine, nachdem wir euch gerettet hatten“, antwortete Sir Malcolm.

„Was meinst du damit?“

„Meinst du, ich würde so frei mit dir hier herumlaufen, wenn ich fürchten müsste, dass Marie jederzeit mit einer Bande von Polizisten auftaucht?“

„Was ist mit ihr passiert?“ Edwards Stimme war heiser und zitterte.

„Marie auszuschalten, war unsere größte Herausforderung. Es war dann aber einfacher, als wir dachten. Wir ahnten, dass sie nach euch suchen würde. Deshalb lief ich von unten hoch durch die Höhle und siehe da, sie rannte mir direkt in die Arme.“

„Du hast sie ermordet?“

Malcolm schnalzte mit der Zunge. „Ich, ein Mörder? Natürlich nicht! Wir haben geplaudert, Marie und ich, über dies und jenes, und die Wellen stiegen höher und höher. Sie wollte nicht mit mir ins Boot steigen, sie beschloss, lieber ihr Ende in der überfluteten Fischerhöhle zu suchen. Zumindest lief sie in diese Richtung, als ich sie gehen ließ. Du bist nicht etwa schockiert?“

„Nein, Vater. Alles in Ordnung. Ich hatte nur Angst, dass du sie vielleicht ermordet hättest und im Gefängnis landen könntest. In dem Fall wäre alles umsonst, was wir bisher erreicht haben. Gehen wir jetzt zurück?“

Sie spazierten eine Weile schweigend durch die Straßen. Edward zog seine Mütze über die Augen, um seinem Vater seine Erschütterung nicht

zu zeigen. Er fühlte sich wie betäubt, er wollte allein sein. Marie war tot – und es war seine Schuld!

Sein Vater war ein Mörder. Die Nähe zu ihm erfüllte ihn mit Abscheu. Die Männer hatten sie in eine Falle gelockt und sie ertrinken lassen. Wozu waren sie sonst fähig? Was würden sie mit Elinor machen? Der eine Hoffnungsschimmer, der ihm bisher Kraft gegeben hatte, hatte sich in Luft aufgelöst.

Ohne Hinweise von Marie wäre für Lord Greenwold die Suche nach zwei Kindern in den trüben, engen, verwirrenden Gassen und bei den wimmelnden Menschenmengen Londons ein Ding der Unmöglichkeit.

Marie wachte auf. Irgendein Geräusch fehlte, das sie seit einer Ewigkeit, so schien es ihr, in ihren wachen Stunden und in ihren Träumen begleitet hatte. Es war das Klopfen der Hufe, das verstummt war. Sie saß immer noch hinter Frederik auf dem Pferd. Die Luft war kühler geworden, es war still um sie herum, und Häuser ragten wie lange, dünne Gespenster an den Straßenrändern in den nebligen Himmel hoch. Von irgendwoher kam Licht. Es war nicht mehr der Mond, der die Straße beschien, sondern eine trübe Dämmerung, die über den Häusern leuchtete.

„Wir machen hier halt“, kündigte Frederik an. Er hielt immer noch ihre Hände fest, drehte sich aber im Sattel um.

„Wach genug, um abzusteigen, Marie?“

Als Antwort entzog sie ihre Hände seinem Griff und glitt ohne seine Hilfe vom Pferd hinunter. Er schwang sein Bein über den Sattel und sprang ihr nach. „Ich fühle mich jetzt stärker“, sagte sie.

Er kramte in der Tasche und holte ein Brot heraus, das in ein Tuch eingewickelt war, eine Wasserflasche und das Schnapsfläschchen. „Stärkung für den Rest der Reise?“

Marie konnte nicht beurteilen, ob sein Ton ablehnend oder gleichgültig war. Sein Blick kam ihr mitleidig vor, ein wenig neugierig, verwirrt. Aber nicht mehr zornig. Sie verscheuchte alle Gedanken an Frederik und wandte sich wieder der Aufgabe zu, die ihnen bevorstand.

„Mr Creek und Sir Malcolm denken, dass ich tot bin“, erzählte sie,

nachdem sie einige Schlucke Wasser getrunken hatte. „Ihr Zuhause ist *Blanche House*. Dort führen sie ein Bordell.“ Sie hielt inne und zwang sich, nicht an die Abscheu zu denken, die Frederik empfinden musste. „Sie werden mit ihrem Treiben in Ruhe gelassen, weil auch Ordnungshüter – Polizisten, Juristen – von den Diensten ihres Etablissements Gebrauch machen.“

Marie erschauerte. Sie traute sich nicht, Frederik beim Sprechen in die Augen zu blicken, und war froh um die Dämmerung, die ihr Gesicht verbarg. „Und Sie meinen, sie haben die Kinder dorthin gebracht.“

„Ich versuche, so zu denken wie sie, Frederik. *Blanche House* wäre ein ausgezeichnetes Versteck. Es wird als Hotel ausgegeben und hat einen Kellerraum, in den die Frauen des Bordells gesperrt werden, die nicht fügsam sind. Die drohen, Mr Creeks Verbrechen in die Öffentlichkeit zu tragen, die den Dienst an den Besuchern verweigern oder bei einem Fluchtversuch ertappt werden. Von *Birch Heights* bin ich die Einzige, die von der Existenz des Hauses weiß.“

Frederik verschloss seine Wasserflasche mit einem Stöpsel, packte den Proviant wieder in seine Tasche und hängte sich diese über die Schulter.

„Und sie halten Sie für tot. Dann ist es wohl klar, was wir als Erstes machen“, sagte er. „Mr und Mrs Grayman suchen einen Gasthof in der Nähe von *Blanche House*. Dort ruht sich Mrs Grayman zunächst nach ihrer langen Reise aus. Lass uns nun am besten zum Du übergehen, wenn wir schon ein Ehepaar mimen.“

„Einverstanden. Mrs Grayman darf auf keinen Fall erkannt werden, Frederik. Sonst ist sie eine tote Frau.“

Frederik richtete das Zaumzeug und klopfte dem Pferd auf die Flanke. Seine Stimme klang ernst, als er antwortete: „Es ist Mr Grayman sehr wohl bewusst, in welcher Gefahr seine Frau sich befindet. Deshalb bleibt sie auch in ihrem Zimmer, solange ihr Mann die Lage auskundschaftet und Detektiv spielt.“

„Ich weiß nicht, ob ich das aushalte, Frederik. Wenn du Mr Creek oder Sir Malcolm siehst, dann kannst du sicher sein, dass die Kinder dort sind. Aber auch du darfst nicht erkannt werden.“

Frederik zog die Steigbügel des Pferdes stramm. „Ich ziehe meine Kappe über die Augen und schlendere wie die anderen Markthändler mit irgend-

welchen Waren durch die Gegend, dann erkennt mich keiner. Dich rufe ich erst dann auf den Plan, wenn ich herausgefunden habe, ob Elinor und Edward dort sind, und ich einen Weg finden muss, wie ich ins Haus komme.“

Er streckte seine Hand aus, um Marie auf das Pferd zu helfen.

Marie zögerte. „Es gibt noch eine Sache, Frederik.“

„Dringend?“

„Ja.“

„Nur zu.“

„Eddy ist kein Waisenkind von irgendwoher, das ihr zufällig auf der Straße aufgesammelt habt.“

„Sondern?“

„In Wirklichkeit heißt er Edward. Der Edward, den die ehemalige Lady Greenwold mit Sir Malcolm gezeugt hat. Er ist Lady Charlottes Halbbruder.“

Frederik machte einen Schritt auf Marie zu und blickte ihr direkt in die Augen. „Marie, ist das wirklich wahr?“

„Warum würde ich es dir erzählen, wenn es nicht wahr wäre?“

„Seit wann weißt du das?“

„Seit der Begegnung mit Sir Malcolm in der Höhle. Schon davor hatte mich etwas an dem Jungen neugierig gemacht. Er hatte die gleichen Albträume wie ich: Ohren und Augen, die ihn überall belauern. Damit hatten Sir Malcolm und Mr Creek uns beide jahrelang eingeschüchtert. Es war von Anfang an so geplant: Sir Malcolm täuschte seinen eigenen Tod vor, Edward sollte mit den Jungen nach Birch Heights geschickt werden, Teil der Familie werden und den Weg dafür bahnen, dass Sir Malcolm sein Erbe zurückerobert. Aber es kam anders. Edward flüchtete, wurde von euch mitgenommen und kam somit auf anderem Weg nach Birch Heights. Als Mr Creek kam, hat er uns beide, Edward und mich, durch Bedrohungen zum Schweigen gebracht, deshalb konnten wir nichts verraten. Er drohte, Elinor etwas anzutun. Sagte aber natürlich nicht, dass er sowieso vorhatte, Elinor zu entführen.“ Marie redete schnell und ernst.

Frederik sagte einige Minuten lang nichts. Als er dann ansetzte, klang seine Stimme zaghaft und schwach. „Ich bin erschüttert, Marie. So viel unermessliches Leid, direkt unter unserer Nase, und wir ahnten nichts davon. Wie kann ich mir jemals verzeihen?“

„Du hast es nicht wissen können. Und jetzt müssen wir gehen.“

„Doch wir wissen noch nicht, ob die Männer Eddy in ihrer Macht haben, ob er uns helfen kann oder uns verraten würde. Gott helfe uns.“

Dieses Mal legte Marie ihren Fuß in den Steigbügel, schwang sich ohne Frederiks Hilfe auf den Rücken des Pferdes und rutschte auf ihren Platz hinter dem Sattel. Er stieg auf, zog die Zügel an, drückte seine Fersen in die Flanken des Pferdes, und sie galoppierten los, Richtung London.

„Elinor, nicht erschrecken, ich bin es, Eddy!“

„Eddy!“, schluchzte sie und tastete fieberhaft nach seinem Gesicht, fuhr mit den Fingern über seine Nase und seine Ohren, fasste in seine Haare. „Tatsächlich! Ich dachte, ich sehe dich nie wieder! Was passiert mit uns?“

Ihre Haare waren zerzaust und klebrig von Tränen, ihre Hände zitterten, ihr Gesicht war rot und verweint. Edward kniete sich auf die kalten Fliesen und legte seinen Kopf neben ihr Gesicht. Sie klammerte ihre Hände um Edwards Hals und hielt ihn fest.

Er fing an zu reden, dringlich, leise. „Elinor, Mr Creek steht außen an der Tür und bewacht mich. Ich konnte ihn gerade noch davon abhalten, dass er mit mir hereinkommt. Er darf nichts von dem hören, was ich dir ins Ohr flüstere. Hör genau zu. Wir haben nur kurz Zeit. Wir kommen hier wieder raus, ich verspreche es dir. Ich weiß nur noch nicht, wie, aber wir kommen hier raus. Aber zuerst musst du ganz laut weinen. Sofort, jetzt.“

Elinor gehorchte. „Ich will nach Hause, Eddy“, schrie sie. „Ich will nach Hause!“

Edward warf einen Blick nach hinten zur Tür. Mr Creek schaute kurz herein, als er den Lärm hörte, und verzog sich wieder. Entweder lauerte er außer Sichtweite hinter der Tür oder er glaubte wirklich alles, was Edward über Elinor erzählt hatte. Auf jeden Fall waren Eile und Vorsicht geboten.

„Sie wollen etwas von deinen Eltern, Elinor“, flüsterte Edward. „Und ich tue, als ob ich ihnen helfen würde.“ Erneut schaute er zur Tür. Mr Creek war weggegangen und noch nicht zurück.

„Elinor, beachte genau, was ich sage. So oft du kannst, musst du schreien. So laut, wie es nur geht. Und dafür sorgen, dass ich der Einzige bin, der

dich beruhigen kann. Es muss den Männern so sehr auf die Nerven gehen, dass ich öfter zu dir kommen kann, um dich zu beruhigen. Wir tun so, als ob du krank seist, von Sinnen. Das habe ich ihnen erzählt. Versprichst du mir, dass du das tust? Es ist unsere einzige Hoffnung.“

Sie nickte. Ihre Zähne klapperten, sie fing wieder an zu schluchzen. Edward fasste an seinen Hals und tastete nach der Schnur, an der die Muschel hing. Er zog sie über den Kopf und drückte die Muschel Elinor in die Hand.

„Hier, halte diese Muschel in deiner Hand. Irgendjemand hat sie mir geschenkt, als ich klein war und noch in Birch Heights lebte. Wahrscheinlich deine Mutter. Immer wenn du Angst hast, denk daran, dass ich nicht weit weg bin. Und denk an die fröhlichen Dinge, die wir miteinander unternehmen werden. Die Gartenmauer wolltest du mir zeigen, die in der Sonne silbern glänzt. Das Heidekraut, das auf den Felsen purpurn leuchtet. Die strahlend gelben Sonnenblumen an Frederiks Gartenmauer werden bald blühen. Und die Chrysanthemen in allen Farben. Wir suchen Fliegenpilze im Wald. Wir gehen zum Schiefersteinbruch und holen Steine für die neue Mauer. Wir schauen die Weiden an, die ihre Blätter ins Wasser hängen. Und wir erfinden Namen für die Wolken und lassen sie Geschichten erzählen. Denk an all diese Dinge, Elinor!“

Die Worte purzelten wie ein Wasserfall aus seinem Mund. Er hoffte, dass irgendein Bild, irgendeine Erinnerung an die Heimat sich in ihr Herz einnisten und ihr einen Funken Hoffnung geben würde, damit die Qual des Wartens erträglicher wurde.

„Kannst du nicht hier bei mir bleiben, Eddy?“

„Nein, ich wohne oben, aber ich tue alles, damit du entkommen kannst. Du schreist. Immer wieder. Du darfst nichts verraten, nur schreien.“

Er hörte, wie sich Mr Creeks langsame Schritte auf den Fliesen näherten.

„Und die Monstermöwe flog langsam zurück zu ihrem Nest“, trug er feierlich und so laut vor, dass Mr Creek es hören konnte. „Denn sie war nicht so gefährlich, wie die Raben es gedacht hatten. Also, jetzt weißt du, Elinor, dass du nicht mehr schreien musst und ruhig schlafen kannst. Sonst muss ich schon wieder hier runterkommen, um dich zu beruhigen. Und das ärgert mich sehr.“

Er drückte Elinors Hand, erhob sich und drehte sich zu Mr Creek hin. Der stand da mit verschränkten Armen und beobachtete die beiden mit zusammengekniffenen Augen.

„Jetzt sehen Sie selbst, wie sie wieder ruhig wird“, sagte Edward. „Manchmal muss man länger auf sie einreden, aber irgendwann lenkt sie ein. Wir haben nichts davon, wenn sie sterbenskrank wird. Zeigen Sie mir bitte, wo ich eine bequeme Decke und einige Kissen herbekomme. Um ruhig zu bleiben, braucht sie außerdem abends ihren heißen Tee.“

Zu seiner Überraschung kamen von Mr Creek keine Einwände. Edward durfte sich von oben Decken, Kissen und einen heißen Tee holen – alles unter den scharfen Augen seines Bewachers.

„Ich habe es Ihnen gesagt. Jetzt ist sie ruhig wie ein Lamm, Mr Creek. Man muss nur mit ihr umzugehen wissen, dann hören ihre Ausbrüche auf und es besteht keine Gefahr, dass wir durch ihren Lärm entdeckt werden. Wenn sie wieder schreit, rufen Sie nur nach mir, ich Sorge wieder für ordentliche Verhältnisse.“

„Na gut“, stimmte Mr Creek zu. „Wer hätte gedacht, dass so viel Klugheit und Geschick in so einem kleinen Kopf stecken?“

Kapitel 10

„Sie sind uns auf den Fersen, Malcolm“, sagte Mr Creek mit zusammengepressten Lippen. „Lord Jake war in *Hoddington Place* und hat nach uns gefragt.“

Edwards Herz machte einen Sprung. Er saß gerade mit seinem Vater am Tisch. Vor Aufregung legte er das Brot wieder auf den Teller, das er gerade in die Ochsensuppe eingetaucht hatte und in seinen Mund schieben wollte. Es war still im Raum. Larina stellte eine Platte mit Roastbeef und gerösteten Kartoffeln auf den Tisch. Vier Tage waren seit ihrer Ankunft in London vergangen und Mr Creek kam gerade aus der Stadt zurück.

„Das darf nicht wahr sein!“, rief Edward plötzlich und schüttelte den Kopf. „Ich hatte gehofft, dass er Einsicht haben und gleich auf den Brief antworten würde. Furchtbar zu wissen, dass er hier in der Nähe ist. Ich habe vor dem Mann so eine Angst.“

Mr Creek legte seine Hand auf Edwards Schulter. „Armer Kerl. Das Ganze nimmt dich schrecklich mit.“

Er setzte sich an den Tisch. „Wir müssen auf der Hut sein. Vielleicht sollten wir eine andere Bleibe außerhalb der Stadt suchen, um sicherer zu sein. Offensichtlich setzt Lord Greenwold lieber auf die Hilfe der Polizei, als dass er auf unsere Ansprüche eingeht.“

„Hast du etwas anderes erwartet?“, fragte Malcolm.

„Ich habe erwartet, dass er merkt, wie ernst wir es meinen. Für wie dumm hält er uns denn?“

Edward griff nach seinem Glas Wasser und versuchte, das Brot hinunterzuschlucken. „Darf ich etwas sagen?“, fragte er.

„Selbstverständlich, mein Junge!“, antwortete sein Vater.

„Ich kenne Lord Jake gut“, begann er. „Es ist beängstigend zu wissen, dass er in unserer Nähe ist. Wenn er mich findet, wird er mich grün und blau schlagen und als Verräter verunglimpfen. Der Mann hat eine Wut, wenn ihm etwas nicht passt! Er hängt sehr an seiner Tochter, was ich nicht verstehe, da sie ihm nur Kummer macht. Jetzt hat er erfahren, dass wir nicht in *Hoddington Place* sind. Er wird denken, dass wir fort sind. Gerade deswegen sollten wir hierbleiben.“ Sein Vater tätschelte Edwards Schulter und nickte. Edward redete weiter.

„Dass wir uns hier direkt unter seiner Nase aufhalten, ist das Letzte, was Lord Greenwold erwartet. Aber es spricht noch ein weiterer Grund dafür, hierzubleiben: Es ist schwierig, Elinor ruhig zu halten, obwohl ich mein Bestes gebe.“

„Und das machst du mit Bravour“, lobte Mr Creek.

„Mühe und Konzentration“, erläuterte Edward. „Sie gewöhnt sich an ihre Lage und wird ruhiger. Heute musste ich nur zweimal runtergehen, um sie dazu zu bringen, das Brüllen einzustellen. Ich will aber nicht wissen, was passiert, wenn sie wieder in eine Kutsche geschoben und an einen fremden Ort gebracht wird. Dann muss ich wieder von vorne anfangen. Das, was ihr bisher erlebt habt, ist milde. Wenn sie wirklich ihren Verstand

verliert, tobt sie wie eine Wildkatze. Beißt, kratzt, bekommt von irgendwoher übernatürliche Kräfte. Selbst die stärksten Männer können sie nicht halten. Ich rate dazu, dass wir uns ruhig verhalten und warten, bis Lord Greenwold sieht, dass seine Suche vergeblich ist.“

Edward rutschte an den Rand seines Stuhls und hielt sich mit den Händen am Sitz fest, um seine aufgewühlten Gefühle im Zaum zu halten. Die Männer sagten nichts. Es kam Edward wie eine Ewigkeit vor, bis Mr Creek endlich den Mund öffnete.

„Na gut. Hört sich vernünftig an. Wir riskieren es und bleiben hier. Was aber bedeutet, dass du öfter zu Elinor hinuntergehen musst, Edward, weil das laute Schreien jederzeit gehört werden könnte. Das wird für dich lästig sein.“

Edward lehnte sich wieder zurück in seinen Stuhl und nahm einen Schluck Wasser. „Kein Problem, Mr Creek“, sagte er. „Es dient einem guten Zweck, es dient der Gerechtigkeit, und dauert nicht für immer. Sie können mir sogar den Schlüssel geben, wenn Sie möchten, dann störe ich Sie nicht jedes Mal, wenn das Geschrei wieder losgeht.“

„Das kann ich nicht verantworten nach allem, was du gerade erzählt hast“, entgegnete Mr Creek. „Das Kind hat Energie und Kraft. Offensichtlich mehr, als wir ihm zugetraut hätten. Zu groß wäre meine Angst, dass sie dich überwältigt, Ärger macht und abhaut, obwohl sie blind ist. Ich schicke dich nicht alleine hinunter.“

Edward sank wieder der Mut. Er kaute weiter an seinem Brot. „Na gut. Ich wollte nur behilflich sein. Sie können mir vertrauen, Mr Creek. Wenn es drauf ankommt, weiß ich, wie man das Mädchen zähmt. Es steht so viel auf dem Spiel.“

„Feiner Junge. Du verstehst, um was es geht, und das ist gut so.“

Edward atmete innerlich auf. Immer wieder überkam ihn die Angst, dass er in seinem Eifer den Bogen überspannen und dass seine Fassade bröckeln würde. Bisher war die Rechnung aufgegangen. Es schien den Geiselnemern nicht im Traum einzufallen, dass die Aussicht auf ein Luxusleben keinen Reiz auf einen dreizehnjährigen Jungen wie Edward ausübte. Plötzlich schmunzelte er. „Stellt euch mal das Staunen unserer Gegner vor, wenn sie herausfinden, dass wir während ihrer Suche nach uns die ganze Zeit in ihrer Nähe waren. Das gibt eine süße Rache, Vater, nicht wahr?“

Die Männer warfen ihre Köpfe nach hinten und lachten, bis ihnen die Tränen kamen. „Du bringst es auch noch fertig, uns zu unterhalten, Junge!“, grinste Mr Creek. „Wie haben wir bloß bisher ohne deine Hilfe gelebt?“

Edward lachte mit, wischte sich die Augen mit dem Taschentuch und erhob sich. „Vater, bevor Lord Greenwold die Gegend nach uns durchkämmt, möchte ich die Weste abholen, die wir bei *Hestors Herrenbekleidung* bestellt haben. Sie müsste heute angekommen sein. Ich habe es satt, in diesen Lumpen herumzulaufen und will endlich Seide und Samt an meiner Haut fühlen, wie es sich gehört.“

„Nichts wie hin, mein Sohn! Je schneller du weißt, wie ein Gentleman sich zu führen hat, desto besser! Du wirst dich wie ein Fisch im Wasser fühlen. Blaues Blut gehört in vergoldete Fläschchen hinein, wie meine Mutter immer sagte. Und dein Blut ist so blau wie das Mittelmeer.“

Larina kam herein, um das Geschirr abzuräumen. Malcolm grinste sie an, fasste sie am Kinn und strich mit der anderen Hand über ihre Lippen. „Und je älter du wirst, desto mehr Freuden und Vergnügungen tun sich auf für einen Mann von Welt, der Geld in der Tasche hat“, raunte er seinem Sohn zu.

Edward ekelte es an. Er wandte sich von seinem Vater ab. „Ich warte im Flur“, rief er und verließ den Raum.

Bereits einige Minuten beobachtete Frederik das Bordell und drückte sich dabei unauffällig in den Schatten des Hauseingangs auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Endlich war es so weit: Ein Vater verließ das Haus mit seinem Sohn. Frederik erkannte Eddy in dem Jungen – dann musste der Mann an seiner Seite Sir Malcolm sein.

Die beiden bemerkten nicht, wie er lässig, die Hände in den Hosentaschen, das Gesicht verdeckt von einer Mütze, die über die Augen gezogen war, wartete, bis sie um die Ecke gelaufen waren, dann nach rechts und links blickte und ihnen nachrannte. Er folgte ihnen in einiger Entfernung. Nahe genug, um zu sehen, wie vertraut Vater und Sohn miteinander plauderten und lachten, wie der Vater seinem Sohn fürsorglich den Arm um

die Schulter legte, und in welches Bekleidungsgeschäft sie miteinander hineingingen.

Eine Stunde später warf Frederik seine Mütze auf die Couch, auf der er die Nacht verbracht hatte, und zog seine Stiefel aus. Marie, die auf dem Bett lag, stützte sich auf ihren Ellbogen.

„Verzeihung, habe ich dich geweckt, Marie?“

„Nein, ich habe mich nur ausgeruht. Und? Was gesehen?“

Frederik setzte sich auf die Bettkante und vergrub seinen Kopf in beiden Händen. „Ja, oder vielmehr nein. Edward ging wieder mit seinem Vater hinaus, wie gestern. Von Elinor keine Spur. Mein schlimmster Verdacht stellt sich als berechtigt heraus.“

„Du meinst, dass Edward mit ihnen verbündet ist?“

Frederik erzählte von Malcolms und Edwards Gang zu *Hestors Herrenbekleidung*. Seine Stimme war bedrückt.

„Da kaufen nur die vornehmsten Leute ein, Marie. Klar – immerhin sind sie Vater und Sohn. Wir können es ihm kaum übel nehmen. Der Vater taucht auf, ist plötzlich wieder lebendig und lockt den Jungen mit Träumen von einem Leben in Reichtum, von Kutschen, Samtwesten, Champagner bei jeder Mahlzeit und Dienern, die einem die Schuhe aus- und anziehen. Welcher Junge in dem Alter fällt nicht darauf rein? Erst recht nach so einer schrecklichen Kindheit?“

Marie setzte sich aufrecht hin und umklammerte mit den Armen ihre angezogenen Knie. „Es gibt einen Jungen in dieser Welt, der auf so einen Schwachsinn nicht hereinfällt, Frederik. Dieser Junge heißt Edward. Ich kenne ihn! Er ist anders. Er ist kein Kind der Welt, in der sein Vater lebt. Er ist ein Kind von Birch Heights.“

Ihre Stimme war tränenerstickt. „Entweder hast du etwas missverstanden, Frederik. Oder der Junge spielt den Männern etwas vor.“

„Vielleicht steckte er auch von Anfang an mit ihnen unter einer Decke. Wie finden wir heraus, was dort los ist?“

Marie streckte ihre Beine aus und schwang sie über die Kante auf der anderen Seite des Bettes. „Er steckt ganz gewiss nicht mit ihnen unter einer Decke und ich finde es heraus. Du hast gute Arbeit geleistet, Frederik, jetzt bin ich an der Reihe. Ich langweile mich zu Tode als die kranke Mrs Grayman, die ihre Tante besuchen soll, aber ihr Zimmer nie verlässt.“

Jake richtete sich auf und lehnte sich zurück. Er verschränkte seine Arme hinter dem Kopf und schaute Marie an. „Mrs Grayman legt sich gefälligst wieder hin und verlässt diesen Raum nur in Begleitung ihres Mannes. Was kannst du schon ausrichten, Marie? Wenn sie dich erwischen, ist unser Plan zu Ende. Und du auch.“

„Ich kann versuchen, mit Edward zu reden“, entgegnete Marie.

„Ach so. Du läufst auf ihn und seinen Vater zu, wenn sie das Haus wieder verlassen, und fragst ihn, wo Elinor ist und ob sie nicht mit nach Hause kommen wollen?“

„Ich habe nicht gesagt, dass es einfach wird, Frederik!“

„Nicht einfach? Es ist unmöglich, Marie!“

Sie lagen eine Weile, ohne zu reden – sie auf dem Bett, er auf der Couch.

„Lord Greenwold und Dickon müssen auch irgendwo hier sein“, sagte Frederik plötzlich. „Sie wissen nichts von *Blanche House* und setzen auf die Hilfe der Polizei. Wir müssen unsere Kräfte bündeln. Ich glaube, es ist an der Zeit, dass ich zum *Grünen Fass* gehe und Lord Jake und Dickon alles erzähle, was ich von dir weiß, und dass du am Leben bist und bei der Suche hilfst.“

Marie setzte sich wieder auf. „Nein, du erzählst ihnen gar nichts“, widersprach sie energisch. „Für Lord Jake bin ich eine Verräterin. Bis wir ihn überzeugt haben, dass ich keine Komplizin der Entführer war, und bis er seinen Schrecken überwunden hat, dass ich am Leben bin, verlieren wir wertvolle Zeit. Frederik, unsere Feinde sind gefährlich. Die Polizei hilft uns nicht. Der Leiter der Wache hier ist ein Kunde in *Blanche House*. Sobald er etwas wittert, wird Mr Creek informiert und Elinor in eine Kutsche verstaubt und nach Schottland gebracht. Oder Schlimmeres. Lord Jake darf nichts von *Blanche House* erfahren.“

„Marie, dein Urteil ist ungerecht“, gab Frederik zurück. „Lord Jake geht es um die Sicherheit seiner Tochter. Ich muss ihn aufsuchen. Dein Vertrauen in Edward ist bewundernswert, aber sei ehrlich. Es ist unwahrscheinlich, dass er uns unter diesen Umständen die Treue gehalten hat.“

Marie sank zurück auf ihr Kissen. Auch Frederik lehnte den Kopf an und starrte an die Decke. Alle Gedanken mündeten in einer Sackgasse, es hatte sich bisher nichts ergeben. Alles, was sie jetzt wussten, war, dass Edward mit seinem Vater in trauter Zweisamkeit durch die Stadt wanderte.

Die Möglichkeit, dass der Junge bestechlich sein könnte, war durchaus in Betracht zu ziehen. Vielleicht würde ein dreizehnjähriger Junge den Verlockungen seines Vaters tatsächlich nicht widerstehen können? Und wer wusste, mit welchen Lügen sie den Jungen verführt hatten?

Nicht, dass es Frederik und Marie an Ideen gefehlt hätte. Frederik hatte sich überlegt, sich als Freier auszugeben, der eine Dame besuchen wollte. Er würde sich dadurch Zugang zum Haus verschaffen und versuchen können, an Edward heranzukommen. Den Plan hatte Marie aber für zu gefährlich gehalten. Mr Creek kannte die meisten Freier, die ein und aus gingen, und er könnte Frederik wiedererkennen. In Birch Heights waren sie sich hin und wieder begegnet. Maries Idee, Köder zu spielen und die Männer aus dem Haus zu locken, damit Frederik hineingehen und Edward suchen konnte, hatte Frederik hingegen als zu gefährlich abgelehnt.

Frederiks Ton wurde nun sanfter. „Wir sind beide erschöpft und du gehst in Wirklichkeit in ein Krankenbett und nicht in einen Gasthof. Wir ruhen uns aus, danach denken wir weiter. Vielleicht fällt uns etwas ein, an das wir noch nicht gedacht haben.“

Marie versuchte zu schlafen. Es war noch Nachmittag, die Luft in ihrem Zimmer im Erdgeschoss war schwer und roch nach Staub und verfaulten Gemüseresten. Frederik hatte die Vorhänge zugezogen und ihr verboten, sie wieder zu öffnen. Er wollte nichts dem Zufall überlassen.

Frederik dachte an die Ironie des Schicksals. Vor wenigen Tagen hatte er Marie noch gebeten, seine Braut zu werden, und jetzt spielten sie Mann und Frau. Zwischen ihnen lag die Talsohle einer öffentlichen Schande, die den Rest von Maries Lebens beflecken würde. Noch während sie beide für sich ihren Gedanken nachhingen, glitt Frederik in einen unruhigen Schlaf.

Marie hörte, wie Frederik tief ein- und ausatmete. Sie versuchte mit aller Macht, wach zu bleiben, nickte jedoch bald ebenfalls ein.

Ein Klappern am Fenster holte sie schlagartig aus dem Schlaf. „Frederik?“ Es kam keine Antwort.

Maries Herz klopfte, während sie aus dem Bett stieg. Frederik lag nicht

mehr auf der Couch. Seine Jacke, die er über das Fußende der Couch geworfen hatte, war ebenfalls verschwunden. Auch seine Stiefel und seine Tasche fehlten. Auf Zehenspitzen schlich sie zum Fenster, zog den Vorhang vorsichtig zur Seite und blickte auf die Straße. Es war spät am Nachmittag. Einkäufer schlepten Tüten voller Gemüse und Obst, Kinder schrien, Hunde bellten. Ein Eimer lag auf der Seite und eine Ratte huschte vorbei. Das war wohl der Lärm gewesen.

Marie zögerte nicht lange. Sie kämmte ihre Haare und setzte ihre Haare auf den Kopf. Jede Müdigkeit war verflogen, ihre Gedanken waren klar und scharf. Offensichtlich hatte sich Frederik doch davongestohlen, um Lord Jake auf den Plan zu rufen, nachdem es für ihn klar geworden war, dass Edward sich mit ihren Feinden verbündet hatte. Marie konnte es ihm nicht übel nehmen.

Während sie ihre Stiefel anzog und ein Tuch um die Schulter warf, versuchte sie, sich selbst Mut zuzusprechen. Einen Vorteil hatte sie. Sie kannte jeden Winkel, jeden Eingang, jedes Fenster von *Blanche House*. Und zwar so gut, dass sie damals einen Weg gefunden hatte, zu flüchten. Wenn jemand das Haus unbemerkt betreten und Elinors Versteck finden konnte, dann sie. Sie musste mit ihrem Schicksal pokern und gegen alle Hoffnung hoffen, dass das Glück auf ihrer Seite wäre. Oder hing ihr Vorhaben gar nicht vom Glück ab?

Auf einen spontanen Impuls hin vergrub sie ihre Nase in dem weichen Stoff des Schultertuchs, das Mrs Earling ihr gegeben hatte. Erinnerungen an traute Gespräche auf der Gartenbank in der Frühlingssonne ließen ihre Augen feucht werden. Sie kniete sich neben das Bett. „Mrs Earling sagt, dass du hilfst, irgendwie, irgendwann, wenn wir dich darum bitten, lieber Gott“, betete sie. „Du hast mich in der Höhle vor dem Ertrinken gerettet. Jetzt laufe ich wieder in eine Falle hinein, aus der ich vielleicht nicht wieder herauskomme und in der ein Schicksal schlimmer als der Tod auf mich wartet. Bitte, schenk mir ein zweites Wunder.“

Sie erhob sich, verließ das Zimmer und murmelte weitere Gebete vor sich hin: Dass Frederik nicht zu bald zurückkommen würde, dass eine Reihe von wundersamen Zufällen sie direkt zu Elinor und Edward führen würde. Dass sie schnell herausfinden würde, ob Edward Elinor und ihre Familie wirklich im Stich gelassen hatte. Dass sie ihn umstimmen und um

seine Unterstützung anflehen könnte. „Und lieber Gott, wenn ich mein Leben verlieren muss, dann gebe ich es her. Aber nur im Tausch. Für das Leben der Kinder. Nimm mich, wenn du musst, aber schone die Kinder.“

Sie zog die Tür hinter sich zu und sagte dem Diensthofen, der im Eingang saß, er solle Mr Grayman bitte ausrichten, seine Frau wäre kurz an die Luft gegangen und würde in Bälde wiederkommen. Sie blickte in beide Richtungen, zog ihre Haube unter ihrem Kinn enger zusammen und lief schnellen Schrittes in Richtung *Blanche House*.

„Sieben Tage. Heute ist Sonntag“, flüsterte Edward Elinor zu. „Eine ganze Woche. Irgendwas müssen wir doch hören. Entweder kommt ein Brief an Mr Creeks geheime Adresse, in der die Bedingungen angenommen werden. Oder dein Vater findet uns.“ Er strich Elinors verschwitzte Haare aus ihrem Gesicht und fuhr mit seinem Finger über ihre zitternden Lippen. Er half ihr, sich aufzusetzen, legte zwei Kissen hinter ihren Rücken und drängte sie, die geschmierten Brote zu essen, die er auf einem Tablett mitgebracht hatte.

Elinor schob sie von sich. „Ich will nichts essen, Edward. Ich glaube, ich bin krank. Ich verbringe Stunden damit, die Wände und die Fliesen abzutasten, zu hoffen, dass die Zeit schneller vergeht, dass irgendeine gute Nachricht kommt. Meine Fantasie ist leergelaufen. Ich habe vergessen, wie Mutters Stimme sich anhört. Ich habe keine Bilder mehr im Kopf. Ich kann nicht mehr die Rosen im Park riechen. Ich sehe nur Augen und Ohren, die mich überwachen, so wie du in deinen Alpträumen. Und alles stinkt nach Zigarre.“

„Elinor, wir kommen hier raus. Ich muss nur einiges wagen. Bisher war ich sehr vorsichtig, ich wollte sicher gehen, dass mein Plan gelingt. Die Männer sind gereizt und verunsichert. Aber das könnte von Vorteil sein.“

Er blickte nach hinten. Mr Creek stand inzwischen an der Tür, zog an seiner Zigarre, blies ungeduldig Rauch in den Raum hinein und blickte auf die Uhr, die er aus seiner Hosentasche geholt hatte. „Edward, wir müssen wieder hochgehen. Ich habe zu tun. Mit jedem Besuch bleibst du länger. Es kann nicht so weitergehen.“

„Elinor, schrei los“, flüsterte Edward.

Sie brüllte aus voller Kehle los.

Damit war es um Mr Creek geschehen. „Diese Hexe bringt uns mit ihrem jämmerlichen Gekreische um den Verstand!“, schrie er. „Ich erwürge dich, wenn es so weitergeht, du kleine Wildkatze. Ich kann es nicht mehr hören!“

Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden und trampelte auf Elinors Couch zu. Edward warf sich dazwischen und ergriff seinen Arm. „Mr Creek, das können Sie nicht machen“, rief er. „Wenn Sie etwas Unüberlegtes machen, dann ziehen wir nur unnötig die Aufmerksamkeit auf uns. Beherrschen Sie sich.“

„Du wagst es, mir –“

„Sch, Mr Creek, kommen Sie, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen!“ Edward zog Mr Creek zurück zur Tür. Seine Stimme wurde leise und er blickte Mr Creek mit großen Augen an. „Mr Creek, gestern hat Elinor Andeutungen über versteckte Dokumente in Birch Heights gemacht. Nur Andeutungen. Sie vertraut sich mir immer mehr an. Ich könnte sie dazu bringen, Dinge zu offenbaren, die für uns wichtig sein werden und uns helfen, falls die Sache vor Gericht gebracht wird. Nur ein paar Stunden mit ihr, und ich habe sie auf unserer Seite. Ihr Gemüt ist weich wie Pudding in meinen Händen. Geben Sie mir mehr Zeit und Ruhe.“

Mr Creeks Gesicht erhellte sich. „Das kriegst du hin, mein Junge?“

„Ich bin zuversichtlich, Mr Creek. Sie gehen jetzt wieder hoch, zünden eine frische Zigarre an und ruhen sich aus. Sie sind angespannt und müde. Ich habe die Lage im Griff, versprochen. Schauen Sie, jetzt beruhigt sich Elinor wieder. Wir müssen sie bei der Stange halten, sonst sind all unsere Pläne zunichte.“

Er warf einen Blick über seine Schulter auf Elinor, die leise schniefend auf ihrer Pritsche lag. „Das einzige Hindernis ist die Angst, die sie vor Ihnen hat, Mr Creek. Ziehen Sie sich zurück. Sie können mir vertrauen. Geben Sie mir den Schlüssel. Ich schließe den Raum nachher ab und erzähle Ihnen unverzüglich von meinen Fortschritten. Nur ein paar Minuten. Sie merken doch jetzt schon, je weiter Sie sich von Elinor entfernen, desto ruhiger wird sie.“

„Na gut, mein Junge. Wenn du meinst, sie bald gezähmt zu haben.“

„Nur wenig braucht es noch, Mr Creek! Ganz gewiss!“ Mr Creek drückte Edwards Arm und verließ den Raum.

Edward hielt zitternd den Schlüssel in seiner Hand: Der Glücksfall, von dem er geträumt hatte. Wie betäubt stand er an der Tür. Er musste eine schnelle Entscheidung treffen! Entweder Elinor sofort an der Hand nehmen und sich mit ihr in die Flucht schlagen – zwei Treppen hoch, durch die Haustür, auf die Straße. Alles auf eine Karte setzen und hoffen, dass keiner sie sehen würde. Oder darauf hoffen, dass er den Schlüssel behalten durfte, und einen besseren Zeitpunkt abwarten. Nachts, zum Beispiel. Er rannte in den Raum zurück und kniete sich neben Elinor, die immer noch schniefte und jammerte. „Elinor, Mr Creek ist weg.“

Er schreckte auf, als er eine Stimme an der Tür hörte, die seinen Namen rief. War es Einbildung? Die Stimme kannte er. Er hörte sie noch einmal, dieses Mal lauter. „Edward, schnell, komm her!“

Er hatte plötzlich einen Kloß im Hals, sein Herz raste, er drehte sich um und rannte zur Tür. Ja, sie war es. Marie. Sie kauerte im dunklen Gang neben der Tür, zog ihn zu sich herunter und legte ihren Finger auf seinen Mund. „Sch Edward. Sag kein Wort!“

„Aber ich dachte ... ich meine ... mein Vater hat gesagt, dass du ... Bist du echt?“ Es war mehr ein Schluchzen als ein Reden.

„Sie denken, ich sei tot. Bin ich aber nicht. Edward, wir haben keine Sekunde zu verlieren.“

Edward warf seinen Kopf gegen ihre Brust und umklammerte sie mit beiden Armen. Seine Schultern bebten. „Marie, sie denken, ich bin auf ihrer Seite. Ich schauspielere um mein Leben. Wir halten es nicht länger aus. Elinor isst nichts und ist unberechenbar. Die Männer sind angespannt. Ich kann nicht länger in dieser Lüge weiterleben.“

„Ich habe dich vom Gang gehört, du machst das überzeugend, hast Mr Creek voll um deinen kleinen Finger gewickelt. Hättest sogar mich fast überzeugt, dass dein Verhalten kein Spiel ist. Du bist ein schlauer Kerl – und so tapfer. Gut gemacht, Edward! Ich bin so stolz auf dich!“

„Bald fliegt die Sache auf, Marie. Ich kann nicht mehr bei den Monstern sitzen und so tun, als ob ich alles wunderbar finde. Nimm uns gleich mit. Auf dem Weg, wie du reingekommen bist! Bitte! Mr Creek –“

Während er noch sprach, hörten sie Mr Creeks Schritte in der Ferne auf der Treppe über ihnen. Marie zog sich aus Edwards Griff, hielt ihn an beiden Armen fest und blickte ihm in die Augen.

„Hör genau zu, Edward. Ich habe keine Zeit, alles zweimal zu sagen. Du gehst zurück. Du sagst heute beim Abendessen beiläufig, dass du meinst, mich draußen auf der Straße gesehen zu haben. Fragst, ob die Herren sich sicher sind, dass ich tot bin. Ob sie wirklich meine Leiche gesehen haben.“

Sie flüsterte weitere Anweisungen in Edwards Ohr, obwohl Mr Creeks Tritte immer lauter wurden, bedeckte sein Gesicht mit Küssen und schob ihn von sich. „Sorg dafür, dass du den Schlüssel bei dir behältst. Und denk an den Ausgang hinter den Wäschekübeln. Dort, wo die Holzwagen stehen. Er wird um acht Uhr verriegelt. Ihr müsst also vorher draußen sein. Und dann zum *Grünen Fass*, so schnell ihr könnt. Dort ist dein Vater mit Dickon und Frederik. Falls sie unterwegs sind, versteckt ihr euch, bis sie kommen. Niemand darf euch sehen. Überall sind Ohren und Augen. Sie zeigte mit dem Finger in den Gang zur Waschküche, drückte Edward noch einmal fest an sich und zog sich leise in den Schatten zurück.

Als Mr Creek den Raum wieder betrat, saß Edward neben Elinor auf der Couch. „Dein Traumzimmer – ganz in Rosa, Elinor. Stell dir das vor. Das durftest du nie, als deine Eltern alles bestimmt haben. Mit dem neuen Herrn von Birch Heights wird alles anders. Du bekommst auch ein eigenes Pferd und musst nicht warten, bis du groß bist! Und eine eigene kleine Kutsche. Die anderen Mädchen werden so neidisch sein.“

Er blickte mit großen Augen hoch, als er Mr Creek vor sich sah. „Schauen Sie, Mr Creek, sie freut sich schon. Noch ein Versuch nach dem Abendessen, wenn ich ihr ihren Tee bringe, dann sind wir so weit. Sie hat versprochen, dass sie mit dem Schreien aufhört und Ihnen folgen wird wie ein Lamm.“

Er erhob sich, zog Mr Creek zurück zur Tür, streckte sich hoch und flüsterte Mr Creeks ins Ohr: „Jetzt kommt das Spannende, Mr Creek. Sie weiß, wo die Testamente versteckt sind! Das Testament, von dem Sie immer reden, das meinen Vater als nächsten männlichen Angehörigen zum Erben von Birch Heights erklärte, bevor das andere entdeckt wurde und Lady Charlotte Erbin wurde, wurde nie vernichtet! Wenn wir dieses Schriftstück in der Hand halten, ist der Rest ein Picknick. Wir verbrennen das andere und dann ist klar, auch vor dem Gesetz, wer im Recht ist, und unser Erbe kann nicht mehr angefochten werden!“

„Ich fasse es nicht, Junge. Du behältst den Schlüssel, kommst jetzt mit

und kehrst nach dem Essen zurück. Wir warten dann oben auf die Neuigkeiten, die du auskundschaften konntest, danach planen wir unser weiteres Vorgehen!“

„Meine Freude ist grenzenlos, Mr Creek, wie Sie sehen! Wir müssen Elinor nur noch ein kleines bisschen überzeugen und all ihre Geheimnisse liegen offen da. Sie müssen mir nicht danken. Sehen Sie es als kleine Wiedergutmachung an für die Mühe, die ich Sie früher gekostet habe!“

„Und du bist sicher, dass sie die Wahrheit erzählt?“

„Nichts sicherer als das. Ich erkenne es an den Kleinigkeiten, die in ihren Erzählungen vorkommen. Zum Beispiel, dass sie sich an die Farbe der Schubladen erinnert, in denen Lord Jake seine Wertsachen aufbewahrt, und an den zierlichen, kleinen Schlüssel, der in seinem Schreibtisch steckt. Alles haargenau und wahrheitstreu geschildert.“

Sie verließen die Zelle, und Edward schloss die Tür hinter sich ab. Beim Abendessen stocherte er nervös in seinem Fleisch. Hoffentlich würde es den Männern nicht auffallen, dass er keinen einzigen Bissen hinunterbrachte. Seine Hand war unsicher, als er sein Glas hob, sein Blick wanderte immer wieder zum Fenster. Als sein Vater und Mr Creek miteinander berieten, an welches Gericht sie sich wenden würden, wenn sie das Testament in Händen hatten, erhob sich Edward und schlenderte lässig zum Fenster. Er legte seine Hände auf den Fenstersims und blickte auf die Straße hinunter. Die Stimmen der Männer wurden lauter und intensiver, ihre Beratungen hatten in ein Wortgefecht gemündet.

Jetzt hielt Sir Malcolm jedoch mitten im Satz inne. „Was ...? Edward? Was ist mit dir?“

„Ich ... ich dachte, sie sei tot!“, schrie Edward, der mit dem Rücken zum Fenster stand, entsetzt auf. Er hoffte, dass sein Gesicht kreidebleich erschien – er hatte sich extra an die schlimmsten Grausamkeiten erinnert, die ihm einfielen.

Beide Männer warfen ihre Stühle nach hinten und sprangen zum Fenster. „Wer?“, fragte Mr Creek.

Edward drehte sich um und zeigte mit dem Finger auf die Straße. „Marie ... Oh, sie ist weg. Ich hätte schwören können, dass ich Marie ... Doch! Dort steht sie! Am Schaufenster! Das ist doch Marie, oder nicht?“

Sir Malcolm schob Edward zur Seite und starrte auf die Straße. Mr Creek

blickte über seine Schulter. „Unmöglich. Völlig unmöglich.“ Malcolm war ganz verstört. „Es ist bestimmt nur eine Frau, die ihr ähnlich sieht.“

Mr Creek schob ihn zur Seite. „Warten wir, bis sie sich umdreht. Von hinten ist sie Marie verblüffend ähnlich!“

Er wandte sich kurz zu Malcolm. „Malcolm, bist du sicher, über jeden Zweifel erhaben, dass die Frau tot war, als du die Bucht von Birch Height verlassen hast? Hast du ihre Leiche gesehen?“

Malcolms Antwort klang gereizt. „Für wie dumm hältst du mich? Es war, wie ich es dir berichtet habe. Sie watete durch das Wasser zur Fischerhöhle. Und dir brauche ich wohl nicht zu erzählen, wie gefährlich das steigende Hochwasser dort ist. Es überflutet jeden Winkel und jedes Loch in der verfluchten Höhle. Sie kann unmöglich lebendig herausgekommen sein.“

Die Frau am Schaufenster drehte sich um und schien einen kurzen Blick hoch zum Fenster zu werfen.

„Verflixt noch mal, Malcolm. Das ist Marie! Oder eine Zwillingsschwester – aber das wüssten wir doch, oder nicht? Es gibt nur einen Weg, um das herauszufinden. Wenn sie es wirklich ist und wir sie fangen, dann sorgen wir dafür, dass sie ihre damalige Flucht für den Rest ihres Lebens bitter bereut.“

Bis er den Satz zu Ende geredet hatte, war er schon im Flur und im Begriff, seine Jacke über seine Arme zu ziehen. Edward blieb am Fenster stehen. Er wartete, bis er die Schritte der Männer auf der Treppe hörte, winkte Marie zu und schlich aus dem Raum. Den Schlüssel hatte er immer noch in der Hand. Er vergewisserte sich, dass das Treppenhaus leer war, griff nach seinen Schuhen, die neben der Tür zur Wohnung standen, und rannte auf Zehenspitzen die Stufen hinunter.

Maries Herz schlug immer schneller, als sie Stimmen im Hauseingang von *Blanche House* hörte. Sie drehte sich zum Schaufenster hin, um den Anschein zu erwecken, dass sie die Männer nicht gesehen hatte. Die Stimmen kamen näher. Ihr Puls raste.

„Ja, sie ist es! Schnappen wir sie!“

Eilig hob sie ihren Rock vom Boden und rannte. Hauptsache weg. So weit wie möglich weg von *Blanche House*, so schnell sie nur konnte, so lange, wie ihr erschöpfter Körper noch Kräfte aufbringen konnte. Edward musste genug Zeit haben, Elinor aus dem Keller zu befreien und dann abzuhaufen – durch den Gang, in den Waschraum hinein und durch den Ausgang, durch den sonst nur die Holzwagen mit nasser Wäsche in den Hof gezogen wurden. Sie hoffte inständig, dass niemand die Tür vor acht Uhr abschließen würde.

Die Männer waren ihr dicht auf den Fersen. Dumm, dass die Straßen schon leer waren. Eine Jagd durch eine Menschenmenge wäre einfacher gewesen, hätte es ihr leichter gemacht, sich zu verstecken und zu entkommen, und hätte den Kindern mehr Zeit gegeben. Für einen Abend im Frühsommer waren die Straßen sogar für Londoner Verhältnisse trüb und grau. Die einbrechende Dämmerung würde sich bald in Dunkelheit verwandeln. Das war ihre Chance. Beim Rennen merkte sie, wie wenig sie sich von ihrem Abenteuer in der Höhle erholt hatte. Ihre Lungen rasselten bei jedem Atemzug, ihre Beine wollten ihr nicht mehr gehorchen.

„Hui! Schon wieder eine eurer süßen Dirnen entwischt?“ Es war der Laternenanzünder, der sich gerade an die Arbeit machen wollte, als die Männer beinahe mit ihm zusammenstießen.

„Pack sie!“, hörte sie Mr Creek brüllen.

Doch sie war schon an der Laterne vorbeigestolpert, rannte jetzt um eine Ecke herum und bog gleichzeitig in eine schmutzige, enge Gasse ein. Wenn sie Glück hatte, würde sie dort kurz Luft holen können. Die Männer verfluchten den Laternenanzünder, folgten ihr um die Ecke und an der Einmündung vorbei, in der sie kauerte. Ihr Atem kam in kurzen, schmerzhaften Stößen. Sie hielt ihre Hand an ihre Kehle und rang darum, die letzten Kraftreserven ihrer Seele und ihres Körpers noch einmal zu sammeln. Entkräftet sank sie jedoch zu Boden, lehnte sich gegen die Mauer und zog ihre Knie an die Brust. „Bitte, Gott, lass sie mich nicht sehen! Lass Edward und Elinor aus dem Haus sein. Gott, wenn es dich gibt, hilf uns, bitte!“, schluchzte sie leise.

Sie hörte wieder Männerstimmen. Der Laternenanzünder. Mr Creek und Sir Malcolm. Sie waren durch die hinteren Gassen auf die Hauptstraße zurückgekehrt.

„Sie ist uns entkommen!“, tobte Mr Creek. „Nur wegen dir, du elendes Rindvieh!“

„Dann ist sie wohl in eine andere Richtung geflüchtet. Vielleicht sage ich es euch, wenn ihr mir ein kleines Trinkgeld in die Tasche kippt!“, grinste der Laternenanzünder.

Marie erstarrte. Er konnte nicht gesehen haben, wie sie in die schmale Gasse abgebogen war, in der sie sich jetzt versteckte. Oder ahnte er es, weil er ihre Tritte nicht mehr gehört hatte? Vielleicht spielte er auch nur mit den Männern, um ihren Geldbeuteln etwas zu entlocken.

Sie drückte ihren Körper gegen die Mauer, bedeckte ihr Gesicht mit ihrer Haube und kniff die Augen fest zu. Die Männer stritten sich weiter, ein paar Münzen klimperten, die Schritte auf der Hauptstraße wurden leiser und alles war still. Hatte der Laternenanzünder ihre Feinde tatsächlich in die falsche Richtung geschickt? Marie atmete tief durch, wischte Tränen der Erleichterung mit ihrem Handrücken von den Wangen und hob langsam den Kopf. Sie stützte ihre Hand auf das Kopfsteinpflaster, auf dem sie kauerte, und erhob sich langsam, mit dem anderen Arm an die Mauer angelehnt. Auf einmal kam eine Stimme wie das Bellen eines Hundes aus der Dunkelheit hinter ihr.

„Jetzt haben wir dich!“ Es war Mr Creek. Er packte sie mit einer Hand an der Kehle, mit der anderen verdrehte er ihr den Arm auf den Rücken, sodass sie vor Schmerz aufschrie. Der Geruch von Zigarrenrauch, vermischt mit dem Gestank von Schweiß, stieg ihr in die Nase. Das Licht einer Laterne flackerte in der Nähe. Sie fühlte den warmen Atem der keuchenden Männer auf ihrem Gesicht. Ihr wurde übel. Verzweifelt versuchte sie, sich zu wehren, aber die Finger an ihrem Hals drückten immer stärker zu, je mehr sie sich wand.

„Strample weiter und ich erdrossle dich an Ort und Stelle, du hinterhältiges Luder“, zischte Mr Creek ihr ins Ohr. „Was für ein dunkler Zauber hat dich aus deinem wässrigen Grab befreit, in dem wir dich für alle Zeiten für beseitigt hielten?“

Er zerrte ihren Kopf nach hinten, während er sprach. Sie blickte direkt in seine zusammengekniffenen Augen, die im Licht der Laterne bitterböse funkelten. „Rede oder ich breche dir den Hals. Wie bist du da rausgekommen, du kleine Hexe?“

Das aufgedunsene, schweißgebadete Gesicht von Malcolm erschien hinter Mr Creek. Sein Atem roch nach Alkohol. „Warte, lass sie doch, Creek. Verdirb die kleine Ratte nicht. Ich will sie nach Hause bringen, sie baden, pudern und dann ein paar nette Stunden mit ihr verbringen. Du nicht? Das schöne Fest feiern, dem sie damals entkommen ist. Nachgeholt Vergnügen, sozusagen. Ach, waren die Kunden enttäuscht. Wir servieren sie wie Freiwild und fressen uns eine Nacht lang an ihr satt. Was hältst du davon?“

„Nein, nein“, presste Marie hustend hervor. „Alles, nur das nicht!“

Mr Creek lachte laut und spuckte ihr als Antwort ins Gesicht. „Keine Sorge, morgen früh räumen wir mit einem kurzen, harmlosen Schuss ins Genick alles auf, was hinterher von dir übrig bleibt!“

„Oder will die kleine Hure lieber erst später verrecken?“, fragte er. „Sich vorher von den Kindern verabschieden? Beobachten, wie gut Edward sich als zukünftiger Thronfolger von Birch Heights aufführt? Und wie schnell Lady Elinor begriffen hat, dass ihre Eltern gierige Betrüger sind, die nur durch Intrige und Diebstahl zu ihrem Reichtum gekommen sind? Vielleicht hast du Lust, mit uns nach Birch Heights zurückzukehren und weiterhin als Kindermädchen für Edward und Elinor zu arbeiten, was? Mit Lord Malcolm Forsythe-Drake und Mr Creek als deinen Meistern, wie in guten alten Zeiten?“

Marie wand sich und versuchte mit aller Kraft, sich von dem Griff ihrer Verfolger freizustrampeln. Je mehr sie sich wehrte und die Männer in Atem hielt, desto mehr Zeit hatten Edward und Elinor, zum *Grünen Fass* zu kommen – falls sie nicht von Charles oder Bill schon im Haus aufgehalten worden waren. Diese Gasse hier konnte nicht mehr als drei Straßen von *Blanche House* entfernt sein. Die Männer hatten sie viel zu schnell eingeholt. Sie musste versuchen, das Ganze hinauszuzögern.

Sie hielt inne. „Elinor darf nichts mitbekommen, Mr Creek! Es bricht ihr das Herz!“

Mr Creek griff einen ihrer Arme, Malcolm den anderen. „Ha! Der Kleinen geht es gut, liebe Marie! Sie freut sich mit uns, dass wir bald Birch Heights zurückerobern werden!“

„Nein, das kann nicht sein! Ihr lügt!“

Die Männer lachten laut.

Flieh, Edward, flieh. Inzwischen seid ihr hoffentlich draußen, dachte Marie. Ich lass die Monster mit ihrer Beute spielen, ich lass sie ihre Schadenfreude genießen, solange ich kann.

Mr Creek zerrte Maries Kopf wieder nach hinten und starrte ihr direkt in die Augen. „Und jetzt erzählst du uns an Ort und Stelle, wer dich aus den Fluten herausgefischt hat, wie du nach London gekommen bist, was du hier vorgehabt hast, warum du dich in der Nähe von *Blanche House* aufhältst und vor allem, mit wem du hier verkehrst. Raus damit!“

„Ich ... ich bin allein gekommen. Ich wollte schauen, ob die Kinder in *Blanche House* sind. Lord Jake weiß nichts davon, ehrlich. Er denkt, ich wäre mit euch verbündet. Das habt ihr ihm doch geschrieben.“

„Das ist nicht alles, Frau“, bohrte Mr Creek weiter. „Die Fluten – irgendjemand hat dir geholfen. Wer?“ Er ließ ihren Kopf los und drehte erneut ihren Arm auf den Rücken, sodass sie wieder vor Schmerz stöhnte.

„Keiner! Das ist die Wahrheit!“, rief sie. „Hinten in der Fischerhöhle ist eine Öffnung. Frisch durchgeschlagen. Ich bin darauf gestoßen, als ich am Fels nach oben geklettert bin, um den Fluten zu entgehen.“

Mr Creek schüttelte sie und verstärkte noch seinen Griff. „Und dann? So schnell nach London?“

„Ich konnte mit jemandem mitreiten. Das ist wahr, ich schwöre es! Dann kam ich zu *Blanche House* und Sie haben mich gesehen. Den Rest kennen Sie. Mr Creek, Sie haben mir damals versprochen, mich in Ruhe zu lassen. Lassen Sie mich gehen. Sie haben die Kinder in Ihrer Gewalt. Sie haben sie auf Ihrer Seite. Was wollen Sie mehr? Was brauchen Sie mich noch? Ich bin verbraucht und krank. Ich bringe Ihnen nichts mehr.“

Als Antwort zogen die Männer sie aus der Einmündung in die Gasse hinaus und zerrten sie in die Richtung von *Blanche House*. Ein dichter Nebel hüllte Häuser und Straßen in ein graues, undurchdringliches Dunkel. Die Lichter der Straßenlaternen hingen wie schwache, neblige Kugeln in der Luft über ihren Köpfen und warfen wenig Licht auf die Straße. Streunende Kater stritten sich irgendwo in der Nähe. Ein alter Mann hustete in einem Hauseingang, ein Säugling schrie hinter einem halb offenen Fenster.

„Wir brauchen dich zu genau den Zwecken, zu denen wir dich schon immer gebraucht haben“, höhnte Sir Malcolm. „Ob hier oder bald in *Birch Heights*. Du lieber Himmel, wie ich dich vermisst habe!“

Marie spürte, wie die Kraft aus ihren Beinen wich. Vor ihren Augen wurde alles dunkel. Nur der Griff der Männer hielt sie aufrecht.

„Verflixt noch mal! Auch das noch. Du nimmst ihre Beine, ich stütze den Oberkörper.“ Das waren die letzten Worte, die Marie hörte, bevor sie das Bewusstsein verlor.

Kapitel 17

Lord Jake Greenwold saß nach vorne gebeugt auf der Kante eines Sessels in seinem Zimmer im *Grünen Fass* und stützte sein Kinn mit den Händen. „Willst du mir erzählen, Frederik, dass du dich entgegen meinen Anweisungen nach London aufgemacht hast, nur um mir zu sagen, dass der Junge, dem wir das Leben gerettet haben, unser ureigener Edward ist und ein Verbündeter seines niederträchtigen Vaters? Wahrscheinlich war auch das Teil des ursprünglichen Plans. Und es hilft uns nicht weiter.“

Er stand auf und holte seine Jacke von einem Haken neben der Tür. „Das Geringste, Frederik, was du jetzt als Wiedergutmachung tun kannst, ist, mir das Haus zu zeigen, in dem Elinor gefangen gehalten wird.“

„Das werde ich nicht, Sir. Auf keinen Fall gehen Sie dorthin. Wenn man Sie dort erkennt, stehen unsere Chancen noch schlechter, Elinor jemals wiederzusehen!“

„Meinst du, ich sitze hier und drehe Däumchen, während meine Tochter von gefährlichen Verbrechern in einem Bordell festgehalten wird, Frederik? Für wie unmenschlich hältst du mich?“

„Lord Greenwold, wenn die Männer auch nur den leisesten Verdacht hegen, dass sie beobachtet werden, ist Elinor in Lebensgefahr. Dass Sie in *Hoddington Place* waren, war schon ein Fehler. Damit haben Sie unseren Feinden verraten, dass Sie in London eingetroffen sind. Bitte halten Sie sich versteckt. Diese Leute stecken alle unter einer Decke. Kunden von Mr Creeks Lustgeschäften. Wir sitzen in einem verbrecherischen Sünden-

pfuhl, vielleicht sogar in einer Falle. Sie müssen sich im Griff haben, Sir. Dickon soll nicht mehr auf die Straße gehen. Bitte prägen Sie es ihm ein.“

„Das war also der Sinn deiner Reise nach London, Frederik. Mir das zu sagen, was ich schon weiß: dass wir uns von ruchlosen Schurken, angefangen bei Marie, über den Tisch haben ziehen lassen und dass ich zwischen meinem Anwesen und meiner Tochter entscheiden muss? Und dass du weißt, wo meine Tochter festgehalten wird, es mir aber nicht verraten willst? Kannst du nicht verstehen, dass ich da zornig bin?“

„Ich wollte bei Ihnen sein, Sir, falls Sie mich brauchen. Wir sind ... ich meine, *ich* bin im *Adlerhof* untergebracht, falls Sie mich suchen. Wenn mir ein Einfall kommt oder neue Erkenntnisse, wie wir weiter verfahren können, werde ich Sie benachrichtigen.“ Er beschloss, Lord Greenwold nichts über Marie zu verraten. In dieser finsternen Stimmung war sein Herr unberechenbar. Vielleicht war es doch nicht klug gewesen, ihn aufzusuchen.

„Du redest frech und unverschämt für jemanden, der im Dienst steht, Frederik.“

„Es geht um Leben und Tod, Mylord. Zeit für Nettigkeiten und Entschuldigungen gibt es später. Hoffentlich.“

Jake ließ sich wieder in seinen Sessel fallen. „Und wenn wir an der Tür von diesem Bordell erscheinen und versuchen, mit Mr Creek und Sir Malcolm zu reden, zu verhandeln, oder ihnen gar eine interessante Geldsumme anbieten als Tausch für Elinor?“

Frederik schüttelte den Kopf. „Bloß nicht. Alles, was wir anbieten, gibt ihnen nur recht, Mylord. Sie wissen doch so gut wie wir, dass sie alle Karten in der Hand haben. Beim geringsten Widerstand werden sie drohen, Elinor Schaden zuzufügen. Wir müssen uns eingestehen, dass wir am kürzeren Hebel sitzen – umso mehr kommt es darauf an, dass wir keinen Fehler machen!“ Frederik lief hin und her, die Hände in den Hosentaschen.

„Dann suchen wir andernorts Hilfe, Frederik. Wir reiten morgen nach Marlborough und suchen die dortige Polizei auf. Wir erzählen ihnen die ganze Geschichte.“

Frederik seufzte. Er ging zum Fenster, blickte hinaus und drehte sich wieder zu Jake hin. „Wer weiß, ob sie nicht auch an den dunklen Geschäften beteiligt sind?“, fragte er. „Das Verbrechenertum in diesem verfluchten

Teil von London ist wie ein Geschwür, das sich immer weiter ausbreitet. Bis wir herausgefunden haben, wem wir vertrauen können und wer die Möglichkeit hätte, das Gebäude zu stürmen und Elinor herauszuholen –“

„Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, Frederik, Sie haben recht. Dickon ist tagaus, tagein unterwegs, fragend, beobachtend. Bisher war seine Mühe vergeblich und wenn du recht hast, dann machen wir dadurch nur auf uns aufmerksam.“

Frederik setzte seine Mütze auf den Kopf. „Ich mache mich auf den Weg, Sir. Sie wissen, wo ich zu finden bin. Oder soll ich warten, bis Dickon wieder da ist?“

Jake schüttelte den Kopf. Er legte seine Hände auf die Sessellehnen und trommelte mit den Fingern auf dem Stoff. Sein Ton wurde milder. „Das bringt uns auch nicht weiter, Frederik. Nichts bringt uns weiter. Ich bin dir trotzdem zu Dank verpflichtet, dass du gekommen bist – wenn auch gegen meinen ausdrücklichen Wunsch. Ich lasse dir ausrichten, wenn Dickon etwas Bedeutendes zu melden hat und wir deine Hilfe brauchen.“

„Gut, mein Herr.“

Frederik verneigte sich und verließ den Raum. Lord Greenwold hatte ihn zu seiner Erleichterung nicht gefragt, woher er wusste, wo das Bordell lag. Vielleicht war Marie etwas Neues eingefallen, während sie sich ausgeruht hatte.

Als Frederik das *Grüne Fass* verließ, war es schon dunkel. Er bog nach rechts ab, um zum *Adlerhof* zurückzukehren. Plötzlich eilten ihm zwei Gestalten entgegen, eine große und eine kleinere. Sie liefen schnell und mit gebeugtem Kopf und wären fast mit ihm zusammengestoßen, wenn er nicht schnell zur Seite gesprungen wäre.

„Dickon?“, fragte er, als er einen Blick auf das Gesicht der großen Person erhaschte.

„Frederik, um Gottes willen, was machst du denn hier?“

„Das Gleiche wie du vermutlich. Was zum ...?“ Erst jetzt sah er, dass Dickon ein Mädchen auf dem Arm trug. Gleichzeitig schob die kleinere Gestalt neben ihm ihre Mütze nach hinten und blickte hoch.

Frederik schlug sich die Hand auf den Mund und blickte von einem zum anderen. „Eddy! Elinor! Das kann doch nicht wahr sein! Dickon, du hast sie gefunden!“

Dickon riss sich gleich wieder aus Frederiks Umarmung los. „Sie haben mich gefunden, Frederik. Keine Zeit für Erklärungen. Wir müssen uns so schnell wie möglich aus dem Staub machen, du auch. Die ganze Hölle tobt, wenn die Männer herausfinden, dass die Kinder fort sind.“

„Braucht die Kleine einen Arzt?“

„Nein, sie ist nur erschöpft. Sie lebt sicher wieder auf, wenn sie ihren Vater sieht. Ich richte Kutsche und Pferde und du kommst gleich mit.“

„Nein, macht, dass ihr wegkommt. Ich hole mein Pferd vom *Adlerhof* und reite euch nach!“ Frederik wollte sich schon umwenden, da griff Eddy nach seinem Arm.

„Warte Frederik, du musst Marie helfen. Schnell. Und ich bin übrigens in Wirklichkeit Edward, der richtige Edward, aber keine Zeit jetzt dafür. Die Männer haben Marie auf der Straße gesehen und sind hinter ihr her. Sie hat sich durch die Wäschetür in den Waschraum hineingeschlichen und mir gezeigt, wie man da rauskommen kann. Dann hat sie die Männer weggelockt, damit wir freie Bahn hatten und das Haus verlassen konnten, aber ich habe Angst, dass sie sie eingeholt und gefangen genommen haben und nun etwas Schreckliches mit ihr machen. Sie hat gesagt, wir sollen zum *Grünen Fass* laufen – da seist du.“

Frederik drückte Edward an sich und schob ihn Dickon hinterher. „Ich bin schon unterwegs. Schau du nach Elinor. Ich sende sobald wie möglich eine Nachricht.“

Edward rannte noch mal zurück und drückte Frederik etwas in die Hand. „Das ist der Schlüssel zur Zelle, unten bei den Waschräumen, falls Marie dort gefangen ist.“

Und schon war er wieder weg. Frederik rannte atemlos zum *Adlerhof* zurück. Er versuchte, die Bedeutung seiner kurzen Begegnung mit Edward zu begreifen. Die Kinder waren in Sicherheit. Edward war unschuldig. Und Marie in höchster Gefahr! Die Freude über die Kinder wurde von einer aufsteigenden Panik überrollt.

Er hätte es wissen müssen! Natürlich würde Marie *Blanche House* aufsuchen, sobald er nicht mehr da war, um sie aufzuhalten. Sie wusste, dass er sie nie dort hätte hingehen lassen. Typisch Marie – sich als Köder anzubieten, damit die Kinder abhauen konnten. Dieser Teil des Plans war ihr gelungen. Aber zu welchem Preis? Jetzt war er an der Reihe, alles auf eine

Karte zu setzen. In ihrem schwachen Zustand hatte sie nicht die geringste Chance, eine Jagd durch *Whitechapel* zu überstehen. Trotzdem hoffte er mit jeder Faser seines Wesens, sie heil und sicher in ihrem Bett im Gasthof zu finden.

„Ihre Frau wollte kurz an die Luft, Sir, sie ist noch nicht zurück, ist schon eine Weile fort“, begrüßte ihn der Hausdiener. „Die kranke Tante macht ihr wohl etwas zu schaffen, Sir. Vielleicht ist sie dorthin gegangen.“

„Danke, Sam“, antwortete Frederik. „Ich gehe und schaue, wo sie geblieben ist.“

Die Straßen waren ruhig. Rufe von Kindern und Streitgespräche von Erwachsenen erklangen aus den oberen Fenstern. Ein lautes Lachen und Grölen war zu hören, als die Tür einer Kneipe kurz aufging. Ein Liebespaar, das am Gehweg entlangschlenderte, kicherte laut.

Frederik erreichte die Haustür von Blanche House. Oben brannte Licht. Männerstimmen, das Klirren von Gläsern und lautes Gelächter ertönten durch das offene Fenster. Falls fieberhafte Suchaktionen nach Marie oder den Kindern im Gange waren, dann war dem Haus von außen nichts davon anzumerken. Vielleicht war Marie doch davongekommen. Ein Mann kam herausgestolpert und eilte an Frederik vorbei.

Frederik hatte sich alles in Erinnerung gerufen, was Marie ihm über das Bordell erzählt hatte. Seine Idee, sich als Kunde Zugang zu verschaffen, hatten sie ausführlich durchgesprochen, bevor sie den Plan wieder aufgegeben hatten. Er sollte hineingehen, zuversichtlich und gelassen auf Bill zuschlendern und sich als entspannter und galanter Mann der Großstadt geben. Am besten als Durchreisender, das würde seine abgenützte Kleidung erklären. Dieser Teil wäre einfach. Bill konnte ihn nicht kennen. Falls Mr Creek erscheinen würde, würde Frederik seine Mütze über die Augen ziehen, ein bisschen mit Bill plaudern, ein paar anrühige Späßchen machen, Wünsche äußern, je nach Dame und Sonderforderungen mehr oder weniger bezahlen – natürlich im Voraus. Danach würde Bill den Besucher zum Zimmer führen, in dem die ausgewählte Dame wartete.

Frederik holte tief Luft und ging ins Haus.

„Gute Stimmung hier, was?“, sagte er, als er Bill an seinem Tisch sah.

„Es gibt viel zu feiern“, grinste Bill, der eine Schreibfeder in der Hand hielt und eine Liste mit Zahlen ausfüllte. „Eine Bewohnerin des Hauses ist

zurückgekehrt, die wir für verschollen gehalten haben. Die Herren lassen sie hochleben und der Sekt fließt. Alle Besucher sind nach oben eingeladen, um ein paar Gläschen gute Laune in den Hals zu kippen, bevor das Vergnügen beginnt.“

Frederik drehte sich wieder zur Tür hin, als ob er gehen wollte. „Das bedeutet vermutlich keine Kundschaft heute Abend?“

Bill erhob sich und fuchtelte mit den Händen. „Nein, Sir, bleiben Sie nur. Die Damen sind, wie immer, in ihren Einzelräumen. Wer soll es heute sein?“

Frederik lehnte sich über den Empfangstisch und senkte seine Stimme. „Leider habe ich es eilig. Meine Gattin bleibt nicht ewig bei der Tante.“

„Verstehe, Sir. Deshalb wirken Sie so aufgeregt.“

Frederik warf einen Blick um sich und sprach im Flüsterton weiter. „Eine feine Dame namens Marie. Jeder redet von ihr. Bildhübsch, weich, gefügig.“

Bill legte seine Feder hin und blickte hoch. „Oh, die ist leider nicht verfügbar heute. Aber Moment, ich frage oben nach. Wie viel können Sie denn lockermachen?“

Frederik grub in seiner Hosentasche und holte ein Bündel Scheine heraus. „Alles, was Sie wollen“, bot Frederik an. „Seit Wochen träume ich von der Frau. Ich muss sie haben.“

Bills Augen wurden groß und augenblicklich eilte er die Treppe hinauf.

Frederik hielt den Atem an. Seine Hände schwitzten, er grub seine Fingernägel in die Handflächen und versuchte, ruhig zu bleiben. Hatte er einen Fehler gemacht? So viel Geld anzubieten, konnte misstrauisch machen. Wenn Mr Creek mit Bill zusammen zurückkäme, dann wäre das das Ende. Die Minuten fühlten sich wie eine Ewigkeit an. Die Glocke von St.-Pauls schlug in der Ferne. Neun Mal. Schon so spät!

Sein Blick fiel auf einen Papierbogen, der auf dem Tisch neben Bills Tintenfass lag. Er vergewisserte sich, dass er immer noch alleine war, und zog das Papier näher an den Rand des Tisches, wo er besser lesen konnte.

Sagen Sie C. und M., sie sollen nicht in die Zelle kommen.

Ich bleibe heute Nacht bei El. Sie erzählt unglaubliche Dinge.

Mehr morgen früh. Ed.

Er kam nicht umhin, über Edwards List zu schmunzeln. Wie konnte er jemals an der Treue des Jungen gezweifelt haben? Eines stand fest: Die Abwesenheit der Kinder war noch nicht bemerkt worden. *Blanche House* war nicht in heller Aufregung. Das erklärte die Sorglosigkeit und Feierstimmung, die vorherrschten. Frederiks Gedanken wurden durch Schritte auf der Treppe unterbrochen. Bill grinste von einem Ohr zum anderen.

„Nur zu, Sir. Mr Creek schickt freundliche Grüße. Unsere wertete Dame ist das Geld wert, sage ich Ihnen. Sobald Sie die Tür hinter sich geschlossen haben, haben Sie freie Hand für die ganze Nacht. Nur seien Sie nicht enttäuscht, wenn die Dirne nicht in Form ist – sie war in letzter Zeit ein wenig unpässlich. Aber andererseits sind diese Frauen manchmal einfacher zu handhaben, wenn sie geschwächt sind.“

Bills Augen waren gierig auf das Geldbündel gerichtet.

„Wie viel wollen Sie für sie?“, fragte Frederik. „Wenn ich sie eine ganze Nacht habe, dann riskiere ich die Wut meiner Gattin und muss ein paar saftige Lügen erfinden. Ich biete Ihnen fünfzig Pfund an, zwanzig davon als Provision für Ihre ausgezeichnete Vermittlungsarbeit. Ich möchte aber mit der Dame in Ruhe gelassen werden.“

Bills Augen waren weit aufgerissen. „Solche Kunden bedienen wir gerne“, sagte er fröhlich. „Für den Preis bekommen Sie auch einen exklusiven Sekt, eine Zigarrenkiste, wenn Sie wollen, und Frühstück ans Bett ...“

Frederik winkte mit der Hand. „Nichts von alledem. Die Dame genügt mir. Und Ihre Diskretion bitte, Bill.“

Bill konnte seine Freude kaum in Zaum halten. Mit schmeichlerischen Handbewegungen führte er Frederik an der Treppe vorbei und den Gang im Erdgeschoss entlang.

„Da kann ich mir bald ein eigenes Pferd leisten“, murmelte er vor sich hin. „Mit Gespann. Noch ein bisschen sparen, dann einen Hof draußen, und dann Tiere und Getreide verkaufen. Ich kann es kaum fassen. Es ist in der Tat ein guter Tag heute!“

Er hielt an, nahm einen Schlüsselbund in die Hand, der an seinem Gürtel hing, und durchsuchte ihn mit zitternden Händen. „Nummer zwölf. Und schon haben wir ihn.“

„Ich vermute, ich darf den Schlüssel für die Nacht behalten und morgen früh wieder abgeben?“

„Selbstverständlich, Sir! Unsere Kunden aus vornehmen Kreisen genießen besondere Rechte.“

„Das heißt, ich darf auch, wenn ich es für nötig halte, während der Nacht an die frische Luft?“

„Alles in absoluter Diskretion, Sir. Auch dafür bekommen Sie Ihren eigenen Schlüssel. Das heißt, Sie haben zwei Schlüssel. Der Seiteneingang liegt am Ende des Gangs. Dort können Sie hinaus, ohne gesehen zu werden. Wir legen viel Wert auf Diskretion, wie gesagt. Deshalb kommen unsere Kunden immer wieder gern zurück, Sir!“

Frederik drehte den Schlüssel im Schlüsselloch und öffnete die Tür. Das fade Licht einer Kerze leuchtete im Zimmer. Er drehte sich zu seinem Begleiter um. „Mit mir können Sie rechnen, Bill!“, sagte er. „Warten Sie aber kurz. Ich will nur sichergehen, dass es auch die richtige Dame ist.“

Er steckte seinen Kopf ins Zimmer, winkte Bill dann zu, dass er ihn alleine lassen konnte, und ging hinein.

„So, Mrs Grayman“, sagte er einige Minuten später, „leider habe ich nur noch einen letzten Schluck Schnaps, um dich wiederzubeleben. Und ich hoffe beim lieben Gott, dass es das letzte Mal ist. Du musst schnell auf die Beine kommen, damit wir dich hier herausholen.“ Frederik saß an Maries Bett, stützte sie mit seinem Arm und hielt das Fläschchen an ihren Mund.

„Frederik, ich bin immer noch sprachlos“, flüsterte sie. Ihre Stimme war schwach und heiser. „Es war so schrecklich.“

„Sch. Noch sind wir nicht raus. Du versuchst jetzt, stark genug zu sein, um mit mir zusammen diesen abscheulichen Raum zu verlassen, danach sehen wir weiter.“

„Nicht zu laut, Frederik. Manchmal horchen sie an der Tür.“

Marie versuchte hustend, die Flüssigkeit zu schlucken. Frederik blickte sich um. Alles war aus rotem Stoff, so wie in den Gängen draußen. An den Wänden hingen Masken – grinsende Männergesichter starrten auf ihn herunter. Er erschauderte. Auf einem kleinen Tisch an der gegenüberliegenden Wand stand eine Büste, ein Frauenkopf mit leeren Augenhöhlen, einem schmalen Hals und entblößten Brüsten.

„Wie bist du hier reingekommen?“, fragte Marie. Ihre Stimme war nach dem Schnaps schon fester.

„Ich habe dich gekauft“, antwortete Frederik mit einem Zwinkern und erhob sich, um ihr Schultertuch zu holen, das über einer Stuhllehne neben dem Tisch hing. Marie richtete sich auf, zuckte aber zusammen, als sie versuchte, ihre Beine zu bewegen.

„Ich muss mich verletzt haben“, flüsterte sie.

„Dann trage ich dich“, bot Frederik an. „Was an dir ist *nicht* verletzt nach all deinen Abenteuern der vergangenen Tage?“ Er schloss die Tür leise auf und blickte den Gang auf und ab. Niemand war zu sehen oder zu hören.

Rasch kehrte er ins Zimmer zurück, legte das Tuch über Maries Schulter, schob beide Arme unter ihren Rücken und hob sie hoch.

Er erschrak kurz, als er Fußstritte im Gang hörte. Hoffentlich nicht Bill – oder noch schlimmer: Mr Creek, der sich nach dem Wohlergehen seines geldschweren Kunden erkundigen wollte.

Einige Sekunden später atmete er wieder auf. Es war nur eine der Damen, die hier arbeiteten und sorglos an Maries Zimmer vorbeischlenderte.

„Nichts wie weg aus dieser Kloake, Marie“, drängte Frederik.

„Setz mich vorsichtig auf den Boden“, antwortete Marie. „Ich will versuchen zu laufen.“ Sie unterdrückte einen Schrei, als ihre Füße den Boden berührten. Auf einem Fuß konnte sie aber ohne Schmerzen stehen. Mit Frederiks Hilfe hinkte sie den Gang entlang, bis sie die Seitentür erreichten. Es war ihre zweite wundersame Flucht innerhalb von drei Tagen. Wieder atmete sie die frische Nachtluft ein, wieder flüsterte sie ein Dankgebet, wieder staunte sie, dass sie vor einem qualvollen Schicksal verschont geblieben war.

„Und jetzt?“, fragte sie.

„Wir packen unsere Sachen und lösen uns in Luft auf“, antwortete Frederik. „Nur eine Sache noch.“

Er schloss die Tür zum Seiteneingang, den sie gerade verlassen hatten, holte den Schlüssel, den Edward ihm gegeben hatte, aus seiner Hosentasche, schloss von außen ab und legte den Schlüssel zusammen mit den anderen Schlüsseln auf die Fliesen. Danach zog er die Tür leise zu.

„Jetzt kann uns keiner so schnell folgen. Und wir wollen ja nicht des Diebstahls bezichtigt werden.“ Zum ersten Mal seit Stunden zeigte sein Gesicht ein Lächeln.

Ein dumpfes Schweigen hing über Haus und Dorf in Birch Heights. Die Postkutsche aus London hatte nach einer Woche qualvollen Wartens die Nachricht überbracht, dass die Männer angekommen seien, von den Kindern fehle jedoch noch jede Spur, ebenso von ihren Entführern. Im Stadtteil von *Whitechapel* würden Fragen nur mit einem verwirrten, manchmal feindlichen Kopfschütteln beantwortet. Keiner wüsste über Mr Creeks gegenwärtigen Verbleib Bescheid. Sir Malcolm Forsythe-Drake gelte schon lange als tot und begraben.

Onkel Theodor wich nicht von Charlottes Seite. An Schlaf war nicht zu denken. Wie oft war sie diejenige gewesen, die vom Schicksal getroffenen Dorfbewohnern in ihrer Not zur Seite gestanden und tröstliche Worte für sie gefunden hatte – und nun war sie selbst diejenige, die Zuspruch brauchte.

Sie kramte in ihrem Gedächtnis. Was hatte sie gerade vorletzte Woche zur jungen Anna gesagt, die ihren Säuglinge verloren hatte? „Anna, deine Gefühle treiben gerade auf stürmischen Meereswogen, ohne Hoffnung, ohne irgendeinen Halt. Aber glaub mir, meine Liebe, der Morgen wird wiederkommen. Es wird vorbeigehen. Irgendwie, irgendwann. Wir kennen doch unseren Gott, nicht wahr? Wir wissen, dass er uns manches zumutet, uns aber nie alleinlässt. Wir haben Überzeugungen, liebe Anna, feste Fundamente, die auch im Sturm da sind, selbst wenn wir sie nicht fühlen.“

Irgendwann gegen Ende dieser Woche des endlosen Wartens hörte sie auf, wie bisher nachts vor und zurück in ihrem Schaukelstuhl neben ihrem Bett zu wippen. Eine offene Bibel lag auf ihrem Nachtschichen. Noch nie hatte sie so viel darin gelesen, ihren eigenen Kummer, nagende Sorge und tiefe Trauer in den Seiten dieses Buches wiedergefunden und Hoffnung geschöpft. Nur wenn sie ein Geräusch auf den Kieselsteinen in der Einfahrt zum Haus hörte, sprang sie auf und rannte zur großen Tür hinaus, um dann mit hängendem Kopf wieder zurückzukehren, wenn es nur ein Gärtner mit seinem Schubkarren gewesen war. Oder eine Frau vom Dorf, die Franny und Harriet in der Küche helfen sollte.

Wo auch immer sich Charlotte aufhielt oder was sie auch machte,

drückte sie Elinors Puppe an ihr Herz oder an ihr Gesicht. Manchmal meinte sie, Elinors Lachen aus der Ferne zu hören. Dann rannte sie in die Richtung, aus der die Stimme zu kommen schien, und schluchzte, bis sie keine Tränen mehr hatte, wenn sie Elinor dort nicht fand.

Franny und Theodor versuchten, sie zu überreden, Nahrung zu sich zu nehmen. Harriet bereitete ihre Lieblingsgerichte zu und Franny wurde nicht müde, mit einem Tablett in der Hand an ihre Tür zu klopfen. Mit den Worten „Wenigstens für den Säugling, Mylady“ versuchte sie, Charlotte dazu zu bringen, eine Gabel oder einen Löffel in die Hand zu nehmen.

„Danke, Franny, aber jeder Biss bleibt mir im Hals stecken. Ich trinke lieber einen Tee.“

So kehrte Franny unverrichteter Dinge in die Küche zurück. Charlotte hörte sie mehrmals am Tag lautstark über Marie schimpfen.

Nun waren neun lange Tage vergangen, seit Lord Greenwold und Dickon überstürzt von Birch Heights aufgebrochen waren. Am zehnten Tag wurde Charlotte ruhiger. Abends setzte sie sich auf ihre Fensterbank und nahm zum ersten Mal seit Tagen ihr Stickbild aus dem Korb zu ihren Füßen. Onkel Theodor saß in einem der Sessel und hatte seine Pfeife aus seiner Tasche geholt.

„Hast du etwas dagegen, wenn ich rauche, oder soll ich lieber rausgehen?“

„Nein, bleib hier. Du kannst so viel Rauch in die Luft blasen, wie du willst. Der Geruch von deiner Pfeife hat etwas Tröstliches, Onkel Theodor.“

Sie saßen eine Weile ohne Worte. Er zog langsam an seiner Pfeife, sie stickte mit schwarzem Garn die Regenwolken am Rande ihres Bildes.

Plötzlich nahm Onkel Theodor die Pfeife aus dem Mund, lehnte sich nach vorne und blickte auf das Bild. „Würde es deinem Gemüt nicht besser bekommen, wenn du einen fröhlicheren Teil des Bildes sticken würdest statt der dunklen Wolken?“, fragte er.

„Ich stickte immer den Teil, der dem Zustand meiner Seele entspricht, Onkel.“

Er lehnte sich wieder zurück und steckte sich die Pfeife wieder in den Mund. „Immerhin hast du heute Suppe zu dir genommen. Das kleine Wesen, das du unter deinem Herzen trägst, wird sich gefreut haben.“

„Ich glaube, dem Kleinen geht es gut, Onkel. Es ist mein großes Mädchen, das mir Tag und Nacht schwer auf der Seele liegt.“

Sie zog eine Länge graues Garn aus ihrem Korb, bevor sie weiterredete. „Es läuft also darauf hinaus, Onkel, dass wir ein neues Testament erstellen und Birch Heights an Sir Malcolm vermachen werden, um unsere Tochter und Eddy zurückzubekommen. Uns bleibt kein anderer Weg übrig. Viel Zeit haben uns die Schurken nicht gegeben. Noch vier Tage. Mit jedem Tag wird es unwahrscheinlicher, dass Jake und Dickon die Kinder finden. Am besten fangen wir gleich an, unsere Koffer zu packen. Und dann ist es noch nicht einmal sicher, dass sie uns Elinor wirklich zurückbringen. Ich traue ihnen zu, dass sie das Anwesen an sich reißen und unserem Kind trotzdem Schaden zufügen.“

„Male nicht alles so schwarz, Charlotte. Lieber machen wir uns Gedanken darüber, wie es gut ausgehen könnte. Du hast mir heute Morgen erzählt, dass die aussichtslose Lage von Hiob dir wieder Hoffnung gegeben hat. Dass du dir über den Stab und den Stecken in dem berühmten Psalm Gedanken gemacht hast: göttlicher Halt mitten im dunklen Tal. Noch habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben.“

„Du hast recht, Onkel. Manchmal denke ich: Lieber aufs Schlimmste vorbereitet sein, so bleibt man vor weiteren Enttäuschungen geschützt. Lieber gleich unten bleiben, als wieder aufstehen, nur um nachher wieder hinzufallen. Und dann bekomme ich doch wieder Hoffnung ...“ Sie hielt kurz inne. „Hast du das gehört, Onkel?“

„Was?“

„Pferde an der Brücke. Aber vielleicht war es doch nichts.“

Onkel Theodor nahm seine Pfeife aus dem Mund und horchte. Dann erhob er sich rasch. Es ertönten Geräusche, nach denen Charlotte sich seit Tagen gesehnt hatte: Diesmal knirschten wirklich Räder auf den Kieselsteinen, Pferde wieherten, Männerstimmen stießen Rufe aus.

Charlotte sprang auf und rannte zur Tür hinaus, in den Flur und durch den Haupteingang. Konnte es sein oder hatte sie es sich wieder eingebildet? Hob sich da eine helle Stimme von den anderen ab? Die nächsten Minuten verliefen wie im Traum. Jake sprang aus der Kutsche, gefolgt von Dickon. Dann Elinor. Ein Rausch von Freudenschreien, Tränen, Umarmungen, Raufereien, wer wen zuerst ans Herz drücken und küssen durfte. Franny und Harriet kamen aus der Küche gerannt, die Polizisten, die immer noch im Haus stationiert waren, eilten aus dem Speisezimmer.

Charlotte ließ Elinor nicht aus dem Blick, streichelte ihre Haare, hielt ihre Hand, fuhr mit den Fingern über ihre Wangen und fragte immer wieder nach ihrem Wohlergehen. „Mama, zum letzten Mal. Ich bin es wirklich, ich bin wohlauf, ich bin nicht ausgehungert, ich bin nicht geschlagen oder ermordet worden, und wenn du mir bitte etwas zu essen bestellst, dann geht es mir noch besser!“

Franny nahm Elinor in die Arme, bedeckte sie mit Küssen und trug sie vor Freude ins Haus.

„Charlotte, darf ich dir den wahren Helden dieser Geschichte vorstellen?“ Jake stand neben der Kutsche und reichte seine Hand hinein. „Hier ist dein Eddy. Oder vielmehr, Edward. Edward Forsythe-Drake. Dein Fleisch und Blut. Dein kleiner Bruder. Ihm ist die ganze Rettung zu verdanken.“

„Aber Edward ist doch –“

„Es wurden zwei Todesfälle vorgetäuscht, meine Liebe, nicht nur einer.“

Kurze, knappe Erklärungen folgten. Edwards Flucht aus *Hoddington Place*, seine Reise nach Cornwall, Mr Creeks Erpressung.

Charlotte legte ihre Hände auf seine Schultern, küsste sein Gesicht immer wieder und wuschelte mit beiden Händen durch seine Haare. „Ich verliere ein geliebtes Kind und bekomme zwei zurück. Kein Wunder, dass ich das Gefühl hatte, dich schon immer gekannt zu haben! Willkommen zu Hause, mein süßer, kleiner Bruder! So viel Glück wird mir in einer einzigen Stunde geschenkt! Ich fasse es nicht!“ Sie legte einen Arm um Edward und führte ihn ins Haus.

Schließlich fand sich die feiernde Gesellschaft im Esssaal wieder. Franny schürte das Feuer im Kamin, Kerzen wurden angezündet, Sektkorken flogen in die Luft, Elinors Lieblingskekse lagen auf hübschen Tellern und aus der Küche wurden Sandwiches und eine heiße Suppe gebracht.

Mitten in den Feierlichkeiten nahm Jake Charlotte zur Seite, legte seine Arme um sie und blickte ihr in die Augen. „Du hast die Zeit überstanden, meine Liebe“, sagte er. „Hast du gespürt, wie mein Herz Tag und Nacht nicht nur für unsere Tochter, sondern auch für dich und unser ungeborenes Kind geblutet hat?“

Er vergrub sein Gesicht in ihren Haaren, bevor er weiterredete. „Unsere Freude ist jedoch noch etwas getrübt, Charlotte. Frederik und Marie sind noch in London.“

„Frederik? Marie? Frederik ist doch in die Hütte in den Weinbergen gezogen. Und darf es uns wichtig sein, was mit Marie passiert? Sie ist doch selber schuld –“

„Charlotte, das war Teil der Lüge. Wir hätten es ahnen müssen. Noch weiß Elinor nichts von Marias Schicksal. Nun lassen wir unsere Kinder ein wenig feiern, dann muss Edward uns allen erzählen, was er erlebt hat. Der Kerl ist ein Genie und der tapferste aller Helden. Aber wie sollte das auch anders sein? Er ist immerhin mit dir verwandt.“

Sie kehrten in die feiernde Runde zurück. Alle lachten übermütig, über jede Kleinigkeit: über den Suppenteller, der zu Boden fiel und zersplitterte, über Elinors Erzählungen von der Spinne, die in der Zelle in *Blanche House* über ihr Gesicht gekrabbelt war, über die unverschämte Frau im Gasthof, an dem sie unterwegs angehalten und die Pferde gewechselt hatten. Nach und nach wurde der Ton ernster. Jake berichtete von der vergeblichen Suche nach Spuren der Kinder, von seiner wachsenden Verzweiflung, von seiner Verblüffung und der Fassungslosigkeit, als auf einmal die Kinder mit Dickon zusammen vor der Tür vom *Grünen Fass* standen.

„Ich dachte, es seien drei Gespenster“, erzählte er. „Aber es blieb keine Zeit zum Staunen, wir mussten sofort aufbrechen.“

Mitten in seiner Erzählung warf Elinor plötzlich ein: „Mama, ich habe Miss Marie noch gar nicht bemerkt. Wo ist sie? Ich höre sie nicht. Warum ist sie nicht da?“

„Abtrünniges Frauenzimmer – wenn sie es jemals wagt, ihr Gesicht noch mal hier zu zeigen ...“, murmelte Franny.

Jake wandte sich zu ihr hin. Sein Ton war scharf. „Das möchte ich in diesem Haus nie wieder hören, Franny“, fuhr er sie an. Dann drehte er sich zu seinem jungen Schwager. „Deine Stunde ist gekommen, Edward. Erzähl Franny und Elinor von Marie. Bisher hattest du ja noch keine Gelegenheit dazu bei eurer eiligen Flucht. Wiederhole alles, was du mir in der Kutsche erzählt hast, als Elinor geschlafen hat.“

„Da muss ich die Geschichte vom Anfang an erzählen, dann komme ich zu Marie“, antwortete Edward. Er erzählte von seiner Kindheit in den Gassen Londons. Von der Bitterkeit seines Vaters gegen die reichen Verwandten und von dessen vorgetäuschten Tod. Von William, von seiner Flucht und den glücklichen Umständen, die ihn nach Birch Heights führten.

„Und die ganze Zeit war er Edward, aber er durfte es nicht sagen, weil Mr Creek mich entführen wollte!“, unterbrach ihn Elinor. „Mr Creek hat ihm gedroht. Lass mich jetzt erzählen, Eddy. Du behältst ja all die spannenden Teile für dich!“

Elinor schilderte den Gang in die Höhlen. Die Entführung, die Todesängste, die sie überfielen, als es ihnen klar wurde, dass sie auf dem Weg nach London waren. Unter dem ungläubigen Gelächter aller Beteiligten erzählte sie von Edwards Idee, so zu tun, als ob er sich über sein neu erobertes Erbe aufrichtig freuen würde. Von dem Testament, dessen Existenz er frei erfunden hatte, von seinen Besuchen in der Zelle. Edward unterbrach sie immer wieder mit Kommentaren wie: „Du übertreibst, so mutig war ich auch wieder nicht!“ oder: „So wie du geschrien hast, hätte keine Mücke in der Zelle überlebt.“

„Aber du hast gesagt, ich soll schreien! Und wie du gelogen hast, Edward. So viele Lügen aus einem einzigen Mund habe ich noch nie gehört!“

„Lass mich jetzt zu Ende erzählen, Elinor! Ich habe nicht gelogen, ich habe nur geschauspielert! Aus der Not heraus. Es war unsere einzige Chance, wegzukommen. Ich musste die bösen Männer überlisten. Zumindest hoffe ich, dass der liebe Gott es so auffassen wird.“

„Und wo ist jetzt Miss Marie? Wann sagt ihr es endlich?“

„Wenn du nicht so oft unterbrechen würdest, wäre ich längst so weit!“, rügte Edward sie. Es wurde still im Raum. Niemand lachte mehr. „Die Männer dachten, Marie sei tot“, erzählte Edward. „In den Fluten angekommen, als sie nach uns suchte. Ich weiß nicht, wie sie da rauskam.“

Dann erzählte er von ihrem Besuch vor Elinors Zelle in *Blanche House* und von der Eile, mit der die Männer aus dem Haus stürzten, um ihr hinterherzurennen. „Sie hat den Köder gespielt, damit wir flüchten konnten. So sind wir frei hinausspaziert und kurz darauf Dickon in die Arme gelaufen. Frederik ist in London geblieben, um Marie zu suchen.“

Eine Kerze knisterte und ging aus.

„Das heißt, Marie hatte mit eurem Gang in die Höhlen und mit der Entführung gar nichts zu tun?“ Charlottes Stimme war matt.

„Sie hatte uns verboten, in die Höhlen zu gehen, Mutter“, weinte Elinor. „Sie dachte, wir seien mit euch nach Sedgeworth gefahren. Es war alles meine Schuld.“ Sie klammerte sich an Charlotte und fing an, hyste-

risch zu schluchzen. „Sie hat uns gerettet, Mama. Und jetzt ist sie von den Männern gefangen worden. Und wenn sie stirbt, ist es meine Schuld!“

Dort, wo eben noch ausgelassene Freude geherrscht hatte, hing nun Betroffenheit in der Luft. Franny biss sich auf die Lippen und blickte abwesend auf einen Rest Wein in ihrem Glas. Charlotte kämpfte gegen die Tränen.

„Wir haben Marie ein großes Unrecht getan“, sagte Jake.

Elinor sprang hoch. „Dann fahren wir sofort zurück nach London und suchen nach ihr, bis wir sie gefunden haben!“, rief sie energisch.

„Elinor, setz dich wieder“, befahl ihr Vater. „Du gehst nirgendwohin. In *Whitechapel* wird die Hölle los sein, nachdem die Herren eure Flucht entdeckt haben. Da ist keiner von uns sicher. Frederik ist der Einzige, der eine Chance hat, Marie zu helfen. Er ist unbekannt und kann sich bedeckt halten. Wir können nur hoffen und beten, dass es ihm gelingt.“

„Er sendet bestimmt eine Nachricht, sobald es Neuigkeiten gibt“, sagte Dickon. Er legte seinen Arm um Franny, die ihr Gesicht in den Händen verbarg und deren Schultern heftig bebten.

„Sieh es so, Franny. Wenn du sie nicht vor die Tür gesetzt hättest, wäre sie nicht so schnell zu Frederick geeilt und nicht so bald nach London gekommen“, mischte sich Onkel Theodor nun ins Gespräch ein. „Vielleicht hat es so sein müssen.“

„Ich glaube nicht, dass unsere Kinder eine weitere Nacht ausgehalten hätten“, meinte Jake. „Dickon, geh mit Franny ins Dorf zu Lydia und erzähl ihr, dass wir mit den Kindern zurück sind. Und sag ihr, dass sie den lieben Herrgott um Maries Leben anflehen soll.“

„Und dass sie die ganze Zeit recht hatte“, fügte Charlotte hinzu.

„Sofort, Mylord.“

Jake wandte sich Elinor und Edward zu. „Und ihr Kinder geht mit Elinors Mutter zu Bett. Onkel Theodor und ich erwägen weiter, wie wir Marie und Frederik helfen können. Wenn wir nach zwei Tagen nichts gehört haben, reite ich zurück nach London.“

„Ich kann nicht schlafen, wenn Miss Marie nicht da ist“, klagte Elinor.

„Wir schlafen alle zusammen in meinem Zimmer“, schlug Charlotte vor. „Edward, du kommst auch. Ich möchte euch beide keinen Augenblick aus den Augen lassen.“

Edward ging auf Charlotte zu. „Hier, das ist für dich.“ Er drückte Charlotte etwas in die Hand. „Das hast du mir einmal geschenkt, richtig?“

„Ich kann mich nicht erinnern, aber mit Muscheln haben wir oft gespielt, als du klein warst. Und eine Schnur durchgefädelt haben wir auch!“

„Immer wenn ich die Muschel in der Hand hielt, ging es mir gut, Charlotte! Und inzwischen weiß ich, warum!“

Charlotte wischte eine Träne aus dem Auge, legte einen Arm um jedes Kind und führte die beiden zur Treppe.

Im Speisezimmer zog Onkel Theodor an seiner Pfeife und sagte nichts.

„Und schon wieder hattest du recht, Onkel“, seufzte Jake, während Harriet die letzten Kerzen löschte. „Marie war eine Heldin und du hast es gewusst.“

„Na ja, so viel konnte ich nicht ahnen. Nur dass die Frau gut war. Durch und durch gut. Das habe ich gesehen. Man sieht es an den Augen.“

„Und was machen wir jetzt, Onkel Theodor? Jetzt, nachdem wir diese elende Geschichte selber verschuldet haben, uns in fast jedem Urteil geirrt haben und eine unschuldige, heldenhafte junge Frau vielleicht mit dem Leben büßen muss?“

„Wir tun das, was in der Regel am Klügsten ist. Wir warten, vertrauen Gott und beten. Frederik hat einen weisen Kopf auf seinen breiten Schultern. Wenn einer es schafft, Marie zu helfen, dann er.“

Kapitel 18

Frederik und Marie wanderten an einem warmen Spätsommertag Arm in Arm an einem rauschenden Fluss entlang. Sie kamen an einem Wegweiser vorbei, auf dem der Name *Mellfield* in die entgegengesetzte Richtung zeigte. Enten schnatterten im seichten Gewässer am Ufer des Flusses.

„Ich habe gezählt“, sagte Marie. „Es sind vier Wochen. Meine Laufbahn als Mrs Grayman ist ab morgen zu Ende.“

„Ich hatte gehofft, dass sie erst anfängt“, antwortete Frederik. „Ich halte es in dieser ländlichen Idylle an deiner Seite gut aus.“

„Aber bald werden unsere Gastgeber sich fragen, warum Mr und Mrs Grayman getrennte Räume bewohnen. Außerdem kostet diese Idylle dich jeden Tag noch mehr von deinen Ersparnissen, Frederik. Du musst wieder arbeiten. Wegen mir bist du bald mittellos. Ich bin gesund, auch ich muss arbeiten, sonst sinke ich wieder in einen Abgrund.“

Frederik blickte auf Marie nieder. „In Birch Heights gibt es genug Arbeit für uns beide. Wie ich von Dickon hörte, ist Lady Elinor krank vor Sehnsucht nach dir. Alle hoffen und erwarten, dass du bald zurückkommst.“

Marie schaute in die andere Richtung. „Das kann ich nicht“, entgegnete sie. „Ich habe es immer wieder bewegt, Frederik. Es geht nicht. Ich kann den lieben Menschen nicht in die Augen schauen nach dem, was sie über mich erfahren haben. Franny, Lady Charlotte, Lord Jake ... nach allem, was war.“

„Marie, sie wissen inzwischen die Wahrheit. Sie verdanken dir das Leben ihrer Tochter, Edwards Leben, den Erhalt ihres ganzen Vermögens. Sie halten dich in großen Ehren.“

„Aber ich habe meine Jugend in einem Bordell verbracht – das wissen jetzt alle und das kann ich nicht ändern.“

„Ich werde ihnen von den Umständen berichten, unter denen du dorthin gebracht wurdest. Du warst ein Opfer der Machenschaften anderer, du hast keine Schuld!“

Marie schüttelte als Antwort nur den Kopf. „Als ich gestern spazieren gegangen bin, bin ich Mrs Crowfield von *Meadow Hall* begegnet, die immer die Eier nach *Mellfield Arms* bringt, und habe ihr alles erzählt. Das hätte ich auch in Birch Heights machen sollen, gleich am Anfang. Ich habe ihr auch gesagt, dass wir nicht wirklich Mr und Mrs Grayman sind. Sie sucht dringend eine Küchenhilfe und will mir eine Chance geben. Ich beziehe ein kleines Zimmer bei ihren Bediensteten. Keiner fragt dort nach meiner Vergangenheit, sie sind um die zusätzliche Hilfe froh, vor allem jetzt in der Ernte- und Einmachzeit. Ich werde mich als tüchtig erweisen und bin mir sicher, dass ich mir dort ein neues Leben aufbauen kann.“

Sie liefen weiter. Frederik schwieg einige Minuten lang. Dann wandte er sich plötzlich zu Marie hin, nahm ihre Hände in die seinen und suchte ihren Blick. „Marie, ich kann mir nicht vorstellen, ohne dich zurück nach Cornwall zu reisen. Ich möchte nicht, dass du Mrs Grayman bist, ich möchte dich zu Mrs Frederik Campton machen. Deshalb frage ich dich jetzt noch einmal – diesmal im vollen Bewusstsein, wer du wirklich bist: Willst du mich heiraten?“

Marie senkte ihre Augen und spürte, wie ihre Wangen glühten. „Frederik –“

„Lass mich zu Ende reden. Ich möchte dich als meine gesetzmäßige Ehefrau mit nach Hause nehmen, dort, wo wir beide hingehören. Ich habe dir nichts mehr zu bieten. Den Hof, den ich gerne mit dir geteilt hätte, kann es nicht mehr geben. Aber mich selber habe ich. Vielleicht vermietet Lord Greenwold uns ein Häuschen als Belohnung dafür, dass du seine Kinder gerettet hast. Mein Verlangen, mehr als alles andere im Leben, ist es, dich zur glücklichsten Frau der Welt zu machen. Was meinst du dazu, Marie?“

Marie zog ihre Hände aus seinem Griff und verfolgte mit ihren Augen einen Enterich, der aus dem Fluss ans Ufer gesprungen war und in ihre Richtung watschelte.

„Ich sage das Gleiche dazu wie beim ersten Mal. Ich kann es dir nicht antun, Frederik. Du verdienst eine Frau mit tadellosem Ruf aus gutem Haus. Ich will arbeiten. Ich werde alles sparen, was ich kann, um dir das zurückzuerstatten, was du für meine Befreiung und Verpflegung ausgegeben hast. Ich werde zwar nie alles zurückzahlen können, aber allein das ist für mich Grund genug, hierzubleiben und zu arbeiten.“

„Ich will dein Geld nicht, Marie. Keinen Pfennig davon. Ich will dich, deine Liebe, deine Nähe. Auch wenn du meine Liebe nicht erwidern kannst, komm bitte trotzdem mit nach Birch Heights. Es ist dein Zuhause.“

Marie schüttelte den Kopf. „Dränge mich nicht, Frederik. Ich habe Mrs Crowfield schon versprochen, dass ich komme. Ich ziehe morgen zu ihr. Und du musst dorthin zurückkehren, wo du hingehörst.“

Frederik legte seine Hand auf ihren Arm. „Warte, Marie. Liegt deine Unwilligkeit an meinem wüsten Verhalten an dem Abend, als du mich in der Hütte aufgesucht hast? Seit Wochen quält mich Reue darüber. Umso

mehr möchte ich dich umsorgen, das wiedergutmachen, was ich falsch gemacht habe. Meine Gefühle für dich haben sich seit unserem Gespräch auf der Brücke nicht geändert.“

„Ich mache dir keine Vorwürfe, Frederik. Du bist und bleibst der feinste Mann, den ich jemals kennengelernt habe. Wir sind uns durch die Umstände der vergangenen Wochen nahegekommen, zu nahe, aber wenn der Alltag zurückkehrt, wird alles wieder normal werden, und die Gefühle kühlen wieder ab. Dann kommt es auf andere Dinge an, Dinge, die langfristig zählen.“

„Du gibst also zu, dass du etwas für mich empfindest, Marie?“

„Gefühle halten eine Ehe nicht ein Leben lang zusammen, Frederik. Sondern eine Welt, die man miteinander teilt. Meine und deine Jugend könnten nicht unterschiedlicher sein. Wenn du dich an mich bindest, trägst du meine Schmach dein Leben lang. Irgendwann wachst du morgens auf und stellst fest, dass die Dirne von *Whitechapel* die Mutter deiner Kinder ist. Mein Beschluss steht fest. Mache es nicht schwieriger, als es ohnehin ist. Leb wohl, Frederik, ich muss nun gehen!“ Sie drehte sich um und eilte mit gebeugtem Kopf zurück ins Dorf.

Frederik blieb noch lange am Ufer des Flusses stehen und blickte ins Wasser. Als er zu der Unterkunft in *Mellfield Arms* zurückkehrte und an Mariens Tür klopfte, kam keine Antwort. Er öffnete die Tür und sah, dass ihr Bett sauber abgezogen und die Kommode leer geräumt war. Ihre Tasche war weg.

Es klopfte an Charlottes Tür.

„Herein!“, rief Charlotte und drehte sich auf ihrem Stuhl um. Frederik stand in der Tür. Er nahm seinen Hut ab und verneigte sich. Charlotte erhob sich, eilte auf ihn zu und nahm seine entgegengestreckte Hand in ihre beiden Hände.

„Bin ich froh, dass du wieder da bist!“, rief sie erleichtert aus. Sie führte ihn zu einem Stuhl neben ihrem Sekretär, deutete ihm, Platz zu nehmen, und setzte sich wieder hin. Es war kurz still, beide rangen nach Worten.

„Und Sie sind in guter Gesundheit nach allem, was war, Mylady?“, fragte Frederik schließlich.

„Ich habe alles gut überstanden, Frederik. Wie du siehst, ist es nicht mehr lange bis zur Niederkunft. Vor wenigen Wochen hatte ich guten Grund zu glauben, dass nur *ein* Kind, mein ungeborenes, mir bleiben würde. Und nun – dank deiner Mühe – habe ich drei. Beziehungsweise zwei und einen Bruder. Und auch noch mein Haus und mein Vermögen. Wie können wir dir jemals Danke sagen, Frederik?“

„Nicht mir, sondern Marie, ist alles zu verdanken“, antwortete Frederik. „Mein einziger Verdienst ist, dass ich Mr Creeks Lüge über Mariens angebliches Mitwirken an der Entführung früher erkannt habe. Früh genug, um sie schnell nach London zu befördern. Den Rest hat sie erledigt.“

„Wir haben gehofft, dass sie mit dir zurückkommt, Frederik. Elinor und Edward fragen jeden Tag nach ihr. Stattdessen liegt hier ein Kündigungsbrief von ihr bei mir auf dem Tisch. Ohne Absenderadresse. Wie können wir sie überreden, zurückzukommen?“

Frederik drehte seinen Hut in den Händen. „Ich fürchte, das geht nicht, Mylady. Sie will einen Neuanfang.“

„Aber wie belohnen wir sie für ihren Verdienst an uns und an Birch Heights, der unbezahlbar ist?“

„Das will sie auch nicht, Mylady. Sie macht sich große Vorwürfe, dass sie nicht gleich am Anfang die ganze Wahrheit erzählt hat. Als sie es wollte, stand sie schon unter der Macht von Mr Creek und seinen Drohungen gegen Elinor.“

Charlotte erhob sich und trat zum Fenster. „Wie konnte so eine feine Frau dazu kommen, in diesem Sündenpfehl gefangen zu sein?“, fragte sie.

„Ganz einfach, Mylady. Ihre Mutter starb jung, bei der Geburt eines Bruders. Der Vater verwarhloste, verspielte sein Geld und überließ das Mädchen ihrer Tante, die es abgrundtief hasste und vernachlässigte. Der Onkel war ein Freund von Mr Creek. Sie können sich vorstellen, wie die Geschichte weiterging.“

Charlotte ging eine Weile schweigend am Fenster auf und ab. Schließlich wandte sie sich wieder Frederik zu. „Ich liege Nacht für Nacht wach und kann es mir immer noch nicht vorstellen, was das arme Mädchen alles durchleiden musste. Wenn ich es richtig verstehe, hatten Mr Creek und Sir Malcolm ihre Pläne geschmiedet, lange bevor Marie hierherkam. Wir können den Tag als glücklich erachten, an dem sie hier auftauchte. Ohne

ihre Kenntnisse über die Gegebenheiten in London hättet ihr die Kinder nie gefunden.“

„Das ist richtig, Mylady. Maries Belohnung ist es, zu wissen, dass Elinor und Edward in Sicherheit sind. Der Abstand tut ihr gut. Sie dürfen nicht vergessen, Mylady, dass sie auch hier in Birch Heights Schlimmes erlebt hat. Sie ist in den Höhlen fast ertrunken. Gleich danach wurde sie mit wüsten Anklagen von Franny vor die Tür gesetzt, danach leider auch von mir. Ich befürchte, es gibt im Leben Unrecht, das nicht wiedergutzumachen ist.“

„Franny ist untröstlich, Frederik. Ich glaube, sie würde alles geben, um sich bei Marie zu entschuldigen. Du weißt, wo sie sich aufhält?“

„Ja, Mylady. Sie hat eine Anstellung in der Küche einer gütigen Hausdame, der sie gleich alles erzählt hat. Ich musste versprechen, dass ich die Adresse ihrer neuen Arbeitgeberin nicht verrate, und ich will dem Versprechen treu sein. Ich sehe, dass Ihr Stickbild fast fertig ist, Mylady.“

Charlotte hob das Bild auf, das auf der Fensterbank lag. „Du versuchst, das Thema zu wechseln, Frederik. Was dir nicht gelungen ist. Ich sticke es aber erst fertig, wenn Marie wieder da ist. Befehl von Elinor.“

Es war eine Weile still zwischen ihnen. Schließlich setzte Charlotte wieder an: „Bevor du deine Taschen auspackst, erzähl mir, wie es dir ergangen ist, Frederik.“

Frederik erhob sich. „So weit ganz gut, Mylady. Ich war in Westminster und habe das Treiben von Mr Creek und Sir Malcolm in der Polizeizentrale gemeldet. Die Behörden waren entgegenkommend. Anscheinend gibt es doch einige Polizisten, die keine Kunden von *Blanche House* waren und seit Jahren bezüglich der dunklen Geschäfte in *Whitechapel* und *Blanche House* Verdacht schöpften, aber endgültige Beweise fehlten ihnen bisher. Sie wollten sich sofort damit befassen und die Verbrecher hinter Gitter bringen. Ich hoffe, aus dieser Ecke ist für Sie nichts mehr zu befürchten.“

„Ja, die Behörden haben sich mit Lord Greenwold in Verbindung gesetzt. Auch das war also dein Verdienst, Frederik.“

„Mylady, nichts ist ein Verdienst, wenn man es aus Aufrichtigkeit und Gottesfurcht macht, aus Fürsorge für die Menschen, die man liebt. Und für die Menschen, die man nicht kennt, die aber andere lieben und die auch durch ruchlose Menschen zu Schaden kommen.“

Er hielt es für weiser, ihr nicht zu verraten, dass er fast seine gesamten,

hart verdienten Ersparnisse in *Blanche House* gelassen hatte, um Marie zu befreien. Und den Rest hatte er in *Mellfield* verbraucht.

„Noch eine Frage, Frederik, dann lasse ich dich ziehen. Warst du ... ich meine ... hast du ... liebst du Marie?“

„Wie kann man so eine Frau *nicht* lieben, Mylady?“ Er verneigte seinen Kopf und verließ eilig den Raum.

Elinor schlich auf Zehenspitzen zur Küche und horchte an der Tür. Ein Löffel klapperte in einem Topf und es duftete nach Kohl. Franny war also da. Harriet hatte sich mit Kopfschmerzen in ihr Zimmer zurückgezogen.

„Franny, bist du es?“, fragte sie.

„Was hast du hier unten zu suchen, Mädchen – du sollst Julius Caesar und die römische Eroberung bis zum Mittagessen gelernt haben.“

Elinor atmete auf. Franny klang nicht schlecht gelaunt. Überhaupt war ihr Ton seit der Rückkehr der Kinder weicher geworden.

„Es gibt Wichtigeres als Julius Caesar und die Römer“, sagte Elinor, die zuversichtlich in den Raum getreten war und sich an den Tisch gesetzt hatte.

„Hast du einen Moment Zeit für mich, Franny? Ich brauche deinen Rat.“

Als Antwort hörte Elinor, wie Franny den Topf vom Herd nahm, sich die Hände an ihrer Schürze abwuschte und sich zu Elinor an den Tisch setzte. „Es ist noch nie vorgekommen, dass du meinen Rat wolltest, Elinor. Das muss etwas Dringendes sein. Du machst mich neugierig.“

Elinor holte aus ihrer Schürzentasche ein Stück Papier und breitete es auf dem Tisch aus. „Das ist eine Anzeige für eine neue Gouvernante, nicht wahr, Franny? Liest du sie mir bitte vor?“

Es raschelte. Sicher setzte Franny sich ihre Lesebrille auf die Nase.

Herrschaftliches Kleinanwesen sucht Gouvernante für zwei aufgeweckte, gut erzogene Kinder. Guter Umgang mit Sehbeeinträchtigungen erwünscht. Die Dame muss –

„Halt, Franny, das reicht.“ Elinor lehnte sich nach vorne und suchte nach Frannys Hand, die sie fest in ihre nahm. „Hör zu, Franny. In dem Moment, in dem eine neue Gouvernante dieses Haus betritt, hört eins der beiden Kinder an Ort und Stelle auf, gut erzogen und aufgeweckt zu sein, und zwar ich. Ich will keine Gouvernante außer Miss Marie. Miss Marie muss zurück nach Hause kommen.“

„Sie will es aber nicht, Elinor. Wir wissen nicht, wo sie ist, und sie will nicht, dass wir es wissen. Damit ist die Sache erledigt.“

„Wir wissen es nicht, aber andere wissen es, Franny. Du und ich, wir beide haben etwas wiedergutzumachen. Du warst von Tag eins an nicht sehr nett zu Miss Marie und es war meine Schuld, dass wir in die Höhlen gegangen sind und entführt wurden und sie fast ertrunken oder später ermordet worden wäre. Dann bist du wiederum schuld, dass sie nicht ins Haus kommen durfte, um Hilfe zu holen.“

Franny ließ Elinors Hand los. „Kannst du mir sagen, ob du böse oder nachdenklich schaust, Franny? In der Luft spüre ich es nicht.“

„Ich ... ich schaue empört. Ich bin zornig, dass du mir so etwas vorwirfst, aber ehrlich genug, um dir recht zu geben.“

„Gut“, antwortete Elinor. „Wir sitzen im gleichen Boot. Mrs Earling weiß, wo Marie sich aufhält. Und Mrs Earling ist deine Freundin.“

„Woher willst du wissen, dass Mrs Earling es weiß, Elinor?“

„Weil Edward sie gestern besucht hat und gesehen hat, dass genau dieselben Kleider, die Marie an dem Tag anhatte, an dem sie bei uns in *Blanche House* aufgetaucht ist, an Mrs Earlings Wäscheleine hingen. Edward fallen solche Dinge auf. Wir wissen von Frederik, dass sie von Mrs Earling trockene Sachen bekommen hat, bevor sie nach London aufgebrochen ist. Daraus schliesse ich, dass sie eine Verbindung zu Mrs Earling hat. Typisch Marie, die ausgeliehenen Sachen zurückzuschicken. Und bestimmt hat sie bei Mrs Earling ihre Adresse nicht verheimlicht wie bei uns.“

Franny schwieg einen Moment. Elinor hörte bloß, wie sie mit ihrer Schürze raschelte. „Und was hast du jetzt vor?“

„Edward hat mir geholfen, eine eigene Anzeige für eine Gouvernante zu schreiben. Diese Anzeige muss im Dorfblatt erscheinen in der Ortschaft, in der Marie sich befindet. Und das Blatt muss Marie in die Hand gedrückt werden.“

Sie kramte wieder in ihrer Tasche und holte einen zweiten Papierbogen heraus. „Lies bitte vor, Franny.“

Verzweifelt sucht Mädchen mit Sehproblemen dringend nach ihrer verschollenen Gouvernante und ist trostlos, bis sie diese findet. Würde die Dame sich bitte so schnell wie möglich zurück zum Dienst melden? Besagtes Mädchen stickt erst dann das Stickbild fertig, das ihre Mutter endlich am Bett ihres kleinen Bruders aufhängen möchte.

„Das kannst du nicht machen, Elinor. Und wie bitte schön soll ich das in Maries Hand drücken, ohne ihren Wunsch zu missachten sie nicht aufzusuchen?“

„Du musst sie nicht aufsuchen. Nur die Nachricht jemandem geben, der sie weitergibt. Wie du das machst, ist mir gleich. Du findest einen Weg. Mit Mrs Earlings Hilfe. Sobald wie möglich, noch bevor diese Damen vor der Tür Schlange stehen, um mich zu einer gebildeten Lady zu machen, und ich schon wieder einen Weg finden muss, sie wieder loszuwerden.“

Franny schwieg wieder. Sicher dachte sie nach. Dann erhob sie sich plötzlich und holte ihren Mantel vom Haken neben der Tür. „Na gut. Versuchen kann man es.“

Elinor sprang auf, warf ihre Arme um Frannys Hals und küsste sie auf beide Wangen. „Franny, wenn du das schaffst, dann sind wir für den Rest unseres Lebens enge Freunde, und ich werde dich nie wieder beleidigen, nie wieder frech sein.“

„Man soll aufpassen, was man verspricht“, lachte Franny, eilte zur Küchentür hinaus und ließ eine hoffnungsvolle Elinor zurück.

„Eins der schlimmsten Dinge, wenn man blind ist, ist, dass man Schneeflocken nicht sehen kann. Edward, haben sie wirklich sechs Zacken und sind alle unterschiedlich? Auch heute?“

Edward und Elinor hatten das Fenster in ihrem Spielzimmer weit aufgemacht und hielten ihre Gesichter nach oben, damit sie die Schneeflocken, die sanft vom Himmel schwebten, auf ihrer Haut fühlen konnten.

„Sie haben immer sechs Zacken und sind auch heute alle unterschiedlich. Elinor, gerade vorhin hast du eine gemalt und zwei weitere für den Fensterschmuck ausgeschnitten. Du weißt, wie Schneeflocken aussehen!“

„Jetzt fühle ich sie“, antwortete Elinor. „Winzig kleine, kalte Tupfer auf meinem Gesicht. Jetzt ist eine auf meiner Nase gelandet.“

„Und was haben die Tränen dort zu suchen?“, fragte Edward plötzlich.

Elinor wandte sich zu ihm hin, schniefte und wischte ihre Nase mit dem Ärmel. „Seit unserem Albtraum in London und seit Miss Marie nicht mehr da ist, kann ich mir Dinge nicht mehr vorstellen“, klagte sie. „Nur wenn sie da ist, kann ich die Dinge sehen, die man ohne Augen sehen kann. Ich habe Angst, dass ich es bald gar nicht mehr kann, Edward! Weihnachten steht vor der Tür, und sie ist immer noch nicht da. Vor der Entführung wollten wir uns den Weihnachtsbaum, die Engel, die Hirten und die Sterne vorstellen. Wenn sie nicht bald kommt, widerrufe ich mein Versprechen, bis zum Ende meines Lebens brav zu sein. Ich habe es nur unter der Bedingung gemacht, dass Miss Marie wiederkommt.“

Edward legte einen Arm um ihre Schulter. „Mrs Earling sagt, wir sollen das tun, was Gott will, ohne Bedingungen zu stellen. Weil es uns guttut. Und weil Gott es verdient.“ Er zog das Fenster zu, kletterte von der Fensterbank hinunter und half auch Elinor hinunterzuhüpfen.

Sie setzte sich an den Tisch und redete weiter. „Wenn ich Gott bald nicht mehr mag, ist er selber schuld, Edward. Ich liege ihm jeden Tag in den Ohren. Aber er meldet sich nicht. Ich habe ihm Briefe geschrieben, ihm immer wieder gesagt, dass ich für den Rest meines Lebens jeden Tag eine Stunde lang bete, wenn es sein muss. Ich habe Bilder für ihn gemalt, weil ich dachte, dass er meine kritzelige Schrift nicht mag oder sie nicht lesen kann, weil ich nicht sehe, was ich schreibe. Ich danke ihm jeden Tag dafür, dass Marie uns retten konnte und die bösen Männer jetzt im Gefängnis sitzen. Ich war fast jeden Tag gehorsam, sogar zu Franny war ich fast immer nett.“

Sie hielt mitten in ihrer Rede inne. „Edward, was will er noch? Was kann man mehr tun als das? Und immer noch kommt keine Marie. Bald geht mir die Kraft aus – und die Geduld auch. Es braut sich ein kräftiger Wutausbruch in mir zusammen, der irgendwann herausplatzt.“

„Bitte nicht, Elinor. Das Leben ist ohne deine Wutausbrüche schöner und sicherer, ehrlich. Versuche, dir die schönen Dinge vor Augen zu halten. Du hast einen kleinen Bruder bekommen und du musst nicht mehr Lady von Birch Heights werden, wenn du groß bist. Das übernimmt jetzt Lord Thomas Montague Greenwold von Birch Heights. Lass dir den Namen auf der Zunge zergehen. Stell dir all den Spaß vor, den wir mit dem kleinen Lord haben werden.“

„Ich versuche es, Edward. Im Moment stell ich mir aber nur die endlosen kleinen Strümpfe vor, die Harriet strickt und für die ich die Wolle immer wickeln muss. Als ob wir noch mal zehn Lord Thomas Montagues zu erwarten hätten.“

„Dann erinnere dich daran, dass der liebe Gott weitere Gouvernanten von uns ferngehalten hat. Wir kommen gut ohne aus.“

„Eine Miss Greyfield war gestern da und hat sich von Mutter viel zu fröhlich verabschiedet und so was wie ‚Bis bald‘ gesagt. Hat sie so schrecklich ausgesehen, wie sie geklungen hat, Edward? Sie hat sich nach einer langen, spitzen Nase, kleinen runzeligen schwarzen Augen und fettigen dünnen Haaren angehört.“

Edward lachte. „Da stimmt in der Tat etwas mit deiner Vorstellungskraft nicht, Elinor. Miss Greyfield wird in der Küche angestellt, du Dummkopf, um Franny und Harriet zu helfen. Sie hat hellbraune, lockige Haare und eine Stupsnase und ganz hübsche Augen. Du brauchst eine Ablenkung. Komm, wir proben unsere Texte für die Christmesse und setzen uns dazu an den Kamin.“

Er holte den Bildband mit der Weihnachtsgeschichte vom Regal. Sie legten sich Seite an Seite auf eine Wolldecke, die vor dem Kamin ausgebreitet war, und stützten ihre Ellbogen auf die Kissen, die auf der Decke lagen.

„Du fängst an, Elinor. Den schwierigen Teil mit dem Wort und dem Fleisch hast du. Ich schaue im Buch, ob du ihn richtig gelernt hast.“

„*Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit*“, zitierte Elinor.

„Noch mal, Elinor, viel feierlicher, viel freudiger: *und wir sahen seine Herrlichkeit*. So als wenn du begeistert wärst und selber die Herrlichkeit gesehen hättest. Mit den inneren Augen, von denen Marie dir immer erzählt hat. Vielleicht solltest du für den Teil lieber aufstehen.“

Elinor erhob sich, stellte sich vor Edward hin und wiederholte leidenschaftlich: „*und wir sahen seine Herrlichkeit*.“

„Moment, anhalten, Elinor!“

„Was ist nun schon wieder? Ist was mit dir, Edward?“

„Dann stimmt es doch!“

„Was stimmt doch?“

„William.“

„Edward, denkst du nur laut, oder willst du mir etwas erzählen? Wenn ja, dann musst du es mir besser erklären.“

Edward setzte sich auf, schürte das Feuer und zog Elinor neben sich auf die Decke. „Bevor William gestorben ist, haben wir über die andere Welt geredet, in der Kinder nicht geschlagen und angebrüllt werden, in der es keinen Mr Creek gibt, keine eiskalten Füße und keine leeren Mägen, wenn man ins Bett geht. Es war unser einziger Trost.“

„Was hat das mit Weihnachten zu tun?“

„Es hat alles mit Weihnachten zu tun! Bevor William gestorben ist, hat er mir versprochen, dass er jemand aus dieser anderen Welt schicken würde, falls es sie – diese andere, schönere Welt, meine ich – tatsächlich gibt. Jemand, der mich abholt und wegbringt. Jetzt geht mir ein Licht auf. Es ist tatsächlich jemand aus der anderen Welt gekommen. Gott selber, sozusagen. Das ist doch der ganze Sinn von Weihnachten, Elinor! William und ich haben gehant, dass es so etwas geben müsste, nur haben wir nicht gewusst, wo und wer. Aber wir haben richtig gehant! Bethlehem, Himmel, Jesus – nur die Namen haben gefehlt!“

„Aber hoffentlich ist Gott nicht gekommen, um dich abzuholen.“

„Na ja, irgendwann schon, wenn meine Zeit gekommen ist. Ich hoffe, erst, wenn ich ganz alt bin. Denn seitdem ich in Birch Heights bin, habe ich doch Lust, noch eine Weile dazubleiben. Aber es ist mir noch etwas eingefallen.“

„So viele Dinge auf einmal?“

„Mrs Earling mag Gott und redet mit ihm, deine Eltern mögen Gott

und reden auch mit ihm. Dort, wo Leute mit Gott reden, wird weniger geschimpft und gebrüllt. Mrs Earling hat einmal gesagt, wir können ein Stück der anderen Welt hier in diese Welt bringen. Deshalb ist Birch Heights ein fröhlicher Ort.“

Elinor seufzte. „Das klingt schön, Edward. Wirklich schön.“

Ihr Gespräch wurde durch Schritte im Gang unterbrochen. Franny erschien an der Tür, sie schien außer Atem zu sein. „Ihr sollt sofort zu Lady Charlotte in den Salon kommen“, sagte sie. „Die neue Gouvernante ist da und möchte euch kennenlernen.“

„Richte ihr bitte aus, dass wir kein Interesse haben“, antwortete Elinor in bestimmtem Ton. „Wir haben beschlossen, dass wir ohne Gouvernante ganz gut auskommen, nicht wahr, Edward?“

Doch Edward hatte sich schon erhoben. „*Du* hast das beschlossen, Elinor. Ich gehe runter. Bleib du hier, wenn du möchtest, ich hole dich, wenn es etwas Interessantes zu berichten gibt.“

Elinor stampfte mit dem Fuß. „Auf gar keinen Fall gehst du alleine, Edward. Du bist viel zu nett. Wenn sie dich nur anschaut, wird sie schon entzückt sein und bleiben wollen. Jetzt schauspielern wir wieder. Ich schreie und zanke und schimpfe wie in London – wetten wir, dass sie dann gleich die Flucht ergreifen wird? Du kannst mich schelten, wie du willst, Franny, ich will keine Gouvernante mehr.“

Es war Elinor, als unterdrücke Franny ein Kichern, doch wieso sollte sie das tun?

Mit schleppendem Schritt folgte Elinor Edward. Kurz vor der Tür zu Charlottes Salon schrie sie extra laut auf und stampfte mit dem Fuß auf die Marmorfliesen in der Eingangshalle. „Edward, du gemeiner Flegel. Ich finde alles, was du sagst, albern.“ Ihre Stimme wurde lauter und hysterischer, als die Tür zum Salon aufging. „Du hast so krumm und falsch vorgelesen. Sag mal, bist du bei den Schafen im Stall groß geworden? Bist du wirklich mit mir verwandt? Schäme dich! Überhaupt finde ich alle Menschen dumm. Und eine neue Gouvernante kommt gar nicht infrage. Das soll sie gleich von vornherein –“

Sie hielt mitten im Satz inne. Zwei Arme legten sich von hinten um ihre Schultern, weiche Haare kitzelten ihr Gesicht von der Seite, ein warmer Kuss wurde auf ihren Kopf gesetzt.

„Wirklich, meine süße Elinor? Ich kann gleich wieder gehen, wenn du möchtest!“

„Nein, nein!“, schrie Elinor. „Das kann nicht wahr sein! Miss Marie! Bist du es wirklich?“ Sie tastete aufgeregt mit den Händen. Maries Gesicht, ihre Haare, ihren Mund, ihre Nase, ihre Augen.

Schließlich brach sie in Tränen aus, trat einen Schritt von Marie zurück, stemmte ihre Hände in die Hüften und stampfte wieder auf den Boden. „Und warum, darf ich fragen, hast du so lange gebraucht, Miss Marie? Wenn du doch gewusst hast, dass ich vor Trauer schier wegsterbe?“

„Du siehst recht lebendig aus, dafür, dass du vor Trauer fast weggestorben wärst“, lachte Marie. Inzwischen hatte sie auch Edward an sich gedrückt und hielt beide Kinder fest. Tränen flossen und Franny drückte Elinor ein Taschentuch in die Hand.

Ihre Mutter, die den brabbelnden Säugling auf dem Arm hielt, lud alle in ihren Salon ein. Nach der freudigen Begrüßung wurden Plätzchen und Tee herumgereicht. „Na, Elinor? Sollen wir diese Gouvernante behalten?“, fragte ihre Mutter.

„Zuerst muss sie erklären, warum sie erst jetzt kommt!“ , beharrte Elinor.

„Das erzähle ich dir nach und nach, Elinor“, antwortete Marie. „Ich musste mir über viele Dinge Gedanken machen. Ich kam gestern schon und durfte bei Franny und Dickon übernachten. Wir haben uns fast die ganze Nacht unterhalten. Und dann bin ich hierhergekommen. Ich hatte irgendwo gelesen, dass eine junge Dame dringend eine Gouvernante braucht. Wie ich sehe, fehlt hier eine strenge Hand und etwas Erziehung.“

Alle lachten und scherzten. Dickon klopfte mit der Nachricht an der Tür, dass Maries Taschen auf ihr Zimmer gebracht worden seien.

„Aber bevor ich auspacke, habe ich noch etwas zu erledigen“, sagte Marie und stand auf. „Ich möchte schauen, ob Mrs Earling zu Hause ist, und falls ja, bin ich später am Nachmittag wieder da!“

Elinor drückte Miss Marie noch einmal und ließ sie dann gehen. Nun wusste sie ja, dass es nur für kurze Zeit war.

Marie zog ihre Stiefel an, warf ihren Winterumhang über die Schultern und die Kapuze über die Haare und schritt hinaus in die kalte Winterlandschaft. Einige Jungen aus dem Dorf schmückten einen großen Weihnachtsbaum, der draußen neben dem Haupteingang von Birch Heights aufgestellt war. Sie machten gerade eine Pause und warfen lachend und johlend Schneebälle in die Luft.

„Birch Heights – zauberhaft und verhüllt in Weiß“, flüsterte sie. „Nichts mehr von der Dunkelheit zu sehen. Als ob Gott alles reingewaschen, zugeeckt und geschmückt hat – damit wir alle von vorne beginnen können.“

Ihre Stiefel knirschten auf dem frischen Schnee. Sie stapfte durch das Waldgestrüpp. Hier war die Stelle, an der sie Frederik zum ersten Mal begegnet war. Nein, sie hatte beschlossen, ihre Gedanken nicht in diese Richtung treiben zu lassen. Sie hatte sich vorgenommen, neuen Eindrücken Raum zu schaffen, schmerzhaft Gedanken an die Vergangenheit aus ihrem Bewusstsein zu verbannen.

Sie hatte seine Heiratsangebote aus gutem Grund abgelehnt und konnte nicht erwarten, dass er ein drittes Mal fragen würde. Weder Franny noch Charlotte hatten Frederik erwähnt und sie hatte sich nicht getraut, nach ihm zu fragen. Vielleicht hatte er schon längst eine andere Frau kennengelernt, die besser zu ihm passte. Vielleicht war er auch gar nicht mehr in Birch Heights. Damit wäre die Sache ein für alle Mal begraben.

Sie trat auf die gewölbte Brücke und blieb stehen. Der Flut von Erinnerungen konnte sie plötzlich nicht mehr standhalten. Hier hatte er ihr seine Liebe erklärt, sie zärtlich berührt. Hier hatte sie ihn in jener Nacht wieder gesucht, aber nicht gefunden. Hier war sie nach ihrer Flucht aus den Höhlen entlanggelaufen. Gemischte Gefühle wühlten ihre Seele auf, als sie auf das Wasser hinunterschaute.

Alles war still, nur das Wasser im Fluss gurgelte träge und langsam vor sich hin. Die Schneeflocken fielen immer dichter und schneller. Marie warf ihre Kapuze nach hinten, um die Flocken auf ihren Haaren und auf ihrer Haut zu spüren. Auf einmal hörte sie Schritte auf der Brücke, die vom Dorf kamen. Sie drehte sich langsam um. Fast hätte er sie nicht gesehen und wäre an ihr vorbeigeieilt. Eine Wollmütze bedeckte seine Augen beinahe ganz und sein Blick war nach unten gerichtet.

„Frederik?“

„Marie! Wie ... Was ... was machst du hier?“

„Ich ... schaue dem Wasser zu“, antwortete sie und drehte sich wieder halb zum Fluss hin.

„Ich war noch nie im Winter hier“, fuhr sie fort. „Im Sommer fließt es anders. Es rauscht und sprudelt ungehindert über die Felsen. Im Winter blubbert es nur. Es muss sich seinen Weg an den Eisschollen vorbeikämpfen. Man hört aber jedes Geräusch. Weil es keine anderen Geräusche gibt.“ Schon beim Sprechen wurde ihr klar, wie unpassend in diesem Augenblick eine Rede über die Geräusche und Bewegungen des Wassers war.

Hier stand der Mann, dem sie ihr Leben zu verdanken hatte, der sie liebevoll gepflegt hatte, als sie sterbenskrank war, der in sie verliebt gewesen war – und alles, was sie über ihre Lippen bringen konnte, waren Beobachtungen über den Fluss.

Sie schüttelte den Kopf. „Es tut mir leid, Frederik. Ich bin so über- rascht, dich plötzlich zu sehen. Ich habe einfach das gesagt, was mir gerade durch den Kopf ging. Wie dumm. Ich bin auf dem Weg nach Hipperclove und möchte schauen, ob Mrs Earling zu Hause ist.“

„Überhaupt nicht dumm“, widersprach Frederik. Er trat näher und stellte sich neben sie an die Brüstung. Zusammen blickten sie hinunter ins Wasser.

„Wenn ich ...“ Er setzte an, die Stille zu durchbrechen, aber sie kam ihm zuvor.

„Elinor braucht mich dringend“, unterbrach sie ihn hastig. „Ich weiß, ich habe gesagt, ich könne nie zurückkehren, aber ich habe eingesehen, dass das falsch war. Du bist wohlauf, Frederik?“

„Ja, danke“, gab er zur Antwort, ohne sie anzuschauen. „Ich war gerade in Hipperclove. Franny und Dickon ziehen nach Birch Heights zurück, weil Frannys Rheuma schlimmer wird und die Treppe in ihrem Häuschen zu steil und schmal ist.“

Marie nickte. „Ich war gestern und heute bei ihnen. Sie haben mir davon erzählt. Lord Jake lässt im Erdgeschoss von Birch Heights einen Raum einrichten, damit sie nur die Treppe zur Küche hinunter zu bewältigen hat.“

Frederik warf einen schüchternen Blick zur Seite auf Marie. „Ja, und so wird das Haus leer. Lord Greenwold hat mich gebeten, das Haus seiner Mutter zu übernehmen. Er will es mir schenken als Dank für die Hilfe bei der Rettung der Kinder.“

„Oh, wirklich?“ stotterte Marie. Und bevor sie ihre Worte wieder hinunterschlucken konnte: „Allein?“

„Ich hoffe, nicht“, antwortete Frederik. Er drehte sich zu ihr hin und nahm ihre Hand. „Marie, wenn ich dich ein drittes Mal in Verlegenheit bringe, dann sage es mir gleich, und ich werde dich nie wieder mit dem Thema belästigen. Meine Wünsche sind unverändert. Zu meiner Liebe für dich, die ich dir damals offenbart habe, als wir hier auf der Brücke gestanden sind, kommt jetzt eine tiefe Bewunderung für deine Aufrichtigkeit, deinen Mut, deine Selbstlosigkeit hinzu. Du bist eine außerordentliche Frau, Marie. Hast du immer noch Vorbehalte, mein Angebot anzunehmen?“

Marie senkte ihren Blick und drückte seine Hand. „Ja“, flüsterte sie durch Tränen hindurch. „Ich habe immer noch Bedenken, ob ich jemals für dich gut genug sein kann. Aber ich habe versucht, ohne dich zu leben, Frederik, und es geht nicht. Ich hatte mich zu sehr daran gewöhnt, Mrs Grayman zu sein.“

Sie blickte zaghaft zu ihm hoch. Ein Strahlen breitete sich über sein Gesicht aus. Er ergriff ihre Hände, zog sie zu sich, drückte sie an sein Herz, wickelte sie in seine Jacke und vergrub sein Gesicht in ihren Haaren. So standen sie eine Weile wortlos, während die Schneeflocken immer dicker und schneller um sie herum fielen.

„Meine liebste Marie. So oft habe ich von diesem Augenblick geträumt. Wann darf ich dich zu meiner Frau machen?“

„Wir müssen Elinor fragen“, schmunzelte sie.

„Elinor?“

„Ich habe ihr gerade eben versprochen, dass ich keine großen Entscheidungen mehr ohne ihre Genehmigung treffen werde!“

Frederik lachte laut. „Dann nichts wie hin! Und direkt danach besuchen wir Mrs Earling.“ Er stieß Marie sanft von sich, zog ihr die Kapuze über die Haare, küsste sie und hakte sich bei ihr unter.

Sie verließen die Brücke und liefen Arm in Arm zurück nach Birch Heights.

ENDE

*Hat Ihnen dieses Buch gefallen?
Schreiben Sie's uns auf www.brunnen-verlag.de.
Ihre Meinung zählt!*

Ingrid Kretz

Die zweite Braut von Cold Ashton Manor

Historischer Roman

416 Seiten. Hardcover
ISBN 978-3-7655-3761-5



1799: Als der junge Lord Richard Clarke von Cold Ashton Manor und die Apothekerstochter Amber Devaney sich verlieben, erscheint eine gemeinsame Zukunft unmöglich. Zu große Standesunterschiede trennen die beiden voneinander, auch wenn ihre Liebe stark ist. So stark, dass Amber bald ein kleines Geheimnis unter dem Herzen trägt. Seinen Eltern zum Trotz versucht Richard nun erst recht, um ihre Hand anzuhalten.

Doch plötzlich ist Amber verschwunden. Ihre Familie schweigt sich aus und Richard verzweifelt. Als er auch nach langer Suche keinen Hinweis auf ihr Verbleiben findet, muss er sich der Frage stellen: Kann er Amber noch irgendwann finden oder soll er die Zweckehe eingehen, die seine Eltern ihm vorgeschlagen haben?

Eine packende Geschichte, die immer wieder eine unvorhersehbare Wendung nimmt.

BRUNNEN VERLAG GMBH
www.brunnen-verlag.de

Gertraud Schöpfli

Wenn wir wieder Schwestern sind

Historischer Roman

400 Seiten. Paperback
ISBN 978-3-7655-2055-6



2022 erschien „Auf der anderen Seite des Sturms“ – jetzt wird die Geschichte der Familie weitererzählt. Ein exzellent recherchierter historischer Liebesroman über die Generation der Kinder und ihre Stürme im Leben, verbunden mit authentischen Einblicken in das Leben von deutschen Missionaren in China.

1901: Die 21-jährige Sofie und ihre Schwester Grete folgen dem Ruf nach China, in die deutsche Kolonie Tsingtau, um zwei unbekannte Missionare zu heiraten. Doch das Abenteuer nimmt eine dramatische Wendung: Während der Überfahrt erkrankt Sofie schwer und wird von ihrer Stiefschwester Grete hintergangen, als diese Sofies Verlobten heiratet.

Groll und Bitterkeit nisten sich im Herzen Sofies ein und auch Gretes Ehe gestaltet sich anders als gedacht. Wem soll Sofie nun ihr Herz schenken? Und welche Liebe ist stärker als der Verrat, um aus den Schwestern wieder Verbündete zu machen?

Ein fesselnder Roman über Rivalität, Sehnsucht und die Suche nach Vergabung in einer fremden Welt.

BRUNNEN VERLAG GMBH

www.brunnen-verlag.de

Amy Jasmin Ritter

Hinter dem Schleier

Roman

384 Seiten. Paperback

ISBN 978-3-7655-3621-2



1857: Elissa Belham ist der schöne Liebling der Londoner Gesellschaft. Doch dann wird sie bei einer Explosion schwer entstellt und versteckt sich fortan hinter einem Schleier. Als sie mitbekommt, dass es jemand auf die abgesehen hat, flieht sie mittellos nach York und nimmt im Haus eines jungen Arztes eine Anstellung an.

Raphael Williams hat erst kürzlich sein Augenlicht verloren und hadert mit dem Leben, bis Elissa in seine Dunkelheit tritt.

Doch wie können Elissa und Raphael wieder Freude finden, wenn beide den Blick für die Schönheit des Lebens verloren haben? Und was ist mit Elissas Verfolgern, die weiterhin auf der Suche nach der „verschleierte Frau“ sind?

BRUNNEN VERLAG GMBH

www.brunnen-verlag.de

